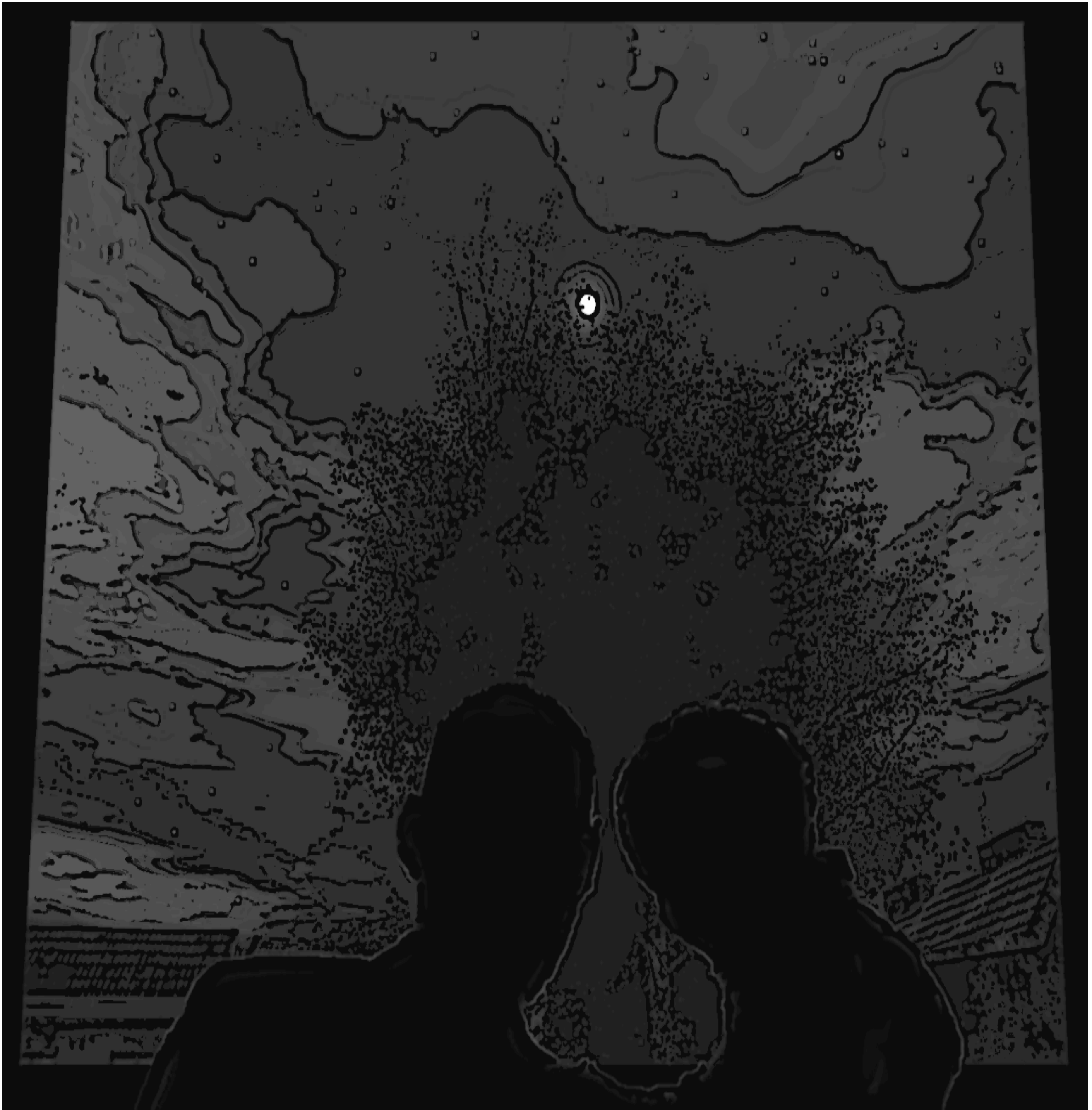
„Von der Seele ...“
Band Eins



Gute-Nacht- und Guten-Tag-
Geschichten,
die ich Dir erzählte

Marc A. Dinger

geschrieben und gewidmet

meinem über alles geliebten Sohn Marlon

„In jedem Buch ist ein wenig Wahrheit versteckt. In den Meisten ist sie schwer zu finden. Ich hoffe, Du wirst in diesem - und den drei Büchern, die später noch folgen werden - die Wahrheit nicht lange suchen müssen.“

Dein Papa

„Von der Seele ...“
Band Eins

Geschichten, die ich Dir erzählte, als ich es noch konnte
und
Geschichten, die ich Dir erzählte, wenn ich es noch könnte.

6 - 11 Jahre

VORWORT / PROLOG

Mein allerliebster Schatz

In einer Vollmondnacht im Jahr 2011 konnten wir beide nicht schlafen, also haben wir uns in das große Bett am großen Fenster gelegt und rausgeschaut. Im hellen Mondlicht konnten wir sehen, wie der Baum, der alle umliegenden Dächer überragte, im Wind schwankte. Die Wolken rasten über den Himmel und dazwischen glitzerten ein paar Sterne. Nun fehlte nur noch eine Geschichte, aber als ich das Licht anmachte, um ein Buch zu holen, haben wir gemerkt, dass wir draußen gar nichts mehr sehen konnten, weil sich die Lampe in der Fensterscheibe spiegelte. Also haben wir das Licht wieder ausgemacht und ich habe Dir im Dunkeln Geschichten erzählt statt vorgelesen.
Geschichten, die ich selbst erzählt bekommen hatte, Geschichten, die ich in alten und neuen Büchern gelesen hatte. Geschichten, von denen ich in fernen Ländern gehört hatte. Geschichten, die ich mir ausgedacht habe. Geschichten, die nach ihrer langen Reise in dieser Nacht zu Deinen wirklich ganz eigenen Gute-Nacht-Geschichten wurden.

Am nächsten Morgen hast Du sofort die Guten-Tag-Geschichte erfunden ... aber wir haben schnell gemerkt, dass wir trotz dieser genialen Erfindung nicht rund um die Uhr Geschichten erzählen können. Ich habe Dir dann versprochen, dass ich Dir all diese Geschichten aufschreibe, damit Du sie selbst lesen kannst, wenn ich irgendwann nicht mehr da bin, um sie Dir zu erzählen …

Wenn ich dir damals Geschichten erzählt habe, dann hast du immer, wenn Du etwas nicht genau verstanden hast, nachgefragt, damit ich es dir erkläre. Es hat mich sehr gefreut, dass Du so neugierig bist … wenn Du Dir selbst etwas wirklich nicht erklären kannst, dann frag Deine Mama, Deine Freunde, Deine Lehrer oder wen Du sonst gerade triffst. Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten und wenn Dich alle Antworten nicht zufrieden stellen, dann findest Du vielleicht irgendwann, irgendwie selbst eigene Antworten auf Deine Fragen.

Gute Geschichten werden seit jeher von den Menschen genau aus diesem Grund weitererzählt: Um Fragen zu beantworten, die auf die eine oder andere Weise jedem gestellt werden könnten. Wenn junge und alte Menschen von diesen Geschichten lernen konnten, dann wurden sie als gute Geschichten weitererzählt. Manche wurden über tausende von Jahren immer wieder erzählt. Die Menschen lauschten den Geschichten und konnten dabei mal lachen, mal weinen, immer etwas lernen und sie später Anderen weitererzählen.

Ich hoffe, die Gute-Nacht- und Guten-Tag-Geschichten machen Dir viel Spaß, bringen Dich häufig zum Lachen, nicht zum Weinen und können helfen, Fragen zu beantworten, die sich Dir vielleicht stellen.

Ganz und gar wirst Du dieses Buch wahrscheinlich erst verstehen, wenn Du es vielleicht irgendwann Deinem eigenen Kind vorliest und sie oder er dann anfängt, Dir Fragen zu stellen …

Dein, Dich für immer über Alles liebender

Papa

INHALT / INDEX

4 – Vorwort / Prolog

8 – Dem alten Mann lief das Pferd weg und er wusste nicht, ob es ein Segen war

17 – Die Geschichte vom Pferd Mah

28 – Der angekettete Elefant oder Wie ein Elefant seine Freiheit fand

45 – Blinde und ein Elefant

57 – Hund und Wolf

61 – Damon und Phintias, Pythagoreer

89 – Die Bürgschaft (Gedicht)

94 – Echnaton, Nofretete und Tutanchaton

120 – Moses und der weise Mann

127 – König Salomon

130 – Des Kaisers neue Toga

144 – Die Schildbürger

156 – Frosch und Skorpion

159 – Der Hund und sein Spiegelbild

163 – Der Hund und sein Spiegelbild (Gedicht)

165 – Zwei Hunde

168 – Hans im Glück

179 – Der verlorene Sohn

182 – Wind

185 – Frösche in der Milch

189 – Der arme Fischer

194 – Wie die armen Leute wohnen

197 – Der Wettlauf der Hasen

201 – Gott sei Dank

206 – Das Geheimnis der Erfahrung

209 – Die Geschichte vom kleinen Piraten und dem Schatz

215 – Häuptling

218 – Vater, Sohn und Esel

222 – Kanit Verstan

229 – Von dem Fischer Peter und seiner Frau Else

240 – Der Mondhase

244 – Das Versteck der wirklichen Weisheit

246 – Die kleine Palme

249 – Hände-Schüttler und Carl, Cowboy und Indianer

309 – Harter Winter

312 – Xhbalanque oder Pancho, Pablo und Paco Panther auf Reisen

354 – Der Panther (Gedicht)

355 – Meister Sammbach

357 – Bea und der Aufstand gegen die Könige der Tiere

378 – Der neue Bischof von Köln

381 – Meuterei an Bord seiner Majestät Schiff Erde

386 – Ein Tag im Leben des jungen Dellon

404 – Zwei Löwen kämpfen in jedem von uns

405 – Möwe Martin

467 – Tumult im Geschichten-Land

497 – Anhang / Appendix

500 – Nachwort / Epilog

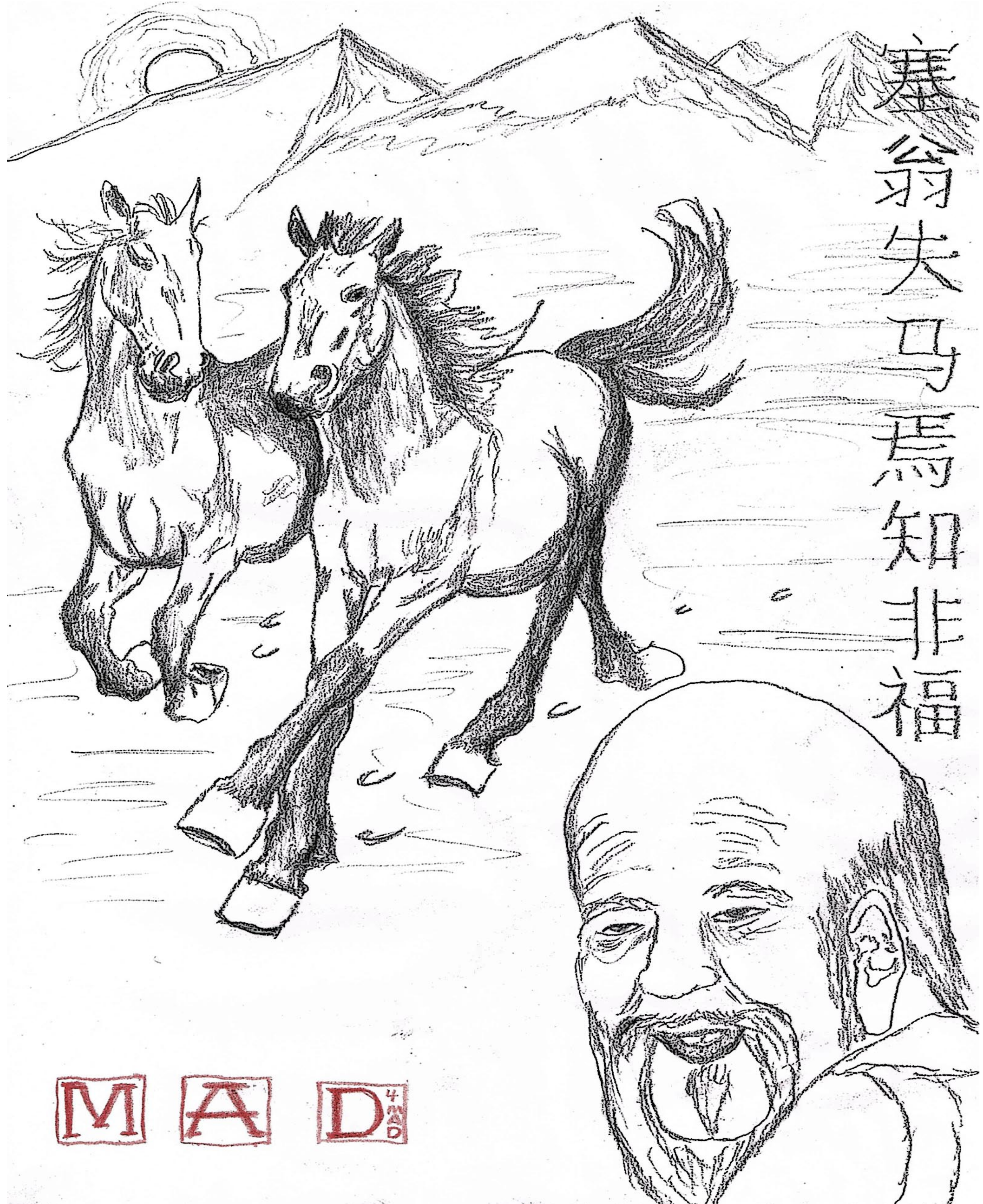
Die Reihenfolge der Erzählungen ist frei wählbar.
Zum besseren Verständnis empfehle ich aber, die erste Geschichte zuerst und die letzte Geschichte zum Schluss zu lesen.

塞翁失马 焉知非福

Sai Weng Shi Mah Jan Tse Fai Fu

oder

Dem alten Mann lief das Pferd weg und er wusste nicht, ob es ein Segen war.



Vor sehr, sehr langer Zeit lebte ein alter Mann mit seiner Frau und seinem Sohn auf einem kleinen Bauernhof im Westen von China, wo er an klaren Tagen die verschneiten Gipfel der höchsten Berge der Welt am Horizont sehen konnte. Sein Name war Herr Weng und er war nicht reich ... aber auch nicht arm, denn er besaß ein Pferd, mit dem er sein Land bearbeiten und die Früchte seiner Arbeit zum Markt bringen konnte. Bevor er das Pferd von einem Händler aus dem mongolischen Norden gekauft hatte, war die Arbeit viel schwerer und dauerte viel länger. Er erinnerte sich gut daran, wie er die Felder damals allein pflügen musste, weil sich seine Frau um den noch ganz kleinen Sohn kümmerte.
Dann hatte er von dem Pferdehändler aus der Mongolei gehört, der im nahen Dorf einige junge Pferde verkaufen wollte. Zwei Tage und Nächte hatte Herr Weng mit Frau Weng das Für und Wider eines Pferdes besprochen. Schließlich waren sie zu dem Entschluss gekommen, eine junge Stute zu kaufen und seither war er jeden Tag mit dieser Entscheidung zufrieden gewesen. Nun musste er morgens nicht mehr so früh aufstehen, denn mit dem Pferd schaffte er die Arbeit viel schneller – so viel schneller, dass er abends auch früher fertig war und so viel mehr Zeit mit seiner Familie verbringen konnte. Besonders dankbar aber war er, dass er nicht mehr den ganzen Tag allein auf dem Feld sein musste. Am Anfang hatte er sich nicht zu helfen gewusst und einfach mit dem Pferd gesprochen, dem er den Namen Mah gegeben hatte. Mah ist einfach das chinesische Wort für Pferd. Er hatte ihr erklärt, dass sie keine Angst vor dem Pflug haben musste oder dass er ihr nun zeigen würde, wie sie zusammen ganz viel leckere Nahrung anbauen würden. Das Pferd Mah hatte dann immer die Ohren nach vorne gerichtet und ihm aufmerksam zugehört. Er war also davon ausgegangen, dass es ihn verstanden hatte und so hatte er weiter mit seinem Pferd gesprochen. Über die Jahre war das Pferd Mah eine Freundin geworden, der er bei der Arbeit alles, was ihn bewegte, erzählen konnte. Diese Freundschaft zeigte sich zum Beispiel auf dem Weg zum Markt. Er konnte zwar viel mehr Gemüse und Reis zum Markt bringen, aber er lud nicht alles auf dem Rücken seiner Pferdefreundin ab. Einen Teil trug er immer noch selbst und Mah trug den schwereren Rest, der ihrer größeren Kraft entsprach. Seine Nachbarn fanden es zwar ziemlich merkwürdig, dass er sein Pferd mit beruhigenden Worten statt mit

der Peitsche zur Arbeit bewegte, aber das war Herrn Weng egal. Deren Pferde schafften nur zwei oder drei Jahre, bis sie erschöpft zusammenbrachen, aber seine Mah hatte nie Probleme gemacht … bis zu diesem einen Tag.
Herr Weng wollte gerade mit seinem – mittlerweile fast erwachsenen – Sohn eine Mittagspause machen und sich in den Schatten eines Baumes setzen. Er füllte noch schnell ihre Krüge und die Schale des Pferdes mit Wasser, als Mah plötzlich unruhig wurde. Seine Ohren drehten sich kurz in alle möglichen Richtungen. Es hob den Kopf hoch, blähte schnuppernd die Nüstern, bevor es sich umdrehte und im gestreckten Galopp losrannte. Der Bauer und sein Sohn riefen ihm nach und am anderen Ende des Feldes kam Mah noch einmal kurz zum Stehen. Sie schaute zurück zu Herrn Weng und seinem Sohn, nickte mit dem Kopf und verschwand dann in Richtung der schneebedeckten Gipfel am Horizont. Sein Sohn versuchte hinterherzulaufen, aber der alte Bauer stand nur da und blickte stumm zu den Bergen. Sein geliebtes Pferd, seine alte Freundin Mah war weggelaufen …
Als er nach Hause kam und seiner Frau davon erzählte, nahm sie ihn in ihre Arme und sagte nichts. Sie kannte ihren Mann schon eine sehr lange Zeit und wusste ziemlich genau, was er in einer solchen Situation denken oder fühlen würde. Ein Nachbar konnte sich allerdings nicht zurückhalten und kam Herrn Weng besuchen. „Weng, du armer Bauer! Ich habe gehört, dass dein Pferd weggelaufen ist.“, sagte der Nachbar, .„das muss ja ganz furchtbar für dich sein … nun musst du wieder allein pflügen und alles allein zum Markt tragen, Was für ein schwerer Schlag ...“ Der Bauer antwortete zunächst gar nicht, aber als der Nachbar weiter jammerte, lächelte Herr Weng und entgegnete schließlich nur „Wir können nie wissen, was ein Segen ist und was nicht!“ Auch Frau Weng lächelte, als sie die Antwort ihres Mannes hörte, aber der Nachbar verstand einfach nicht, wieso der alte Bauer nicht richtig traurig über den Verlust seines Pferdes war.
Am nächsten Tag stand Herr Weng früh auf und weckte seinen Sohn … ohne das Pferd würden sie heute einen langen und schweren Arbeitstag vor sich haben. Doch gerade, als sie sich auf den Weg machen wollten, hörten sie Hufschlag aus dem dichten Nebel, der an diesem Morgen über dem Tal lag. Plötzlich lief ihr Pferd wieder auf den Hof, gefolgt von einem wunderschönen

zweiten Pferd. Die Stute Mah war wohl dem Geruch eines wilden Hengstes gefolgt und hatte ihn scheinbar im Laufe der Nacht überredet, ihr nach Hause und dort sogar bis in den Stall zu folgen. Herr Weng ging in den Stall, streichelte Mah und flüsterte ihr immer wieder das chinesische Wort für Danke ins Ohr „Schesche … Schesche Mah... Danke, dass du zurückgekommen bist und danke, dass du gewartet hast, bis mein Sohn alt genug ist, damit ich nicht allein auf dem Feld stehenbleibe, wenn du dein Glück suchen gehst … du bist wirklich eine treue Freundin, Mah. Schesche.“ Mah schnaufte leise und drückte ihren Kopf ganz fest an Herrn Wengs Brust. Der glaubte einmal mehr, ganz genau verstanden worden zu sein. Den ganzen Tag ließ er beide Pferde zusammen auf einer Weide neben dem Stall und ging mit seinem Sohn allein auf den Feldern arbeiten.
Am Abend, als sie gerade die beiden Pferde zurück in den Stall brachten, kam der Nachbar, um noch einmal nachzuschauen, ob Herr Weng denn nun endlich traurig über den Verlust seines Pferdes sei. Als er das zweite Pferd sah und erklärt bekommen hatte, wie es einfach mit Mah auf den Hof gelaufen war, rief er begeistert „Weng, du glücklicher Bauer, ist das nicht großartig? Nun hast du zwei Pferde und kannst mit deinem Sohn die Felder noch viel schneller bestellen, oder doppelt so große Felder bearbeiten und noch viel mehr Waren auf den Markt bringen … und du kannst zusammen mit deinem Sohn in die Stadt reiten, jeder auf seinem eigenen Pferd.“ Aber während der Nachbar sich sichtlich freute, merkte er, dass Herr Weng nur nickte und lächelte. „Freust du dich denn gar nicht richtig....?“, fragte der Nachbar schließlich leise. Herr Weng antwortete: „Aber ich lächle doch!“. Der Nachbar schüttelte ungläubig den Kopf „Aber zwei Pferde, Weng … das ist doch ein Geschenk des Himmels … da muss man sich doch mehr freuen als mit einem Lächeln!“ Herr Weng lächelte weiter und wiederholte „Wir können nie wissen, was ein Segen ist und was nicht!“ Sein Nachbar sah ihn nur fragend an. „Überleg doch mal“, sagte Herr Weng, „gestern sollte ich traurig sein, weil ich kein Pferd mehr hatte und heute glücklich, weil ich zwei Pferde habe. Dabei hätte ich heute doch nicht zwei Pferde, wäre das eine gestern nicht weggelaufen, oder?“ Der Nachbar gab ihm zwar Recht, aber er verstand es noch immer nicht so richtig. „Gut, du warst gestern nicht traurig, aber du konntest doch gestern noch nicht wissen, dass du heute dafür zwei

Pferde haben würdest …“, gab der Nachbar zu Bedenken. „Eben!“, antwortete Herr Weng „Ich konnte es doch noch gar nicht wissen“. Der Nachbar verabschiedete sich und ging verwirrt nach Hause.
Am darauf folgenden Morgen sollte der neue Hengst an einen Sattel gewöhnt werden - für ein wildes Pferd ging es eigentlich recht einfach, fanden Herr Weng und sein Sohn. Allerdings kannten sie auch nur ihr gutes altes Pferd Mah. Als Herr Weng schließlich aufsteigen wollte, hielt ihn sein Sohn zurück „Bitte, Vater“, bat er ihn „Bitte, darf ich ihn zuerst reiten? Es soll doch mein Pferd werden?“ Und weil sein Sohn ohnehin der bessere Reiter war - zumindest auf Mah - zuckte er mit den Schultern und erlaubte es. Sein Sohn war mächtig stolz und sah sich schon auf dem tollen Hengst in die Stadt reiten. Doch er war keine zwei Augenblicke auf dem Rücken des Pferdes, als es scheute, sich dann auf die Hinterbeine stellte, schließlich den Rücken buckelte und den Jungen in hohem Bogen abwarf. Der schlug auf dem Boden auf und schrie vor Schmerzen. Ein Arzt musste kommen und bald war klar, dass er sich beide Beine gebrochen hatte. Es würde noch ein paar Tage wehtun, er würde noch ein paar Wochen ruhig liegen müssen und es würde ein paar Monate dauern, bis er wieder richtig laufen könnte. Herr Weng wollte seinen Sohn trösten und sagte „Weißt du, mein Sohn...“, aber der unterbrach ihn und sagte mit einem gequälten Lächeln „Ja, doch … ich weiß!“.
Aber der Nachbar wusste es nicht besser und kam sie besuchen, nachdem er im Dorf von dem Unfall gehört hatte. Als er mit Herrn Weng am Krankenbett des Sohnes saß, konnte er sich nicht zurückhalten und sagte bekümmert „Was für ein furchtbarer Unfall!“ und weil er schon ahnte, was Herr Weng sagen würde, fügte er noch bekümmerter hinzu „ ...und die schlimmen Folgen, die diese Tragödie unweigerlich haben wird … du wirst nun lange Zeit keine Hilfe auf dem Feld haben, und dich stattdessen um Medizin und Verbände kümmern müssen, was noch mehr Arbeit bedeutet. Das ist jetzt wirklich furchtbar schlimm …!“ Herr Weng lächelte und sein Sohn lächelte, wenn auch etwas schmerzverzerrt. Dann sagten beide im Chor: „Wir können nie wissen, was ein Segen ist und was nicht!“ Der Nachbar war verwirrter als je zuvor, verabschiedete sich und stapfte nach Hause.
In der folgenden Woche kam der Nachbar nicht und das fand Herr Weng auch gut so. Er hatte wirklich alle Hände voll zu tun, aber mit

der Hilfe seiner alten Freundin, dem Pferd Mah, schaffte er es nicht nur, sich um die Feldarbeit zu kümmern. Er holte auch Medizin für seinen Sohn aus der Stadt. Herr Weng konnte sogar den neuen Hengst überzeugen, sich reiten zu lassen und bei der Arbeit auf dem Bauernhof mitzuhelfen. Als er nach einer Woche zum ersten Mal nach dem Unfall seines Sohnes wieder auf den Markt ging, herrschte dort ein reges Treiben. Zusätzlich zu den Bauern aus der Umgebung waren auch Soldaten aus der Hauptstadt da. Außerdem eine arabische Karawane mit hunderten von Kamelen, die über die Seidenstraße Handel zwischen China und dem fernen Westen trieben. Und natürlich war auch sein Nachbar da. Er kam ihm sogar entgegengelaufen, fuchtelte mit den Armen und rief „Weng, du Glücksdrache, hast du schon gehört, wie glücklich du dich schätzen kannst?“ Herr Weng lächelte und fragte „Weshalb glaubst du denn, dass ich so glücklich sein sollte?“ Der Nachbar deutete auf die Zelte der Soldaten „Die kommen, um alle jungen Männer für die Armee zu rekrutieren, weil sie in den Norden ziehen und Krieg gegen die Mongolen führen wollen“, und dann fügte er noch leise, aber sichtlich vergnügt hinzu „ … aber ich habe nur Töchter und dein Sohn hat beide Beine gebrochen, also werden sie ihn auch nicht mitnehmen … haben wir nicht ein Glück?“ Herr Weng lächelte seinen Nachbarn an, beugte sich vor und flüsterte „Wir können nie wissen, was ein Segen ist und was nicht“. Der Nachbar lächelte diesmal auch „Du hast Recht, Weng … dein Pferd ist weggelaufen und ich meinte, du müsstest traurig sein, dabei stellte sich doch schon am nächsten Tag heraus, das es gar nicht so schlimm war, sondern sogar gut, weil es ein zweites Pferd auf deinen Hof gebracht hat. Also wollte ich, dass du glücklich bist, wo sich doch schon bald zeigte, dass eben dieses zweite Pferd eine sehr schmerzhafte Erfahrung für deinen Sohn und eine Menge mehr Arbeit für dich bedeutete. Darum dachte ich, du müsstest traurig sein. Heute wissen wir, dass dein Sohn genau deshalb nicht in den Krieg ziehen muss … es stimmt, Weng, wir können nie wissen, was ein Segen ist und was nicht!“ Herr Weng legte seinem Nachbarn den Arm um die Schulter und ging mit ihm zu dem Teil des Marktes, wo sich die Karawane niedergelassen hatte. „Sich dessen bewusst zu sein“, sagte Herr Weng auf dem Weg, „dass wir nie wissen, was ein Segen ist und was nicht, macht nur einen kleinen Unterschied … aber diesen kleinen Unterschied macht es dann

auch überall.“
Sie gingen zum Anführer der Araber, den sie schon seit vielen Jahren kannten, denn er lagerte immer in ihrem Dorf, wenn seine Karawane in der Nähe war. Bei einem Tee erzählten sie ihm die Geschichte vom weggelaufenen Pferd, von dem neuen Hengst, den gebrochenen Beinen und von den Soldaten und davon, dass wir nie wissen, was ein Segen ist und was nicht.. „Wer hat es dir verraten?“, fragte der Anführer der Karawane, „Wer hat dir gesagt, dass wir nie wissen können, was ein Segen ist, und was nicht?“ Herr Weng zeigte auf die Berge am Horizont. „Als junger Mann war mein Vater mit mir in den Bergen. Dort haben wir die Leute in der Stadt am Wasserfall besucht … die haben es uns gesagt und es hat mir seither immer geholfen.“ Herr Weng lächelte plötzlich nicht mehr „Wenn ich jünger wäre und mein Sohn nicht krank im Bett liegen würde,“ sagte er leise, „dann würde ich sie wieder besuchen und mich für ihren guten Rat bedanken.“
Der Araber kannte die Stadt am Wasserfall gut und besuchte sie regelmäßig, wenn seine Karawane, schwer bepackt mit Seide aus China, wieder zurück in den Westen zog. Er bot an, den Leuten in den Bergen Herrn Wengs Geschichte zu erzählen und ihnen seinen Dank zu übermitteln. Dann verabschiedeten sich alle, der Nachbar eilte nach Hause zu seinen Töchtern, Herr Weng machte sich mit seiner Freundin, dem Pferd Mah auf den Weg in die Stadt, um frische Medizin für seinen Sohn zu holen. Auch die Karawane brach am nächsten Morgen nach Westen auf.
Der Anführer der Karawane ging, wie versprochen, in die Stadt am Wasserfall und erzählte den Menschen dort von Herrn Weng und seinem weggelaufenen Pferd. Er überbrachte Herrn Wengs tiefempfundenen Dank, bevor er weiter in den Westen zog, um die Seide dort zu verkaufen. Den ganzen Weg dachte er über die Geschichte nach und dachte an Beispiele aus seinem eigenen Leben, wo er sich zu früh gefreut hatte oder zu früh traurig gewesen war. Er kam zu dem Schluss, dass die Leute in der Stadt am Wasserfall recht hatten und dass Herr Wengs Geschichte mit dem Pferd ein sehr gutes Beispiel dafür sei. Er erzählte die Geschichte auch in der Wüste, in der er zu Hause war und von dort, wo sie über viele Jahrhunderte weitererzählt wurde, breitete sich die Geschichte immer weiter aus. Auch nach Norden, nach Russland, wo sie vor ungefähr hundert Jahren ein Mann in ein Buch schrieb.

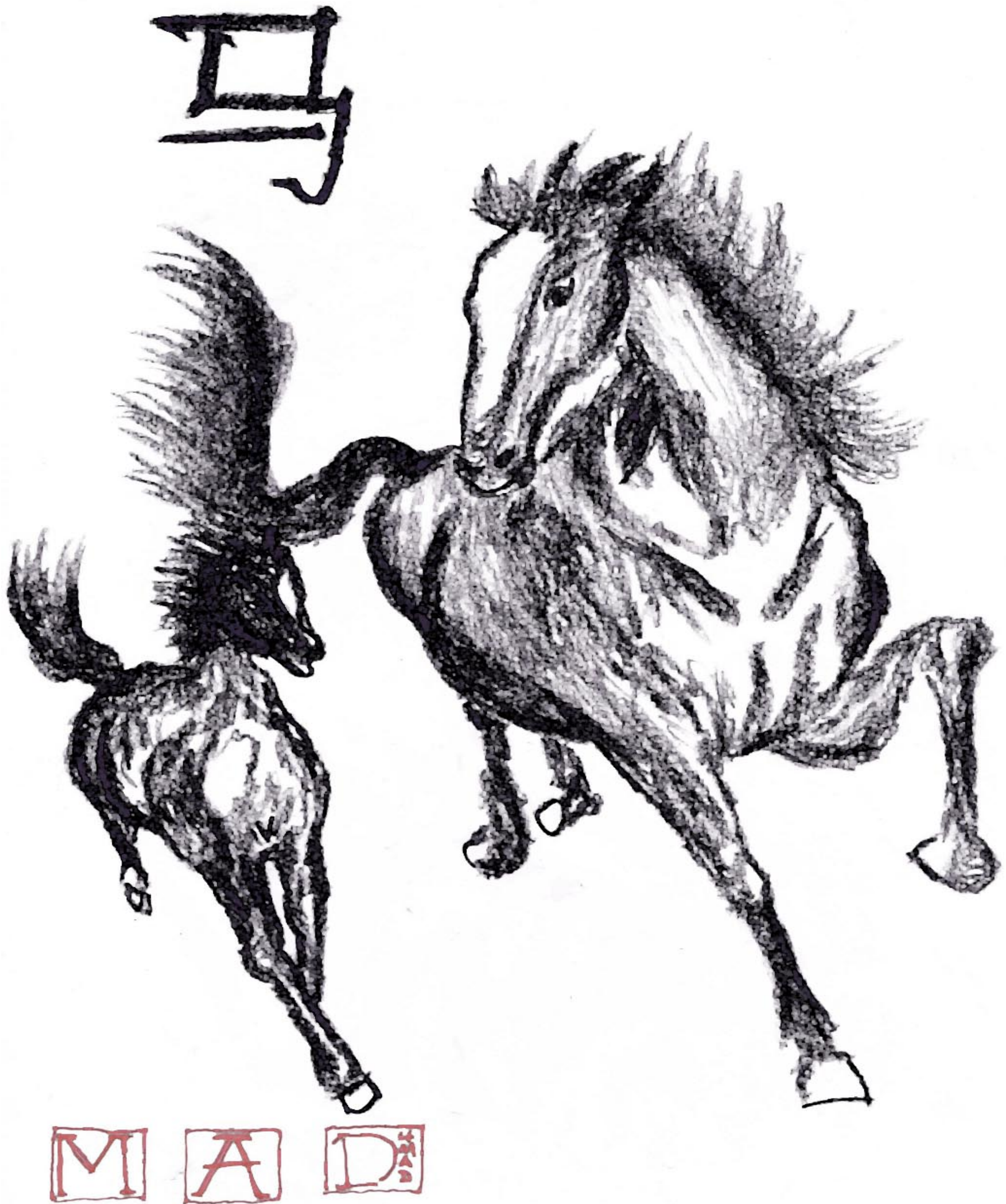
Der Name von Herrn Weng war mittlerweile mehrfach geändert worden, aber die Geschichte blieb immer gleich. Das Buch des Mannes aus Russland wurde irgendwann übersetzt.

In einer solchen Übersetzung hat mein Vater - Dein Großvater Walter - die Geschichte dann gelesen und sie mir später erzählt. Und weil auch ich mich so oft im Leben zu früh gefreut hatte oder zu früh traurig gewesen bin, mochte ich diese Geschichte sofort. Und immer, wenn ich jemanden getroffen habe, der sie gerade gebrauchen konnte, habe ich sie - meistens in einer kürzeren Version - erzählt.
Bei den Maya-Indianern in Mexico oder den Guuna in Panama, bei Rastafari auf den karibischen oder bei den Guanchen auf den kanarischen Inseln haben auch alle die Geschichte gemocht, denen ich sie erzählt habe.
Irgendwann erzählte ich sie in der Wüste einigen Beduinen, die sofort anfingen zu lächeln. Sie kannten und erzählten die Geschichte schon seit Jahrhunderten, schon lange vor mir, meinem Vater, dem Mann, der sie in sein Buch geschrieben hatte. Ich hatte bis dahin gedacht, der habe die Geschichte nicht nur aufgeschrieben, sondern sie sich auch ausgedacht.
Ein paar Jahre später erzählte ich die Geschichte in China meiner Freundin Ying und natürlich kannte sie die Geschichte schon – die Chinesen kannten die Geschichte sogar länger, als die Beduinen in der Wüste. Ying kannte sogar noch den richtigen Namen des alten Bauern: Herr Weng ... und in China sagen Viele noch heute:
SAI WENG SHI MA JAN TSE FAI FU - Herrn Weng lief das Pferd weg und er weiß nicht, ob es ein Segen ist - wenn sie sagen möchten: Man kann ja nie wissen, wofür es gut ist.

Ein oder zwei Jahre nachdem ich aus China zurück war, saß ich mit Dir in dieser wunderschönen Vollmondnacht auf dem großen Bett am großen Fenster und habe Dir zum ersten Mal diese Geschichte erzählt. Damit Du sie nicht vergisst, habe ich sie hier für Dich aufgeschrieben. Denn als ich in dieser Nacht das Licht angemacht habe und wir den Vollmond nicht mehr so schön sehen konnten, warst du zuerst traurig, weil sofort klar war, dass wir nun nicht eine Geschichte lesen und gleichzeitig den Vollmond sehen können, aber dann haben wir einfach Geschichten im Dunklen erzählt und das war noch schöner, denn jetzt waren es unsere Geschichten … und wir konnten den Vollmond sehen … und am nächsten Tag hast Du dann die Guten-Tag-Geschichte erfunden ... und dann haben wir gemerkt, dass wir nicht Tag und Nacht Geschichten erzählen können und so habe ich sie aufgeschrieben und so kannst du sie jetzt lesen und so kannst Du sie vielleicht irgendwann Deinen eigenen Kindern erzählen – denn solange sie erzählt wird, ist sie noch nicht zu Ende.
Jeder Teil der Geschichte war wichtig für das Ganze und so ist es immer. Jede Geschichte besteht aus vielen Teilen, die erst zusammen eine Geschichte ergeben. Einem alten Mann in China läuft ein Pferd weg … das ist keine Geschichte. Aber zusammen mit den anderen Teilen, von den zwei Pferden, die zurück auf den Bauernhof kommen, bis zu den gebrochenen Beinen des Sohnes, die dafür sorgen, dass er nicht in den Krieg ziehen muss und zu der Vollmondnacht, die der Grund war, dass ich das hier aufgeschrieben habe, sind alle Teile wichtig für die Geschichte und bevor sie nicht zu Ende erzählt ist, kann man nie wissen, was ein Segen ist und was nicht.

Wenn wir damals Geschichten immer nur vorgelesen statt auch mal erzählt hätten, hätte ich mir vielleicht nie die andere Geschichte ausgedacht, die ich Dir damals auch direkt danach erzählt habe, weil du unbedingt mehr vom Pferd Mah hören wolltest.
Und weil diese beiden Geschichten dadurch einfach wie eine zusammengehören …

Die Geschichte vom Pferd Mah



Das Pferd Mah wurde in der Mongolei geboren, nördlich von China, wo es die größten Pferdeweiden der Welt gibt - ein Meer aus Gras, so weit das Auge reicht. Mahs Mutter Mahma war überglücklich, eine so wunderschöne junge Stute als Tochter zu haben und das zeigte sie ihr auch. Pferde sprechen zwar nicht so viel miteinander, zumindest nicht in einer für uns leicht verständlichen Sprache, aber das bedeutet nicht, dass sie nicht miteinander reden. Mahs Mutter wich in den ersten Wochen nicht von ihrer Seite, streichelte sie mit ihrer Nase, ihren Lippen, ihren Ohren und ihrem Schweif, drückte sie sanft an ihre Flanke. Das alles bedeutete ein und das selbe. Würden wir es in unsere Worte übersetzen, wäre es wohl so etwas wie „Ich hab dich ganz, ganz, ganz lieb.“ Mah verstand das, ohne, dass sie erst lernen musste. Es war für sie ganz deutlich.

Auch die anderen Pferde mochten Mah gerne, obwohl das nicht alle so zärtlich zum Ausdruck brachten wie ihre Mutter es tat. Doch Mah verstand, dass sie eine Freundin war, wenn die anderen jungen Stuten aufgeregt irgendwo hinrennen wollten und trotzdem auf die noch ganz junge und etwas langsamere Mah warteten, damit sie gemeinsam hinlaufen konnten. Oder wenn sie ihr zeigten, wo besonders saftiges Gras stand und sie dann zuerst davon essen ließen. Mah musste nur hinschauen, um zu verstehen, dass das zweitjüngste Fohlen in der Gruppe nicht ganz so freundlich zu Mah war, weil nun Mah die jüngste Stute war und die jüngste Stute eben etwas mehr Aufmerksamkeit bekam, als die nur noch Zweitjüngste. Mah musste nur hinschauen, um zu verstehen und wenn sie mal gerade nicht hinschaute und auch kein anderes Pferd in der Nähe war, um sie anzustupsen, haben Pferde ja immer noch das Wiehern, was aber eigentlich ganz anders ist, als unser Sprechen. So kann es zum Beispiel so etwas bedeuten, wie „Ich freu mich so ...!“ Das war das erste Wiehern, das Mah von ihrer Mutter gehört hatte, als Mah zum ersten Mal auf ihren, noch etwas zittrigen Beinchen gestanden hatte. Aber es konnte auch noch viele andere Bedeutungen haben, welche immer ganz von der Situation abhingen, in der gewiehert wurde.

Wenn die jungen Hengste vorbei stolzierten und wieherten, meinten sie damit „Schaut mal alle her …!“ oder wenn ihre Mutter nach einem langen Tag auf die Weide zurückkam und wieherte, wollte sie

damit so etwas sagen, wie „Puuh, ich bin ganz schön geschafft und froh, wieder bei dir zu sein …!“ Mahs Freundinnen wieherten andauernd und meistens bedeutete es „Komm schnell und guck, was ich gefunden hab …!“. In dunklen Nächten, wenn es ganz windig und unheimlich war, hatte Mah gewiehert und damit ausdrücken wollen, dass sie ein bisschen Angst hat, ihre beste Freundin hatte zurückgewiehert „Ich auch...!“ und dann hatte ihre Mutter gewiehert und sich an ganz nah an sie rangekuschelt – das hatte bedeutet „Mach dir keine Sorgen, ich bin ja bei dir...!“ Mah musste einfach nur hinschauen, um zu verstehen, wie das Wiehern nun gerade gemeint war. Jeder andere konnte das auch – so dachte Mah zumindest am Anfang. Aber dann gab es noch dieses Wiehern, das bedeutete „Aufgepasst, Menschen …!“ Immer, wenn die Leute aus dem nahen Dorf kamen, hörte Mah dieses Wiehern. Sie merkte sofort, dass alle etwas nervös und ängstlich waren und die fremden Männer genau beobachteten. Mah verstand nicht, dass die anderen Pferde so aufgeregt waren wegen dieser kleinen Zweibeiner. Der einzige kleine Mensch, den Mah bisher aus nächster Nähe hatte sehen können, war noch kleiner als die anderen und er brachte Mah immer die tollsten Leckereien mit. Dinge die so süß und lecker waren, dass Mah jedes Mal vor Freude wieherte, wenn sie ihn sah. Er bewegte sich immer ganz langsam und vorsichtig, sagte beruhigende Worte, die Mah zwar nicht verstand aber gern hörte und dann hielt er ihr diese leckeren, bunten Happen vor die Nase. Sie konnte so etwas nirgendwo auf den Weiden finden und sie hatte sehr viel Zeit damit verbracht, danach zu suchen. Wieso sollte sie also nervös werden, wenn Menschen zur Weide kamen. Selbst wenn die Männer, wie in diesem Moment, direkt auf Mah zuliefen und dabei mit Seilen herumfuchtelten. Mah dachte noch, sie wollten ihr die Seile zum essen anbieten, aber dann wickelten sie ihr einen Strick um den Hals und um den Kopf. Mah empfand das noch immer nicht als Grund zur Sorge. Nur als sie anfingen, daran zu ziehen und sie wegzuführen, wurde ihr ein wenig mulmig. Sie konnte doch nicht einfach weg … ohne ihre Mutter und ohne ihre Freundinnen. Also wieherte Mah und meinte damit „Jetzt wartet doch mal, ihr komischen Zweibeiner …!“ aber die drehten sich nicht einmal um. Wie konnten sie verstehen, was Mah meinte, wenn sie nicht hinsahen. Wie konnten sie verstehen, was sie fühlte, wenn sie Mah

nicht anfassten, sondern nur unverständliches Zeug schwatzend an den Stricken zerrten. Mah wollte nicht unhöflich sein zu Leuten, die irgendwo süße Leckereien versteckt hatten, also ging sie mit. Im Dorf unter lauter Menschen bekam Mah dann wirklich etwas Angst – sie war doch noch nie von den anderen Pferden getrennt gewesen. Dann sah sie den einen kleinen Mann, der ihr immer Essen gebracht hatte. Der verstand sie doch … vielleicht konnte er helfen, diesen großen Männern zu erklären, dass sie zurück zu ihrer Mutter wollte. Also wieherte sie ihn an … („Kannst du mir helfen …!") und tatsächlich, er sah sie an und schien sie verstanden zu haben, denn er ging auf die Männer am anderen Ende des Stricks zu und sagte etwas, das Mah natürlich nicht verstand. Dann nahm er ihnen den Strick ab, ging langsam auf Mah zu, streichelte ihren Hals und flüsterte wieder diese beruhigenden Worte. Mah war wirklich sofort beruhigt … allein, weil sie jemand verstand. So ganz richtig schien er sie zwar nicht verstanden zu haben, denn auch er ging nicht zurück zur Weide, sondern weiter ins Dorf auf einen Platz, wo er ihr endlich etwas ganz Leckeres zu essen gab. Mah wusste nicht, was es war, aber es war süß und knackig und saftig. Solange er dann noch seinen Kopf gegen ihren Hals drückte und ihr damit zu verstehen gab „Mach dir keine Sorgen! Ich bin ja für dich da", solange war Mah beruhigt. Die anderen Männer kamen noch mehrmals zu dem Platz und brachten einige von Mahs Freundinnen und auch ein paar von den stolzen, jungen Hengsten. Irgendwann kam ein anderer, bunt gekleideter Mann, gab den Männern mit den Stricken etwas Glänzendes, was diesen große Freude bereitete – das war für Mah sehr offensichtlich. Dann band der neue Mann die Stricke aller Pferde - auch Mahs - aneinander, setzte sich auf den Rücken des einzigen erwachsenen Pferdes und führte sie alle langsam weg vom Dorf. Sie kamen vorbei an der Weide, auf der sie groß geworden waren. Mah sah ihre Mutter und wurde sofort wieder ganz aufgeregt, aber die blieb ganz ruhig und wieherte nur ein fröhliches „Hab dich ganz, ganz, ganz lieb." Das beruhigte Mah und sie lief langsam mit den anderen weiter. Sie sah sich noch ein paar Mal um. Ihre Mutter blieb am Ende der Weide stehen und sah ihr ganz ruhig und mit hoch erhobenem Kopf nach. Das beruhigte Mah noch mehr und als sie irgendwann die Weide nicht mehr sehen konnte wieherte sie leise und meinte damit „Hab dich auch ganz, ganz, ganz lieb, Mahma!"

In den folgenden Tagen lernten Mah und die anderen jungen Pferde viel Neues über die Welt jenseits der Weide. Sie hatte noch nie Berge gesehen und nun liefen sie schon seit Tagen darauf zu. Diese Berge schienen immer noch größer zu werden, je näher sie kamen. Sie hatte auch noch nie einen Wald gesehen, oder einen Fluss und natürlich sorgte das alles für Unruhe. Zum Glück war der erwachsene Hengst dabei. Der konnte ihnen mit seiner gelassenen Ruhe die Angst vor dem, von essbarem Gras völlig freien Wald oder den dunklen Bergen am Horizont nehmen. Oder er konnte mit einem Wiehern dafür Sorgen, das beim Durchqueren eines Flusses auch wirklich alle vorsichtig waren. Und alle Pferde konnten sehen, wie stolz der Alte war, diese jungen Pferde auf ihrer Entdeckungsreise anzuführen. Es konnten aber auch alle Pferde sehen, dass auch der Alte nicht wusste, weshalb der Zweibeiner auf seinem Rücken ihn nicht verstand und wenn dieser Mensch dann mal genau hinsah und verstand, was das Pferd gerade dachte, fühlte oder wollte, dann kümmerte es ihn meist ziemlich wenig. Statt dann zu warten oder vorzugehen, schlug dieser Mann mit einer Peitsche nach dem Pferd. Mah konnte sehen, wie weh das tat, denn das Pferd zuckte zusammen, wieherte und beeilte sich zu machen, was der Mensch wollte. Genauer wollte Mah gar nicht wissen, wie sich so eine Peitsche anfühlte und bemühte sich deshalb, noch genauer hinzuschauen, was der Mann wohl wollen könnte, wenn er mit der Peitsche in ihre Richtung ging und beeilte sich dann, zu tun, was er wollte, bevor er zuschlug. Mah dachte oft an den einen, kleinen Mann, der sich immer größte Mühe gegeben hatte, sie zu verstehen und sie mit Leckereien gefüttert hatte.
Irgendwann waren sie an einem Dorf angekommen und hatten schon am ersten Tag wieder lauter Menschen getroffen, die einfach nicht verstehen konnten, was die Pferde wieherten, dachten, fühlten … weil sie eben alle nicht genau hinsahen, sondern viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren. Am zweiten und dritten Tag waren Männer gekommen und hatten mehrere von Mahs Freundinnen mitgenommen. Als die deshalb nervös geworden waren, hatten sie sie geschlagen. Mah verstand das alles nicht und war am dritten Tag auch sehr aufgeregt. Ein kleiner, dicker Mann war gekommen und hatte ihr einfach das Maul aufgerissen und sich dann ihre Hufe zeigen lassen. Dabei hatte er die ganze Zeit mit einer kleinen Peitsche herumgespielt. Mah versuchte diesem Mann

klarzumachen, dass er ihr damit Angst machte, aber er schaute ihr ja nicht mal in die Augen, wie konnte er da etwas verstehen? Irgendwann waren die Worte zwischen denn Männern immer lauter geworden und auch wenn Mah nicht verstand, was die Männer mit ihren komplizierten Lauten sagen wollten, verstand sie doch, dass sie sehr aufgeregt und wütend waren. Mah war froh, als der kleine, dicke Mann mit seiner Peitsche und der ganzen Wut weggegangen war. Am gleichen Nachtmittag kam ein alter Mann zu dem Platz auf dem sie lagerten und sah sich um. Mah bemerkte sofort, dass er nicht einfach nur kurz guckte, sondern sie wirklich ansah, ihr in die Augen blickte und ihr begegnete, wie einem anderen Lebewesen und nicht wie einem toten Stein. Mah hatte in den vergangenen Tagen genau hingesehen und verstanden, dass die Männer herkamen, um einzelne Pferde mitzunehmen … wenn sich das also nicht verhindern ließ, wollte Mah unbedingt mit einem Mann gehen, der sie verstand. Bei diesem alten Mann hatte Mah ein gutes Gefühl. Als er schließlich auf sie zuging, so langsam und vorsichtig, wie der kleine Mann auf der Weide es immer getan hatte, da wusste Mah, dass er der Richtige war. Sie blieb ganz ruhig, denn sie wusste ja vom Hinsehen, dass Zweibeiner genau so viel oder wenig Angst vor Pferden haben, wie umgekehrt. Als er ihr ins Maul schauen wollte, legte er ihr erst sanft die Hand auf die Nase. So wusste Mah schon was er wollte und machte ihr Maul ganz weit auf. Der alte Mann hatte sofort gemerkt, dass Mah genau aufpasste, was er wollte und dann mitspielte. Sie hob die Hufe, wenn er ihr sanft die Hand auf das Bein legte und drückte ihren Kopf an seine Brust, wenn er sie streicheln wollte. Der alte Mann war sehr zufrieden mit ihrem Entgegenkommen und die Tatsache, dass der alte Mann mit ihr zufrieden war, machte Mah zufrieden. Wieder folgte ein Gespräch aus den komplizierten Lauten der Menschen, die Mah nicht verstand, aber diesmal war es kürzer. Nun war auch der Mann der sie hergebracht hatte sichtlich zufrieden. Es folgte das Klimpern des glänzenden Zeugs, das Mah in den vergangenen drei Tagen immer gehörte hatte, bevor ein Pferd mitgenommen worden war und sie hatte schon richtig verstanden. Der alte Mann nahm sie mit und Mah wieherte vor Freude. Der Mann war sichtlich stolz, das konnte Mah sehen, als er sie auf dem Weg nach Hause den anderen Menschen zeigte. Er nahm sie mit auf einen Hof, wo schon eine Frau mit einem kleinen

Kindermenschen auf ihn wartete. Sie hatte zuerst ein wenig Angst vor Mah, was die sofort verstand, denn sie konnte ja sehen, dass sie sich um ihr Kind sorgte. Mah war klar, dass die Frau ja nicht wissen konnte, wie sanftmütig das große Pferd, das da vor ihr stand, war. Mah kannte ja selbst einige junge Hengste, in deren Nähe sogar sie Angst um den Kleinen gehabt hätte. Also blieb Mah ganz ruhig und versuchte durch ihre ganze Haltung, ihr ruhiges Atmen, ihre langen Blicke, die Stellung ihrer Ohren und des Schweifs zu erklären, dass sie es gut meinte und niemanden verletzen wollte. Die Frau schien zu verstehen, denn Mah konnte sehen, wie sie sich langsam entspannte und beruhigte und ihr schließlich direkt in die Augen sah. Mah zwinkerte zweimal mit ihren Augenlidern und die Frau lächelte und zwinkerte zurück. Mah konnte ihr Glück gar nicht fassen … sie hatte Menschen gefunden, die sie verstanden. Sie hatten sogar ein eigenes Haus extra für Mah. Es war so nah, dass sie notfalls Mahs Wiehern hören konnten, aber doch so weit weg, dass Mah nachts nicht das Schnarchen der Menschen hören musste. Und es wurde noch besser. Am Abend kam die Frau und brachte genau die knackigen, saftigen und süßen Dinge, die Mah schon kannte, von denen sie aber noch immer nicht wusste, wie die Menschen sie machten. Mah dachte froh an den kleinen Mann, der sie immer verstanden und gefüttert hatte. Und sie dachte an ihre Mutter und wieherte leise, was bedeutete „Hab dich ganz, ganz, ganz lieb, Mahma!“ … dann schlief sie ein.
Am nächsten Tag war der alte Mann mit Mah zum ersten Mal auf das Feld gegangen. Er war immer noch ganz verständnisvoll und vorsichtig und redete die ganze Zeit mit seinen komischen, unverständlichen Worten beruhigend auf Mah ein – vor allem machte er immer wieder ein Geräusch, das klang wie „Sche-Sche“ Mah wusste zwar nicht, was es bedeutete, aber sie konnte sehen, dass er ihr besonders viel Aufmerksamkeit schenkte, wenn er dieses Sche-Sche-Geräusch machte, also gefiel es ihr. Ihr gefiel es überhaupt gut auf dem Feld. Es erinnerte sie an ihre alte Weide. Sie fand es zwar komisch, dass sie zusammen lange Löcher in den Boden rissen, aber der alte Mann wurde immer zufriedener, je mehr sie davon schafften, also gab Mah sich Mühe und spielte gerne mit beim Löcher in den Boden reißen. Als sie abends nach Hause gingen, war der Alte sehr dankbar. Das konnte Mah daran sehen,

dass er noch beruhigender sprach als sonst, ihr dabei kräftig über die Flanken und den Hals streichelte und immer wieder dieses Geräusch machte … dieses Sche-Sche. Mah war froh, dass sie ihm so sehr hatte helfen können, dass er nun so offensichtlich dankbar und zufrieden war. Zurück in ihrem Haus, wo der alte Mann ihre Wasserschale füllte, wieherte Mah ihm leise über die Schulter und meinte damit „Dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft!“ oder so etwas ähnliches.

Mah verstand zwar nicht direkt, wozu sie die selben Löcher auf dem Feld kurz später wieder zuschütteten, aber sie lernte jeden Tag dazu. Ein Jahr später lernte sie sogar, wo die Menschen die süßen, knackigen und saftigen Leckereien herbekommen: Aus den Löchern, die sie zusammen in den Boden gemacht und und wieder zugeschüttet hatten. Mah war ganz sicher, dass die Leckereien nicht im Boden waren, als sie zum ersten Mal Löcher gemacht hatten, aber etwa ein Jahr später war das ganze Feld voll damit. Sie wusste nun nicht nur, wo das leckere Zeug herkam, sie bekam jetzt auch jeden Abend eine Extra-Portion davon. So kam es, dass sich Mah und der alte Bauer einander gegenseitig für ihre Hilfe dankbar waren. Der alte Mann war Mah dankbar, dass er Hilfe beim Anbauen seiner Nahrungsmittel hatte und Mah war ihm dankbar, dass sie Hilfe beim Anbauen ihrer Leckereien hatte.

So wurden die beiden tatsächlich dickste Freunde und wenn Mah manchmal die anderen Pferde auf dem Markt wiedertraf, dann konnte sie sehen, wie viel Glück sie mit ihrem alten Mann hatte. Die Anderen schienen nicht so erfolgreich beim gemeinsamen Anbau mit ihren Menschen zu sein, denn sie waren mager und hatten wunde Stellen von Sporen und Peitschen. Das ist das Problem, wenn man sich nicht versteht … viel überflüssiges Leid. Mah verstand sich hervorragend mit ihrem Zweibeiner und er half auch wirklich gut bei der Arbeit auf dem Feld. Sie verstand ihn zwar immer noch etwas besser, als er sie verstehen konnte, aber das machte nichts. Mah glich das einfach durch etwas genaueres Hinschauen aus. Und dann sah sie zum Beispiel, dass er sehr gerne mit ihr auf dem Feld war und konnte sich denken, dass er sehr traurig wäre, wenn er allein arbeiten müsste. Also blieb sie immer in seiner Nähe, wenn sie auf dem Feld waren … auch wenn sie manchmal andere Pferde in der Nähe hörte und wirklich gern einfach mal schnell hingaloppiert wäre, um zu sehen, was die

anderen Pferde so machten. Obwohl sie schon wieder einmal so richtig von Pferd zu Pferd verstanden werden wollte, blieb sie bei ihrem alten Bauern … sie konnte ihn ja nicht traurig allein lassen und sie hatte keine Möglichkeit, ihm zu erklären, dass sie ja bis zum Abend zurück sein wollte – also ließ sie es sein. Bis zu diesem einen Tag. Seit einiger Zeit war der Sohn des Alten groß genug, um bei der Arbeit zu helfen und sie waren nun zu dritt auf dem Feld. Als Mah dann an jenem Tag Pferde hörte und sah, wie froh und zufrieden der Alte mit seinem Sohn bei der Arbeit war, konnte sie es wagen und rannte einfach los – in die Richtung, aus der sie die anderen Pferde hörte. Sie drehte sich extra noch einmal um und sah zurück, um zu bestätigen, dass sie nicht vergessen würde zurückzukommen und lief weiter.
Sie traf in einem Tal ganz in der Nähe eine Gruppe wilder Pferde, die sich gerade, vom Winter etwas ausgehungert, über die ersten grünen Triebe des Jahres hermachten. Mah verstand sofort, dass die wilden Pferde über ihre Ankunft nicht begeistert waren, nicht bei so wenig Futter und soviel Hunger. Also beachtete Mah das Grünzeug nicht weiter, um den Pferden zu verstehen zu geben, dass sie nicht fressen will. Als die anderen Pferde sich sofort abregten, nachdem sie gesehen hatten, das Mah nicht an ihrem Futter interessiert ist, war Mah überglücklich … genau deshalb war sie doch hergekommen … um endlich mal wieder von anderen Pferden verstanden werden und andere Pferde zu verstehen. In der Gruppe war auch ein wunderschöner, junger Hengst, der sehen konnte, wie sanft, gesund und freundlich Mah war und der deshalb unbedingt wissen wollte, wie sie das so kurz nach dem Winter schaffen konnte. Also folgte er ihr … die ganze Nacht streiften sie durch die Wälder und wenn Mah von einem Geräusch erschreckt wurde, war er sofort neben ihr, drückte sich an sie und sagte ihr damit „Mach dir keine Sorge! Ich bin für dich da!“ Mah erinnerte es an ihre Mutter und sie begann den jungen Hengst wirklich zu mögen, aber sie musste auch langsam zum Hof des Alten zurück. Also überredete sie den Hengst, sie zu begleiten. Sie ging ein Stück und drehte sich dann um und wieherte ein ganz leises „Kommst du...?“ Er verstand genau: sie wollte, dass er mitkommt und weil er das Gefühl hatte, dass er sie auf gar keinen Fall wieder gehen lassen konnte, folgte er ihr … bis zu den Menschen, von denen er sich bisher immer ferngehalten hatte.

Mah war sehr glücklich. Nun hatte sie zwei Freunde; ein anderes Pferd, dass sie verstand und einen Zweibeiner, der sich alle Mühe gab, sie zu verstehen. Aber er verstand eben immer noch nicht alles, weil er nicht immer so genau hinsah, wie ein Pferd das tat. Am nächsten Tag drehte er sich zum Beispiel nur kurz um, als Mah wieherte. Er hatte Mah in ihrem Haus gelassen und dem neuen Hengst draußen einen Sattel aufgelegt. Mah hatte gesehen, wie der Hengst gezuckt hatte, als der Bauer den Bauchgurt festzog. Sie wollte ihn noch darauf aufmerksam machen, aber er war zu beschäftigt und dann war es auch schon passiert. Der Druck des Sattels hatte dem Hengst so weh getan, dass der den Sohn des Bauern abgeworfen hatte. Als der weinend am Boden lag, wieherte Mah wieder und diesmal hieß es „Hättet ihr mal auf mich gehört …!“ Aber in den folgenden Tagen passte der Bauer besser auf und bald konnte er auch den Hengst reiten.
Fast ein Jahr später bekam auch Mah ein kleines Fohlen. Als ihre Tochter noch ein weiteres Jahr später an einem Händler verkauft wurde und mitgehen musste, stand Mah stolz mit hocherhobenem Kopf auf der Weide neben ihrem Stall und wieherte ihrer Tochter ein „Ich hab dich ganz, ganz, ganz lieb!“ hinterher, so wie ihre Mutter es gemacht hatte. Als ihre Tochter in Richtung der untergehenden Sonne aus ihrem Sichtfeld verschwunden war, wieherte Mah noch einmal leise … diesmal nach Norden, wo ihre Mutter war und das Wiehern bedeutete wieder das gleiche „Ich hab dich ganz, ganz, ganz lieb, Mahma!“ So wie sie sich sicher war, dass sie ihre eigene Tocher nie vergessen würde, war sie sich auch sicher, dass ihre Mutter sie nie vergessen hatte.
Ich weiß nicht, wie alt Mah noch geworden ist, aber die Leute im Dorf sagten, dass sie die älteste und gesündeste Stute war, die das Dorf je gesehen hat. Und auch wenn Mah nicht darüber sprechen konnte und vielleicht gar nicht darüber nachgedacht hat, war ihr doch sicher klar, dass auch ein Pferd eben nie wissen kann, was ein Segen ist und was nicht. Nicht im Traum hätte ihre Mutter Mahma sich damals vorstellen können, wie gut es Mah haben würde. Auch Mah konnte sich nicht im Traum vorstellen, welche Abenteuer ihre eigene Tochter erleben würde, nachdem sie im Westen weiterverkauft worden war - an einen Araber, der Pferde fast noch besser verstand als der alte Bauer. Mahs Tochter bekam irgendwann auch ein Fohlen, einen jungen Hengst, der seine

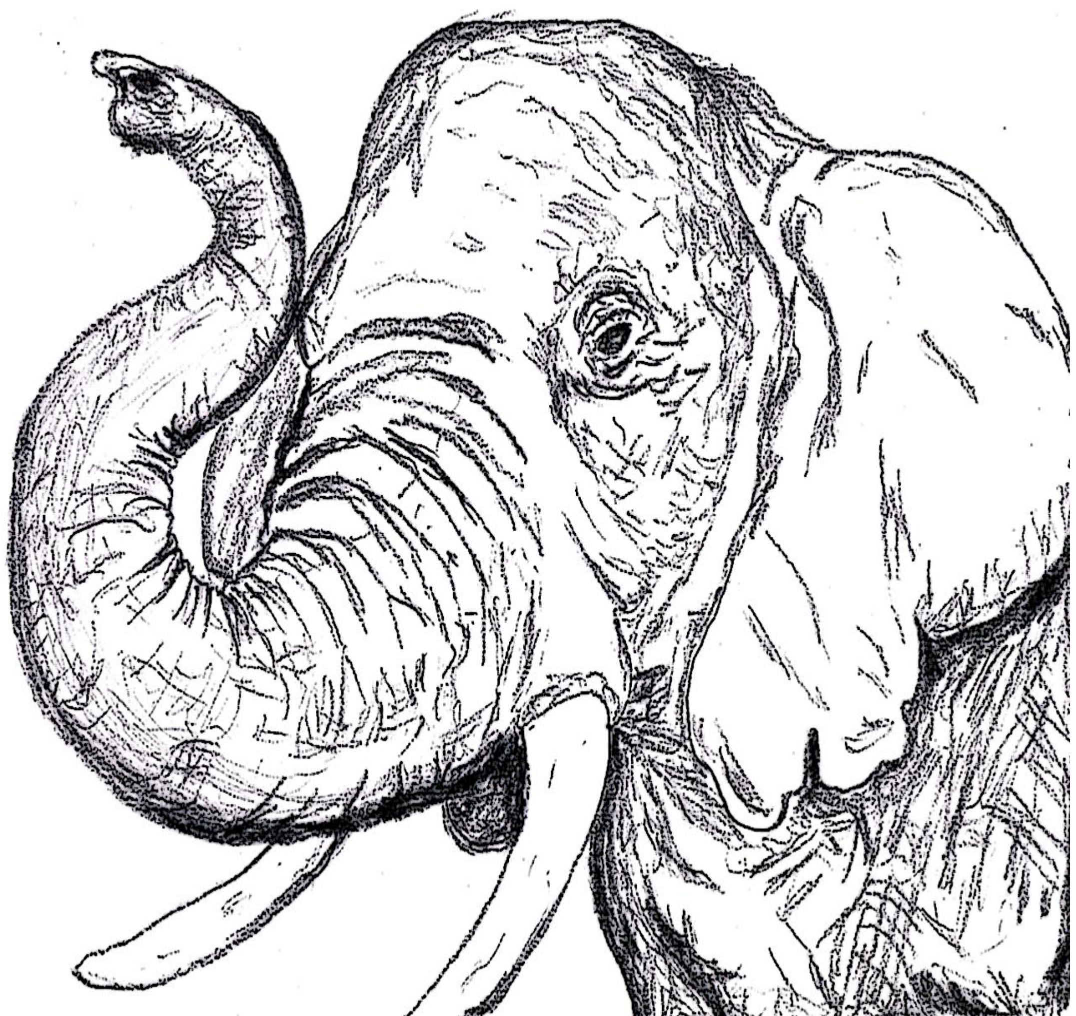
Großmutter Mah gar nicht mehr kannte, aber doch ein Teil von ihr war - so wie die Teile einer Geschichte ein Ganzes ergeben. Ihr Enkel, der junge Hengst, reiste weit mit dem Araber, bis nach Spanien, wo dann auch er irgendwann eine Stute kennenlernte und mit ihr Fohlen bekam. Mahs Urenkelin war geboren und sie hatte wieder eine Tochter – Mahs Ur-Urenkelin, die mit einem spanischen Edelmann nach Amerika, in die damals noch nagelneue Welt, auswanderte. Dort hatte sie ihren Zweibeiner irgendwie aus den Augen verloren und mit ein paar weiteren herrenlosen Pferden wieder als Wildpferd gelebt. Ihre Tochter wurde dann wieder von dem Häuptling eines Komantschen-Stammes eingefangen, der Pferde zwar nicht sofort verstand, aber sehr wohl bereit war, genau hinzusehen und zu lernen – es war wieder einmal der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Mahs Ur-Ur-Ur-Enkel galoppierten durch ein Land, das später Mexiko heißen sollte und breiteten sich immer weiter aus. Nach Texas im Norden und bis nach Panama im Süden. So ging es immer weiter. Auch wenn Mah heute nicht mehr lebt, ist durch ihre Kinder, Enkelkinder und Urenkel ihre Geschichte immer noch nicht zu Ende. Eine ihrer Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Enkelinnen wurde ein Zirkuspferd in Süd-Amerika, *was mich zur nächsten Erzählung bringt, die ich dir damals auch besonders gerne erzählt habe, weil ich sie selbst so schön fand.*

Vor gar nicht so langer Zeit erzählte ein Vater namens Jorge Bucay in Argentinien seinen Kindern die Geschichte von dem angeketteten Elefanten. Seine Kinder und viele andere Leute fanden die Geschichte so schön, dass er ein Buch daraus gemacht hat. Als ich davon hörte, habe ich das Buch sofort gekauft, Dir eine Widmung hinein geschrieben und es Dir geschenkt. Da ich nicht wissen kann, ob Du dieses Buch mit dem, was ich Dir reingeschrieben habe, noch hast, werde ich Dir hier die Geschichte aufschreiben, die ich Dir abends vor dem Schlafengehen erzählt habe. Unsere Fassung wurde sehr viel länger, weil Du so viele Fragen hattest und so viel mehr wissen wolltest. In unserer Geschichte ging es um einen Jungen, der - so glaube ich mich zu erinnern – Marco hieß. Er lebte in Süd-Amerika, genauer gesagt in einem Vorort von Buenos Aires, der Hauptstadt von Argentinien und die Geschichte begann ein paar Tage nach Marcos erstem Schultag.

El Elefante Encadenado
Der angekettete Elefant

oder

Wie ein Elefant seine Freiheit fand



Als Marco von der Schule nach Hause ging, kam ihm ein bunter Festzug entgegen, der im ersten Moment aussah wie eine Murga – so nennt man in Buenos Aires den Karnevals-Umzug. Schon von weitem hörte er Musik und als er näher kam, sah Marco Clowns mit angemalten Gesichtern und Artisten, die mit Bällen jonglierten. Ein Mann in Frack und Zylinder hatte ein kleines Äffchen auf der Schulter, das ebenfalls einen kleinen Frack mit Zylinder trug. Auf dem Rücken eines schneeweißen Pferdes saß nicht, sondern stand ein Mädchen in einem Ballett-Kleid und winkte Marco zu. Dahinter kamen Kamele, um deren breite Füße kleine schwarze und weiße und ein schwarz-weißer Pudel rannten. Noch weiter hinten marschierten die Musiker in rot-goldenen Uniformen mit Posaunen und Trompeten, Querflöten und einer großen Pauke, die ein ebenso großer Mann vor seinem auch ziemlich großen Bauch trug. Doch ganz am Schluss des Zuges kam das Allergrößte: ein Elefant. Er war - so sah es für Marco von unten aus – hoch wie ein Haus. Und da ganz oben im Nacken des Elefanten saß ein Mann mit einem goldenen Turban, der sich in regelmäßigen Abständen eine brennende Fackel vor den Mund hielt und dann plötzlich eine große Flamme ausspuckte. Aber den Elefanten, auf dem dieser Fakir dabei saß, fand Marco viel aufregender als den ganzen Zirkus - einschließlich des Feuerspuckers. Der Elefant war - da war Marco sich ganz sicher - das größte Lebewesen, das Marco bis dahin gesehen hatte … und da trottete es ganz ruhig die Straße entlang, direkt an ihm vorbei, auf Beinen, von denen jedes Einzelne größer war als Marco selbst. In dem Moment, in dem der Elefant direkt neben der Stelle war, wo Marco mit staunenden Augen auf dem Bürgersteig stand, wurden seine großen Schritte für einen kurzen Moment langsamer und er hob seinen langen Rüssel, um dem Jungen damit zuzuwinken. Marco winkte sofort zurück und schaute ungläubig in das große, braune Auge des Elefanten … und während der seine übergroßen Schritte wieder beschleunigte, um den Rest des Umzugs einzuholen, lief auch Marco los, bis er wieder neben dem Elefanten war. Als der sah, dass Marco umgedreht hatte und nun neben ihm her lief, hob er wieder den Rüssel, aber diesmal nicht, um zu winken, sondern um einmal laut zu trompeten. Jetzt, wo er den Rüssel so hoch gehoben hatte, konnte Marco seinen Mund besser sehen und er fand, dass er

aussah, als würde er lächeln. Marco lächelte auch und dachte kurz „Der Elefant, mein neuer Freund“ … aber wo ging sein neuer Freund hin? Dabei fiel Marco ein, dass auch er nach der Schule zu Hause erwartet wurde. Er hatte eine Idee und lief etwas schneller, um die Spitze des Zuges zu erreichen, wo der Mann mit dem Zylinder auf dem Kopf und dem Äffchen auf der Schulter ging. Marco ging neben ihm her und als der ihn ansah, sagte Marco: „Entschuldigung … sie sind der Chef, richtig?“ Der Mann hob seinen Zylinder kurz an und erwiderte: „Direktor ... ich bin der Zirkus-Direktor!“. Marco war an der richtigen Adresse „Darf ich etwas fragen, Herr Zirkus-Direktor?“ Der Direktor nahm diesmal seinen Hut ab, verbeugte sich vor Marco und sagte „Deshalb machen wir diesen Umzug … damit das werte Publikum – also auch du …“ er stockte kurz „wie heißt du?“ Marco verbeugte sich auch, nur für den Fall, dass dies beim Zirkus so üblich ist und sagte „Marco … ich bin Erstklässler!“ Der Direktor lächelte und fuhr fort „... damit das werte Publikum - also auch du, Marco – uns Fragen stellen können. Was ist deine Frage?“ Marco überlegte kurz und sagte dann „Es sind eigentlich zwei Fragen … wo ist der Zirkus und darf ich euch besuchen kommen?“ Der Direktor hielt seinen Zylinder hoch, rief laut „HALT!“ und sofort kam der ganze Zirkus zum Stehen, sogar die Musik hörte auf … nur die Pudel rannten weiter zwischen den Beinen der Kamele herum. Marco war etwas erschrocken. Er wollte doch eigentlich nur schnell wissen, wo er den Elefanten sehen konnte. Der Zirkus-Direktor beugte sich vor. „Darf ich fragen, wieso du das wissen willst?“ Während Marco überlegte, wie er seine Antwort am besten formulieren könnte, schienen die Clowns und Artisten, der Direktor und das Mädchen auf dem Pferd, die Musiker und sogar der Elefant und das Äffchen auf der Schulter des Direktors ein klein wenig näherzukommen und sich vorzubeugen, um seine Antwort besser zu hören. Nur die Kamele schauten weiter gelangweilt vor sich hin und die Pudel sprangen ihnen zwischen den Beinen herum. „Also wenn ihr es so genau wissen wollt“, sagte Marco, „ich habe schon so viel vom Zirkus gehört, aber noch nie einen gesehen und auch noch nie einen so großen Elefanten, aber ich muss jetzt nach Hause und deshalb möchte ich wissen, ob ich euch später besuchen kann.“ Alle schauten ihn einen Moment an, dann trompetete der Elefant, die Musiker begannen wieder zu spielen und die Artisten, Clowns,

das Mädchen auf dem Pferd klatschten in die Hände. Der Zirkus-Direktor setzte sich den Zylinder wieder auf. „Wenn du wirklich noch nie einen Zirkus gesehen hast, dann würden wir uns natürlich besonders freuen, wenn du uns besuchen kommst. Wir lagern auf dem großen Platz im Park am Fluss und du bist herzlich willkommen!“ Dann verbeugte er sich noch einmal vor Marco, der sich auch verbeugte, dann winkte der Direktor den anderen und der ganze Zirkus setzte sich wieder in Bewegung. Marco war erleichtert … lagern bedeutete doch, dass sie mindestens über Nacht blieben und er wohnte direkt neben dem Park am Fluss.
Zuhause fragte er um Erlaubnis und nach dem Essen rannte er so schnell er konnte in den Park. Auf dem Platz am Fluss war ein riesiges Zelt aufgebaut. Marco war überzeugt, dass es größer war als seine Schule. Als er näher kam, sah er noch einige kleinere Zelte und eine Menge Wohnwagen um das große Zelt verteilt und da sah er auch schon den Direktor, der fröhlich winkend auf ihn zukam. Er hatte zwar noch seinen Frack an, aber weder sein Zylinder, noch sein Äffchen waren zu sehen. „Willkommen Marco … du willst sicher zuerst das Zelt sehen ...“ Marco nickte und folgte dem Direktor durch einen der Eingänge in das riesige Zelt. Drinnen sah es aus wie auf einer Baustelle. Überall lagen große Teile aus Holz und Metall. Viele Männer waren damit beschäftigt, aus diesen Teilen Tribünen und Sitzreihen für Zuschauer zusammenzusetzen. Von der anderen Seite des Zeltes kam ein Mädchen, das ein paar Jahre älter als Marco zu sein schien, auf ihn und den Direktor zu „Hallo Papa und Marco … erinnerst du dich an mich?“ Marco schaute sie fragend an. „Ich habe auf dem Pferd gestanden, als wir uns das letzte Mal gesehen haben … ich bin Susi“, sagte sie lächelnd und streckte ihm die Hand entgegen. Marco schüttelte ihre Hand und jetzt fiel es ihm wieder ein … ohne Schminke und Ballett-Kleid und natürlich ohne das Pferd hatte er sie gar nicht wiedererkannt. „Komm mit“, sagte sie und nahm seine Hand, „ich zeig dir den Zirkus!“
Marco hatte nie darüber nachgedacht, was alles hinter den Kulissen beim Zirkus passierte. Er half Susi, ihr Pferd und die Kamele zu füttern und lernte dabei, dass Pferde und Kamele sich normalerweise nicht mögen, sich buchstäblich nicht riechen können, aber dass hier die beiden Kamele und ihr Pferd trotzdem die dicksten Freunde geworden waren. Marco dürfte zusehen, wie

mit reichlich Schminke aus vier Männern, die eben noch sehr ernst und konzentriert beim Montieren der Sitzreihen geholfen hatten, nun Clowns wurden. Die konnten in ihren viel zu großen Hosen und Schuhen nicht einmal schnell vor der Probe einen Tee trinken, ohne dass alles was sie versuchten oder taten, unweigerlich zu einem lustigen Abenteuer zu werden schien. Er sah auch fasziniert den Artisten zu, als diese beim Spülen von Geschirr anfingen mit Tellern und Tassen zu jonglieren. Das erklärte für Marco auch, wieso alles Geschirr aus unzerbrechlichem Plastik war. Susi fügte noch hinzu, dass es auch wegen des Gewichts sei, denn wenn sie von Stadt zu Stadt zogen, mussten sie schließlich alles mitnehmen – ein Stapel Teller aus Porzellan wäre viel zu schwer.
Schließlich führte Susi ihn in eines der Nebenzelte, welches - wenn auch kleiner als das Zirkuszelt – immer noch riesig war. Höher als Marcos Klassenzimmer und fast so groß wie die Turnhalle der Schule. Auf bunten Kisten am Eingang stand der Zylinder des Direktors. Susi legte den Finger an die Lippen und flüsterte „...leise...! “ dann deutete sie in den Hut. Marco schlich auf Zehenspitzen näher und sah hinein. In dem Zylinder lag zusammengerollt das kleine Äffchen und schlief. Marco grinste Susi an und dann sah er hinter ihr den großen Schatten, der aus einer dunklen Ecke auf sie zukam. Endlich … der Elefant! Marco winkte ihm zu und sagte „Hallo Elefant!“. Dieser blieb einige Meter von Marco und Susi entfernt stehen und hob seinen Rüssel, um Marco zurück zu winken. Dann machte er ein Geräusch, das wie eine Mischung aus Brummen und Seufzen klang und das so laut und tief war, das Marco die Vibration davon im Magen spüren konnte. „Er mag Dich wirklich!“, rief Susi und fügte dann noch hinzu „er ist noch nicht ganz wach...sein Name ist übrigens El-Wie-Jächo.“ Für Marco klang der Name genau wie das spanische Wort 'El Viejo', was soviel bedeutet wie 'Der Alte'. „Wie alt ist er denn?“, fragte Marco. Susi zuckte mit den Schultern „Das kann keiner so genau sagen … Maria, die alte Wahrsagerin ist seit sechzig Jahren bei diesem Zirkus und damit die älteste hier. Selbst als sie als junges Mädchen zum Zirkus kam, war El-Wie-Jächo schon ein großer Elefant...“ Marco schaute sie ungläubig an. „Dann wäre er ja älter als mein Vater ...“ Susi nickte nur und sagte „Ja, er ist auch älter als mein Vater. Ich hab ein Foto von meinem Papa, als er noch ein Baby war und im Hintergrund steht genau dieser Elefant!“ Weil Marco immer

noch so aussah, als würde er angestrengt nachdenken, ob das möglich sei, fügte Susi noch hinzu „Kannst mir ruhig glauben … ich habe von einem Elefanten gehört, der 86 Jahre alt geworden ist.“ Marco konnte sich 86 Jahre nicht so richtig vorstellen, also sagte Susi noch „Das ist älter als mein Opa!“. Marco fing wieder an zu grinsen. Das konnte er sich besser vorstellen. „Darf ich näher ran gehen?“ fragte er Susi, die ihn anlächelte und flüsterte „Klar, keine Angst … er liebt Kinder!“ Marco ging langsam auf den Elefanten zu und hob seine Hand, um den Rüssel zu berühren. Der Elefant hob nur die Spitze seines Rüssels ein wenig an, bis sie etwa auf der gleichen Höhe war wie Marcos ausgestreckte Hand. Dann drehte er den Rüssel etwas zu Seite und griff mit mit der Spitze nach Marcos Hand und schüttelte sie leicht. Marco musste laut lachen „Ich bin Marco. Sehr erfreut, dich kennenzulernen, El-Wie-Jächo!“ Marco konnte es immer noch nicht glauben: Ein Elefant schüttelte ihm die Hand. „Er hat einen etwas feuchten Händedruck!“, lachte Susi und Marco lachte zurück „Ist ja auch seine Nase!“ Die Haut des Elefanten fühlte sich viel weicher an als sie aussah und er war so hoch, dass Marco den Kopf in den Nacken legen musste, um seinem neuen Freund in die Augen zu sehen. Obwohl er so riesig war, oder vielleicht gerade, weil er sich dessen bewusst war, bewegte sich „der Alte“ ganz vorsichtig, ja fast zärtlich, dachte Marco, als der Rüssel ihm über die Wange strich und sich dann ganz sanft auf seine Schulter legte. Der Elefant brummte wieder und dann hörten sie ein langes „Suuuuusiiii!“ - „Koooooomme!“ rief Susi und legte ihre Hand auf Marcos andere Schulter „… mein Vater ruft. Sagt Gute-Nacht, ihr zwei!“ Marco streichelte den Rüssel auf seiner Schulter und schaute hoch in das schöne, hellbraune Auge, das ihm mit langen Wimpern zuzwinkerte „Gute Nacht, El-Wie-Jächo … bis morgen!“, dann drehte er sich um und ging zum Ausgang des Zeltes. Der Elefant brummte noch einmal laut und Marco drehte sich noch einmal zu ihm um. Der Rüssel hob sich wieder und winkte ihm zu und Marco winkte zurück. Dann drehte sich der Elefant und ging in seine Ecke … dabei fiel Marco etwas auf. Eine Kette, die um den dicken Knöchel eines Hinterbeines ging und von dort im Stroh verschwand. Er wollte gerade fragen, was das sei, als Susi wieder gerufen wurde. „Wir müssen wirklich los!“ sagte sie und zog Marco am Arm aus dem Zelt. Draußen war es fast dunkel geworden. Marco musste auch nach Hause. Er

verabschiedete sich von Susi und ihrem Vater, dem Direktor und ging nach Hause. Dort erzählte er seiner Mutter sofort alles von El-Wie-Jächo, an das er sich noch erinnern konnte. Nur von der Kette sagte er nichts … er musste erst herausfinden, was es damit auf sich hatte und wollte auch nicht, dass seine Mutter Angst um ihn oder vor dem Elefanten bekam.
In der Nacht träumte Marco von dem großen Elefanten und am nächsten Tag nach der Schule und dem Essen ging er wieder zum Zirkus. Der Direktor begrüßte ihn und entschuldigte sich, weil er und Susi heute keine Zeit hatten, denn an diesem Tag war die erste Vorstellung. Er gab Marco eine Eintrittskarte, damit er sich die Vorführung ansehen konnte. Marco hatte viel Spaß – er lachte über die ungeschickten Clowns, über die gleichmütigen Kamele und die lebhaften Pudel. Er staunte über die Kunststücke des Feuerspuckers, der Artisten und besonders über Susi, die ihre Tricks ausführte, während sie auf dem Rücken ihres, im Kreis laufenden Pferdes stand. Marco klatschte begeistert in die Hände … und dann kam das Allergrößte für ihn: El-Wie-Jächo, der stärkste Elefant der Welt, zumindest wurde er vom Direktor so angekündigt. Als der Elefant in den Kreis der Manege kam, sah er Marco sofort und winkte ihm kurz zu, dann verbeugte er sich vor dem Publikum, drehte sich um und trompetete einmal laut, was das Zeichen für die vier Clowns war, eine großes, rundes Podest in die Manege zu rollen. Auf diesem Podest zeigte El-Wie-Jächo dann für zehn Minuten, wie stark und geschickt er war. Er hob zum Beispiel einen der Clowns mit seinem Rüssel hoch, zwei weitere Clowns taten so, als wollten sie dem ersten helfen und hängten sich an seine Beine, aber El-Wie-Jächo hob seinen Rüssel noch höher und nun hingen drei große Männer an seinem Rüssel. Der vierte Clown eilte auch zu Hilfe und hängte sich an die Beine der anderen Clowns … und wurde ebenfalls hochgezogen. El-Wie-Jächo trompetete und begann sich langsam, mitsamt seiner bunten Last, auf der Stelle zu drehen, als wollte er dem ganzen Publikum zeigen, wie leicht er vier zappelnde Clowns hochheben konnte. Nach einer ganzen Drehung setzte er die Clowns wieder vorsichtig ab. Später dürfte er zeigen, wie gefühlvoll er mit seiner unglaublichen Kraft umgehen konnte. Einer der Clowns warf ihm ein Ei zu und El-Wie-Jächo fing es geschickt mit dem Rüssel auf, dann legte er es vor sich auf das Podest, stellte einen seiner großen, runden Füße auf das Ei und

rollte es dann vorsichtig mit der Fußsohle vor und zurück. Schließlich kickte er das Ei von einem Fuß zum anderen, stoppte es da gefühlvoll, um es unter dem anderen Fuß zu rollen. Marco wusste ja, wie sanft dieses große Tier sein konnte, aber er zweifelte doch ein bisschen, ob das Ei wirklich echt war. El-Wie-Jächo nahm das Ei wieder in die Spitze seines Rüssels und warf es zu dem Clown zurück. Der fing es auf und warf es wieder zum Elefanten zurück, der es wieder mit dem Rüssel fing und es einem anderen Clown zuwarf. So ging es eine ganze Weile hin und her, bis der Elefant das Ei mit seinem Rüssel ganz hoch hob und es einmal nach rechts und einmal nach links dem Publikum zeigte, bevor er den Rüssel zu seinem Mund führte, das Ei zerquetschte und den Inhalt in seinen Mund laufen ließ. Es war nicht nur ein echtes, sondern auch noch ein rohes Ei gewesen. Das Publikum raste vor Begeisterung. Während der Elefant in der Manege herumging, um sich vor allen Zuschauern zu verbeugen, versuchten die Clowns das Podest wegzuräumen. Als El-Wie-Jächo nach seiner Runde durch die Manege sah, dass die Clowns noch immer nicht fertig waren, ging er zu ihnen in die Mitte, griff mit dem Rüssel das Podest und drehte es mit einer schnellen Bewegung einfach um. Nun war das Podest eine große Schüssel und der Elefant griff sich einen Clown nach dem anderen, trug sie zappelnd quer durch die Manege und setzte sie in die große Schüssel. Als er alle vier eingefangen und in die Schüssel gesetzt hatte, hob er diese an einem Ende an und schleifte sie mit den Clowns darin unter dem Applaus des Publikums aus der Manege. Marco war überwältigt. Er hatte keine Ahnung gehabt, wie stark so ein Elefant wirklich sein konnte.

Nach der Vorstellung suchte er Susi und fand sie bei ihrem Pferd und den Kamelen, die zusammen das Stroh fraßen, das Susi ihnen gerade gegeben hatte. „Es war toll!“ rief Marco schon von weitem und fügte schnell hinzu „Du warst toll. Wusste gar nicht, dass man Pferde auch im Stehen reiten kann...“ Susi grinste ihn an und sagte stolz „...kann auch nicht jeder!“. „Können wir El-Wie-Jächo besuchen gehen?“ fragte Marco.

Als der Elefant Marco in sein Zelt kommen sah, trompetete er einmal kurz und winkte mit dem Rüssel. „El-Wie-Jächo!“ rief Marco und winkte auch. Dann schüttelte El-Wie-Jächo Marcos Hand und Marco streichelte den dicken Rüssel. „Dein Auftritt war ganz toll“,

flüsterte Marco und der Elefant machte wieder dieses tiefe Brummen, das Marco im Bauch fühlen konnte, dann legte er seinen Rüssel um Marcos Schultern und drückte ihn ganz sanft … Marco nahm den Rüssel in seine Arme und drückte ihn vorsichtig „Er hat Dich wirklich besonders gern!“, sagte Susi „Willst du mal auf ihm reiten?“ Marco sah sie mit großen Augen an und El-Wie-Jächo wackelte aufgeregt mit dem Kopf, so dass sein Rüssel in Marcos Armen wild hin und her schlackerte. „Darf ich wirklich?“ fragte er. El-WieJächo beantworte die Frage mit einem Brummen und Susi nickte. Sie ging um den Elefanten herum und löste die Kette von seinem Hinterbein. „Wozu ist denn die Kette?“ wollte Marco wissen. „Wozu wohl? Damit er nicht wegläuft“, antwortete Susi. Marco zuckte mit den Schulter und sagte nur „Ach so...“, obwohl er sich eigentlich fragte, wie diese dünne Kette ein so starkes Tier daran hindern sollte, wegzulaufen. Die Aussicht auf ihm zu reiten war so aufregend, dass er diese Frage schnell wieder vergessen hatte. Der Elefant ging vor und sie gingen ihm nach, raus auf die Wiese zwischen dem Zirkuszelt und El-Wie-Jächos Zelt. Er hob eines seiner riesigen Vorderbeine, umarmte, oder besser gesagt: umrüsselte Susi und stellte sie auf das Knie seines angehobenen Beines, von wo sie geschickt mit Hilfe seines unterstützenden Rüssels in seinen Nacken kletterte. Dann war Marco an der Reihe. Vorsichtig wurde auch er umrüsselt und auf dem immer noch hoch erhobenen Knie abgestellt. Susi beugte sich von oben herunter und streckte Marco die Hand entgegen. Während er sich daran hochzog, fühlte er, wie El-Wie-Jächo ihn mit seinem Rüssel von hinten abstützte. Dann war er ganz oben und saß hinter Susi im Nacken des Elefanten. Die Haut dort oben war besonders faltig und gleichzeitig besonders weich und warm. Unter seinen Beinen konnte Marco die großen Muskeln fühlen, die den Kopf des Elefanten bewegten. Und er saß so hoch, dass er auf die Dächer der Wohnwagen und Laster gucken konnte. „Keine Sorge!“ sagte Susi über ihre Schulter zu Marco. „Man kann nicht von einem Elefanten runterfallen, wenn der Elefant das nicht will. Pass auf … !“ Susi verlagerte ihr Gewicht nach rechts und rutschte langsam zur rechten Seite. Augenblicklich merkte El-Wie-Jächo, wie sie über seinen Nacken nach rechts rutschte und im gleichen Moment kam sein Rüssel und drückte sie wieder zurück in die Mitte. Susi rutschte nun absichtlich weiter nach links und wieder kam sofort der

Rüssel, diesmal auf der anderen Seite, um sie wieder richtig hinzusetzen. „Siehst Du? Er merkt, wenn man nicht richtig auf ihm sitzt!“ lachte Susi. Marco lachte auch. „Das ist toll hier oben … wohin sollen wir reiten?“ Kaum hatte er das ausgesprochen, setzte sich El-Wie-Jächo in Bewegung. Marco konnte unter sich fühlen, wie die Schultern und der Nacken beim jedem Schritt arbeiteten und wie er Susi und Marco dabei in eine Bewegung versetzte, die sich ein bisschen anfühlte, als würden sie auf einem kleinen Boot über kleine Wellen reiten – mit jedem Schritt ging es ein wenig auf und ab, vor und zurück, aber ganz sanft und langsam. Dann konnte Marco fühlen, wie sich die Muskeln im Nacken des Elefanten anspannten, als dieser den Kopf hob und den Rüssel nach oben rollte, um dann laut zu trompeten und schneller zu laufen. In einem großen Bogen lief der Elefant um das große Zirkuszelt. Unter ihnen winkten die Clowns und der Zirkus-Direktor. Marco winkte zurück und lachte vor Vergnügen, als der Elefant noch schneller wurde und im Elefanten-Galopp um das Zelt lief. Nach der zweiten Runde, die El-Wie-Jächo dann wieder langsam und stolz schreitend gegangen war, stellte sich der Direktor in ihren Weg. Der Elefant blieb stehen und nahm dem Zirkus-Direktor mit dem Rüssel seinen Hut ab, ganz so, wie er es in der Vorstellung mit einem der Clowns gemacht hatte. „Susi, es ist Zeit für den Unterricht!“ sagte er, während er versuchte, seinen Hut von El-Wie-Jächo zurückzubekommen. So sehr er sich auch streckte, der Rüssel zog den Hut immer im letzten Moment hoch, bevor er ihn greifen konnte. Dann hielt er ihm den Hut wieder hin, nur um ihn sofort wieder außer Reichweite zu heben – immer wieder, bis der Direktor aufgab und El-Wie-Jächo den Zylinder schließlich Susi reichte. „Jaaaa, Papaaaa!“ sagte die mit extra gespielter Enttäuschung und warf ihm seinen Hut zu, aber El-Wie-Jächo fing ihn mit dem Rüssel, bevor Susis Vater danach greifen konnte und hielt ihn wieder hoch. Während Susi an der Seite des Kopfes runter kletterte, erklärte sie Marco lachend, dass ihr Vater als Clown gearbeitet hat , als er noch jünger gewesen war und dass ihn mittlerweile alle als Direktor akzeptiert hätten … alle, außer El-Wie-Jächo. Der würde in ihm weiter den Clown sehen und ihm das hin und wieder auch zeigen. „Und ich kann Dir nicht böse sein“ fügte der Direktor hinzu, während er El-Wie-Jächo unterm Kinn kraulte und sagte dann lachend „… auch wenn ich mich wohl immer nur wie ein Clown im Kostüm eines Direktors fühlen werde.“

Dann winkte er Marco, auch runter zu klettern. Marco lehnte sich vor und umarmte den großen Kopf des Elefanten mit beiden Armen so weit er das konnte. Dann kam ihm eine Idee. Er rief zu Susi, die mittlerweile unten angekommen war „Er lässt mich doch nicht fallen, oder?“ Susi schüttelte lachend den Kopf. Marco ließ sich einfach, wie Susi es getan hatte, zur Seite gleiten. Noch bevor er richtig abrutschte, griff der Rüssel nach ihm, wickelte sich unter seinen Armen um ihn herum und setzte ihn sanft neben Susi ab. „Danke El-Wie-Jächo!“ sagte Marco mit gespielter Lässigkeit, als würden sie das immer so machen. „Du kannst ja beim Zirkus anfangen!“, sagte der Direktor erstaunt. „Man braucht nur etwas Mut, aber viel Vertrauen, um sich von einem Elefanten auffangen zu lassen und du scheinst beides zu haben!“ Marco grinste etwas verlegen, aber sichtlich stolz. Der Elefant setze dem Direktor seinen Zylinder wieder auf, schüttelte Marco die Hand, dann schob er Susi zu einem Wohnwagen, trompetete noch einmal, bevor er sich herumdrehte und mit dem Rüssel winkend in seinem Zelt verschwand. „Bis morgen, Marco!“ rief Susi und machte die Tür des Wohnwagens hinter sich zu. „Bedeutet das, dass ich morgen wiederkommen darf?“ fragte Marco den Direktor aufgeregt. Der lächelte ihn an „Der Alte...“, lachte er und nickte in Richtung des Zeltes, in das El-Vie-Jächo gerade verschwunden war, „...der würde mir sicher meinen Hut gar nicht mehr wiedergeben, wenn ich es dir nicht erlauben würde … außerdem freuen sich hier alle über deinen Besuch. Du weißt ja, wann die Vorstellung beginnt...“ Damit verbeugte er sich vor Marco, der sich auch verbeugte, drehte sich auf dem Absatz herum und ging auch zu dem Wohnwagen, in dem Susi Unterricht bekam. Marco rief „Bis morgen, El-Wie-Jächo“ zu seinem Zelt, aus dem prompt ein langes Trompeten als Antwort kam.
Als Marco später seine Mutter sah, rief er stolz „Ich bin auf dem Elefanten geritten!“ und verstand sofort, als er ihr erschrecktes Gesicht sah, dass das vielleicht etwas zu voreilig gewesen war. Den ganzen Rest des Tages, bis zum Schlafengehen, verbrachte er damit, ihr zu erklären, dass El-Wie-Jächo sofort merkt, wenn man nicht richtig sitzt, niemanden fallen lässt und immer sofort mit dem Rüssel hilft. Und weil er beim Schlafengehen immer noch erklärte, wie dieser große Elefant sogar mit rohen Eiern umgehen konnte, ohne sie zu zerbrechen, versprach seine Mutter, am nächsten Tag

mit in den Zirkus zu gehen, um sich selbst zu überzeugen. Marco konnte es kaum erwarten, seiner Mutter den Elefanten, seinen neuen Freund, vorzustellen. Als er endlich eingeschlafen war, träumte er, er würde mit El-Wie-Jächo seine Schulfreunde besuchen und sie alle einladen, mit auf dem Elefanten durch den Park zu reiten, wo sie alle unter einem Baum ein Picknick machten. Der Elefant legte seinen Rüssel um Marco und dann sagte er plötzlich „Aufstehen, mein Schatz! Ein neuer Schultag...“ Er schlug die Augen auf und stellte fest, dass er in seinem Bett lag und seine Mutter ihn sanft drückte, bis sie sah, dass er wach war.

Die Schule kam ihm zwar etwas länger vor als in den Tagen zuvor, aber er hatte eigentlich keine Probleme, sich auf die Lehrerin zu konzentrieren. Er versuchte einfach, so viel wie möglich über Elefanten zu lernen. Da aber Elefanten in der ersten Klasse eher selten vorkommen, lenkte er - geschickt, wie er fand - das Thema auf Elefanten. In der ersten Stunde: „Wie schreibt man denn bitte Elefant?“ - E – L – E – F – A – N – T. In der nächsten Stunde: „Kann man das statt in Äpfeln denn vielleicht auch in Elefanten rechnen?“ - 2 Elefanten plus 2 Elefanten sind 4 Elefanten. Prima, dachte Marco in der Pause, jetzt hilft mir El-Wie-Jächo sogar beim Lernen.

Nach der Schule und dem Mittagessen ging Marco mit seiner Mutter in den Zirkus. Sie war auch begeistert, wenn auch nicht mehr ganz so überrascht, weil Marco ihr ja schon jede Einzelheit der Vorstellung beschrieben hatte. Nach der Vorstellung fragte er Susi, ob er seiner Mutter El-Wie-Jächo zeigen dürfe. „Klar“, sagte die, „geht schon mal vor. Ich will mich noch um die Kamele und die Pferde kümmern.“ Marco führte seine Mutter in das Elefanten-Zelt. El-Wie-Jächo trompetete und schüttelte Marco die Hand, dann nahm er die Hand seiner Mutter, obwohl die sie ihm noch gar nicht entgegengestreckt hatte, und schüttelte sie auch. „Das ist ja ein sehr freundlicher Elefant!“, sagte sie zu Marco. Der sah sie an und sagte fachmännisch „Rede mit ihm und nicht über ihn!“ - Seine Mutter streichelte den Rüssel, der immer noch ihre andere Hand hielt und sah El-Wie-Jächo direkt an „Du bist sehr nett, hat mein Sohn mir erzählt und ich möchte mich bedanken, dass Du ihn nicht hast fallen lassen!“, lachte sie. Der Elefant brummte tief, dann schüttelte er ihre Hand noch einmal kurz, ließ sie wieder los und schob Marco ganz nah an seine Mutter. Schließlich legte er mit

seinem Rüssel ihren Arm um Marcos Schulter. Dann nickte er heftig mit dem Kopf, wobei er seinen Rüssel einfach hängen ließ, der dabei mit jedem Kopfnicken vor und zurück schwenkte. Marco und seine Mutter mussten lachen. Hinter ihnen öffnete sich das Zelt und der Feuerspucker kam herein. „Hallo!“, begrüßte er Marco und seine Mutter, „Ich muss hier saubermachen. Könnt ihr ihn mit nach draußen nehmen?“ Seine Mutter sah den Feuerspucker an, dann stupste sie Marco an und sagte „Ich habe gehört, man soll mit ihm und nicht über ihn reden...“, und dann sagte sie zu dem Elefanten: „El-Wie-Jächo, möchtest du mit uns draußen warten?“ Der Elefant begann sofort wieder mit dem Kopfnicken und nun musste auch der Feuerspucker lachen. Er machte die Kette vom Hinterbein des Elefanten los und diesmal sah Marco, dass sie zwar ein paar Meter lang war, aber dann an einem kleinen Pflock im Boden festgemacht endete. Er zeigte auf das kurze Stück Metall, das da steckte und fragte den Feuerspucker „Wozu ist das gut?“ und als er dessen fragenden Gesichtsausdruck sah, fügte er noch schnell hinzu „Ich weiß … damit er nicht wegläuft. Aber er kann doch einfach den Pflock aus dem Boden ziehen, so stark, wie er ist “ Der Feuerspucker sagte einen Moment nichts und schien selbst darüber nachzudenken, dann zuckte er mit den Schultern und sagte nur „Macht er aber nicht!“. Das war Marco zu einfach „Weswegen macht er es denn nicht?“ Der Feuerspucker sah ihn zuerst genervt an, aber dann lächelte er und sagte leise „Ganz ehrlich? Ich habe keine Ahnung … ich bin aus Kolumbien und kann dir was über Jaguare und Tapire erzählen, aber das ist auch für mich der erste Elefant. Ich tue nur, was mir gesagt wird und mir wurde gesagt, dass der Elefant an die Kette muss, wenn er in seinem Zelt ist … und ich habe noch nie gesehen, dass er den Pfahl selbst raus gezogen hätte.“ Und dann fügte er noch leiser hinzu, „ wenn es dich beruhigt: ich hab diese Kette ehrlich gesagt noch nie gespannt gesehen. Er zieht einfach nicht dran.“

Marco und seine Mutter folgten dem Elefanten ins Freie, wo ihnen Susi entgegen kam. „Hallo Susi“, rief Marco, „darf ich meiner Mutter zeigen, wie ich auf El-Wie-Jächo reite?“ „Klar, wenn du möchtest … du weißt ja wie es geht!“ antwortete Susi. Marco grinste sie breit an „Du meinst, ich darf allein reiten … ohne Dich?“ Susi sah seine Mutter an und die schaute zu El-Wie-Jächo. „Passt du gut auf meinen Marco auf?“ fragte sie ihn und der Elefant nickte wieder,

griff Marco und stellte ihn auf sein Knie, von wo er mit etwas Hilfe vom Rüssel in den Nacken klettern konnte. Oben angekommen, winkte er seiner Mutter, El-Wie-Jäche winkte auch und marschierte los. Zuerst langsam und dann immer schneller um das Zirkuszelt herum. Marco quietschte vor Freude. Wenn er an seiner Mutter und Susi vorbeiritt, klatschten die Applaus und er verbeugte sich von oben, bevor er noch eine Runde drehte. Als er wieder herum kam, stand auch der Direktor da. Marco rief „Halt bitte, El-Wie-Jächo!" und der Elefant blieb direkt stehen. Marco kniete sich auf den Nacken des Elefanten, breitete die Arme aus, wie er es bei den Artisten gesehen hatte, dann schloss er die Augen und ließ sich einfach zur Seite fallen. Der Rüssel fing ihn auf und setzte ihn auf seinen Füßen vor seiner Mutter ab, die starr vor Schreck dastand. Marco verbeugte sich tief und alle fingen an zu klatschen. Sie nahm ihn in die Arme und El-Wie-Jäch trompetete laut dazu. Marco drehte sich zum Direktor um „Ich habe eine Frage: Weshalb muss er angekettet werden, wenn er doch einfach den Pflock mit der Kette rausziehen könnte?" Der Direktor schaute ihn erstaunt an „Das ist das Gesetz und wir halten uns dran!" sagte er feierlich. Marco war immer noch nicht zufrieden „Aber wozu, wenn der Pflock ihn nicht halten kann?" Der Direktor zuckte nur mit den Schultern und seufzte „Er macht es einfach nicht!"
Am Abend im Bett grübelte Marco immer noch. Wieso bloß? Wieso riss El-Wie-Jächo den Pflock nicht einfach heraus? Und welchen Sinn machte ein Gesetz, das so etwas vorschrieb? Und wer konnte ihm weiterhelfen? Irgendwann schlief er ein und am nächsten Tag glaubte er die Lösung zu haben. Er fragte in der Schule seine Lehrerin. Dafür war sie doch da … aber die schaute ihn nur erstaunt an, überlegte dann kurz und antwortete „Das kann ich dir leider auch nicht sagen … ich nehme an, weil es ein gezähmter Elefant ist." Als sie sah, dass Marco mit ihrer Antwort nicht so richtig glücklich war, hob sie ihren Zeigefinger, was sie immer tat, wenn sie etwas besonders wichtiges sagen wollte „Schlau ist der, der weiß, wo er findet, was er nicht weiß! Lass uns doch nach dem Unterricht in der Schulbibliothek vorbeigehen und nachsehen, was wir über gezähmte Elefanten finden." Großartige Idee, dachte Marco und so suchten sie direkt nach der Schule die Bibliothek nach allem ab, was sie zu Elefanten finden konnten. Auch wenn Marco sehr viel über Elefanten lernte, zum Beispiel dass sie über vier Meter hoch

und sieben Tonnen schwer werden können, fanden sie nichts darüber, weshalb ein kleiner Pflock ausreichte, einen Elefanten festzuhalten Zumindest hatte er mehr von dem Elefanten erfahren, der tatsächlich 86 Jahre alt geworden ist, nachdem er als junger Elefant in der Armee gedient und sogar in den Krieg gezogen war, wo er Kanonen und festgefahrene Fahrzeuge durchs Gelände gezogen hatte. Und er hatte gelernt, dass Elefanten zuerst in Indien mit Menschen zusammen gelebt und gearbeitet haben. Er bedankte sich bei der Lehrerin und ging nach Hause, wo er seiner Mutter von allem berichtete, was er über Elefanten gelernt hatte. Sie sah ihn an, überlegte kurz und schlug ihm vor „Lass uns doch nach dem Essen in das Indische Geschäft um die Ecke gehen und fragen. Die wissen vielleicht mehr!“

Nach dem Essen ging Marco mit seiner Mutter in das Geschäft um die Ecke. Er fragte den Mann hinter der Kasse, ob er etwas über Elefanten wisse? Der legte die Hände an den Handflächen vor seiner Brust zusammen und Marco fürchtete schon, er wolle sagen „Bitte, bitte lass mich in Ruhe!“, aber dann lächelte der Mann, verbeugte sich etwas und antwortete mit größter Freundlichkeit „Es tut mir leid, verehrter Junge, dass ich dir selbst nicht helfen kann, denn ich bin in diesem Land geboren, wo es Elefanten nur im Zoo und im Zirkus gibt, aber mein Vater hat in Indien mit Elefanten gelebt und er ist sicher gerne bereit, sein Wissen mit dir zu teilen! Wenn du erlaubst hole ich ihn“, dann lächelte er, legte wieder die Hände vor der Brust zusammen und ging durch eine Tür hinter der Kasse, von wo er sofort wieder mit einem alten Mann zurückkam. Auch der alte Mann legte die Hände zusammen und verbeugte sich ganz leicht vor Marco und seiner Mutter. Marco machte es auch so und fragte ihn dann so freundlich er nur konnte nach den Elefanten „Ist es möglich, dass sie mir bitte sagen können, wieso der Elefant nicht den Pflock, an den er gebunden ist, herausreißt...bitte?“ Der alte Mann lächelte ihn an, nickte, legte wieder die Hände zusammen, verbeugte sich gleich mehrmals leicht und sah dann schließlich den jungen Mann hinter der Kasse fragend an. Der begann in einer für Marco völlig unverständlichen Sprache zu reden und Marco nahm an, dass es wohl indisch sein müsse. Der Alte antwortete nur ganz kurz und drehte sich dann um. Marco dachte schon, dass es das gewesen sei und er auch hier nichts erfahren würde, aber dann ließ sich der alte Mann mit einem lauten Stöhnen

auf einen Stuhl direkt neben der Kasse plumpsen. Der junge Mann brachte noch drei Stühle. Während der alte Mann Marco und seiner Mutter Zeichen gab, sich doch zu ihm zu setzen, füllte der junge Mann vier Gläser mit einem Tee, den er Dschai nannte und der ganz süß war und nach Gewürzen schmeckte. Der alte Mann hatte irgendwo unter der Kasse eine Holzkiste herausgezogen und als er sie aufklappte, sah Marco schon die alten schwarz-weiß-Fotos mit Elefanten drauf. Der alte Mann plapperte los und legte das erste Foto auf den Tisch und zeigte auf den jungen und noch ganz kleinen Elefanten, der dem Mann auf dem Foto gerade mal bis zur Brust reichte. Marco sah den jungen Mann an „Entschuldigen sie bitte, aber ich bin erst in der ersten Klasse und spreche noch kein Indisch!“ Der junge Mann sagte, „HINDI! Unsere Sprache wird Hindi genannt und sei nicht besorgt, ich werde es für dich übersetzen, wenn du möchtest … mein Name ist Dschandra und dies ist mein Vater Papijat.“, dann legte er wieder die Hände vor der Brust zusammen – Marco machte es ihm nach „Ich heiße Marco! Und das ist meine Mutter“ Der alte Mann lachte und legte auch wieder die Hände zusammen und nickte beiden zu. Er freute sich anscheinend, dass Marco versuchte, die indischen Sitten und Gepflogenheiten einzuhalten. Dann redete er in Hindi und sein Sohn übersetzte für Marco „Mein Vater freut sich sehr, dich auf deiner Suche nach Wissen zu unterstützen. Auf diesem Foto kannst du ihn mit seinem ersten Elefanten sehen. Es ist zwar schon sehr lange her, aber er kann dir deine Fragen beantworten.“ Marco lächelte den alten Mann an und hörte dabei der Übersetzung seines Sohnes zu. „Wir Hindus glauben, dass der Gott Indra die Welt erschaffen hat und dass er dabei die Hilfe des ersten Elefanten Airavata hatte. Seither gilt uns Indern der Elefant als Zeichen für Kraft, Weisheit und Glück“, begann er. Marco nickte zustimmend - Kraft, Weisheit und Glück … das entsprach seinem Bild von El-Wie-Jächo und er hörte gespannt weiter zu. „Schon seit vielen tausend Jahren leben und arbeiten Inder und Elefanten zusammen. Mein verehrter Vater war ein Mahut – so nennt man die Elefanten-Führer in Indien. Dieser junge Arbeits-Elefant auf dem Foto ist etwas über zehn Jahre alt … die meisten Arbeits-Elefanten sind zwischen zehn und vierzehn Jahren, wenn sie mit ihrer Ausbildung anfangen. Sie werden von ihrem eigenen Mahut ausgebildet und arbeiten dann ihr ganzes Leben nur mit diesem einen Menschen zusammen.“ Der

alte Mann legte zwei weitere Fotos auf den Tisch. Darauf war der kleine Elefant allein zu sehen. Der alte Mann zeigte auf die Bilder und tippte dann mit dem Finger auf ein Bein des Elefanten. Marco sah genauer hin und obwohl das alte Foto etwas unscharf war, konnte er es sehen: an einem Hinterbein war ein Seil, das an einem Pflock festgebunden war. Jetzt kommt es, dachte er und sah die beiden Inder erwartungsvoll an. Der alte Mann redete weiter in Hindi und sein Sohn übersetzte: „Elefanten und Menschen können gut miteinander leben. Aber einmal im Jahr wollen die erwachsenen Elefanten für ein paar Tage unter sich sein … so etwas wie Elefanten-Karneval und dann kann sie nichts davon abhalten. Sie rennen einfach alles über den Haufen … Ernten, Häuser, Autos. Das geht natürlich nicht, aber einen erwachsenen Elefanten kann man nicht festbinden!“ Marco sah ihn fragend an. „Deshalb“, fuhr er fort, „werden die Elefanten, die später mit Menschen leben sollen, schon als Kinder angebunden, wenn sie noch klein und schwach sind. Dann reicht noch ein festes Seil oder eine Kette, um sie an einem kleinen Pflock oder Pfahl festzubinden. Sie versuchen loszukommen, merken nach einiger Zeit, dass sie es nicht schaffen und danach versuchen sie es nie wieder. Sie glauben auch weiter, sie wären zu schwach, auch wenn sie irgendwann ganz groß sind und schon längst so stark, dass sie die kleinen Ketten oder dünnen Seile mit einem kräftigen Ruck zerreißen können.“ Marco sah den alten Mann mit großen Augen an und versuchte zu verstehen, was er da gehört hatte. Dann sah er noch einmal auf die beiden Fotos des kleinen Elefanten und diesmal fiel ihm auf, dass auf beiden Fotos das Seil gespannt war. Auf dem zweiten Bild konnte er sehen, dass der kleine Elefant sich herumgedreht hatte und sich mit allen vier Beinen gegen das Seil stemmte, während er mit seinem kleinen Rüssel daran zerrte. Dann sah Marco noch genauer hin und konnte sehen, dass die graue Haut unter den Augen des kleinen Elefanten fast schwarz war, als sei sie dort nass von seinen Tränen. Als Marco schließlich glaubte zu verstehen, was er da auf dem Foto sah, stiegen ihm selbst Tränen in die Augen. Die beiden Inder redeten aufgeregt auf Hindi, dann sagte Dschandra „Mein Vater ist sehr betrübt, dass du von seinen Worten so traurig bist. Er möchte dir, mit deiner Erlaubnis, eine Geschichte erzählen, damit du besser verstehst, dass die Wahrheit uns nur dann wehtut, wenn wir nicht verstehen, dass es immer nur ein Teil der Wahrheit ist, den wir

sehen können. Möchtest du diese Geschichte hören?“ Marco konnte sich zwar nicht vorstellen, dass eine Geschichte ihm jetzt weiterhelfen würde, aber er nickte trotzdem. Dschandra goss ihm noch etwas Dschai-Tee in sein Glas und nachdem Marco einmal kurz, mehr aus Höflichkeit, daran genippt hatte, legte der alte Mann wieder die Hände zusammen und begann zu erzählen …

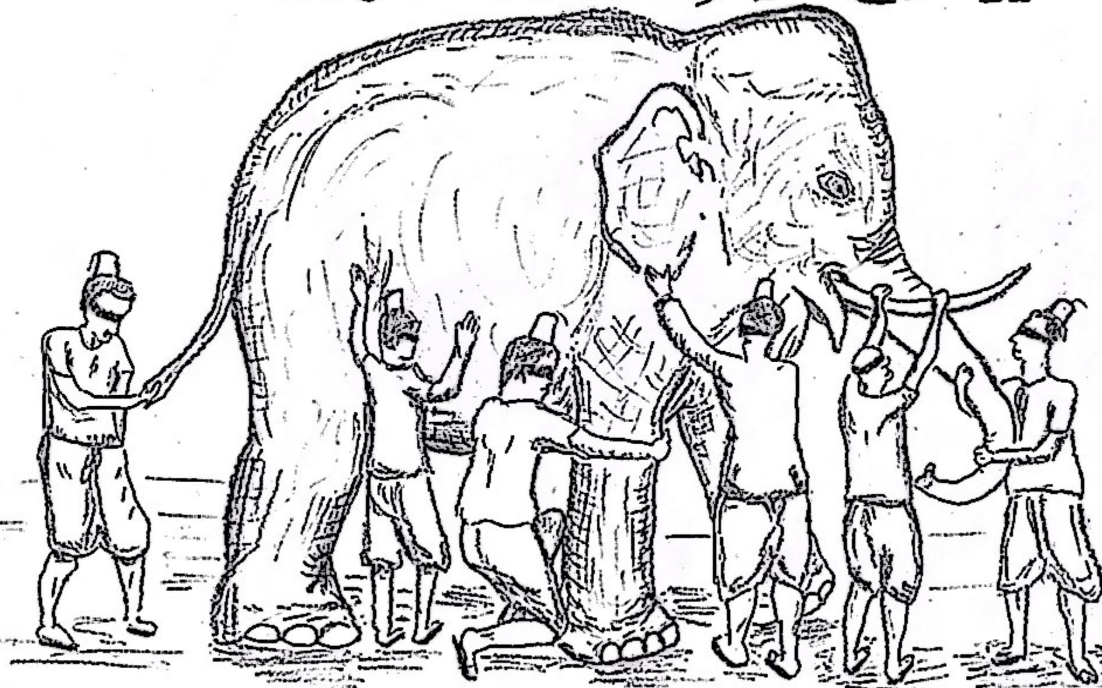
ब्लाइंड और एक हाथी

BLA' INDA AURA EKA HAATHI

oder wie sein Sohn für Marco übersetzte

Blinde und ein Elefant

So, wie Papijat die Geschichte erzählte, waren die Blinden eigentlich nicht blind, sondern sechs fremde Seefahrer, die vor vielen, vielen Jahren über das Meer nach Indien segelten und am Strand vom Maharadscha, dem indischen König, begrüßt wurden. Sie erzählten, dass sie Gelehrte aus einem fernen, kalten Land seien und nun gerne sein Land kennenlernen wollten. Sie fragten, welche Stellen sie in Indien besuchen sollten, um sich ein Bild davon machen zu können. Der Maharadscha lachte und sagte ihnen, dass er ihnen gern Indien zeigen würde, soweit dies in seiner Macht stünde. Und er wolle gleich hier am Strand damit anfangen und ihre Sinne schärfen, damit sie besser verstünden, was sie später sehen würden. Dazu sollten sich die sechs ihre Augen verbinden und sich nebeneinander aufstellen. Die Männer hörten zwar, dass irgendetwas bewegt wurde, aber sie konnten nichts sehen. Schließlich sagte der Maharadscha, sie mögen bitte mit ihren Händen ertasten, was da vor ihnen sei. Jeder der sechs trat einen Schritt vor und fühlte, was er da vor sich hatte. Einer sagte, es sei wie ein Seil, ein weiterer meinte, es sei wie eine Schlange, ein dritter rief, es fühle sich wie eine Wand an, noch einer war sich sicher, es sei wie ein Segel oder eine Fahne, was der nächste wieder völlig falsch fand, denn er fühlte eindeutig etwas wie eine Wand, worüber der fünfte und sechste nur lachen konnten, meinte der eine doch, was immer es sei, es sei so wie ein Baumstamm, während der andere sicher war, nur etwas wie den Ast eines Baumes zu fühlen.



Als der Maharadscha ihnen sagte, dass sie die Augenbinden abnehmen sollten, konnten sie sehen, was sie da befühlt hatten: Ein riesiges Tier, das die Inder Haathi und wir Elefant nennen. Der erste, der gedacht hatte, ein Seil in der Hand zu haben, hatte eigentlich den Schweif des Elefanten befühlt und der, der meinte, ein Schlange zu ertasten, hatte den Rüssel in der Hand. So erging es auch den vier anderen Gelehrten. Der das Bein umarmte, hatte einen Baumstamm gefühlt, der am Stoßzahn einen Ast, der am Bauch hatte an eine Wand gedacht und der am Ohr an ein Segel. Keiner von ihnen konnte wissen, was es war, denn sie hatten so ein Tier nie zuvor gesehen. Der Maharadscha beruhigte sie und sagte ihnen, dass sie alle Recht hätten, denn tatsächlich sei das Schweif des Elefanten so ähnlich wie ein Seil und sein Rüssel ein bisschen so wie eine Schlange und stehe man direkt davor, sei sein Bauch wie eine Wand und sein Bein wie ein Baumstamm, sein Ohr wie ein Segel und seine Stoßzähne könnten sich wie Äste eines Baumes anfühlen. Also hätten sie alle Recht und doch gleichzeitig alle Unrecht, denn ein Elefant sei nichts von alledem. So würde es

ihnen auch in Indien ergehen, denn so erginge es uns allen auf dieser Welt, denn wir seien alle wie Blinde, die einen Elefanten ertasten. Selbst wenn wir irgendwann die Augenbinde abnehmen und den Elefanten, oder Indien, oder die Welt so sehen würden, wie sie wirklich sei, dann wüssten wir damit längst nicht alles über den Elefanten, oder Indien oder die Welt …

Es gibt immer noch viel mehr als wir wahrnehmen können, selbst, wenn wir ganz genau hinsehen.

„Mein Vater würde sehr gerne wissen, wie dir die Geschichte gefällt“, sagte Dschandra, nachdem er fertig mit der Übersetzung war. Marco nickte, dann legte er auch die Hände zusammen und nickte beiden zu. Beide lächelten ihn erwartungsvoll an. „Ich verstehe“, antwortete Marco schließlich, „ich verstehe, dass ich nie alles verstehen kann, weil ich immer nur einen Teil sehen kann.“ Dschandra übersetzte und dann lächelte Papijat Marco an, nickte und lachte. Marco lachte nicht. Er sah den alten Inder an, bis der aufgehört hatte zu lachen und zu nicken und dann sagte Marco leise „ … aber selbst, wenn ich verstehe, dass ich die ganze Wahrheit nicht verstehen kann, tut der kleine Teil der Wahrheit, den ich verstehe doch weh. Denn ich verstehe nur, dass der kleine Elefant auf dem Bild sehr traurig ist, weil er angebunden wurde und nicht versteht, wieso er nicht mehr frei herumlaufen kann … es hat nicht so viel mit Kraft, Weisheit und Glück zu tun. Verstehen sie, dass mich das traurig macht?“

Papijat nickte nur und lachte nicht mehr, aber er lächelte noch, hob sein Glas und sagte dann etwas, was sein Sohn übersetzte: „Mögest du - wie auch dieser kleine Elefant auf dem Foto - irgendwann erfahren, wie heilsam die ganze Wahrheit ist und wie sie diese kleinen traurigen Widersprüche auflöst!“ Marcos Augen leuchteten auf … kam da noch mehr? Dschandra übersetzte weiter und Papijat zog, während er weiter Hindi sprach, zwei weitere Fotos aus der Kiste. Noch ein altes schwarz-weiß Foto, auf dem ein ganz besonders kleiner Elefant zu sehen war, der dem Mann auf dem Foto nur bis zum Bauch reichte. Und noch ein ganz modernes, glänzendes Farbfoto. Auf diesem Bild sah er einen großen, einen sogar sehr großen Elefanten. Er war mit goldverzierten Decken behängt und ganz bunt angemalt. Die Menschen, die am Straßenrand zu sehen waren, schienen ihm zuzujubeln und dann sah Marco, dass die Straße selbst mit Blumen bedeckt war.

Dschandra übersetzte weiter, „Mein verehrter Großvater hat damals ein kleines Elefantenbaby im Wald gefunden. Es ist das Baby auf dem alten Foto. Es war erst ein Jahr alt, ganz allein und wäre wahrscheinlich in den nächsten Tagen vor Hunger gestorben, hätte mein Großvater es nicht mitgenommen und mit Unmengen von Milch gefüttert. Ein Elefantenbaby kann jeden Tag zwölf Liter Milch trinken – das bedeutet von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends jede Stunde einen Liter. Aber mein Großvater wusste, dass sein Sohn, mein verehrter Vater und das Elefantenbaby beide zehn oder zwölf Jahre später alt genug sein würden, um zusammen ihre Ausbildung als Mahut anzufangen. Er nannte den Elefanten einfach Haathi und mein Vater und Haathi wurden zusammen groß. Beide fanden ihre ersten Schultage nicht so schön und haben zuerst geweint. Mein Vater Papijat mochte seinen Lehrer nicht und Haathi mochte das Seil nicht, aber schon mittags konnten sie wieder zusammen spielen.“ Als Marco das hörte, begann er wieder zu lächeln. Er stellte sich kurz vor, wie toll es sein muss, wenn ein kleiner Elefant nach der Schule zu Hause darauf wartet, mit zum Fußball oder zum Schwimmen zu gehen. „Aber jetzt sieh dir bitte das andere Foto an. Das ist auch Haathi, der selbe Elefant, den mein Großvater im Wald gefunden hat und der an seinem ersten Schultag wegen des Seils geweint hat. Heute ist er fast siebzig Jahre alt. Und weil ein Elefant immer nur mit seinem eigenen Mahut arbeitet, konnte er nicht mehr arbeiten, nachdem mein Vater ausgewandert war. Genauer gesagt haben er und mein Vater nach dem Abschluss der Ausbildung nur ein Jahr gearbeitet und Baumstämme für die Holzfäller aus dem Wald getragen, danach wurde Haathi ein heiliger Tempel-Elefant. Er hat heute seinen eigenen Garten, in dem er mit anderen Elefanten lebt und wo es keine Seile oder Ketten mehr gibt. Die Menschen empfinden es als Ehre, ihn mit leckeren Dingen zu füttern. Nicht nur weil die Vorfahren des Elefanten dabei halfen, die Welt zu erschaffen, sondern auch weil wir Inder glauben, dass die Welt noch heute auf den Rücken der Elefanten ruht und es ohne sie keine Welt geben könnte. Das Foto wurde vor zwei Jahren, auf dem jährlich zu seinen Ehren stattfindenden Fest, gemacht.“ Marco lächelte und nickte. „Bist du immer noch traurig, weil Haathi auf dem einen Foto so traurig aussieht?“, wollte Papijat von ihm wissen. Marco schüttelte den Kopf. „Nein … ich verstehe jetzt, dass er nicht immer so traurig

war und dass das Foto nur einen kurzen Moment zeigt, aber nicht die ganze Wahrheit.“ Dschandra und Papijat nickten und verbeugten sich wieder mit den Händen vor der Brust. Der alte Papijat, der - so wusste Marco nach dieser Geschichte - etwa genau so alt sein musste wie der Elefant auf dem Foto, ließ seinen Sohn übersetzen, dass Marco einfach ihn anschauen sollte. „Als kleiner Junge habe ich nur den einen Traum gehabt, nämlich fremde Länder zu sehen. Und in einen Klassenraum eingesperrt zu sein, hatte damit gar nichts zu tun, dachte ich damals und wollte am liebsten einfach auf meinem kleinen Elefanten davonreiten. Aber selbst wenn man Haathi schon hätte reiten können, wären wir zwei wohl nicht weit gekommen. Wir mussten beide erst in die Schule und etwas lernen und nun sieh dir an, was aus uns geworden ist. Ich habe meinen Traum erfüllt und viele fremde Länder gesehen Ich lebe jetzt sogar in dem Land, das ich am schönsten fand – in Argentinien. Ich kann zwar nicht sagen, was der kleine Haathi für Träume hatte, doch ich bin mir sicher: er ist ein sehr, sehr zufriedener Tempel-Elefant!“ Marco und seine Mutter tranken noch den Dschai aus und bedankten sich und gingen dann nach Hause.
Nach den Hausaufgaben lief Marco in den Park, um El-Wie-Jächo zu besuchen. Noch bevor er sein Zelt betreten hatte, hatte er ihn schon trompeten gehört. Der kolumbianische Feuerschlucker verteilte gerade aus einer Schubkarre neue Sägespäne auf dem Boden und El-Wie-Jächo winkte freudig mit dem Rüssel, als Marco hereinkam. Der drückte den Rüssel und ließ sich von dem Rüssel drücken. Dann fragte er, ob er die Späne verteilen dürfe. Der Feuerspucker nahm dankend an, setzte sich auf einen Strohballen, zog die Gummistiefel aus, legte seine Füße hoch und schob sich seinen Hut ins Gesicht. Marco nahm die Schaufel und schaufelte die duftenden Sägespäne überall dahin, wo noch keine frischen waren. Er hätte noch weiter geschaufelt, aber El-Wie-Jächo nahm ihm die Schaufel ab und stellte sie neben die Schubkarre. Dann schlang er seinen Rüssel unter Marcos Armen durch und stellte ihn auf seinem Knie ab. Marco konnte ihm direkt ins Auge schauen und sah eine dicke Träne rauskullern. Aber bevor er etwas sagen konnte, fühlte er, wie der Rüssel ihn von hinten drückte. „Soll ich rauf klettern?“, fragte Marco leise und der Elefant brummte tief und lang und schob ihn mit seinem Rüssel weiter hoch, bis er sich in den Nacken von El-Wie-Jächo setzen konnte. Marco hatte immer

nur draußen auf dem Elefanten gesessen. Im Zelt saß er nun so hoch, dass er die Arme ausstrecken und die Zeltplane über sich anfassen konnte. Es war schon toll, einen Elefanten zum Freund zu haben, aber was, wenn El-Wie-Jächo ihn gar nicht als Freund ansah, sondern nur als seine Arbeit? Er trug eben keine Baumstämme, sondern Kinder … Marco ließ sich wieder zur Seite rutschen und sofort fing ihn der Rüssel sanft auf.
Bevor Marco wieder nach Hause ging, drückte er den Rüssel fest und warf einen Blick auf die Kette. Sie war - wie immer - nicht gespannt und das beruhigte Marco etwas. Aber in der Nacht träumte er, er würde zu El-Wie-Jächo laufen, sich auf sein Knie heben lassen und dann in sein Ohr flüstern: „Du bist ganz stark, viel stärker als früher und du kannst die Kette einfach zerreißen und gehen, wohin du willst! El-WieJächo … verstehst du mich?“ Und El-Wie-Jächo schaute ihn an und sagte mit einer ganz tiefen Stimme „Aber natürlich verstehe ich dich, Marco!“ - Dann wachte Marco auf. Es war immer noch dunkel und ganz still draußen.
Am nächsten Tag war Marco nach der Schule und dem Mittagessen wieder im Zirkus. Er versuchte, nicht gesehen zu werden, als er in El-Wie-Jächos Zelt schlüpfte. Der Elefant brummte, als er Marco sah und winkte mit dem Rüssel. Marco ging zu ihm. „Ich muss dir was sagen …“, flüsterte er ihm zu, „kannst du mich bitte hochheben?“ Der Elefant brummte, nickte, hob sein Knie an und stellte Marco mit dem Rüssel darauf ab. Marco sah ihn an, streichelte sein Ohr und dann fragte er „Kannst du mich verstehen?“ El-Wie-Jächo brummte und nickte. Marco beugte sich noch näher an das Ohr heran. „Du bist ganz, ganz stark, oder?“ Der Elefant hob seinen Rüssel bis zu seiner Stirn, brummte und nickte wieder. „Und du bist viel, viel stärker als früher, als du noch ein kleiner Elefant warst, oder?“ Er nickte wieder mit seinem großen, grauen Kopf. Marco drückte sich ganz an das Ohr heran. „Glaub mir, du bist so stark, dass du die Kette einfach zerreißen kannst und dann kannst du gehen, wohin du willst und machen, was du willst!“ Marco lehnte sich wieder etwas zurück, um El-Wie-Jächos Auge besser sehen zu können. Es blinzelte mit seinen langen Wimpern und dann drückte der Rüssel Marco ganz sanft gegen den Kopf des Elefanten.
„Er hat dich wirklich sehr gern und ich verstehe jetzt auch wieso ...“, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm. Marco wand sich erschreckt

aus der Umarmung des Elefanten. Direkt neben ihm stand der Direktor, mitsamt Zylinder und Äffchen auf der Schulter. „Ich wollte nicht … ich … tut mir leid...“, stotterte Marco. „Ist schon gut...“, unterbrach ihn der Direktor, „El-Wie-Jächo und ich verstehen dich, was Alter?“ Der Elefant trompetete und umarmte Marco von hinten. „Warte bitte kurz hier …“, sagte der Direktor und verschwand aus dem Zelt, um einige Minuten später wieder zurückzukommen. Er schob Maria, die alte Wahrsagerin, auf ihrem Rollstuhl ins Elefanten-Zelt. Marco hatte sie bisher nur von Weitem gesehen und fand sie irgendwie unheimlich, auch wenn es ziemlich lustig war, dass ihr pechschwarzer Rollstuhl wegen des Zirkusgeländes mit dicken, knallroten Mountainbike-Reifen ausgerüstet war und damit wie ein Geländewagen aussah. Neben ihr lief der schwarz-graue Hund, der ihr nie von der Seite wich. Der Direktor schob sie direkt vor Marco und den Elefanten, der Hund rollte sich vor dem Rollstuhl zusammen und legte seinen Kopf auf Marias Füßen ab. Der Direktor holte zwei Strohballen, auf denen er und Marco sitzen konnten und sagte dann „erzähl Marco doch bitte vom Alten, Maria“
Maria winkte El-Wie-Jächo zu, der beugte sich über Marco und streichelte Maria mit seinem Rüssel zärtlich den Kopf. „...ich dich auch, Alter?“, flüsterte Maria, sah Marco lächelnd an und begann zu erzählen. „Ich kann zwar nicht die Zukunft voraussagen, aber als Wahrsagerin sage ich immer die Wahrheit – also hör gut zu: Der Alte und ich kennen uns, seit ich mit siebzehn Jahren zum Zirkus kam … das war vor 61 Jahren. Wir waren damals beide noch jung und schön.“ El-Wie-Jächo trompetete und Maria lachte „Ja, Alter ...du bist immer noch schön!“ sagte sie, dann sah sie Marco an und fuhr fort. „Also ... vor vielen Jahren waren wir mit dem Zirkus in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. Das war die größte Stadt, in der wir bis dahin aufgetreten waren und ich dachte, der Alte wäre deshalb so unruhig. So große Häuser, so viele Autos und noch mehr Menschen - alles auf einmal ... ich war ja selbst ganz aufgeregt. In der ersten Nacht, während alle anderen im Zirkus noch den ersten Abend in der neuen Stadt feierten, machte ich mir deshalb mein Bett im Zelt des Alten, um ihn zu beruhigen. Aber er wurde nicht ruhiger. Er wurde sogar immer aufgedrehter. Irgendwann marschierte er einfach los … das hatte er noch nie gemacht, weshalb er auch nie angekettet gewesen war. Ich sprang auf und lief ihm nach, versuchte ihn aufzuhalten. Dann rief ich die

anderen, aber die feierten noch und hörten mich nicht. Ich wollte ihn nicht aus den Augen verlieren, also lief ich ihm einfach hinterher. Er rannte durch die dunklen Straßen, hob an jeder Kreuzung den Rüssel, schnüffelte aufgeregt und rannte dann weiter, als wüsste er genau, wo er hin wollte. Mittlerweile hatten die ersten Leute uns gesehen und sich ängstlich in Hauseingänge geflüchtet, aber das störte ihn nicht. Er beachtete die Menschen gar nicht. Nach nur etwa fünf Minuten stand er vor einem großen, eisernen Tor und ich verstand langsam, was los war, denn über dem Tor stand 'Parque Zoológico de Caricuao' – der zoologische Garten von Caracas. El-Wie-Jächo drückte einmal fest gegen das Tor, brach es auf und ging in den Zoo. Die Leute, die eben noch Angst gehabt hatten wurden, nun auch neugierig und kamen angelaufen. Wir folgten ihm in den Zoo und fanden ihn an der Mauer des Elefanten-Geheges, über die er gerade einem anderen Elefanten den Rüssel schüttelte. Er hatte die anderen Elefanten gerochen und war einfach dem Geruch gefolgt. Die Leute entspannten sich. Sie wurden langsam immer mehr und sie klatschten und jubelten, auch wenn alle außer mir einen respektvollen Abstand zum Elefanten hielten. Dann hörten wir Sirenen und sahen die rot-blau blinkenden Lichter der Polizeiwagen. Die Polizisten riefen mich zu sich und fragten mich, ob das mein Elefant sei. Dann sah ich, dass sie Gewehre aus ihren Autos holten und große Scheinwerfer auf El-Wie-Jächo richteten, der davon geblendet wurde und Angst bekam. Nun bekam ich auch Angst und wollte wieder zu ihm laufen, aber zwei Polizisten hielten mich fest. Da löste sich ein kleines Mädchen aus der Menschenmenge, lief einfach zu dem Alten hin, streichelte ihm den Rüssel, drehte sich dann wieder um, stampfte einmal fest mit dem Fuß auf um und rief dann so laut sie konnte zu den Polizisten :
„IHR DÜRFT IHM NICHT WEHTUN!“
Jetzt fingen auch die anderen Leute an, auf die Polizisten einzureden und die wussten wirklich nicht mehr, was sie machen sollten. So einen Elefanten zu verhaften wäre ja schon schwierig genug, aber wenn der dann auch noch von einem kleinen Mädchen beschützt wird ... Sie riefen den Zoo-Direktor und der erlaubte mir und El-Wie-Jächo die ganze Nacht und den nächsten Tag mit den anderen Elefanten im Zoo zu verbringen. Dann ging der Alte zufrieden mit mir und einer kleinen Polizei-Eskorte zurück zum Zirkus, wo wir für drei Wochen vor begeistertem Publikum

aufgetreten sind. Jeden Tag saß das kleine Mädchen, das ihn gerettet hatte, unter den Zuschauern – sie wurde jedes Mal von ihm begrüßt und hat ihn immer in diesem Zelt besucht … genau wie du.“ sagte Maria zu Marco und lächelte ihn an. Der lächelte zurück, aber sagte nichts. Er wollte wissen, wie es weiterging... „Die Polizei verlangte, dass der Alte in seinem Zelt angekettet wird, solange er nicht auftritt. Wir haben ihnen nicht erzählt, dass das keinen Sinn macht, weil man einen erwachsenen Elefanten nicht einfach anketten kann, aber damit sie zufrieden sind, haben wir ihm eine Kette um sein Bein gelegt. Er hat den Polizisten gezeigt, was für ein braver Elefant er sein kann und gewartet, bis er ihr Auto wegfahren hörte, bevor er die Kette zerrissen hat. Er hatte genau verstanden, wofür die Kette ist – nur ein Trick um die ängstlichen Menschen zu beruhigen. Aber seine Kette war nun kaputt, also hatte der damalige Direktor die Idee, einfach eine lockeren Schlaufe aus einer neuen Kette zu machen und diese Schlaufe in seinem Zelt auf den Boden zu legen. El-Wie-Jächo kann mit einem Bein einfach rein steigen und sie selbst festziehen, wenn jemand kommt, der ihn nicht kennt und nicht wissen kann, wie sanft und gutmütig er eigentlich ist. Wenn nur seine Freunde in der Nähe sind, dann macht er einfach das da ...“, sagte Maria und zeigte auf das Hinterbein. El-Wie-Jächo hob den Fuß, um den die Kette hing, etwas an und schüttelte das Bein ein paar Mal schnell hin und her. Dabei öffnete sich die Schlaufe, die Kette wurde immer weiter und rutschte schließlich von seinem Fuß. El-Wie-Jächo brummte ein paar mal kurz, was wie ein Elefanten-Kichern klang. Maria legte ihre Hand auf die von Marco. „Er betrachtet dich jetzt als seinen Freund und hat entschieden, dass du wissen darfst, dass er eigentlich nur so tut, als sei er angekettet“, sagte sie und Marco legte den Kopf in den Nacken, grinste hoch zu dem großen, grauen Kopf des Elefanten und drückte den Rüssel, der ihn umarmte. „El-Wie-Jächo, mein neuer Freund“ dachte er glücklich. „Am Ende unseres Aufenthalts in Caracas“, fuhr die alte Wahrsagerin fort, „gingen wir noch einmal alle zusammen in den Zoo und der Alte schüttelte allen Elefanten noch einmal den Rüssel, aber drehte sich dann um und ging schnell wieder zurück zum Zirkus-Platz und in sein Zelt, wo er auf das kleine Mädchen wartete, die später noch kam, um sich zu verabschieden. Er wusste, dass dieses Kind ihn gerettet hatte und seither sucht er sich in jeder Stadt ein Kind aus,

von dem er beschützt werden möchte, falls ängstliche Menschen wieder mit hellen Lichtern auf ihn leuchten. Nur einmal im Jahr für etwa eine Woche möchte er andere Elefanten treffen, den Rest der Zeit verbringt er anscheinend lieber mit Kindern, Clowns und alten Wahrsagerinnen.“ Maria lachte und sagte dann „so wie mein Hund – er ist mir vor fast zwanzig Jahren in Brasilien zugelaufen und nie mehr weggegangen, und das war seine eigene Wahl. In manchen Ländern ist es Gesetz, dass er ein Halsband tragen muss und dann tut er das … solange er dafür in Ruhe gelassen wird und tun darf was er will, nämlich in meiner Nähe zu bleiben, macht ihm das nichts aus. Aber als er von mir getrennt war, nämlich als ich ins Krankenhaus musste, da war er sehr traurig und hat tagelang nichts gegessen. Es gibt sicher Hunde, die schnell weglaufen würden, wenn ihre Herren sie von der Kette lassen müssten und die haben sicher genauso ihre Gründe dafür, wie andere Hunde Gründe haben, zu bleiben.“ Marco war mehr als froh. Er hatte nun nicht nur einen Elefanten zum Freund, der Elefant hatte auch klar gemacht, dass es seine freie Entscheidung war, genauso wie die Entscheidung, mit dem Zirkus durch die Lande zu ziehen, um Kindern wie ihm Freude zu bereiten. Dann wurde er doch ein bisschen traurig. „Wann zieht ihr denn weiter?“ fragte er leise. Maria streichelte seine Hand „Er wird dich nicht vergessen. Immer, wenn wir in Caracas sind, dann kommt das kleine Mädchen ihn besuchen. Auch wenn sie jedes Mal älter geworden ist, erkennt er sie immer sofort und es ist wieder, als wären sie nie getrennt gewesen. Sie ist ja fast so alt wie ich selbst und hat selbst schon Kinder und Enkelkinder, aber El-Wie-Jächo behandelt sie immer noch wie das kleine Mädchen, das ihn damals gerettet hat und das seine erste Freundin außerhalb des Zirkus wurde. Wenn wir irgendwann weiterziehen, wird er die Erinnerung an Dich an einem ganz besonderen Platz in seinem ganz besonders großen Kopf mitnehmen und immer, wenn er wieder nach Buenos Aires kommt, wird er dich wiedererkennen. Ihr werdet für immer Freunde sein. Du weißt doch, dass man sagt, ein Elefant vergisst niemals …?“ Marco nickte erleichtert und drückte noch einmal fest den Rüssel, der ihn umarmte.

Marco besuchte seinen neuen Freund weiter jeden Tag. Vorher allerdings ging er zu Dschandra und Papijat und berichtete ihnen, dass er wieder ein Stück mehr von der Wahrheit gesehen hatte,

was die beiden genauso freute wie ihn. Als schließlich der Tag gekommen war, wo der Zirkus weiterzog, gab es noch eine große Abschiedsparade durch die Stadt. Der Direktor erlaubte Marco in einem bunten Clown-Kostüm auf El-Wie-Jächo mit in der Parade zu reiten. Er durfte sogar, als er seinen besten Freund aus der Schule am Straßenrand stehen sah, diesen einladen, mit ihm zusammen bis zurück zum Zirkus zu reiten. Er brachte El-WieJächo in sein Zelt und weil sein Schulfreund dabei war, legte er vorsichtig die Kette um ein Hinterbein und zog die Schlaufe gerade so fest, dass sie nicht sofort wieder abrutschte. Dann streichelte er den Rüssel und sagte mit einem Augenzwinkern „Jetzt bist du sicher!“ Der alte Elefant zwinkerte zurück und brummte zufrieden. Am Abend, als alles abgebaut und verladen war, brachte Marco El-Wie-Jächo noch zu seinem Laster, wo sie sich noch einmal in den Arm beziehungsweise in den Rüssel nahmen. Der riesige Elefant stieg erstaunlich geschickt auf die Ladefläche des Lasters und dann winkten er und Marco sich noch, bis die ganze Kolonne aus Lkw, Wohnwagen und Autos außer Sichtweite war.
Sie vergaßen einander nicht, auch wenn es zwei ganze Jahre dauerte, bis der Zirkus wieder in der Stadt war. Die beiden sind noch heute Freunde und El-Wie-Jächo ist schon beinahe so alt wie der älteste Elefant der Welt.

Das Pferd Mah und der Hengst, der ihr gefolgt ist, der Elefant El-Wie-Jächo und der Hund von der alten Maria … sie alle sehen auf den ersten Blick so aus, als wären sie Gefangene. Doch wer ihre Geschichten kennt, weiß, dass sie alle irgendwann eine Entscheidung getroffen haben und freiwillig ein Stück Freiheit aufgegeben haben, um dadurch die Freiheit zu genießen, genau das tun zu dürfen, was sie wollten. Das Pferd wollte mit dem Bauern zusammen auf dem Feld arbeiten und obwohl es immer einfach hätte weglaufen können, ist es bei ihm geblieben. Der Elefant hätte auch bei den anderen Elefanten im Zoo bleiben können, aber er wollte lieber weiter den Kindern, die ihn so liebten und die sich so für ihn einsetzten, eine Freude machen. Auch der Hund hat sich scheinbar irgendwann entschieden, lieber bei Maria zu bleiben.

Diese Entscheidungen konnten sie nur treffen, weil sie die Freiheit hatten, sich dafür oder dagegen zu entscheiden. Denn Freiheit beginnt immer zuerst im Kopf.

Ein alter Grieche namens Äsop, der besonders gern erzählte – von ihm ist auch die berühmte Geschichten von dem Jungen, der solange „Wolf!“ schrie, bis ihm keiner mehr glaubte. Er hat aber auch eine Geschichte über diese Entscheidung und die Freiheit geschrieben. Die habe ich Dir damals so erzählt:

ΚΥΩΝ ΚΑΙ ΛΥΚΟΣ

Küoon kai Lükos

HUND UND WOLF



Nach einem besonders kalten Winter strich ein hungriger Wolf durch den Wald. Er hatte schon lange nichts Richtiges mehr gefressen und sein Magen knurrte beinahe so laut wie er selbst. Er war abgemagert, schwach und müde, weil er sich auf der Suche nach etwas Essbarem so weit von seiner Höhle entfernt hatte, dass er schon seit Tagen im schmelzenden Schnee oder im nassen Laub schlafen musste. Langsam wusste er nicht mehr, wie er es bis zum Frühling schaffen sollte.
Am Morgen nach einer besonders ungemütlichen Nacht kam er nass und zitternd zu einem Haus am Waldrand. Ein Hund bellte ihn aufgeregt an, als er vorsichtig um eine Ecke des Hauses schlich. Obwohl Hunde und Wölfe schon lange getrennte Wege gehen, haben sie doch gemeinsame Vorfahren und können sich verstehen, wenn sie genau hinsehen, hinhören und hinriechen. Der Wolf verstand, was der Hund bellte. Es bedeutete so etwas wie „Halt! Stehenbleiben! Was willst du hier?“. Der Wolf knurrte zurück, so verständlich er konnte „Mach dir keine Sorgen! Ich bin nur auf der Durchreise und viel zu schwach, um dir Ärger zu machen.“ Der Hund sah ihn mitleidig an und winselte dann „Wieso bist du so schwach … und so dünn … und weswegen zitterst du so?“ Der Wolf setzte sich hin und seufzte „Ich habe schon lange nicht gegessen oder im Trockenen geschlafen, weil der Winter so lang und hart war!“ Der Hund legte seine Stirn in Falten und sah ihn fragend an „Hast du denn keinen Herren?“ Nun sah ihn der Wolf verwundert an „Was ist ein Herr?“ Der Hund bellte fröhlich „Na, ein Mensch ... jemand, der sich um dich kümmert, dir zu essen gibt und dir ein eigenes kleines Haus neben seinem Eigenen baut …!“ Der Wolf lächelte müde „...du willst mir erzählen, dass du ein eigenes Haus hast ...“ Der Hund sprang auf und wedelte aufgeregt mit dem Schweif „Komm mit … ich zeig's dir!“ bellte er und lief um die andere Ecke des Hauses. Der Wolf stand müde auf, streckte sich und gähnte, dann ging er dem Hund hinterher. Als er um die Ecke bog, konnte er es kaum glauben. Tatsächlich ein kleines Haus … eher eine kleine Hütte, aber komplett mit einem Dach, vier Wänden und einem Eingang. „Kannst ruhig mal reingehen“, bellte der Hund. Der Wolf schaute durch den Eingang in die Hundehütte. Es war ein bisschen kleiner als seine Höhle, aber gar nicht schlecht. Dann setzte er die erste Pfote vorsichtig in die Hütte und schreckte

zurück. Der Boden war ganz weich und so etwas kannte er nicht, aber er versuchte es noch einmal und ging hinein, rollte sich zusammen und legte sich hin. Er hatte noch nie auf einer Wolldecke gelegen. Es war das bequemste und weichste Bett, seit er als kleiner Welpe auf seiner Mutter geschlafen hatte. Dann roch er etwas, das ihn sofort wieder aufspringen ließ … „Hier riecht es nach etwas Essbarem!“ grollte er aufgeregt. Der Hund legte ihm einen dicken Knochen mit ziemlich viel Fleisch daran vor den Eingang der Hütte. Der Wolf schnappte sofort danach und begann an dem Knochen zu nagen. Das war das beste, was er seit Wochen bekommen hatte. Der Hund legte sich lässig daneben und bellte „Nimm, soviel du willst … mein Herr bringt mir einen neuen Knochen, wenn er heute Abend zurückkommt“ Der Wolf konnte nicht antworten, weil er zu sehr mit Kauen beschäftigt war. Er knackte den Knochen sogar in kleine Stücke und kaute solange darauf herum, bis nichts mehr übrig war. Als er fertig war und sich die Schnauze saubergeleckt hatte, knurrte er immer noch hungrig: „Wie bekomme ich so einen Herren ?“

Der Hund sprang auf und wedelte ihn freudig an „Du bleibst einfach hier, bis mein Herr kommt und wenn du tust, was er will, dann wird er dir auch ein eigenes kleines Haus bauen und dir auch Knochen mitbringen und wir können jeden Tag zusammen spielen.“ Das klang ja eigentlich ziemlich einfach, dachte der Wolf und knurrte: „Was will er denn so von uns, dein Herr?“ - „Nicht viel.“ antwortete der Hund „Also, wir dürfen ihn natürlich nicht beißen!“ Der Wolf streckte sich noch einmal ausgiebig auf der weichen Decke und hechelte dann zufrieden „Das versteht sich doch von selbst. Wozu sollte ich ihn beißen, wenn er mir doch zu fressen gibt. Das ist also kein Problem. Was will er noch?“ Der Hund machte ein feierliches Gesicht „Wir bewachen das Haus und verscheuchen jeden, der hier nicht hingehört!“ dann lächelte er wieder und bellte „So wie ich es eben mit dir machen wollte, bevor ich gesehen habe, dass es dir nicht gut geht“ Der Wolf grinste zurück „Ich weiß nicht ob ich das mit dem Kläffen so gut hinbekomme, aber ich kann das hier ...“ und dann fletschte er seine Zähne und knurrte so laut, dass der Hund für einen Moment den Schwanz zwischen seinen Hinterbeinen einkniff - was in der Wolfs- und Hunde-Sprache bedeutet „Ich hab solche Angst, dass ich mir gleich in die Hose mache!“ - „Und was will er noch?“ knurrte der Wolf, nachdem er seine Zähne wieder

versteckt hatte. Der Hund überlegte kurz, dann wedelte er wieder und bellte „Manchmal kommt er und will mich streicheln … das ist eigentlich sehr angenehm. Es fühlt sich so an, als würde deine Mama dir das Fell sauberlecken!“ Beide schauten einen kurzen Moment verträumt vor sich hin und dachten glücklich daran, wie ihre Mamas ihnen das Fell saubergeleckt hatten. „Das ist alles?“ knurrte der Wolf ungläubig. Der Hund wedelte ihn an. „Ich sag doch: ein Kinderspiel. Und das bisschen Arbeit können wir dann auch noch teilen.“

Zufrieden lagen sie zusammen in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne und wärmten sich. Dann stutzte der Wolf plötzlich und knurrte „Was hast du da eigentlich um den Hals?“ Der Hund bellte „Das? Das ist nur mein Halsband.“ Der Wolf wollte es genauer wissen „Und wozu soll dieses Halsband gut sein?“ Der Hund stand auf und schüttelte sich. „Da ist diese Kette dran festgemacht … siehst du?“ Der Wolf sah die Kette und stutzte wieder „Und wozu soll diese Kette gut sein?“ Der Hund schaute ein wenig traurig und knurrte dann leise. „Damit ich auch sicher hier bliebe und auf das Haus aufpasse“ und dann fügte er noch fröhlich hinzu „aber die Kette ist so lang, dass ich um das ganze Haus herumlaufen kann!“

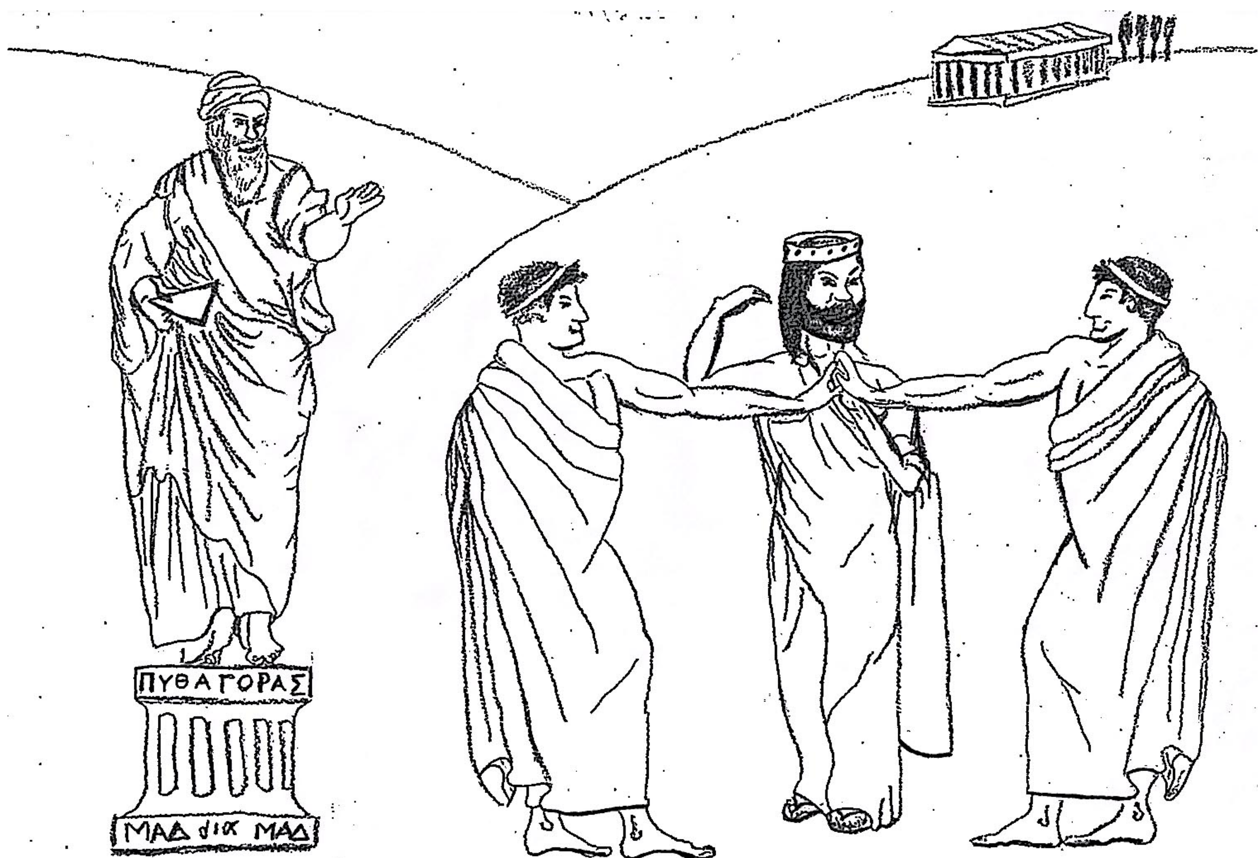
Der Wolf stand auf, streckte sich und ging langsam zurück zum Waldrand und knurrte „Danke, aber nein danke.“ Der Hund sah ihn verwundert an „Aber, Wolf, denk an die Hütte, das Essen … so etwas kannst du auch haben“ Der Wolf ging einfach weiter und knurrte zurück „Dir macht es vielleicht nichts aus, weil du es wahrscheinlich nicht anderes kennst, aber ich bin ein freier Wolf und meine Welt ist größer als ein Haus.“ Der Hund lief bis ans Ende seiner Kette und jaulte „Es macht mir aber etwas aus, keinen Freund zu haben … bleib doch bitte hier“ Der Wolf drehte sich noch einmal um und knurrte: „Ich kann dir nur ein Freund sein, wenn ich frei bin. Wenn ich auch an der Kette liege, hast du keinen Freund, sondern einen Mitgefangenen. Ich komm dich bestimmt bald wieder besuchen.“ Der Hund wurde böse, weil er nicht wollte, dass sein neuer Freund wieder geht und kläffte ihm hinterher „Weil du frei sein willst, wirst du noch verhungern!“ Der Wolf lief in den Wald und heulte zurück „Ich verhungere lieber in Freiheit, als dass ich an einer Kette fett werde.“

Der Wolf hat auch eine Entscheidung getroffen. Für ihn waren ein wenig Essen und eine Hütte nicht genug, um seine Freiheit für immer dagegen einzutauschen - auch nicht mit dem schlimmsten Hunger. Wahrscheinlich glaubte Äsop, der griechische Mann, der die Geschichte vom Hund und dem Wolf erzählt hat, das Gleiche, wie eine Gruppe von Freunden, die auch damals - also vor etwa 2500 Jahren – sehr berühmt waren. Deren Geschichte war so bekannt, dass sie bis heute immer wieder erzählt wurde und ich habe sie Dir damals ungefähr so erzählt, als wir auf Deine damals beste Freundin Mascha gewartet haben …

Δάμον και Φιντίας, Πυθαγόρειοι

Damon kai Fintias, Pütagoräioi

DAMON UND PHINTIAS, PYTHAGOREER



Die Geschichte von Damon und Phintias begann, als sich beide in der ersten Klasse trafen und sofort die besten Freunde wurden. Dazu muss man erwähnen, dass es für die beiden nichts Besonderes war, beste Freunde zu sein, sondern etwas ganz normales. In dieser Schulklasse sah jeder jeden als besten Freund an oder anders gesagt: Alle waren beste Freunde. Darauf wurde großer Wert gelegt in der „Pythagoras-Grundschule für kleine Griechen in Groß-Griechenland“ Magna Graecia oder Megalé Hellas oder Groß-Griechenland nannte man damals den Süden Italiens, wo die beiden lebten und zur Schule gingen.
Ihr Lehrer unterrichtete sie vor allem in Mathematik und Philosophie, aber eben auch in Freundschaft, und das wissen heute nur noch wenige. Der Mann namens Pythagoras - nach dem ihre Grundschule benannt war - hatte zweihundert Jahre zuvor verstanden, dass es keinen Streit, keine Verbrechen und keinen Krieg mehr geben würde, wenn alle Menschen sich gegenseitig als beste Freunde betrachteten. Und er meinte damit nicht einfach gute Kumpel, sondern echte, treue und unbedingte Freunde.
Der alte Pytagoras hatte mit dieser Idee damals so viel Erfolg, dass in der kleinen Stadt Kroton, wo sie wohnten, mittlerweile alle Bürger beste Freunde waren. Schon viele Jahre, bevor Damon und Phyntias geboren wurden und lange bevor ihre eigenen Eltern die Pytagoras-Grundschule besucht hatten, hatte die Idee von der unbedingten Freundschaft den Bürgern von Kroton eingeleuchtet, und seitdem waren alle dort beste Freunde. Sie brauchten keine Polizisten und keine Gesetze, weil niemand seinen besten Freund bestehlen oder betrügen wollte. Geld hatte nur noch symbolischen Wert, weil beste Freunde sich eben mit allem gerne halfen und natürlich von ihren besten Freunden nichts dafür verlangten. Weil das für uns heute nur noch schwer zu verstehen ist, erzähle ich am besten mal, wie so ein Tag in der „Pytagoras-Grundschule für kleine Griechen in Groß-Griechenland“ ablief … nehmen wir zum Beispiel einen Dienstag im April des Jahres 360 vor Christus.
Damon war sieben Jahre und ein paar Tage alt, als er morgens aufstand. Er stand immer auf, wenn die Sonne aufging und der Hahn draußen krähte. Er wusch sich und putzte sich die Zähne, dann räumte er noch ein bisschen auf, damit seine Mutter, die ja

auch seine beste Freundin war, es später nicht machen musste. Er

wollte ja seiner besten Freundin nicht unnötig Arbeit machen, denn seine Mutter hatte genug zu tun, seit der beste Freund, der sein Vater gewesen war, vor ein paar Jahren gestorben war. Damon vermisste ihn zwar noch, aber er war nicht mehr traurig, seit er im Freundschafts-Unterricht gelernt hatte, dass ein Freund nicht wirklich stirbt, solange die Freundschaft zu ihm noch in seinen Freunden weiterlebt.

Nach dem Frühstück mit seiner besten Freundin Mama machte er sich auf den Weg zur Schule. Er war an diesem Dienstag früher auf der Straße als sonst. Das konnte er daran sehen, dass die Wände ihres Hauses noch im Schatten der großen, alten Olivenbäume lagen. Wenn er sonst zur Schule ging, wurde er beim Verlassen des Hauses von der Sonne geblendet. Aber nicht an diesem Dienstag, und weil er so früh unterwegs war, traf er seine beste Freundin, die alte Philía. Ihr Name bedeutete Freundschaft und sie war eine lustige alte Witwe, die immer schon vor Sonnenaufgang in ihrem Garten Obst für ihre vielen besten Freunde pflückte. Weil sie so alt war und sich bei jedem Schritt mit einem Stock abstützen musste, hatte sie einige Mühe, das große Tuch zu tragen, in das sie die Früchte gewickelt hatte. Damon half ihr, das Obst bis zu ihrem Haus zu tragen und bekam von seiner besten Freundin einen dicken Apfel aus dem Tuch, bevor er weiter zur Schule lief.

Direkt um die Ecke von der alten Philía traf er seine beste Freundin Daphne. Er freute sich zwar, sie zu treffen, aber er wunderte sich doch, weshalb sie so ganz allein vor ihrem Haus auf der Straße rumkrabbelte – sie war schließlich noch kein ganzes Jahr alt. Er nahm das Baby hoch und gab seiner besten Freundin einen dicken Kuss. Etwas roch komisch. Er schnupperte er an ihr, grinste sie an und sie grinste zurück. Damon lachte und rief in den Eingang des Hauses: „Daphne will mit mir in die Schule, aber sie muss erst die Windeln wechseln!“ Sofort erschien Daphnes Mutter in der Tür und nahm ihm die kleine beste Freundin ab. Sie lächelte ihren besten Freund Damon dankbar an, denn verdrehte sie die Augen, bevor sie mit der kleinen Daphne auf dem Arm ins Haus verschwand und dabei laut rief „Welcher meiner besten Freunde hat denn schon wieder die Tür aufgelassen?“

Damon ging weiter zu Schule und traf auf dem Weg seinen besten

Freund Phintias, der auch schon früher als sonst auf dem Weg war. Sie grinsten sich an. „Klar, dass die besten Freunde sich von allen Tagen genau den selben Dienstag aussuchen, um früher loszugehen ...“, bemerkte Phintias. Dann gingen sie lachend über den noch ganz leeren Marktplatz zur Schule.
In der ersten Stunde erzählte ihnen ihr bester Freund, der Lehrer, vom Orakel von Delphi und von der Sphinx in Theben. Dort konnten Griechen aus Groß- und Klein-Griechenland Prophezeiungen erhalten, wenn sie in der Lage waren, vorher ein Rätsel zu lösen. „Wollt ihr mal versuchen, so ein Rätsel zu lösen?“, fragte er seine besten Freunde, die Schüler und die wollten es natürlich unbedingt probieren. „Also ...“ begann der Lehrer lächelnd „ das Orakel könnte zum Beispiel die folgende Frage stellen: Welches Lebewesen geht morgens auf vier Beinen, mittags auf zwei Beinen und abends auf drei Beinen?“ Die ganze Klasse sah ihn mit großen Augen an. Alle überlegten fieberhaft, aber so ein Tier hatten sie noch nie gesehen. Hunde liefen morgens auf vier Beinen, aber das taten sie auch noch abends. Vögel liefen mittags auf zwei Beinen, aber niemals auf drei Beinen. Was lief überhaupt auf drei Beinen? Damon dachte grinsend, dass er überhaupt nur ein Lebewesen mit drei Beinen kenne, und das sei die alte Philía mit ihren Stock … und dann ging ihm ein Licht auf. Am Morgen auf allen Vieren, wie die kleine Daphne, mittags auf zwei Beinen, wie er selbst und am Abend wie die alte Philía auf drei Beinen. Wenn das Orakel also mit dem Tag nicht irgendeinen Dienstag meinte, sondern das Leben als Ganzes, dann würde jeder am Morgen seines oder ihres Lebens auf allen Vieren krabbeln, dann mittags aufrecht auf zwei Beinen laufen und am Abend des Lebens als Greis am Stock, also auf drei Beinen gehen...! Damon hatte die einzige logische Antwort gefunden. Weil er aber ganz gut in der Schule und der Lehrer sowieso sein bester Freund war, überlegte er kurz, welcher seiner Freunde eine gute Note besser gebrauchen konnte als er selbst. Seine Wahl fiel auf Phintias, der direkt vor ihm saß. Er beugte sich unauffällig vor und flüsterte „Der Mensch!“. Phintias überlegte kurz, ob er schon einen Menschen mit drei Beinen gesehen hatte und zischte ungläubig zurück „Wasss?“ Damon wiederholte sein geflüstertes „Der Mensch …!“ Ihr bester Freund, der Lehrer sah sie direkt an und sagte „Ja, Phintias, mein Freund … kannst du dir denken, welches Lebewesen gemeint ist?“ Phintias stand auf, wie es damals in der

Schule beim Beantworten einer Frage üblich war. Aber er antwortete nicht, sondern überlegte noch. Schließlich fiel ihm aber auch nichts Besseres ein, und also sagte er eher fragend als feststellend „...der ...der Mensch vielleicht …!?“ Sein Freund, der Lehrer lächelte ihn an „Sehr richtig, Phintias, mein Freund … und wieso meint das Orakel den Menschen?“ Phintias überlegte noch einmal schnell, aber er verstand es selbst nicht … vielleicht nur deshalb nicht, weil er am Morgen die alte Philía nicht getroffen hatte. „Ich weiß es ehrlich gesagt nicht, mein Freund...“, gab er schließlich zu. Der Lehrer lächelte „Wieso hast du dann Mensch geantwortet?“ Nun wurde seine Freundschaft auf die Probe gestellt. Er wollte seinen Freund Damon nicht verraten, aber auch nicht seinen Freund, den Lehrer belügen. Aber weil Phintias hier groß geworden war, fiel ihm sofort die richtige Antwort ein „Ich habe es gesagt, weil es mir vorgesagt worden ist ...“ Als der Lehrer seine Antwort hörte, klatschte er in die Hände und die ganze Klasse klatschte mit. „Du bekommst eine gute Note in Freundschaft, weil du deinem Freund die Wahrheit gesagt und doch dabei deinen anderen Freund nicht verraten hast“ sagte der Lehrer schließlich und wandte sich Damon zu. „Kannst du dir denken, weshalb der Mensch gemeint ist, mein Freund Damon?“ Phintias setzte sich wieder hin und Damon stand auf „Die einzige Erklärung, die ich mir vorstellen kann, ist, dass das Orakel den Menschen meint, weil nur der Mensch am Morgen seines Lebens auf allen Vieren rumkrabbelt, dann mittags auf zwei Beinen läuft und am Abend seines Lebens am Stock geht, also praktisch auf drei Beinen“ Der Lehrer klatschte wieder, und die ganze Klasse klatschte mit. Dann sah er Damon fragend an und der verstand, dass sein bester Freund, der Lehrer, darauf wartete, dass er die ganze Antwort gab. Damals gehörte ganz selbstverständlich zu einer richtigen Antwort in der Schule, dass Damon nicht nur die Lösung sagte, sondern auch allen erklärte, wie er darauf gekommen war. Weshalb Vorsagen unter Schülern damals nur dann funktionierte, wenn man auch sofort die Erklärung mit vorsagte. Damon erklärte also, wie er am Morgen auf dem Weg zur Schule die alte Philía auf ihren drei Beinen getroffen hatte und dann die kleine Daphne auf allen Vieren, und so verstanden alle, weswegen Damon an diesem Dienstag so viel schneller auf die Lösung gekommen war als alle anderen in der Klasse.

All seine besten Freunde klatschten noch einmal. Der Lehrer fasste zusammen, was sie außer der Lösung des Rätsels noch gelernt hatten und leitete damit direkt die nächste Stunde ein. „Jeder von uns Freunden ist heute morgen einen anderen Weg zu dieser Schule gegangen, und so hat jeder andere Dinge gesehen und deshalb denkt hier nun jeder an andere Sachen." Er machte eine Pause, bis alle nickten und fuhr fort „Und jeder von uns ist jetzt mit diesen ganz eigenen Eindrücken im Kopf der Lösung eines anderen Rätsels so nah wie Damon es war, weil er Daphne und Philía heute morgen getroffen hatte." Wieder nickten alle. „Ich hatte einfach ein Rätsel ausgesucht, das etwas mit den drei und vier Beinen zu tun hatte, denen Damon noch heute morgen begegnet ist. Wir haben ja alle schon ein Baby und einen Greis am Stock gesehen und wären früher oder später selbst drauf gekommen. Aber seine Erinnerungen waren durch das Baby und die Greisin noch frisch. Wenn ich ein anderes Rätsel nähme ..." Er schaute seine besten Freunde an, und die Schüler nickten erwartungsvoll. Sie wollten gern noch ein anderes Rätsel lösen. „Also gut, wenn das Orakel nun gefragt hätte: Welche beiden Geschwister sehen sich immer nur ganz kurz, aber sind niemals zusammen ...?" Die Schüler überlegten kurz, dann lehnte sich Phintias nach hinten und flüsterte zu Damon „Der Tag und die Nacht!" Damon lächelte … das machte Sinn. Der Tag und die Nacht waren wie Geschwister, aber sie konnten immer nur in der Dämmerung kurz, aber doch niemals länger zusammen sein. So sagte er es dann auch, als sein bester Freund, der Lehrer ihn fragte. Der nickte und klatschte wieder. Damon hob die Hand und sagte: „Ich kann aber nicht sagen, wie derjenige, der mir die Lösung zugeflüstert hat, darauf gekommen ist." Phintias stand auf und erklärte allen, dass er an seine große Schwester, die auch seine beste Freundin war, gedacht hatte und die Phintias, seit sie vor ein paar Wochen geheiratet hatte, nur noch morgens und abends treffen konnte.

„Seht ihr," sagte der Lehrer nach dem Applaus für Phintias, „wie unterschiedlich wir alle sind. Diesmal haben seine ganz eigenen Erinnerungen Phintias so nah an die Lösung gebracht, dass er nur zugreifen musste. Wenn wir alle so unterschiedlich sind und doch wie Freunde unser Wissen teilen, dann können wir zusammen doch wahrscheinlich jedes Rätsel lösen, oder?" Seine Schüler nickten. Er nahm die Hand von Phintias und hielt sie hoch. Der wusste sofort,

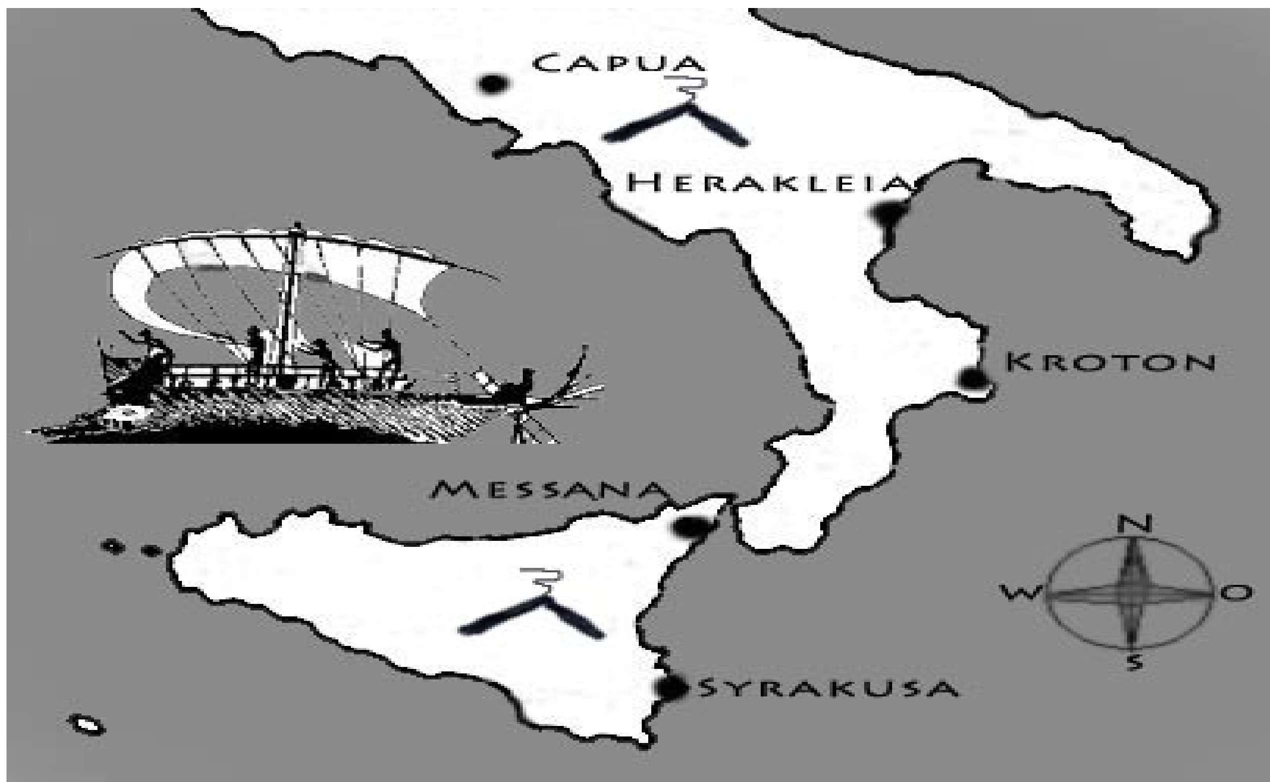
was der Lehrer damit sagen wollte. Das war 'ihr' Zeichen. Phintias nahm Damons Hand und hielt sie auch hoch. Damon nahm die Hand von seinem Sitznachbarn, der wieder die Hand von dem Seinem und so weiter … bis alle zusammen standen und alle ihre Hände zusammen hochhielten. Dann rief der Lehrer „Denn wir sind ...“ und die ganze Klasse rief im Chor „PYTHAGOREER!“
Das war ihr Freundschaftsruf. Sie waren wie ein Bande oder eine Mannschaft, aber mit dem Unterschied, dass jeder in der Stadt zu ihrer Bande gehörte und ihr bester Freund war. … wirklich jeder. Es war nicht wie die Kölner aus Köln oder die Herneer aus Herne – dann hätten sie sich wahrscheinlich die Krotoner aus Kroton genannt. Pythagoreer waren alle, die in den vergangenen zweihundert Jahren diese Grundschule besucht hatten, und das waren eben einfach alle hier und weil es die Schule von Pythagoras war, hießen sie eben die Pythagoreer und waren alle ziemlich stolz darauf, zu den besten Freunden zu gehören.
Weil sie so viel gelernt hatten, ließ der Lehrer sie an diesem Dienstag etwas früher nach Hause gehen. Damon und Phintias und die anderen besten Freunde gingen Hand in Hand aus der Schule. Im Gegensatz zu einem Hamburger oder einem Berliner, die das auch bleiben, wenn sie nicht gerade in Hamburg oder Berlin sind, waren Pythagoreer nur dann Pythagoreer, wenn sie zusammen und mindestens zu zweit waren. Einer allein kann kein Freund sein und keinen Freund haben – es gehören immer mindestens zwei dazu. Und in Kroton gehörten alle dazu.
Auf dem Weg nach Hause kamen die beiden auf den Marktplatz, wo mittlerweile alle Bauern und Händler der Stadt ihre Stände geöffnet hatten und ihre Produkte anboten. Und in Kroton wurden Produkte wirklich angeboten, denn niemand verlangte von seinen besten Freunden etwas dafür. Damon sah einen seiner besten Freunde, der gerade Kisten mit Zwiebeln zu seinem Stand brachte, also verabschiedete Damon sich von seinem besten Freund Phintias, um seinem anderen besten Freund mit den Zwiebeln zu helfen. Zu zweit ging es ganz schnell, aber der Bauer ließ seinen besten Freund Damon nicht sofort gehen - nicht ohne ihn von seinem Käse probieren zu lassen. Als Damon ihm sagte, dass sein Käse diesmal wieder ganz besonders lecker war, schnitt er ihm ein ganz großes Stück davon ab und sagte lächelnd „...dann gib den Käse unserer besten Freundin, deiner Mutter.“ Damon steckte den

Käse ein und ging weiter über den Markt. Zwei Stände weiter sah er Phintias schon wieder. Der half gerade einer Köchin dabei, Wasser für ihre Suppenküche zu tragen. Damon sah, dass die Krüge sehr schwer waren und half seinen Freunden schnell. Die Köchin wollte, dass die beiden noch blieben, um Suppe zu essen, aber Damon wollte nur einmal kosten und sagte, dass er schon Käse gegessen hätte und auch noch welchen davon nach Hause bringen wollte. Dann schnitt er der Köchin und Phintias jeweils ein Stück von seinem Käse ab. Die beiden Freunde bekamen von ihr jeweils einen Krug mit heißer Suppe „Nehmt die Suppe euren Müttern, unseren besten Freundinnen mit!“ Also verabschiedeten sich die Freunde wieder und gingen weiter nach Hause. Sie halfen noch bei zwei weiteren Ständen und wurden auch da beschenkt und gaben auch da etwas von dem ab, was sie vorher schon bekommen hatten. Als Damon und Phintias sich endgültig verabschiedeten, hatten sie den Bauch und die Taschen voll mit Brot, Käse, Oliven und der Suppe in Krügen.
Später am Nachmittag, nachdem sie all das Essen nach Hause gebracht hatten, trafen sie sich wieder auf dem Sportplatz. Sport war bei den Pythagoreern nicht so anders als anderswo. Jeder versuchte das Beste zu geben, und natürlich gab es auch Gewinner und Verlierer, aber in Kroton bejubelten und feierten sie sich alle zusammen – wie die besten Freunde.
Damon und Phintias wurden langsam älter und jedes Jahr kamen mehr beste Freunde dazu. Andere Städte in der Umgebung hatten gesehen, wie schön es war, in Kroton zu leben und wollten auch beste Freunde sein. Als die beiden zehn Jahre später junge Männer waren und endlich mit der Schule fertig, gab es schon zehn andere Grundschulen in zehn anderen Städten und sie alle waren jetzt Pythagoreer – überall beste Freunde, von Kroton über Herakleia bis nach Capua.
In Syrakusa, der Hauptstadt von Groß-Griechenland, gab es noch keine Pythagoras-Schule. Dafür gab es dort einen Tyrannen – so nannte man damals Herrscher, die eigentlich keiner haben wollte, weil sie nicht mit der Unterstützung, sondern gegen den Willen ihres Volkes Anführer geworden waren. Der Tyrann in Syrakus hieß damals Dionysios der Zweite. Er war kein übler Kerl, aber er kannte nichts anderes als Tyrannei. Schon sein Vater, Dionysios der Erste, war Tyrann in Syrakus gewesen und hatte sich bei den Leuten

überall in Groß-Griechenland sehr unbeliebt gemacht. So war sein Sohn aufgewachsen. Er traute niemandem, hatte zwar viele Berater und Untertanen, aber keinen einzigen Freund. Er war sich klar darüber, dass jeder Mensch in seiner Nähe etwas von ihm wollte oder Angst vor ihm hatte. Das machte ihn nicht gerade freundlich, sondern eher gefährlich, denn er befehligte auch eine große Armee. Eines Tages berichteten ihm seine Berater von den Pythagoreern und davon, dass sie immer mehr wurden. Sie waren sogar schon so viele, dass sie keine Angst mehr vor dem Tyrannen und seiner Armee hatten, warnten sie. Seine Berater schlugen vor, sofort in den Krieg zu ziehen und diesem Spuk ein Ende zu bereiten. Als der Tyrann das hörte, schaute er sie ungläubig an. „Ihr meint ernsthaft, ich soll sie angreifen, weil sie einander gute Freunde sind...?“ Die Berater nickten eifrig, aber Dionysios schüttelte den Kopf „Ich schicke lieber einen guten Spion, um mehr über diese Freundschaft zu erfahren. Es könnte uns und Groß-Griechenland noch nützlich sein, das Geheimnis der Freundschaft zu kennen...“. Aber seine Berater fragten ihn aufgeregt: „Wozu soll denn Freundschaft gut sein? Es kommen Berichte aus den Städten der Pythagoreer, dass sich dort Richter, Anwälte, Soldaten, Bankiers und Waffenhändler neue Berufe suchen müssen, weil die Menschen sie nicht mehr brauchen, jetzt, wo dort alle beste Freunde sind.“ Dionysios war zwar ein schlechtgelaunter Tyrann, aber er war nicht dumm. Er wusste von seinen Spionen sehr genau, warum seine Berater ihm ständig zu Kriegen rieten ... sie wurden heimlich von den Waffenhändlern dafür bezahlt, denn die konnten mit jedem Krieg eine Menge Geld verdienen. „Was wäre denn so schlecht daran, wenn diese Freundschaft Streit, Verbrechen und Krieg abschaffen könnte...?“, fragte er seine Berater, die daraufhin nervös und – wie er fand – schuldbewusst auf ihre Schuhe starrten und keine Antwort fanden. Sie konnten ihm ja schlecht sagen, dass sie Angst hatten, sie würden dann nicht mehr dafür bezahlt, ihn in sinnlose Kriege zu stürzen. Welchen Grund konnten sie sonst angeben? Dass es ohne Krieg, Streit und Verbrechen zu langweilig sei? Das konnten sie dem Tyrannen, in dessen Reich sich die beiden größten Vulkane weit und breit befanden auch nicht klarmachen … Er schickte die Berater weg und ließ seinen besten Spion rufen, um mit ihm einen Plan auszuhecken, wie er allen Menschen beweisen konnte, dass es eine solche echte Freundschaft nicht gibt.

Ein paar Wochen später kam ein Bote nach Kroton und brachte ein Paket zu Phintias. Darin waren ein wunderschön verzierter Dolch und ein Brief. In dem Brief stand, dass die Tochter des Tyrannen ihn unbedingt im Palast sehen wollte, dass er den Dolch als Geschenk von ihr annehmen mochte und sich in einer Woche bei Vollmond zu ihr schleichen sollte. Dann folgte eine Wegbeschreibung durch den Palast zu ihren Räumen und als Unterschrift war da nur ein kleines Herz. Phintias hatte zwar keine Ahnung, wo sie ihn gesehen haben könnte, oder wie sie sonst auf ihn gekommen war, aber jeder in Groß-Griechenland wusste, dass die beiden Töchter des Tyrannen wunderschön waren. Wenn er sich beeilen würde und schnell ein Schiff nach Messana finden würde, konnte er es leicht bis Vollmond nach Syrakusa auf Sizilien schaffen. Er musste nur in der Woche nach Vollmond zurück in Kroton sein. Seine andere - seine kleinere - Schwester wollte dann heiraten und das konnte sie damals bei den Griechen nicht, ohne dass ihr großer Bruder bei der Trauung seinen Segen gab. Also würde er sich hin und zurück beeilen müssen, aber es war zu schaffen, und für eine Verabredung mit der Tochter des Tyrannen lohnte sich die Reise bestimmt. Er wollte gerade losreiten, als sein bester Freund Damon vorbeikam. Sie begrüßten sich und Phintias erzählte aufgeregt von dem Paket aus der Hauptstadt und von dem Brief der Tochter des Tyrannen. Damon staunte nicht schlecht und sagte dann „Wenn ich nach Syrakusa müsste, würde ich mich freuen, wenn mein bester Freund mich begleiten würde ...“ Phintias lächelte und nickte „...ich würde mich freuen“. Eine Stunde später waren beide auf ihren Pferden und ritten in Richtung Küste.

Wenn Italien auf einer Landkarte wie ein Stiefel oder wie ein Fuß aussieht, dann lag die Stadt Kroton am Fußballen und sie mussten von dort nur bis zum großen Zeh reiten. Trotzdem brauchten sie zwei Tage. Ganz vorn an der Spitze des dicken Zehs suchten sie ein Schiff, dass sie über die Meerenge zu dem eckigen Fußball bringt, den Italien zu treten scheint und der Sizilien heißt. Nachdem sie ein Schiff gefunden hatten und in Messana angekommen waren, ritten sie weiter nach Süden und zwei weitere Tage später erreichten sie Syrakusa.



Magna Graecia oder Megalé Hellas oder Groß-Griechenland

Sie hatten immer noch zwei Tage bis zum Vollmond und die brauchten sie auch, denn sie mussten erst einen Weg finden, sich in den gut bewachten Palast zu schleichen. Von morgens bis abends streunten sie in der Nähe des Palastes herum und beobachteten dabei heimlich die Wachen, die Händler und die Diener, die kamen und gingen. Am zweiten Tag konnten sie sogar einen Blick auf die beiden Töchter des Tyrannen werfen, als diese den Palast verließen. Sie waren wirklich wunderschön, und Phintias konnte sein Glück gar nicht fassen, als die beiden ihn im Vorbeigehen anlächelten ...
Als am nächsten Abend die Sonne über den Bergen im Westen von Syrakus versank und über dem Meer im Osten der Mond aufging, machten sich die beiden besten Freunde auf den Weg zum Palast. Sie wussten mittlerweile genau, wann die Wachen sich ablösen würden und wo man in diesem Moment über die Mauer in den Palast klettern konnte, ohne gesehen zu werden. Sie errichten die Stelle wie geplant. Damon stellte sich mit dem Rücken gegen die Mauer und faltete die Hände vor dem Bauch. Phintias stieg mit einem Fuß in die gefalteten Hände seines besten Freundes, dann mit dem anderen Fuß auf seine Schulter und zog sich von da auf

die Mauer, wo er ganz flach liegenblieb. Damon schlenderte unauffällig zur nächsten Ecke, von wo er das Tor des Palastes sehen konnte. Er wartete, bis er die Wachablösung sah. Sie wussten, dass während der Ablösung keine Soldaten im Hof waren und die Wachen vom Tor aus nicht in die Ecke des Hofes schauen konnten, wo Phintias auf der Mauer lag. Damon gab das vereinbarte Zeichen: den Ruf einer Eule drei Mal hintereinander. „Huhuuu, huhuu, huhuu" Von der Ecke aus konnte er nur sehen, wie Phintias' Schatten von der Mauer verschwand. Er blieb noch ein paar Augenblicke still stehen, um zu horchen. Als er keinen Alarm hörte, schlenderte er vergnügt durch die warme Nacht zurück zu dem Gasthaus in Syrakusa, in dem sie die vergangenen zwei Tage gewohnt hatten.
Im Palast schlich sich Phintias auf Zehenspitzen von einer dunklen Ecke zu anderen. Er konnte sich nicht entscheiden, was ihn nervöser machte: Die Tatsache, dass er auf dem Weg zu einer Verabredung mit der schönen Tochter des Tyrannen war, oder die Tatsache, dass er unerlaubt durch den nächtlichen Palast des Tyrannen schlich. Er folgte der Wegbeschreibung in dem Brief, den er schon komplett auswendig kannte. Schließlich sah er die Tür, die ihm darin beschrieben worden war. Er klopfte ganz leise, dann etwas lauter. Es kam keine Antwort. Phintias öffnete vorsichtig die Tür, schlüpfte hinein und schloss sie dann wieder hinter sich. Der Raum dahinter war zwar dunkel, aber im Licht des aufgehenden Mondes konnte er gut erkennen, dass der Raum so groß war, dass man sein ganzes Haus hätte hineinstellen können. Er fühlte den teuren, glatten Marmor unter seinen Füßen. Er war zwar beeindruckt, aber als echter Pythagoreer fühlte er keinen Neid, sondern versuchte stattdessen sich alle Details, die er im fahlen Mondlicht erkennen konnte zu merken, um dieses Wissen später mit seinen besten Freunden in Kroton besser teilen und dann etwas ähnlich Schönes auch dort bauen zu können. Aus einer der dunklen Ecken sah er eine nicht ganz so dunkle Gestalt auf sich zugehen. Das musste sie sein. Er wollte gerade zu ihr gehen, als sie mit einer tiefen Männerstimme rief „Mörder! Wachen! WACHEN!" Phintias hörte schnelle Schritte näherkommen, dann wurde die Tür aufgestoßen. Schwerbewaffnete Soldaten stürmten in den Raum. Im Licht ihrer Fackeln konnte Phintias nun sehen, dass er scheinbar im Thronsaal stand. Er hob die Hände und zeigte seine leeren

Handflächen, was seit tausenden von Jahren bedeutet „Ich komme in friedlicher Absicht und bin unbewaffnet!“ Die Gestalt, die mit ihrem dunklen Bart ganz offensichtlich keine Tochter von irgendjemandem, sondern ein Mann war, ging auf Phintias zu und schnauzte ihn an „Glaubt ihr Pythagoreer wirklich, ihr könntet Dionysios einfach loswerden …?“ Jetzt war Phintias verwirrt. „Ich wollte niemanden loswerden …“, sagte er aufgeregt. Woher wusste dieser Mann, dass er ein Pythagoreer war … es sei denn, er wusste, dass Phintias nicht aus Syrakusa stammte, aber weder das eine, noch das andere hatte er auf der Stirn stehen. Blitzschnell griff die Hand des Bärtigen nach dem Dolch, den Phintias natürlich am Gürtel trug. Er zeigte das lange Messer den Wachen, die zustimmend nickten „Und was ist das?“ schrie der Mann, den Phintias eben noch für die Tochter des Tyrannen gehalten hatte. Und dann, als der Mann ihm ganz nah gekommen war und ihm mit der Fackel ins Gesicht leuchtete, da konnte auch Phintias besser sehen. Der Mann mit der Fackel war ein Bettler. Phintias hatte ihn vor ein paar Wochen mehrmals in Kroton gesehen und ihm auch Wein und Käse gegeben. Er erinnerte sich noch gut daran, dass er ihm auch ein Bad angeboten hatte, weil er so scheußlich gerochen hatte. Aber jetzt stand er vor ihm, in feinstes Tuch gewickelt und roch nach Blumen. Er war also kein Bettler, sondern ein Spion. Plötzlich kam sich Phintias so blöd vor. Er war hereingelegt worden. Und er kam sich eitel vor. Dass er wirklich geglaubt hatte, die Tochter des Tyrannen hätte ihn auf der Durchreise in Kroton auf der Straße gesehen und ihn so unwiderstehlich gefunden, dass sie ihm sofort einen Brief geschrieben hatte, um ihn kennenzulernen. Wie peinlich … aber das war das geringste seiner Probleme. Das nächst größere Problem stand vor ihm und leuchtete ihm mit einer Fackel ins Gesicht, und das allergrößte Problem, da war er sich sicher, war schon auf dem Weg: Der Tyrann Dionysios, der nicht gerade für seine Freundlichkeit berühmt war und im nächsten Moment schon vor ihm stand. Also nicht direkt vor ihm, sondern mit einer Reihe Soldaten samt einer Reihe Lanzen zwischen sich und Phintias. Der Tyrann sah ihn nur an, lächelte kurz, nickte dem Spion zu und verschwand dann wieder mit seiner Leibwache. Phintias wurde abgeführt und verbrachte die Nacht in einem schmutzigen, kalten und dunklen Kellerverlies. So hatte er sich das wirklich nicht vorgestellt.

Am nächsten Tag wurde er wieder in den Thronsaal gebracht, der bei Tageslicht noch größer und schöner war als Phintias in der Nacht zuvor gedacht hatte. Vor allem freute er sich, die Sonne wiederzusehen und den Wind zu fühlen, der durch die großen Fenster frische Luft hereinwehte … für Phintias war die Nacht sehr lang und dunkel gewesen. Aber der Thronsaal war nicht nur heller und schöner als in der Nacht, sondern auch voller. Überall standen Männer und Frauen in feinsten Gewändern und in kleinen Gruppen zusammen und tuschelten. In der Mitte auf einem kleinen Podest war ein Thron und darauf saß - natürlich - Dionysios, der alte Tyrann. Von mehreren Wachen umringt wurde der vermeintliche Attentäter zu Dionysios gebracht. Der sah ihn böse an, dann lächelte er und fragte „Phintias aus Kroton, was wolltest du mit dem Dolch in meinem Palast?“ Phintias sah ihn an und antwortete einigermaßen wahrheitsgemäß „Ich wollte ihn zurückbringen, wo er hergekommen war.“ Das stimmte schon, denn natürlich hatte er der Tochter des Tyrannen nicht ohne ihr Geschenk begegnen wollen. Dionysios lächelte nun nicht mehr. Dieser junge Mann aus Kroton war schlauer als der Tyrann gedacht hatte. Wenn er diese Befragung zu weit treiben würde, dann käme wahrscheinlich heraus, dass das alles ein Trick gewesen war, um einen Pythagoreer in den Palast zu locken und dann allen zu zeigen, dass Freundschaft nicht helfen kann. Und wenn seine Töchter herausbekämen, dass er sie für eines seiner bösen Spiele benutzt hatte, dann hatte der Tyrann selbst ein Problem. In ganz Groß-Griechenland waren seine Töchter nicht nur dafür bekannt, wie schön sie waren, sondern auch dafür, dass sie die einzigen Menschen im Reich waren, die den Tyrannen tyrannisieren konnten.

Dionysios verkündete schnell das Urteil. Auch er brauchte keine Richter oder Anwälte dafür … er war schließlich der Tyrann. „Phintias aus Kroton, ich verurteile dich in meinem Namen zum Tode, weil Du versucht hast mich mit einem Dolch zu töten!“ Dann sah er ihn mit einem bösen Grinsen an, dachte 'Jetzt werden wir ja sehen', und fragte: „Hast du noch einen letzten Wunsch?“ Phintias nickte. „Ich möchte mit meinem Freund Damon sprechen, der im Gasthaus in Syrakus auf meine Rückkehr wartet.“ Das konnte auch ein Tyrann nicht abschlagen, also wurde eine Wache in den

Gasthof geschickt. Während sie warteten, gingen zwei Berater des Tyrannen zu dem verurteilten Phintias. Dionysios sah die beiden und musste lächeln. Das war nicht Teil seines Plans, aber durch die gründliche Arbeit seiner Spione konnte er sich sicher sein, was die beiden Phintias nun anbieten würden. Sie würden sich als Berater des Tyrannen vorstellen. Dann würde der Kleinere von den Beiden Phintias ein Angebot machen – der, der nicht nur von den Waffenhändlern, sondern auch von den Anwälten heimlich bestochen wurde, um Dionysios in ihrem Sinne zu beraten. Er würde Phintias sagen, dass er ihm einen Verteidiger besorgen kann, der ihn vielleicht noch retten könnte. Dann würde Phintias dankend ablehnen und genau in diesem Moment sah der Tyrann schon, wie Phintias seinen Kopf schüttelte. Nun würde der Dickere von den Beiden, der - wie Dionysios von seinen Spionen wusste - auch von den Banken bestochen wurde, ein Angebot machen und in Etwa sagen 'Geld, um den Anwalt zu bezahlen ist kein Problem. Ich kenne eine Bank, die es dir gerne leiht' Dann würde Phintias etwas sagen wie 'Was, wenn ich es nicht zurückzahlen kann?' und dafür hatten die Beiden sicher auch schon eine Lösung. So etwas wie: 'Dann kann deine Familie es für dich zurückzahlen...' Der Tyrann sah, wie Phintias den Kopf schüttelte und ihn weiter schüttelte, bis die beiden Berater ihn schließlich wütend stehenließen. Dinoysios war nicht überrascht, denn er wusste, dass die Pythagoreer in Kroton schon seit über hundert Jahren ohne Anwälte und Banken lebten. Er wäre überrascht gewesen, wenn Phintias diesen gierigen Verrätern auf den Leim gegangen wäre.

Dann kam die Wache mit Damon wieder. Als Damon von Phintias hörte, weshalb er in den Palast gebracht worden war, rief er verwundert „Aber das kann doch nicht stimmen. Da versucht Dich jemand reinzulegen. Du hast doch den Brief von der Tochter des Tyrannen …!“, dann sah er erschreckt zum Thron und sagte leiser „ich meine, von der Tochter des ehrenwerten Dionysios, des Zweiten“

Weil die Tyrannen schon damals wussten, dass das Wort Tyrann nicht nett gemeint ist, hatten sie es schon vor langer Zeit verboten. Das Verbot hatte aber nur erreicht, dass das Wort nicht mehr in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde. Das hatte Damon kurz vergessen. Aber weder er noch der Tyrann hatten Zeit darüber nachzudenken, weil eine Tür hinter dem Thron aufflog und seine

beiden wunderschönen Töchter hereinkamen. Sie gingen schnurgerade zum Thron und flüsterten ihrem Vater etwas zu, der etwas zurückflüsterte. Die Berater kamen alle ein paar Schritte näher, um besser hören zu können, aber als eine der beiden Töchter ihnen einen giftigen Blick zuwarf, gingen alle wieder zurück, einige gingen sogar noch weiter weg als vorher. Schließlich fauchte die größere von beiden ihren Vater, den Tyrannen so laut an, dass alle im Saal es gehört haben mussten „...mit meinem Dolch? ...im Thronsaal? ...mitten in der Nacht?“ Die andere legte ihre Hand auf die Schulter ihrer Schwester und dann flüsterten sie wieder nur. Schließlich drehten sich die beiden Schwestern um und kamen zu Damon und Phintias, die nun beide von den Soldaten und ihren Lanzen umzingelt waren. Als die Schwestern hinter den Soldaten angekommen waren, räusperte sich eine von beiden ganz leicht, und sofort traten die Soldaten zur Seite, um Platz zu machen. Damon sah die beiden jungen Frauen auf sich zukommen. Er dachte verträumt, dass kein einziger Mann, egal wie stark oder groß, und wahrscheinlich nicht einmal der Tyrann selbst diese stahlharten Leibgardisten mit einer solchen Leichtigkeit zur Seite räuspern könnte … dieses zarte und süße Räuspern ... dann wurde Damon aus seinen träumerischen Gedanken geweckt.
„Du glaubst also wirklich, ich würde jungen Burschen Briefe schreiben und sie bei Nacht und Nebel herbestellen, um sie kennenzulernen...?“ fragte die Größere ihn lächelnd. Damon lächelte zurück „Nein, das glaube ich nicht ...“, begann er. Die größere Tochter des Tyrannen lächelte plötzlich nicht mehr. „Ich glaube das deshalb nicht,“ fuhr er fort „weil ich den Brief gar nicht erhalten habe. Ich bin der Begleiter und ich bin mir sicher, dass auch mein bester Freund hier das nicht geglaubt hat … und ich bin mir noch sicherer, dass er nur gehofft hat, wenn so etwas wirklich gegen alle Vernunft wahr sein sollte, dass er der Glückliche ist, den Ihr aussucht, Eure Majestät!“ Jetzt lächelte sie wieder, sogar noch mehr als vorher. Phintias wurde von der anderen Schwester verhört. „Wer von uns beiden hat diesen angeblichen Brief denn geschrieben?“ Phintias schluckte. „Ich weiß es ehrlich gesagt nicht, denn er war nur mit einem Herz unterschrieben, aber es wäre mir egal, denn ich kann auch unter der Androhung der Todesstrafe nicht entscheiden, welche von Euch beiden faszinierender ist, Eure Hoheiten.“ Er verbeugte sich tief vor der jüngeren Schwester. Jetzt

lächelten beide Schwestern. „Und was stand drin?“ fragte die jüngere von beiden. Phintias fing an den längst auswendig gelernten Brief aufzusagen, und weil Damon ihn in der vergangenen Woche so oft von seinem besten Freund gehört hatte, fiel er mit ein. So sagten sie den Inhalt des Briefes in Chor auf. Die beiden Schwestern grinsten jetzt breit. „Ich wünsche Dir Glück, Phintias aus Kroton“, sagte die Jüngere, und die Ältere fügte noch hinzu „...und Glück auch Dir, Damon. Können wir noch etwas für Euch tun?“ Damon zuckte mit den Schultern, aber Phintias sagte: „... vielleicht könntet ihr Euren Vater überreden, mich für eine Woche zurück nach Kroton reisen zu lassen, damit ich meiner kleinen Schwester bei ihrer Hochzeit den Segen geben kann. Ich komme danach sofort zurück und dann kann er mich hinrichten.“ Die größere Schwester hörte auf zu grinsen und fragte „Wieso sollte er glauben dass Du zu Deiner eigenen Hinrichtung freiwillig zurückkommst …?“ Bevor Phintias etwas antworten konnte, sagte Damon „Weil ich als Pfand hierbleibe … wenn Phintias nicht zurückkommt, kann euer Vater mich an seiner Stelle hinrichten!“ Die beiden Schwestern sahen ihn erstaunt an, aber Phintias sagte nur „Danke, mein Freund“ Die Schwestern schauten die beiden immer noch ungläubig an, dann sagte die Jüngere „Ihr meint das ernst, oder?“ Damon und Phintias nickten. Die Schwestern drehten sich langsam um und gingen zurück zum Thron, wo sie ihrem Vater wieder etwas zuflüsterten, der wieder etwas zurückflüsterte. Dann fauchte die große Schwester wieder etwas Unverständliches, und schließlich stellten sich die beiden rechts und links vom Thron auf. Ihr Vater sah sie fragend an und die Ältere nickte ihm aufmunternd zu. Zum ersten Mal seit seine Töchter den Saal betreten hatten, sprach Dionysios wieder mit fester Stimme „Damon, du willst wirklich als Pfand hierbleiben?“ fragte er. Damon nickte nur. „Hat dein Freund dir erzählt, wie unser Verlies aussieht?“ Damon nickte wieder. „Und du würdest in diesem Verlies auf deinen Freund warten?“ Damon nickte wieder. Dionysios sah seine Töchter fragend an und die lächelten ihm zu. Seine Stimme wurde noch fester „Bei Wasser und Brot?“ Damon nickte „Angekettet?“ Nicken. „... und dich hinrichten lassen, wenn dein Freund nicht zurückkommt?“ Damon nickte wieder nur. Der Tyrann wollte von ihm wissen „Warum?“. Damon nahm die Hand seines Freundes, hielt sie hoch und sagte langsam „Denn wir sind ...“ und dann riefen

er und Phintias gemeinsam „PYTHAGOREER!“ Der Tyrann war wirklich beeindruckt. „Ich erlaube dir, Phintias, die Hochzeit deiner Schwester zu besuchen … als unser Hochzeitsgeschenk sollst du zehn Goldstücke ...“ Seine Tochter stieß ihm in die Seite. Dionysios seufzte und fuhr fort „...sollst du hundert Goldstücke und unsere besten Wünsche an das Brautpaar überbringen! Mach dich sofort auf den Weg ... Du hast genau zehn Tage Zeit“ Das war zu schaffen. Für den Hinweg hatten sie vier Tage gebraucht – blieben noch sechs Tage für die Hochzeit und den Rückweg. Er würde sich trotzdem beeilen müssen. Ein Mann löste sich aus der staunenden Menge und drückte Phintias einen kleinen Beutel in die Hand. Phintias verbeugte sich vor dem Tyrannen, obwohl er eigentlich die beiden Schwestern meinte, dann bedankte er sich für das Gold und vor allem bei Damon für die Freundschaft und rannte so schnell er konnte aus dem Palast.
„Such Dir einen aus!“, sagte die jüngere Tochter zu ihrem Vater. Der verdrehte die Augen und seufzte wieder. „SUCH DIR EINEN AUS!“ fauchte die Ältere. Der Tyrann stand auf und blickte auf seine versammelten Berater, dann drehte er sich um und verließ den Saal. Im Weggehen rief er über seine Schulter zu seinen Töchtern „Sie sind alle nutzlos … sucht ihr euch einen aus!“ Als er gegangen war, sahen sich die beiden Schwestern an. „...dann zwei, oder?“ lachte die Ältere, und die Jüngere lachte auch und nickte. Die erste Schwester sah in die Runde der Berater. Schließlich zeigte sie auf den dicken Mann, der mit Phintias gesprochen hatte, als dieser auf Damon gewartet hatte und die zweite Schwester zeigte auf den Kleinen, der den Dicken dabei begleitet hatte. „Du und du ...“ sagte die ältere Tochter, „ihr habt das große Glück wieder nach Hause gehen zu dürfen. Ihr wohnt ab sofort nicht mehr im Palast. Wachen, bitte helft ihnen, ihre Gemächer zu räumen!“ Die beiden bedankten sich zähneknirschend. Sie fanden das gar nicht gut. Anders als bei Hof würden sie zu Hause wieder für ihr Geld arbeiten müssen, aber es gab keine Möglichkeit sich den Töchtern des Tyrannen zu widersetzen ... da war es leichter, sich dem Tyrannen selbst zu widersetzen, indem man die anderen Berater großzügig bestach, damit sie dem Tyrannen rieten, von der Verbannung nach Hause abzusehen. Aber seine Töchter waren weder bestechlich, noch hörten sie auf die bestechlichen Berater. Also blieb den Beiden nichts weiter, als ihre letzte tiefe Verbeugung vor den Schwestern

und ein schneller Abgang. Die Altere der Beiden ging zu Phintias und sagte „Du wirst natürlich nicht im Verlies schlafen. Auch wenn mein Vater dich hinrichten will, wirst du bis dahin wie ein Gast behandelt. Warte kurz, es werden gerade zwei Gemächer im Ostflügel frei, von wo du die aufgehende Sonne über dem Meer sehen kannst, solange du auf deinen Freund wartest!“ Und weil Damon sie nur anlächelte, fügte sie noch etwas verwirrt hinzu, „Ich bin übrigens Helena!“ Sie streckte ihm die Hand hin. Er sagte „Ich weiß …!“, nahm ihre Hand und lächelte sie weiter verträumt an. Dann fügte er auch etwas verwirrt hinzu „Ich meine … Ich bin Damon!“ Diesmal lachte Helena und sagte „Ich weiß!“

Phintias hatte derweil das Gasthaus erreicht, wo er ihre Rechnung beglich und gerade sein Pferd aus dem Stall holen wollte, als sich zwei schwerbewaffnete Frauen in seinen Weg stellten. Sie trugen beide die Uniform der Leibgarde des Tyrannen. 'Das hätte mich auch gewundert, wenn Dionysios nicht irgendeinen hinterhältigen Trick ausgedacht hätte, um mich aufzuhalten', dachte Phintias. Aber die beiden lächelten ihn an „Keine Sorge“, sagte die Eine „wir sind von der Garde seiner Töchter. Sie haben uns geschickt, damit wir dich begleiten und aufpassen, dass du auch auf jeden Fall wiederkommst. Wir haben auch ein frisches Pferd für Dich …“ Die zweite Leibgardistin holte drei wunderschöne Streitrösser mit leichten Sätteln für Meldereiter aus dem Stall. Phintias konnte dieses Angebot nicht ablehnen und kurz später galoppierten sie nach Norden und ließen Syrakusa hinter sich. In der untergehenden Sonne drehte sich Phintias noch einmal um und flüsterte „Damon, ich komme wieder, mein Freund!“

Damon war bereits in seine neuen Gemächer eingezogen. Das Verlies bestand für ihn aus einem großzügigen Wohnraum mit Schalen voller Obst, einer Terrasse mit schwerbewaffneten Wachen und einem Schlafzimmer mit einem bequemen Bett. Im Sonnenuntergang saß er auf der Terrasse, aß mit den beiden Töchtern ein ausgesucht köstliches Mahl und anschließend erzählten sich die Drei bis tief in die Nacht ihre neuen, eigenen Versionen der alten, griechischen Sagen, die sie alle schon seit ihrer Kindheit kannten. 'Für ein Verlies ist es wirklich schön hier', dachte Damon, als er vor dem Schlafengehen noch einmal die Küste entlang nach Norden schaute, wo jetzt sein Freund irgendwo durch die Nacht ritt. Er flüsterte nichts, denn er war sich völlig

sicher, dass sein bester Freund ihn nicht im Stich lassen würde … und wenn das Schiff untergehen sollte oder etwas anderes ihn davon abhalten würde, wieder zukommen, dann wäre das ihr Schicksal und außerhalb ihrer Macht.
Phintias war schon viel weiter, als Damon es sich hätte träumen lassen. Die beiden Leibgardistinnen ritten viel schneller als er sich das mit seinem eigenen Pferd getraut hätte. Wenn er sie irgendwie hätte einholen können, würde er sie sicher fragen, ob diese Pferde - so toll sie auch sein mochten - solch einen Ritt durchhalten würden. Aber er konnte sich nur festhalten und im gestreckten Galopp hinter ihnen herjagen. Schließlich, mitten in der Nacht, sah er die beiden irgendwo im Mondlicht vor sich langsamer werden. Dann sah er Lagerfeuer und Soldaten. Im Näherkommen sah er, wie die beiden Leibgardistinnen geschickt von ihren Pferden sprangen und zu den Offizieren liefen. Für einen Moment glaubte Phintias, dass er nun doch in eine Falle getappt war und die beiden letztlich doch für den Tyrannen arbeiteten. Nachdem er sein Pferd für Stunden so angetrieben hatte, würde er den Soldaten mit ihren frischen Pferden nicht entkommen. Dann sah er, wie die beiden Frauen auf zwei von diesen frischen Pferden sprangen. Eine von beiden bekam die Zügel eines dritten frischen Pferdes von einem der Soldaten gereicht. „Komm ... beeil dich!“ rief die andere und galoppierte sofort in die Dunkelheit davon. Phintias sprang von seinem Pferd, machte drei Schritte bis zu dem frischen Pferd, sprang auf und nahm die Zügel. Er wollte sich noch bedanken, aber da war auch die zweite Reiterin schon in der Dunkelheit verschwunden. Er setzte ihr nach, und als seine Augen nicht mehr von den Lagerfeuern geblendet wurden, trieb er das neue Pferd wieder zum gestreckten Galopp an und folgte ihnen weiter nach Norden. Mit einem weiteren Pferdewechsel am Morgen und einem weiteren am Nachmittag brauchten sie für die Strecke von Syrakusa nach Messena nur etwa einen Tag – auf dem Hinweg hatten sie zwei gebraucht. Am Abend waren sie schon auf dem Schiff und konnten dort ein paar Stunden schlafen, bevor sie wieder im Sattel saßen und diesmal nach Osten, der aufgehenden Sonne und Kroton entgegen, ritten. Wieder schafften sie die Strecke schneller als auf dem Hinweg, und obwohl sie auf dem Meer ungünstige Winde hatten und die Überfahrt deshalb länger gedauert hatte, kamen sie doch rechtzeitig, um sogar noch bei den Vorbereitungen zur

Hochzeitsfeier helfen zu können. Es waren zwar alle betrübt, dass Damon nicht anwesend sein konnte und bestürzt, dass Phintias zum Tode verurteilt war, was auch die Goldstücke nicht ausgleichen konnten. Aber niemand wunderte sich über den Tausch der beiden Freunde. Das war schließlich nur ein ganz normaler Freundschaftsdienst eines treuen, echten und unbedingten Freundes. Die Menschen auf der Hochzeit staunten auch über die Soldatinnen aus der Hauptstadt, und noch mehr staunten diese über die Hochzeit. Sie hatten die ganze Hochzeitsgeschichte und vor allem die Freundschaft für eine Täuschung gehalten, damit Phinitas sich aus dem Staub machen konnte, aber nun sahen sie, dass die Hochzeit und damit wohl auch die Freundschaft echt waren. Die beiden Leibgardistinnen entspannten sich, legten sogar ihre Panzerung, Waffen und Helme ab und feierten fröhlich auf der Hochzeit mit.
Damon war zwar weiterhin ein Gefangener in seinen großzügigen Gemächern, aber er bekam täglich Besuch. Nicht nur von Helena und ihrer Schwester, sondern auch vom Tyrannen selbst, der sehen wollte, ob Damon langsam Angst bekam, vielleicht doch im Stich gelassen zu werden. Aber der war zuversichtlich. Weil er wusste, dass der Tyrann nicht an Freundschaft glaubte, erzählte er den Schwestern immer besonders freundschaftliche Geschichten, wenn Dionysios den Raum betrat. Die schlauen Schwestern merkten das schnell und spielten mit, indem sie Damon mehr Fragen über die Freundschaft stellten, damit der noch mehr davon erklären konnte. Helena und ihre Schwester brauchten diese Erklärungen eigentlich nicht, denn sie kannten ja die Freundschaft. Sie waren als beste Freundinnen aufgewachsen. Sie brauchten nur das Wort Freund mit dem Wort Schwester zu ersetzen und verstanden alles, was er erklärte. Aber die beiden wussten auch, dass ihr Vater keinen Bruder und keinen Freund hatte und dass er diese Erklärungen zu den Vorzügen der Freundschaft gut gebrauchen konnte. Er hätte Damon selbst natürlich nie gefragt, also fragten sie für ihren Vater nach den Dingen, von denen sie fanden, dass er sie hören sollte. Bei seinen ersten Besuchen hatte der Tyrann noch gelästert und Damon vorausgesagt, dass sein sogenannter Freund nicht wiederkommen würde. Je häufiger er aber Damons Erzählungen lauschte, desto mehr ertappte sich Dionysios dabei, wie er hoffte, dass die Geschichten über die Freundschaft wirklich wahr waren.

Er glaubte natürlich nicht daran. Aber er wünschte sich heimlich, einmal eine solche Freundschaft zu erleben. Nach fünf Tagen, als die Hälfte der Zeit abgelaufen war, die Phinitas für seine Rückkehr übrig hatte, erlaubte der Tyrann Damon sogar, mit ihm im Garten spazieren zu gehen – mit schwer bewaffneten Wachen natürlich. Dionysios wollte mehr über die Pythagoreer lernen und stellte seine Fragen nun selbst. Er hatte von seinen Spionen zwar schon viel erfahren, aber die konnten natürlich niemals so viel herausfinden, wie jemand aus Kroton selbst darüber wusste. Im Garten kamen sie an einer Statue vorbei, die Damon gut kannte, denn sie stellte den alten Pythagoras dar, und dieser stand auch so in Kroton. Allerdings trug er hier anstelle des Ölzweigs, dem Symbol der Freundschaft, ein Dreieck in der Hand. Damon fragte den Tyrannen wieso das so sei. „Weil er die mathematische Formel für Dreiecke gefunden hat, natürlich ...“ Damon nickte. Er hatte das in der Schule gelernt. „Aber das war doch nur die Formel für etwas, was schon die Babylonier kannten. Seine Lehren gingen doch viel weiter über das hinaus...“ Und dann erzählte ihm Damon, dass Pythagoras außer Mathematik und Freundschaft auch Philosophie und Musik, Politik, Religion und andere Wissenschaften gelehrt hatte und die Dreiecke nur eines seiner Steckenpferde waren.
Phintias war inzwischen schon wieder auf dem Rückweg. Noch in der Nacht der Hochzeit, als die meisten noch feierten, hatten sie sich wieder auf ihre Pferde geschwungen und waren zurück nach Westen in die Dunkelheit davongeprescht. Der Vollmond war zwar schon ein paar Tage her, aber so spät in der Nacht gab das, was vom abnehmenden Mond noch übrig war, genug Licht. Mit Pferdewechseln erreichten sie den dicken Zeh Italiens diesmal noch schneller, aber an der Küste angekommen bestätigte sich, was der Himmel über ihnen schon seit Stunden angekündigt hatte: Auf dem Meer tobte ein Sturm. Man konnte nicht einmal mehr, wie sonst immer, Messana auf der anderen Seite der Meerenge sehen. Da war nur eine graue Wand, die Wind, Regen und riesige Wellen an die Küste schmetterte. Im Hafen sahen sie, wie das schöne Schiff, auf dem sie vor ein paar Tagen gekommen waren, von den Wellen gegen die Kaimauer gedrückt wurde. Sie hörten das Krachen, als die schweren Holzbalken nachgaben und das Schiff direkt vor ihren Augen im Hafen versank. Nach wenigen Augenblicken schaute nur noch der Bug aus dem Wasser … es sah

wirklich so aus, als schaute er aus dem Wasser, denn viele Schiffe hatten damals große Augen auf den Bug gemalt, damit ihr Schiff wie ein Seeungeheuer aussah. Nun sah es eher aus wie gestrandeter Wal oder ein ertrunkener Drache. Phintias hatte wirklich ein Problem. Aber seine Leibgardistinnen wussten Rat. Sie würden ein Stück die Küste entlang zu einem Militärhafen reiten, wo sie einfach ein Kriegsschiff des Tyrannen nehmen würden, so wie sie sich auch die ganze Zeit seine frischen Pferde ausgeliehen hatten. Die Soldaten im Hafen wollten ihnen auch gerne ein Schiff geben, aber das eine, das gerade da war, war auch schon untergegangen und schaute genauso traurig aus dem Wasser wie das andere Schiff. Phintias hatte immer noch sein Problem. Der Sturm dauerte die ganze Nacht, und als es endlich aufklarte, war nirgendwo ein Schiff zu sehen. Sie ritten an der Küste entlang zurück zum Hafen, als Phintias eine kleine Fischerhütte in einer Bucht sah. Plötzlich fiel ihm eine Kleinigkeit auf, welche die meisten vielleicht übersehen oder nicht verstanden hätten. Vor der Hütte am Strand war eine breite Schleifspur, die ins Wasser führte. Es musste hier jemand nach dem Sturm und dem Ende des Regens ein Boot zu Wasser gelassen haben. Da die Feuerstelle in der Hütte noch rauchte und auf den Gestellen am Strand keine Netze hingen, nahm Phintias an, dass der Fischer vor kurzem aufs Meer rausgefahren sei und wahrscheinlich bald mit seinem Fang zurückkommen würde. Da sie keine bessere Möglichkeit hatten, setzten sie sich an den Strand und warteten. Sie mussten nicht lange ausharren. Kurz nach Mittag tauchte ein kleines Segel am Horizont auf, das auch beim Näherkommen nicht sonderlich größer wurde. Schließlich legte ein alter Fischer mit seinem Boot direkt vor der Hütte am Strand an. Er kam auf die Drei zu und beäugte etwas misstrauisch die Uniformen des Tyrannen, bis Phintias ihm die Hand entgegenstreckte und sagte „Sei gegrüßt, mein bester Freund!“. Der Alte Fischer nahm seine Hand, lächelte und antwortete: „Sei auch du gegrüßt, mein bester Freund!“. Dann schüttelten sie sich die Hände. Zu zweit waren sie nun Pythagoreer. Phintias erzählte dem Fischer eine ganz kurze Fassung ihrer Geschichte und fragte ihn, ob er sie über das Meer nach Sizilien bringen könne. Er willigte ein, ohne auch nur einen Moment darüber nachdenken zu müssen. Die Pferde, die ja Zeichen und Sättel des Dionysios trugen und sicher nicht verloren gehen würden, ließen sie

einfach laufen, dann halfen sie dem Fischer das Boot wieder ins Meer zu schieben. Die Sonne stand noch immer hoch über Sizilien, als sie in See stachen und nach Westen segelten, wo sie Messana wieder im Dunst erkennen konnten. Eine der beiden Frauen sah sich auf dem kleinen Boot um und wollte wissen, wie er es geschafft hatte, dieses kleine Boot vor dem Sturm zu retten „Alle anderen Schiffe an diesem Teil der Küste wurden in der Nacht schwer beschädigt oder versenkt und dein kleines Boot sieht aus, als wäre es heute morgen aus der Schiffswerft gekommen." sagte sie. Der alte Fischer lächelte nur und antwortete „Wir Pythagoreer glauben, dass alle als Freunde geboren werden. Menschen, Tiere, sogar die Götter sind unsere besten Freunde. Der Meeresgott Poseidon würde seinem besten Freund nie sein zwanzig Jahre altes Boot beschädigen, so wie ich nie das Meer meines besten Freundes Poseidon beschädigen würde." Auch wenn die Soldatinnen die Freundschaft mittlerweile nicht mehr für Hokuspokus hielten, zweifelten sie doch sehr an einer Freundschaft mit Poseidon, dem Gott der Meere. „Wenn Poseidon dein Freund ist, warum gibt er dir dann nur so wenig Fisch?" fragte eine von Beiden und zeigte auf den Eimer mit seinem Fang, in dem drei Fische lagen. Der Fischer lachte „Poseidon bietet mir als seinem besten Freund sein ganzes Meer an und ich kann mir nehmen, was immer ich will. Was nehme ich also von meinem besten Freund Poseidon? Nur soviel, wie ich selbst brauche!" Die beiden mussten lächeln. Der Fischer sah sie an und sagte: „Ich habe mich entschlossen daran zu glauben und ihr wisst doch, dass man seit jeher sagt: Glaube kann Berge versetzen." Die eine Soldatin schaute ihn ungläubig an und lachte „Du kannst also Berge versetzen?" Der Fischer lächelte „Ich kann dir sicher sagen, dass du Berge versetzen kannst, wenn du nur genug daran glaubst. Aber wenn du dann so sehr glaubst, dass es genug ist, um den Berg zu versetzen, dann verstehst du auch genug, um den Berg genau da zu lassen, wo er ist, weil du dann genug verstehst, um zu wissen, wofür der Berg überhaupt da ist ..." Die beiden Leibgardistinnen sahen Phintias fragend an und der nickte nur und sagte: „Besser hätte ich es auch nicht erklären können!"

Als sie bei Einbruch der Nacht endlich in Messana anlegten, waren die beiden Frauen überzeugt, dass sie auch beste Freundinnen werden wollten. Sie bedankten sich bei dem Fischer und besorgten

sich beim nächsten Wachposten neue Pferde, bevor sie wieder losritten. Nach Süden, zurück nach Syrakusa, wo Damon auf sie wartete. Am nächsten Morgen folgten ihnen plötzlich vier Reiter. Sie kamen immer näher, weil ihre Pferde anscheinend noch frischer waren. Schließlich erkannte Phintias, der wie immer ganz hinten ritt, einen der Verfolger: es war wieder der Spion, den er als Bettler kennengelernt hatte. Und er sah, dass alle vier Reiter ihre Schwerter gezogen hatten. Es war eine Falle! Seine Leibgardistinnen hatten den Spion auch erkannt. Sie nahmen ihre Lanzen, wendeten ihre Pferde und jagten an Phinitias vorbei, den Verfolgern entgegen. „Reite weiter!“ rief eine ihm zu, und das tat er auch ... er schaute sich noch ein paar Mal um, aber er konnte nur die Staubwolke sehen, die sein dahinrasendes Pferd hinterließ. Phintias hatte wieder ein Problem … er musste am nächsten Tag in Syrakusa sein, aber ohne seine Leibgarde würde kein Soldat ihm ein frisches Pferd geben … Soldaten würden ihm sicher sogar das müde Pferd abnehmen, auf dem er da ganz ohne Uniform saß. Als er sich sicher war, dass er nicht mehr verfolgt wurde, lies er das müde Pferd langsamer laufen. So würde er es aber nicht rechtzeitig schaffen, denn der Weg war noch weit. Aber dann blies der Wind dicke Wolken nach Sizilien und kurz später regnete es in Strömen. Das überhitzte Pferd kühlte genug ab, um wieder schneller laufen zu können. „Danke, Zeus, mein Freund“ rief er, denn er war sich sicher, dass der Göttervater ihm diesen Regen als kleine Hilfe geschickt hatte. Vielleicht konnte er es doch noch schaffen und Damon retten. Aber dann brach die Nacht herein, und da der Mond nun schon sehr spät aufging, war es einfach nur dunkel. Nicht einmal das Pferd konnte sehen wo es hinging, also stieg er ab. Eine Weile stolperten sie vor sich hin, dann sah Phintias plötzlich einen bläulichen Schein auf seiner linken Seite. Er ging darauf zu und entdeckte, dass sie an der Küste waren und das ganze Wasser schwach leuchtete, weil die Algen darin vom Regen und den Wellen aufleuchteten, wie sie es manchmal tun, wenn sie sich gestört fühlen. Trotzdem war sich Phintias sicher, dass Poseidon ihm helfen wollte und er rief „Danke, mein Freund!“, als er sich wieder auf das enttäuscht schnaufende Pferd schwang und im fahlen Schein der Algen an der Küste entlang nach Süden ritt. Er konnte es immer noch rechtzeitig schaffen.

Damon stand am Morgen des zehnten Tages auf und war sich

sicher, das Phintias an diesem Tag eintreffen würde. Die Wachen brachten ihn in den Garten, wo er mit Dionysios frühstückte - direkt neben der Statue von Pythagoras. „Es tut mir leid," sagte der Tyrann, der in den vergangenen Tagen immer freundlicher geworden war „aber ich werde Dich heute hinrichten lassen müssen, denn auch wenn alles, was du erzählt hast gut klang, hat es doch nicht geholfen." Dionysios beugte sich etwas vor und fügte dann noch flüsternd hinzu „Ich hatte gehofft, dass du die Wahrheit sagst ..."
In diesem Moment hörten sie Hufschlag im Hof des Palastes, und einen Augenblick später stürmten Wachen mit Phintias in den Garten. Phintias umarmte Damon und sagte dann zu Dinysios „Ich bin gekommen, um meinen Freund auszulösen und ...", aber dann stockte er, denn er sah, dass dem Tyrannen die Tränen über die Wangen liefen. Die beiden Freunde standen etwas verwirrt da und schauten Dionysios an, als der schließlich sagte „Ich habe in diesem Moment verstanden, dass kein Tyrann mit keinem Gold der Welt etwas so wertvolles wie eine solche Freundschaft kaufen kann." Dann schluchzte er „Nie würde sich irgendjemand, den ich für seine Dienste in diesem Palast bezahle, so für mich einsetzen. Keiner wäre für mich wiedergekommen ..." Die beiden Freunde gingen zu dem weinenden Tyrannen. Beide nahmen seine Hand und hielten sie hoch, dann sagte Damon „Denn wir sind ..." und dann riefen sie laut - und auch Dionysios heulte im Chor „PYTHARGOREER!"
Der Tyrann ließ alle Menschen in Syrakus zum Palast rufen. Als alle versammelt waren, begann er ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Wie seine Berater ihn vor den Phythagoreern gewarnt hatten und wie er mit dem Spion einen Plan erdacht hatte, um allen zu beweisen, dass Freundschaft letztendlich nur ein Traum ist, aber nicht hilft, wenn es darauf ankommt. Und auch wenn seine Tochter ihm einige böse Blicke zuwarf, erzählte er sogar ganz offen und ehrlich, wie er Helenas Dolch 'ausgeliehen' und ihn mit einem von ihm verfassten Brief nach Kroton zu Phintias geschickt hatte. Auch wie der dann in seinem jugendlichen Leichtsinn einfach in die Falle getappt war und wie Damon sich sofort für seinen Freund als Pfand angeboten hatte, obwohl er dachte, er würde zehn Tage im Kerker verbringen müssen. Er gab zu, wie sehr ihn das erstaunt hatte. Dann erzählte er, wie er dank Damons Worten in den letzten Tagen,

langsam an den Warnungen vor der Freundschaft zu zweifeln begonnen hatte. Und erklärte, was er alles begriffen hatte, als Phintias dann doch wiedergekommen sei, um sich freiwillig für seinen Freund hinrichten zu lassen. Er berichtete mit Tränen in den Augen, wie die Beiden ihn - nach allem, was er ihnen angetan hatte - doch als Freund in ihrer Mitte aufgenommen haben. „Mein letzter Befehl als Tyrann ist, dass wir alle in Groß-Griechenland ab sofort beste Freunde sind und mein erster Vorschlag an meine neuen besten Freunde ist, dass wir aus diesem Palast die erste „Pythagoras-Universität für alle Griechen in ganz Griechenland“ machen.
Ein Märchen wäre da langsam zu Ende. Es wäre noch erwähnt worden, dass die beiden Leibgardistinnen am nächsten Tag unverletzt in Syrakusa eintrafen und sofort für immer ihre Waffen ablegten. Auch würde ein Märchen noch kurz erwähnen, wie der alte Dionysios die Pytagoras-Grundschule besuchte, dort zwischen den Jungen und Mädchen saß und zusammen mit diesen sieben-, acht- und neunjährigen Schülern die Grundlagen der Freundschaft lernte. Denn Lernen ist eins von den wenigen Dingen, die kein Freund für einen anderen übernehmen kann. Auf keinen Fall dürfte in einem Märchen vergessen werden, zu erwähnen, das sowohl Damon und Helena, als auch ihre jüngere Schwester und Phintias zusammen Hochzeit gefeiert haben, und dann würde ein Märchen natürlich enden mit etwas wie: Und alle waren glücklich und zufrieden bis an ihr Ende, oder: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute glücklich zusammen.

Aber das ist gar kein Märchen... Wir wissen heute nicht mehr genau, was damals passiert ist. Was wir aber ziemlich sicher sagen können: Pythagoras, die Pytahgoreer, die Freunde Damon und Phintias und auch die beiden Tyrannen Dionysios den Ersten und den Zweiten hat es alle wirklich gegeben. Es könnte vielleicht sogar alles so passiert sein, wie ich es mir in der Geschichte für Dich vorgestellt habe. Wir können heute nur noch sicher sagen, dass alle Pythagoreer bald fliehen mussten und für immer verschwanden. Die Geschichte geht also - anders als ein Märchen - leider auch nach der glücklichen Hochzeit noch weiter.

Die verbitterten Berater, die arbeitslosen Soldaten, die Bankiers und Waffenhändler, die Anwälte und Richter suchten sich natürlich nicht einfach eine andere Arbeit und wurden natürlich nicht beste Freunde – sie kamen wieder, mit einer Armee und verfolgten alle, die weiter an Freundschaft glaubten. Jeder Pythagoreer wurde in den Kerker geworfen. Die neuen Tyrannen versuchten nun Freundschaft in dieser gefährlichen Form zu verbieten. Freundschaft unter den Menschen war nicht nur einfach schlecht für die Geschäfte mit Streit, Verbrechen und Krieg - Freundschaft war geradezu gefährlich in ihren Augen. Damit so etwas wie Freundschaft unter den Menschen nie wieder vorkommt, wurde das erzählen der Geschichte von Damon und Phintias unter Strafe gestellt. Pythagoras, dessen Statue inzwischen auch in Syrakusa einen Ölzweig in der Hand hatte, bekam wieder ein Dreieck und es wurde verbreitet, die Pythagoreer hätte es nur zu den Lebzeiten des Pythagoras gegeben. Sie seien danach einfach ganz schnell verschwunden. Damit die Leute nicht weiter darüber nachdachten und das durch die Freundschaft verlorene Gold schnell wieder hereingeholt werden konnte, wurden ein paar Kriege geführt. Um die Menschen völlig zu verwirren, nannte man einige von diesen Kriegen auch noch heilige Kriege.

Aber es war zu spät. Das Geheimnis des Pythagoras war schon zu vielen Menschen bekannt und die Geschichte ließ sich nicht mehr zurück ins Vergessen zwingen. Weil es eine gute und noch dazu eine wahre Geschichte war, wurde sie immer und immer wieder erzählt. Die Hoffnung auf wahre Freundschaft für Alle ist über die Jahrtausende nie erloschen … auch wenn die, die an Streit, Verbrechen und Krieg viel Geld verdienen, alles versuchten, um eine solche Freundschaft nie wieder so weit kommen zu lassen. Vergeblich - noch vor zweihundert Jahren hat ein berühmter Dichter namens Friedrich Schiller ein Gedicht über ihre Freundschaft geschrieben:

Die Bürgschaft

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande:
Ihn schlugen die Häscher in Bande,
"Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
"Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
"Das sollst du am Kreuze bereuen."

"Ich bin", spricht jener, "zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben:
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
"Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: "Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket.
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
"O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

"Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich,
"Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
"Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
"O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
"Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

"Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

"Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor,
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
"Mich, Henker", ruft er, "erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

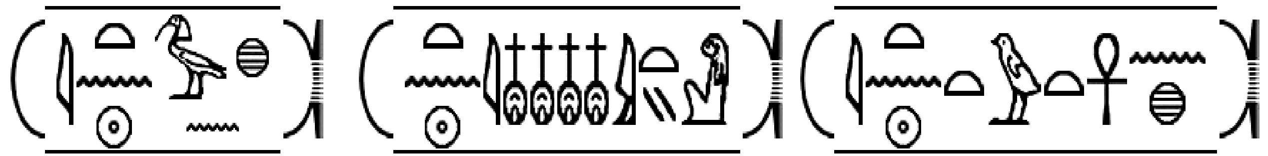
Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen,

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: "Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn -
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Vielleicht ist Dir aufgefallen, dass Herr Schiller in seinem Gedicht die Namen vertauscht hat - womöglich war das Absicht. Ich habe Dir die Geschichte aber so herum erzählt, wie sie die alten Griechen selbst schon erzählt haben.

Solang die Geschichte von Damon und Phintias weiter erzählt wird, solang ist sie nicht zu Ende und solange gibt es Hoffnung für die Freundschaft. Wenn es heute kaum noch jemand versteht und die meisten es nicht glauben könnten, haben Pythagoras und seine Schüler nicht nur über Dreiecke nachgedacht, sondern auch für fast zweihundert Jahre bewiesen, dass Menschen miteinander, mit den Tieren, sogar mit den Göttern in echter, treuer und unbedingter Freundschaft leben konnten.

Ziemlich genau tausend Jahre vor Damon und Phintias gab es schon einmal Menschen, die anscheinend versucht haben, die Welt zum Besseren zu verändern. Deren lange Geschichte trug sich damals in Ägypten zu, wo die Namen der Menschen ähnlich zungenbrecherisch waren wie in Griechenland …



Echnaton, Nofretete und Tutanchaton

Die Stadt Theben war zu jener Zeit schon weit über tausend Jahre alt und die Hauptstadt von Ägypten … und Ägypten war das Zentrum der bekannten Welt. Kein Land war so reich oder hatte eine so weit entwickelte Kultur und Technologie. Das war schon seit tausend Jahren so und es würde auch noch fast tausend weitere Jahre so bleiben. Der längste Strom der Welt - der Nil - brachte einmal im Jahr ein Hochwasser und wenn sich der Fluss dann von den Feldern wieder zurückzog, hinterließ er eine dicke Schicht dunklen Schlamms auf den Feldern. Dieser Schlamm war der Grund für Ägyptens Reichtum und Erfolg. Alles, was man auf den überschwemmten Feldern anbaute, wurde nicht nur zu einer guten, sondern zur besten Ernte. Gemüse und Früchte wurden zwei- oder dreimal größer als anderswo und wäre es damit nicht schon genug, wuchs auch zwei- oder dreimal mehr als anderswo. Also konnte man für jeden Apfel, denn man in einem anderen Land erntete, in Ägypten zwei oder drei ganz dicke Äpfel pflücken. Mit so hervorragenden Bedingungen hatten die Ägypter viel weniger Bauern gebraucht, um ihr Volk das ganze Jahr mit bestem Essen zu versorgen. Weil sie weniger Bauern gebraucht hatten, konnten sich mehr Leute um andere Dinge kümmern. Zum Beispiel um Architektur: Die Ägypter bauten aus Stein, aber auch aus dem Schlamm des Nils die modernsten Gebäude der damaligen Zeit. Aber sie hatten immer noch Leute übrig. Die hatten Zeit, moderne Waffen anzufertigen und mit den vielen, jungen Männern, die nun nicht als Bauern arbeiten mussten, eine große Armee aufzustellen. Mit dieser Armee waren die Ägypter dann Jahrhunderte lang auf Raubzug gegangen. Überall hatten sie Völker überfallen, die viel ärmer waren als sie selbst, und als sie gemerkt hatten, dass es dort nichts zu holen gab, haben sie einfach alle Leute mit nach Ägypten genommen. Männer, Frauen, Kinder, Hunde ...einfach alle. Wieder zu Hause hatten sie diese Menschen dann für sich arbeiten lassen – als Sklaven. Nun hatten sie noch mehr Leute übrig, um noch größere Gebäude zu errichten. Außerdem hatten sie mit den Menschen aus den fremden Ländern auch deren Wissen erbeutet. Alles, was sie von ihren Gefangenen über die Sterne, die Zeit und die Mathematik gelernt hatten, hatten sie in die größten Bauwerke der Welt gesteckt – die Pyramiden. Bauten, die wie Berge sind. So, hatten die alten Ägypter gedacht, würde das darin versteckte Wissen für immer erhalten bleiben. Damit waren sie die ersten auf

der Liste der sieben Weltwunder, und tatsächlich sind die anderen sechs Weltwunder heute längst wieder zerstört, aber die Pyramiden stehen immer noch mit all dem geraubten Wissen genau da, wo die Ägypter sie hingestellt hatten. Natürlich hatte es Jahrzehnte gedauert und natürlich hatten sie ganze Armeen von Bauarbeitern benötigt, aber irgendwann waren auch die Pyramiden fertig gewesen und nun waren mehr Leute übrig als je zuvor. Bauern gab es genug, Sklaven gab es genug, Soldaten gab es sogar zu viele, denn alle anderen Länder waren ja schon unterworfen.
Da war den Priestern eine Idee gekommen: eine neue Religion. Bis dahin hatten die Menschen auch an ihre Götter geglaubt, hatten zu ihnen gebetet und alte Rituale zu ihren Ehren abgehalten. Aber sie hatten es alles selbst gemacht und nur, wenn reiche Ägypter mal keine Zeit dafür hatten, hatten diese dann die Priester bezahlt, um für sie die Zeremonien zu übernehmen. Die Priester hatten ganz gut davon gelebt, sogar so gut, dass sie schon lange nicht mehr arbeiten mussten. Mit dieser neuen Idee hatten sie aber die Möglichkeit, reich zu werden. Und sie wurden reich. Sie hatten den Menschen einfach erklärt, dass das mit den Göttern viel zu kompliziert sei und dass nur die Priester mit ihrer neuen Wissenschaft - der Religion - den Überblick behalten konnten. Da gäbe es einen Göttervater namens Amun, dann kämen dessen Götterkinder, Götterenkel, Götterurenkel und so weiter … über tausend Götter solle es geben und erst dann käme der gottgleiche Pharao – so nannte man damals den Kaiser von Ägypten. Als die Menschen an dieser Stelle der Erklärung gestutzt und nachgefragt hatten, was denn 'gottgleich' bedeutete, war ihnen erklärt worden, dass der Pharao eben wie ein Gott sei, aber dann doch irgendwie kein Gott. Es war eben viel zu kompliziert für alle, die nicht Priester waren. Direkt nach dieser langen Reihe von Göttern und dem Gottähnlichen Pharao kamen natürlich sofort die Priester und dann erst alle anderen Ägypter. Die Menschen konnten nun nicht mehr mit dem Pharao oder ihren alten und den vielen neuen Göttern sprechen. Sie mussten den Priestern sagen, was sie wollten, und die reichten es weiter – oder eben auch nicht. So waren sie nicht nur die Mächtigsten, sondern auch die Reichsten im Land geworden, denn sie verlangten für ihre Dienste sehr, sehr viel. So viel, dass alle Menschen nun nicht nur jedes Jahr zwei bis drei Monate für den Pharao, sondern auch noch zwei bis drei Monate

für die Priester arbeiten mussten. So blieb ihnen oft nur ein halbes Jahr, um für sich selbst zu arbeiten.
Als seine Geschichte so richtig losging, war Amenhotep ein junger Mann, gerade achtzehn Jahre alt. Es waren schon tausend Jahre vergangen, seit die Priester angefangen hatten, den Reichtum und die Macht Ägyptens an sich zu reißen.
Amenhotep war der zweite Sohn des Pharaos und hatte deshalb keine Sorgen. Sein älterer Bruder Tutmosis würde nach dem Tod ihres Vaters der Pharao werden. Deshalb war Tutmosis schon jetzt den ganzen Tag und meistens auch nachts von Priestern umgeben, die ihn ohne Unterlass für aufwendige Zeremonien brauchten, ihn in jeder Kleinigkeit berieten und ihn im Großen und Ganzen mehr wie ein gottähnliches Kind gängelten, statt ihn wie den zukünftigen gottgleichen Kaiser zu verehren. Das fand jedenfalls Amenhotep. Aber er war nicht unglücklich darüber, denn so hatte er selbst mehr Zeit, sich in den weitläufigen Palmen-Gärten am Nil-Ufer herumzutreiben, oder in der Palast-Bibliothek das gesammelte Wissen der unterworfenen Völker zu studieren. Am meisten aber liebte er die Kunst. Auf ganzen Stapeln von Papier aus dem Papyrus-Gras des Nils zeichnete er in stundenlanger Arbeit. Oder er formte aus dem Schlamm des Nils kleine und große Figuren. Er hatte sogar einmal versucht, sich von einem Handwerker im Palast abzuschauen, wie man Kalksteine bearbeitet, aber es dann nach einigen Versuchen wieder aufgegeben, weil er kein schönes Model finden konnte, für das sich so viel Arbeit lohnte. Er fand wirklich nichts schlimmer, als eine halbfertige Zeichnung oder eine Statue zu verlassen, um irgendeinem pompösen Schnick-Schnack beizuwohnen, den die Priester sich ausgedacht hatten, um die Staatskasse noch etwas zu erleichtern. Aber nicht an diesem einen Abend. An diesem Abend saß er wie immer bei solchen Anlässen da und versuchte krampfhaft, nicht einzuschlafen. Er riss die Augen auf und versuchte im Tempel oder unter den Anwesenden etwas zu finden, das er später zeichnen konnte. Da wurde sein ganzes Leben buchstäblich mit einem einzigen Augenblick verändert. Dieser eine - sein entscheidender - Augenblick war wirklich der Blick seines Auges und er fiel auf Nofretete. Das Mädchen war in seinem Alter und er kannte sie von früher, wenn sie als Kinder im Garten gespielt hatten. Er erinnerte sich nur zu gut, wie sie ihn ausgelacht hatte, weil er damals eine rituelle Frisur tragen musste,

für die ihm von den Priestern in einer sehr teuren Zeremonie der Kopf geschoren wurde – komplett bis auf einen dicken Zopf über dem linken Ohr! „Pferdeschweif-am-Ohr“ hatte sie ihn nur noch genannt und sogar ein Schriftzeichen erfunden, das sie dann überall im Palast an die Wände gekritzelt hatte. Sie hatte ihn noch damit aufgezogen, als er schon längst wieder alle Haare lang hatte. Obwohl er damals gemeint hatte, sie danach nicht mehr richtig leiden zu können, konnte er nun nirgendwo anders mehr hinschauen.

Das musste die aller-wunder-schönste Frau sein, denen die Götter je die Gabe der Schönheit gegeben hatten, dachte Amenhotep. Die Ägypter glaubten nämlich fest, dass Schönheit nur ein Werkzeug ist, das manche Menschen von den Göttern als Hilfe für eine besonders schwere Lebensaufgabe bekommen haben. Amenhotep konnte sich zwar nicht vorstellen, welche Prüfungen dieses hübsche Wesen erwarten würden, aber er war sich ganz sicher, sie bei ihrer Aufgabe begleiten, bewundern und beschützen zu wollen.

Sobald die Zeremonie vorüber war, stand Amenhotep auf und ging zu Nofretete, die mit ihren Freundinnen sprach. „Nofretete...!“, sagte er etwas zu laut, so dass sich die Köpfe ihrer Freundinnen zu ihm umdrehten. Nur der Kopf, den er angesprochen hatte, blickte weiter von ihm weg und zeigte ihm nur die Rückseite des hohen Huts, der ihre Haare verbarg. „Bin ich ein Hund, dass du mich rufst wie einen?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen. 'Skarabäus!' fluchte er in Gedanken. Skarabäus ist das ägyptische Wort für Mistkäfer, und der Mistkäfer war ein Glücksbringer, weil er den Mist wegräumte. Wenn Ägyptern also etwas Unglückliches passierte, dann sagten sie „Mistkäfer!“ - vielleicht sagen wir deshalb heute noch in ähnlichen Situationen „Mist!“.

Amenhotep war mitten hinein getreten in den Mist! Natürlich war es ein unglücklicher Anfang für das erste Gespräch mit der Frau, für die er ganz sicher den Rest seines Lebens da sein wollte. Er versuchte es noch einmal und diesmal sprach er leiser „Verzeih mir meine Aufgeregtheit, edle Nofretete … es ist schon so lange her. Sicher sechs oder sieben Jahre … ich weiß nicht mal, ob du dich an mich erinnerst ...“ Sie drehte sich langsam um und sah ihn an. Amenhotep merkte, wie er noch aufgeregter wurde. Dann lächelte sie und sagte nur „Sieben Jahre!“ und dabei malte sie mit dem Finger einen Kreis mit einem geschwungenen Strich an der Seite in

die Luft. Ihr Schriftzeichen für „Pferdeschweif-am-Ohr“. Sie erinnerte sich an ihn! Jetzt merkte er, wie er sich entspannte, sogar so sehr entspannte, dass er das Gefühl hatte unter ihrem lächelnden Blick dahinzuschmelzen. „Und?“ fragte sie ihn und schaute dabei, als hätte sie es eilig und er würde sie nur unnötig aufhalten. Er schaute sie einfach nur weiter an und versuchte sich zu merken, wo auf ihrem schönen Gesicht die Schattenlinien verlaufen, um sie später besser zeichnen zu können. „Uuund?“ fragte sie noch einmal langgezogen. Er war noch ganz in ihre Schattenlinien vertieft und fragte nur „Und was?“ Sie lachte und auf einmal war es wieder genau das Lachen, mit dem sie vor Jahren auf seinen Pferdeschweif am Ohr gezeigt hatte. „Und was willst du von mir?“ wollte sie immer noch lachend wissen. Amenhotep schreckte aus seinen Gedanken und stotterte etwas überrascht „... ich … ich will dich zeichnen!“ Sofort hielten sich einige ihrer Freundinnen die Hände vor den Mund und tuschelten erschreckt. Nofretete verzog keine Miene und sah ihn nur weiter an. Dann sagte sie: „Dir ist klar, dass die Priester dir niemals erlauben werden, mich zu zeichnen, weil ich kein Mitglied der Familie des Pharaos und auch keine Göttin bin? Kunst ist allein für die Götter da … du erinnerst dich, das mal in der Schule gelernt zu haben, oder?“ Amenhotep nickte nur. Nofretete lächelte und fragte „ …aber das ist dir anscheinend egal und du willst es trotzdem einfach tun?“ er lächelte auch und nickte wieder. Sie beugte sich vor und flüsterte ihm ins Ohr „Morgen im Garten … da wo wir Pharao gespielt haben...“, dann drehte sie sich um und sagte im Weggehen sehr laut und ernst „Amenhotep, du bist noch viel verrückter, als man von dir sagt ...“ „Danke, Nofretete!“ rief er ihr nach, als sie mit ihrem Gefolge aus Freundinnen verschwand.

Am nächsten Tag war er schon vor Sonnenaufgang mit einem Stapel Papyrus und seinen besten Kohlestiften im Garten, aber er hatte ein Problem. Er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, dass er mit Nofretete Pharao gespielt hatte und schon gar nicht, wo das gewesen war. Er erinnerte sich nur noch daran, wie sie ihn wegen seiner blöden Frisur ausgelacht hatte. Auch, dass sie irgendwas gespielt hatten … aber wo? Die Gärten des Pharao waren sehr groß und er lief lange hin und her, ohne sich zu erinnern. Gegen Mittag fand er Nofretete am Ufer des Nils unter einer großen, alten Palme. Und als er sie da am Fluss sitzen sah,

ihre nackten Füße im Wasser, in einem ganz normalen Kleid und ohne den Hut, da sah sie wieder aus, wie damals, als sie zehn oder elf Jahre alt waren. Er erinnerte sich wieder, wie sie als Kinder ganz viele kleine Figuren aus dem Schlamm gemacht hatten, die ihr Volk darstellten und über die sie gemeinsam geherrscht hatten. Er erinnerte sich plötzlich wieder ganz genau, wie sie da gestanden hatte, mit einem oben gebogenen Stock, der wie das Zepter aussah, das der Pharao als Zeichen seiner Macht immer in der Hand hielt. „Nofretete!“, rief er wieder zu laut „Ich erinnere mich … Du hast damals gesagt, ein Mädchen kann nicht Pharao sein!“ Nofretete lächelte ihn an, nickte und sagte „...und dann du hast gefragt: 'Weshalb eigentlich nicht?' Und als ich keine Antwort wusste, außer 'weil die Priester es sagen', hast du die ganzen Priesterfiguren, an denen du so lange gearbeitet hast, einfach in den Fluss geworfen. Dann hast du mir das Zepter gegeben, und von da an haben wir zusammen als Pharaonin Nofretete und Pharao Amenhotep über die restlichen Schlammfiguren geherrscht!“. Er lachte und sagte „... wir haben sie sogar abends mit in den Palast genommen und unter unseren Betten versteckt. Es gab einen Riesenärger, als die Priester uns erwischt haben … wir mussten tagelang Götterbilder malen und dabei aufsagen. 'Kunst ist allein für die Götter da!'“ Sie setzte sich unter die alte Palme und sagte „...dann machen wir mit unseren Untaten da weiter, wo wir aufgehört haben und zeichnen etwas Verbotenes – mich!“ Er lächelte sie an und antwortete mit einer Frage „Wozu hätten die Götter mir das Talent des Zeichnens und dir die Gabe der Schönheit geben sollen, wenn sie nicht gewollt hätten, das etwas Wunderschönes dabei herauskommt...?“
Amenhotep zeichnete sie den ganzen Tag, und obwohl sie seine Zeichnungen ganz toll fand, war er nie zufrieden und wollte immer noch einen weiteren Versuch und dann noch einen. Als die Sklaven mit dem Essen kamen, tat er für einen Moment so, als würde er nur den Tempel vom Obergott Amun auf der anderen Seite des Flusses zeichnen, doch sobald sie wieder allein waren, zeichnete er weiterhin nur Nofretete. Sie nahm sich irgendwann auch einen seiner Stifte und etwas Papyrus und begann ihn zu zeichnen. Sie zeichneten sich gegenseitig, bis die Sonne unterging und dabei redeten sie über Götter und die Welt.
Auch am nächsten Tag trafen sie sich wieder heimlich, um sich zu

zeichnen und sich zu unterhalten. Sie trafen sich weiterhin jeden Tag, bis die Priester sie wieder erwischten und sie daran erinnerten, dass Kunst allein für die Götter da sei. Von da an trafen sie sich heimlich und verliebten sich in einander. Weil aber sein Bruder noch keine Frau ausgewählt hatte, konnten sie nicht heiraten. Die Priester erlaubten nicht, dass der kleine Bruder vor dem zukünftigen Pharao heiratete. Und obwohl sie das beide wussten, konnten sie nicht anders und trafen sich weiter heimlich und zeichneten, was sie wollten. Irgendwann zweifelte er, mit seinen Zeichnungen ihre ganze Schönheit einfangen zu können. Er wollte eine lebensgroße Statue von ihr aus leichtem Kalkstein anfertigen. Sie versuchte, ihm das auszureden. Eine große Statue von ihr würde mehr als nur Ärger mit den Priestern geben. Sie würden sicher versuchen, sie zu trennen. Als er sich nicht davon abbringen ließ, überredete sie ihn, nur eine Büste von ihrem Kopf zu machen. Dafür mussten sie nicht so viel Kalkstein in den Palast schmuggeln und eine kleine Büste würde sich hinterher leichter verstecken lassen. Er arbeitete tagelang an ihrem Gesicht und war nie zufrieden. Mal fand er die Nase zu lang, dann wieder den Mund zu groß oder die Augen zu klein, aber nie war sie so, wie er es wollte – so, wie er sie sah. Vor allem störte ihn, dass der raue Kalkstein, so sehr er ihn auch mit Sand polierte, nie so glatt wurde wie ihre Haut. Schließlich war sie müde vom tagelangen Modellsitzen und sagte „Vielleicht haben die Götter meine Schönheit extra so gemacht, dass du sie nicht wiedergeben kannst, aber es immer weiter versuchst …!“ Er lächelte sie verliebt an „Wenn jemand deine Schönheit einfangen kann, dann will ich das sein!“ Sie war müde und wollte nicht mehr sitzen, also sagte sie, um ihn herauszufordern „Was weißt du schon von Schönheit?!“ Er sah sie fragend an „Wieso soll ich nichts von Schönheit verstehen, wenn ich doch im schönsten Palast der Welt aufgewachsen bin und mit der schönsten Frau der Welt hier sitze?“ Sie nickte „Das ist ja das Problem, Amenhotep! Du bist hier nur von Schönheit umgeben. In einer Welt, in der alles schön ist, gibt es keine Schönheit!“ Er verstand sie nicht und sie versuchte es ihm zu erklären. „Du kennst nur all diese Schönheit hier im Palast und warst noch nie da draußen in der wirklichen Welt …“ - „Ich war zur Einweihung des Tempels in Karnak!“, warf er ein. „Ich meine wirklich da draußen, ohne dass jemand weiß, wer du bist ...“, sagte sie mit einem

mitleidigen Lächeln. „Wie sollte ich das anstellen?“ fragte er mit dem gleichen Lächeln zurück. Sie überlegte kurz und sagte dann „Ich verkleide mich immer als aussätzige Witwe – das könntest du auch machen!“ Er setzte sich auf „Du tust was? Du gehst da raus und verkleidest dich als aus … als was genau?“ Sie lächelte noch mitleidiger „Du hast wirklich keine Ahnung, armer Amenhotep! Eine aussätzige Witwe ist eine alte Frau mit einer ansteckenden Krankheit. Die Krankheit entstellt die an ihr Leidenden so furchtbar, dass sie sich immer ganz und gar in Lumpen hüllen müssen.“ Er sah sie fassungslos an „...und weswegen verkleidest du dich als so was?“ Sie lachte wieder, wie damals, als er Pferdeschweif-am-Ohr war. „Verstehst du denn nicht … auch das Gesicht verhüllt und ansteckend. Das ist sicherer als eine Leibwache … niemand fasst mich an oder beachtet mich.“ Er konnte es immer noch nicht glauben „Aber wieso, Nofretete, weshalb tust du das?“ Sie sah ihn ernst an „Ich will sehen und begreifen, in welcher Welt ich lebe. Soll ich mich auf das verlassen, was die Priester sagen?“

In der gleichen Nacht schlichen zwei völlig verhüllte Gestalten aus dem Palast und verschwanden in den Schatten der großen Widder-Statuen, die den Palast umgaben. Es dauerte eine ganze Weile, bis Nofretete ihn ungesehen aus dem Palast- und Tempel-Bezirk geführt hatte. Schließlich blieben sie neben einem großen Haufen Mist stehen. Für Nofretete ein Zeichen, dass sie bei den normalen Menschen angekommen waren. Auch Amenhotep roch etwas, aber konnte nicht sagen, was es war, weil er nie in seinem Leben wirklichen Mist hatte riechen müssen. Bevor er aber fragen konnte, wo dieser Gestank herkam, hatte sie schon mit beiden Händen beherzt zugegriffen und angefangen, die Lumpen, in die er eingewickelt war, mit dem dampfenden Mist einzureiben. Dann drehte sie ihm den Rücken zu und sagte nur „Jetzt ich...!“ Er griff auch zwei Hände voll. Es war warm und weich und es roch sicher ganz anders als der Palast, aber es war nicht so schlecht. Er schmierte alles an ihre Lumpen und flüsterte dabei über ihre Schulter „Was ist das?“ Er konnte unter seinen Händen fühlen, wie ihre Schultern zuckten, als sie kicherte. „Das ist Mist!“, flüsterte sie zurück. Er sah seine Hände an … das also war Mist!

Sie wuschen sich die Hände am Fluss und gingen dann in die Stadt. Als sie den ersten Leuten begegneten und die sie anstarrten, stieß sie ihm in die Seite und zischte „Du siehst nicht aus wie eine

aussätzige Witwe“ Er zischte zurück „Wie sieht man denn wie eine aus?“ Diesmal stieß sie im viel fester in die Rippen und als er sich vor Schreck vornüber beugte, kicherte sie „Bleib genau so!“ Gebeugt gingen sie weiter. Ihm fiel auf, dass Nofretete auch bei jedem Schritt ihr Bein nachschleifte, als könne sie es nicht richtig bewegen und er versuchte, es ihr nachzumachen. „Wohin gehen wir zuerst?“ fragte er flüsternd und sie flüsterte zurück „Du kommst von ganz oben, also fangen wir ganz unten an...“ Damit zog sie ihn in eine schmale Gasse, die in einem Hof endete. Eine einzelne Fackel hing an einer Wand und das war kaum genug, um den Hof zu erleuchten. Aber Amenhotep konnte sehen, dass dort dutzende Figuren in Lumpen gehüllt waren. „Das ist ein Hof für die Aussätzigen Witwen“, flüsterte Nofretete „… sie dürfen diesen Hof tagsüber nicht verlassen, damit der Sonnengott sie nicht sehen muss … obwohl sie sagen, dass die Sonne ihre Schmerzen lindert, dürfen sie nur bei Nacht umherstreifen und sich von dem Müll der anderen ernähren. Wenn sie jemanden berühren, werden sie gesteinigt, weil die Menschen Angst haben, sich anzustecken. Also fasse niemanden an, hörst du …?“ Amenhotep setzte sich mit dem Rücken zur Wand unter die Fackel, damit er nicht mehr davon geblendet wurde und wartete, bis seine Augen sich an das flackernde Licht gewöhnt hatten. Weil sie hier unter sich waren, hatten einige der Kranken ihre Lumpen abgelegt, um ihre großen Wunden zu versorgen, und was Amenhotep dann sah, war schlimmer als er es je erwartet hatte. Einer Frau fehlte ein Auge, einer anderen die Nase und wieder eine andere hatte kein Ohr. Er war erstaunt – es war so echt. Er hatte bis dahin Krankheiten für etwas Zeremonielles gehalten. So wie die Priester ihm in der Schule einmal für Tage die Augen verbunden hatten – um seine anderen Sinne zu schärfen, wie sie gesagt hatten. Aber das hier war wirklich. Das Auge, die Nase, das Ohr waren wirklich weg. Er war erschreckt, aber weil er unter seinen Lumpen einfach nur einer von ihnen war, konnte er sie in Ruhe durch die beiden Augenschlitze seiner Maske beobachten. Nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte, sah er noch genauer hin und sah die Menschen. Sie waren einfach nur Menschen, die sich mit einer Krankheit angesteckt hatten, aber es waren doch einfach nur Menschen, wie Nofretete und er selbst.

Als nächstes brachte sie ihn zu den Bettlern. Manche von ihnen

hatten keine Arme oder Beine und lebten von den Almosen, die sie sich erbetteln konnten. Doch als sie die beiden Aussätzigen auf sich zukommen sahen, wurden sie wütend und warfen mit Steinen nach ihnen. Gegenüber den Aussätzigen fühlten sich die Bettler als etwas Besseres, weil sie keine ansteckende Krankheit hatten und sich deshalb nicht verstecken mussten. Nofretete und Amenhotep flüchteten ins Handwerkerviertel, wo sie sich in einer dunklen Ecke versteckten und einem Töpfer bei der Arbeit zusahen. Aus dem Schlamm des Nils formte er hauchdünne Krüge und Vasen, bevor er mit kleinen gezahnten Rädchen den noch feuchten Ton verzierte.
„Am Morgen bringt er die Ware, die er nachts geformt hat, in die Sonne und schläft, während das Sonnenlicht seine Arbeit trocknet“ erklärte Nofretete und zog ihn weiter. Beim Metzger sahen sie zu, wie ein Hammel geschlachtet wurde und beim Bäcker, wie dieser große, runde Brote formte. Amenhotep konnte sich gar nicht losreißen, aber als ein Bettler sie wiederentdeckte, mussten sie so schnell sie konnten aus der Stadt rennen. Wieder am Palast, warfen sie die Lumpen in eine Ecke und schlichen sich zurück zu ihrem geheimen Platz, oben auf den Dächern, wo die Priester sich niemals blicken lassen würden. Sie legten sich auf den Rücken und blickten in die Sterne über ihnen.
„Hast du etwas über Schönheit gelernt?“ fragte sie ihn. „Alles...!“ antwortete er und sah sie an. „Ich verstehe jetzt erst, wie schön du wirklich bist und ich verstehe, dass du selbst noch verrückter bist als man von dir sagt, Nofretete!“ Sie lächelte und flüsterte „Danke!“ - „Was hast du mir noch über dich verschwiegen...?“ wollte er wissen „Ziehst du nachts auch heimlich in den Krieg?“ Sie sah ihn herausfordernd an „Glaubst du nicht, dass Mädchen in den Krieg ziehen könnten?“ Er grinste zurück. „Doch, aber es würde wahrscheinlich niemand sonst mitkommen …“ Sie sahen eine Weile zu den Sternen, dann flüsterte Nofretete „Als ich vier oder fünf Jahre alt war, hab ich mir immer einen Spaß daraus gemacht, in den leeren Tempel zu schleichen, dort auf die Götterstatuen zu klettern und mich auf ihre Köpfe zu setzen...“ Amenhotep musste laut lachen. „Wirklich? Auf die Köpfe? Hattest du denn keine Angst vor ihnen?“ Nofretete kicherte „Nein … sie können doch nichts tun. Ich hatte nur vor Einem Angst. Ich hab mich niemals auf den Kopf von Re gesetzt, du weißt schon: Horus … weil er ...“ Amenhotep beendete ihren Satz für sie „... weil er als Sonnengott der einzige

ist, dessen wärmende Kraft wir wirklich jeden Tag fühlen können!" Nofretete nickte. Sie sahen wieder zu den Sternen. Eine Weile schwiegen sie, dann sagte er „Die Götter sind wie die Sterne … selbst wenn wir bemerken würden, dass einer fehlt, würde es keinen großen Einfluss auf uns haben. Allein der Sonnengott würde uns fehlen, denn ohne sein Licht und seine Wärme ist kein Leben möglich." Er machte eine lange Pause und flüsterte dann „Deshalb ist es doch eigentlich so, dass ..." dieses Mal beendete Nofretete seinen Satz „...so, dass es eigentlich nur den einen Gott gibt. Ohne diesen einen Gott wäre niemand von uns hier … wir sind alle seine Kinder und er ist in allen von uns" Amenhotep nickte. „Und in seiner Weisheit zieht er sich jeden Abend zurück. Erst durch die Nacht lernen wir die Wärme und das Licht der Sonne richtig zu schätzen. Wie wir erst durch die Hässlichkeit die Schönheit schätzen lernen. Es könnte das eine nicht ohne das anderen geben" Flüsternd - aus Angst, die Priester könnten sie hören - sprachen sie den Rest der Nacht über den Sonnengott, und als es endlich hell wurde und schließlich die goldene Scheibe über dem Horizont auftauchte, standen beide auf, streckten ihre Hände der Sonne entgegen und beteten. Das allein war seit tausend Jahren ein schweres Verbrechen, denn nur dem Pharao selbst und den Priestern war es erlaubt, mit den Göttern zu sprechen.
„Wie wollen wir ihn nennen, diesen einen Gott?" fragte Nofretete, als sie später im Licht der Sonne durch den Garten schlenderten. Amenhotep zuckte mit den Schultern „Er trägt wahrscheinlich alle Namen und keinen Namen – und wer sagt überhaupt, dass es ein er ist? Vielleicht ist es eine Frau … oder keins von beidem … nennen wir ihn einfach Sonne … oder Gott … ja, das ist es: Aton!" Nofretete lächelte ihn an. „Dann werde ich dich jetzt heimlich Echn-Aton nennen." Amenhotep wusste, dass Echn „Diener" oder „Sklave" bedeutet und Aton hieß „Sonne". Echnaton bedeutete also „Sonnendiener" oder wie sie es jetzt meinten „Gottesdiener" Er nahm sie in den Arm, drückte sie und flüsterte „Dann bin ich ab jetzt Echnaton!"
Am gleichen Tag machte sich Echnaton wieder an die Büste von Nofretetes Kopf. Nach einer Stunde sah er sie enttäuscht an und sagte „Auch wenn ich jetzt Gottesdiener bin, schaffe ich es nicht, Gottes Werk so abzubilden, wie ich es möchte ..." Nofretete hatte eine Idee. „Erinnerst du dich an den Töpfer vergangene Nacht?"

Echnaton nickte. Sie holte etwas Ton und Wasser und mischte das Ganze auf einem Tisch zu einem dicken Klumpen, dann fettete sie sich ein, grinste ihn an und drückte ihr Gesicht in den Schlamm. Auch das war ein Verbrechen. Nur Priestern war es erlaubt, Masken anzufertigen. Nach einem Moment zog sie ihr Gesicht wieder heraus und beide beugten sich über das Loch, das sie in dem Klumpen Ton hinterlassen hatte. „Sieht ein wenig zerdrückt aus …“, sagte sie und er antwortete: „Aber die Idee ist gut. Wenn ich nur eine dünne Schicht auf dein Gesicht auftrage und wir es auf dem Balkon in der Sonne trocknen lassen, könnte es klappen.“ Während sie neue Versuche machten und Nofretete mit ihrer Maske aus Schlamm in der Sonne saß, schlug er mit einem Meißel eine dünne Schicht von ihrer Büste ab. Als sie fragte, was er da mache, sagte er ihr, dass der Abdruck auf dem glatten Gesicht ihrer Büste nicht genug kleben würde. Er hämmerte daran herum, bis die Büste ganz alt, faltig und rau aussah. Als Nofretete sah, dass er sein Werk so zugerichtet hatte, sagte sie „Es gefällt mir! Ich sehe aus wie eine alte Frau. Wie eine Frau, die ihre Aufgabe, für die sie Schönheit von den Göttern bekommen hatte, erfüllt hat. Ich freue mich schon darauf, so auszusehen...“ Echnaton nahm sie in den Arm und sagte „ ...und ich freue mich darauf, dich dann noch immer schön zu finden!“ Sie machten in der ersten Maske einen zweiten Abdruck aus Gips und klebten den dann vorsichtig auf die Maske. Er musste etwas an den Augen ändern, weil sie diese unter der Maske natürlich geschlossen hatte, aber er war voll und ganz zufrieden. Bis tief in die Nacht arbeitete er daran und bemalte den Gips, während sie einen Edelstein bearbeitete. Sie hatte ihn aus ihrem Halsschmuck herausgebrochen und kratze mit einem anderen Edelstein ein feines Muster hinein. Schließlich brachte sie ihm den Stein. „Ich habe ein Auge gemacht!“ Er setzte den Stein in das rechte Auge der Büste ein und nickte „Fantastisch. Er hat genau die Farbe deiner Augen!“ Nofretete lachte „Das hat der Verkäufer auch gesagt!“ Er sah sie an. „Hast du noch einen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Nein … lass es so … es soll Gott in mir symbolisieren, der jeden Tag mit der Sonne, dem einen Auge, gleichmütig auf alle Dinge schaut und nichts davon bevorzugt.“ Er drückte sie, und sie standen einfach nur da und sahen die Büste an. „Schade, dass außer uns beiden wohl niemals jemand dieses Kunstwerk sehen wird“ sagte Echnaton „Oder von dem einen Gott

erfahren wird.“ Nofretete blickte ihn an. „Wieso nicht ?“ Echnaton ließ enttäuscht die Schultern sinken „Weil es immer so bleiben wird“, seufzte er „der Pharao wird immer ein Gefangener der Priester sein und die Menschen werden immer die Sklaven der Priester bleiben, weil keiner von ihnen sehen kann, was wir beide sehen … einen Gott.“ Nach einem Moment sagte Nofretete „Und wenn wir es deinem Bruder erzählen …? Ihr beiden liebt euch doch. Er würde uns nie an die Priester verraten, und sobald er Pharao ist, kann er uns helfen, mehr Menschen in das Geheimnis Gottes einzuweihen!“ Echnaton sah sie erschreckt an. „Ich will doch nicht auf den Tod meines Vaters warten!“ Nofretete beruhigte ihn „Natürlich nicht. Aber auch der Pharao wird irgendwann sterben und dein Bruder wird seine Stelle einnehmen. Man kann eben nie wissen, was ein Segen ist und was nicht!“ In diesem Moment waren Schritte zu hören. Sehr viele Schritte, und das war ungewöhnlich mitten in der Nacht. Echnaton warf ein Tuch über die Büste, damit niemand sie sehen konnte und sah dann Nofretete besorgt an … sie blickte genauso besorgt zu ihm zurück. Und sie starrten sich einfach nur weiter an, als zwei Wachen in den Raum stürzten und ihnen mitteilten, dass soeben sein Bruder, ihr Herr und zukünftiger Pharao, gestorben sei.
Als die Trauerfeierlichkeiten nach Tagen so weit vorüber waren, dass Nofretete und Echnaton sich erstmals wieder allein treffen konnten, fragte sie ihn nur „Du weißt doch, was das bedeutet …?“ und er nickte „Ja, Gott gibt uns ein Zeichen!“
Nofretete und Echnaton heirateten eine Woche später. Nun stand ihrer Hochzeit nichts mehr im Wege. Die Priester waren sogar froh, dass er schon eine Frau gefunden hatte, die dem zukünftigen Pharao und natürlich ihnen - seinen zukünftigen Herren und Priestern - schnell einen Sohn und Thronfolger schenken würde. Und obwohl sie jetzt ganz offiziell ein Ehepaar waren, sahen sie sich immer seltener, denn nun wurde Echnaton von den Priestern darauf vorbereitet, irgendwann Pharao zu werden, wenn sein Vater starb.
In den folgenden Jahren schmiedeten Nofretete und Echnaton Pläne für den Tag, an dem er Pharao sein und die Welt verändern würde. Sie wussten, es würde auch für den Pharao nicht leicht sein, die tausend Jahre alten Traditionen einfach umzuwerfen. Die Menschen könnten Angst bekommen, dass die vielen Götter zornig

würden. Sie mussten so vorsichtig wie möglich sein, damit die Menschen sich an die neuen Ideen gewöhnen konnten. Aber sie mussten auch so entschlossen wie nötig sein, damit die Priester es nicht einfach später wieder rückgängig machen würden. Es dauerte zum Glück noch eine ganze Weile, bis sein Vater, der Pharao starb. Als der Tag dann kam, war gerade einige Tage zuvor ihre sechste Tochter geboren worden. Und die Priester hatten zum fünften Mal vorgeschlagen, dass er sich eine andere Frau sucht. Eine, die ihnen allen einen männlichen Thronfolger schenken würde. Echnaton sagte nichts. Er hatte auch die Jahre der Vorbereitung durch die Priester schweigsam erduldet. Jetzt wartete er nur noch auf das Ende der Trauerfeierlichkeiten und den Abschluss seiner Krönungszeremonie.

Am Morgen nach seiner Krönung zum Pharao begannen er und Nofretete damit, ihren gemeinsamen Plan in die Tat umzusetzen. Es begann unscheinbar. Als die Priester an diesem Morgen zum Pharao kamen, war er nicht allein, wie sie es angeordnet hatten. Neben ihm stand Nofretete. Die Priester waren zuerst nur etwas überrascht und dachten, der neue Pharao habe vielleicht etwas falsch verstanden, aber die Überraschungen waren noch längst nicht vorbei. Statt auf den Boden zu schauen, wie es sich für Frauen in Ägypten gehörte, wenn Priester anwesend waren, sah Nofretete sie hocherhobenen Hauptes an und blickte beinahe etwas triumphierend auf sie herab. Seit tausend Jahren hatte immer nur einer auf sie herabsehen dürfen, das war der Pharao, und der war ein Mann. Die Priester waren jetzt nicht nur überrascht, sondern aufgebracht. Echnaton sagte ihnen, dass er das Volk sprechen möchte, und dass man die Menschen in den Palast rufen möge. Jetzt waren die Priester in Panik und riefen, dass seit tausend Jahren kein Pharao mehr mit normalen Menschen gesprochen habe und dass die Götter so etwas verbieten würden. Er solle ihnen sagen, was er wünsche und sie würden seine Wünsche dann den Menschen erklären. Echnaton und Nofretete mussten grinsen, was die Priester noch aufgeregter machte. Die wussten, dass sie ein ernstes Problem hatten. Sie hatten den Pharao nicht mehr unter Kontrolle. Der schickte einfach die Wachen nach Theben in die Stadt und ließ die Menschen in den Tempel des Pharaos rufen, den seit tausend Jahren nur von den Priestern Auserwählte hatten betreten dürfen. Der Tempel war so groß, dass es Stunden dauerte,

in denen sich der Tempel und der Platz davor mit den heranströmenden Menschen füllten. Die Priester hatten noch schnell versucht, den Menschen zu erklären, dass sie Eintritt zahlen müssten, aber sie waren einfach überrannt worden. Seit tausend Jahren hatte niemand von ihnen diesen Ort betreten dürfen, und nun rief der gottgleiche Pharao sie persönlich in den Tempel – manche Menschen glaubten an das Ende der Welt, andere hofften, eine alte Prophezeiung würde sich erfüllen, aber alle waren außer sich vor Aufregung. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kündigten Posaunen die Ankunft des neuen Pharaos an. Es wurde sofort still in der riesigen Menschenmenge, als Echnaton gemeinsam mit seiner Frau Nofretete zum ersten Mal vor das verwunderte Volk trat. Mit lauter Stimme verkündete er:
„Ägypter – gute Menschen des großen Flusses - habt keine Furcht! Ich, der Pharao Echnaton, wurde beauftragt, euch in ein neues Zeitalter zu führen. Wir sollen endlich belohnt werden und unsere Belohnung ist die Wahrheit. Ich wurde gesandt um sie euch zu verkünden...es ist wahr: Der Pharao ist gottähnlich. Aber die ganze Wahrheit ist: jeder von uns ist gottähnlich. Wir alle sind Gott ähnlich ...“ Nofretete und er hatten diesen Moment seit Jahren sorgfältig geplant und sich gründlich überlegt, welche Worte dafür geeignet waren, die Menschen zu überzeugen. Vorsichtig erklärte er ihnen, dass es nur den einen, wahren Gott gibt und dass sie alle Gottes Kinder seien. Die anderen Götter seien auch Gottes Kinder und geheiligte Menschen gewesen, aber eben auch nur wie alle anderen von Gottes Kindern – alle gleich vor seinem einen Auge, der Sonne. Dann verkündete er, seine Frau Nofretete am nächsten Tag zu seiner Pharaonin zu krönen und dass sie von nun an die gleichen Rechte und Pflichten habe wie er selbst. Noch nie hatte es zwei Pharaonen gleichzeitig gegeben, und noch nie eine Frau als Pharaonin. Am Schluss seiner Rede lud er alle Menschen ein, mit ihm zu beten … es war deshalb eine Einladung zum Gebet, weil es seit tausend Jahren das erste Mal war, dass niemand dafür bezahlen musste. Manche Leute und viele Priester waren schon gegangen, bevor Echnaton fertig gesprochen hatte, aber die meisten blieben und beteten gemeinsam mit Echnaton und Nofretete, bis die Sonne unterging.
In dieser Nacht schlichen Nofretete und Echnaton als aussätzige Witwen verkleidet in die Stadt und belauschten die Menschen, die

sich überall auf den Straßen noch zu später Stunde aufgeregt unterhielten. Die meisten waren überzeugt, dass der Pharao recht hatte und es wahrscheinlich wirklich nur einen Gott gab. Einige freuten sich so sehr darüber, dass sie kleine Feste feierten. Wieder andere hatten sich zu wilden Haufen zusammengeschlossen und zerstörten die alten Statuen der anderen Götter, die ja nun keine Götter mehr waren. Aber es gab auch Gruppen von Menschen, die Angst hatten, dass die anderen Götter nun wütend sein würden und sie alle bestrafen könnten. Nofretete fiel auf, dass es bei diesen ängstlichen Gruppen immer einen Mann gab, der mit lauter Stimme auf die anderen einredete und versuchte, ihnen noch mehr Angst zu machen. Als Nofretete bei der dritten ängstlichen Schar Echnaton darauf aufmerksam gemacht hatte, sah dieser genau hin. Er kannte den Mann, der diesen Leuten gerade Angst machte. Obwohl er die Kluft eines Handwerkers trug, erkannte Echnaton unter der Verkleidung einen der Hohepriester. Er konnte es kaum glauben. Priester versuchten also die Leute gegen ihn und Gott aufzuhetzen. Echnaton wollte den Priester sofort zur Rede stellen, aber Nofretete hielt ihn zurück – sie waren ja beide selbst verkleidet und niemand wusste, dass sie hier waren und lauschten.
Zurück im Palast kamen sie zu dem Schluss, dass Gott ihnen damit ein Zeichen geben wollte, damit sie etwas dagegen unternahmen. Am folgenden Morgen nahm sich Echnaton die Priester vor. Er sagte ihnen, Gott habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass die Priester in der Stadt Unruhe stifteten. Die Priester waren geschockt. Sie waren nicht nur vom Pharao ertappt worden, sondern sein Gott hatte auch noch dabei geholfen, ihre Machenschaften aufzudecken. Sie reagierten, wie es Menschen oft tun, wenn sie bei etwas erwischt werden – sie beschuldigten den, der sie ertappt hatte, selbst daran Schuld zu sein. Das waren in diesem Fall Gott und der Pharao. Die Priester konnten nicht viel tun, außer zu schimpfen. Die Macht Gottes und des Pharaos waren unantastbar und reichten bis in die hintersten Ecken des Reiches. Echnaton erlaubte den Priestern, in ihre Tempel zurückzukehren und dort zu den Geheiligten, die sie für Götter hielten, zu beten. Er erlaubte auch, dass die Priester und jeder, der es wollte, weiter an ihre Götter glauben konnten. Aber er verbot allen Priestern, den Menschen, die weiter an ihre Götter glauben wollten, für ihre Gebete Geld abzuknöpfen oder ihnen zu erzählen, es gebe den einen, wahren

Gott nicht.
Das war nur der Anfang einer ganzen Reihe von Veränderungen – zuerst in der Hauptstadt Theben, dann für ganz Ägypten und schließlich auch für die eroberten Länder. Die erste Pharaonin, die es je gegeben hatte, wurde gekrönt, und von diesem Tag an regierten Pharao Echnaton und Pharaonin Nofretete gemeinsam über einen großen Teil der ihnen damals bekannten Welt, so, wie sie es sich als Kinder am Nil-Ufer vorgestellt hatten. Die Priesterfiguren wurden zwar nicht in den Fluss geworfen, denn sie waren ja nicht - wie ihre Spielzeuge damals - aus Lehm, aber die Priester verloren an Macht und vor allem verdienten sie nicht mehr so viel Geld. Immer weniger Menschen kamen in ihre Tempel, um zu ihren Göttern zu beten und noch weniger zahlten für ihre Gebete. Die Priester waren verzweifelt. Dafür waren fast alle anderen Menschen glücklicher als je zuvor. Jeden Morgen und jeden Abend zum Sonnenauf- und -untergang versammelten sich Tausende und beteten gemeinsam und kostenlos zu dem einen, wahren Gott. Der Pharao und die Pharaonin hatten nun sehr viel Gold übrig, da sie die teuren Priester nicht mehr aus der Staatskasse bezahlen mussten. Sie beauftragten alle Handwerker der Landes, in jeder Stadt zuerst einen neuen Stadtteil für die Aussätzigen zu bauen, wo diese in Frieden leben konnten, und anschließend ließen sie neue Kornkammern, Schulen und Krankenhäuser errichten. Die Menschen waren wirklich zufrieden. Es waren immer noch Leute übrig und auch jede Menge Gold. Also ließen sie die restlichen Handwerker wie Künstler arbeiten – jeder bekam etwas Gold, um seine Gehilfen, Werkzeuge und das Material zu bezahlen und dann konnten sie damit machen, was sie wollten, solange sie dabei die Schönheit von Gottes Schöpfung darstellten. Echnaton stellte die Büste von Nofretetes Kopf, welche die beiden seit dem Tod seines Bruders versteckt hatten, öffentlich aus. Als Inspiration und - wie die beiden fanden - gutes Beispiel für ein Kunstwerk, das die Schönheit von Gottes Geschöpfen abbildete. In ganz Ägypten erblühte die Kunst. Die Handwerker waren nicht mehr daran gebunden, was die Priester ihnen erlaubten. Sie - und jeder andere auch - konnten bauen, modellieren oder malen, was sie wollten, denn es war ja alles Gottes Schöpfung. Sogar Kinder begannen zu zeichnen und wuchsen mit der Kunst auf, die plötzlich überall die Häuser und

Straßen verzierte und den Menschen Freude machte. Besonders beliebt als Motiv war für die Künstler natürlich Nofretete.
Auch die Stellung der Aussätzigen, Bettler und der Frauen änderte sich im ganzen Land, seit diese unter dem persönlichen Schutz der Pharaonin standen. Jeder konnte nun, wie Nofretete es vorgemacht hatte, hocherhobenem Hauptes jedem anderen in die Augen sehen, denn sie alle waren Kinder Gottes. Jetzt waren die Menschen nicht nur zufrieden, sondern ziemlich glücklich. An einem warmen Abend, nachdem sie im Sonnenuntergang ihre Gebete gesprochen hatten, standen zwei Pharaonen zusammen und blickten vom Balkon ihres Palastes, wie sie ihren Tempel nur noch nannten, über die Stadt. Echnaton und Nofretete waren sehr froh, dass sich alles so gut entwickelte und dass Ägypten endlich aufblühte, nachdem es so lange von den Priestern zurückgehalten worden war.
Die Priester waren die einzigen, die nicht glücklich waren. Sie waren sogar sehr unglücklich. Sie hatten zwar alle Reichtümer, die sie sich vorstellen konnten, weil sie tausend Jahre lang jeden Menschen für jedes Gebet und jede Zeremonie hatten bezahlen lassen, aber ihnen war klar, dass all ihr Gold und all ihre Macht nun weniger statt mehr würden – und das machte sie ganz furchtbar wütend. Aber noch waren sie die Reichsten im Land und sie setzten ihren Reichtum ein, um heimlich die Menschen von einer Umkehr zu überzeugen. Zurück zu den alten Göttern, mit denen die Priester so viel reicher und mächtiger werden konnten als mit nur einem Gott. Sie ließen einige große und viele kleine Statuen von den alten Göttern herstellen. Als die Pharaonen davon erfuhren, ließen sie es einfach zu. Die alten Götter waren ja nicht verboten. Sie waren nur eben keine Götter mehr, denn auch sie waren, wie sie alle, nur Schöpfungen des einen, wahren Gottes. Echnaton und Nofretete wollten keine Unruhe, also ließen sie die Priester gewähren. Die Priester wurden dadurch nur noch verzweifelter. Sie begannen Gerüchte zu streuen, der Pharao würde glauben, er sei selbst dieser eine Gott, von dem er da dauernd reden würde. Und um ihre verrückten Lügen noch zu beweisen, verteilten sie Statuen, die Echnaton selbst als einen der alten Götter zeigten. Das dies wenig Sinn machte, schien sie dabei nicht zu stören. Sie ließen auch viele Statuen vom Pharao herstellen, die ihn ganz verzerrt darstellten. Mit viel zu langen Armen und Beinen und einem ganz komischen Gesicht. Es waren vielleicht die ersten Karikaturen der Geschichte.

Auch das störte die beiden Pharaonen nicht, zumal diese böse gemeinten Statuen von ihren Handwerkern wunderschön gefertigt waren. Echnaton und Nofretete liebten ja all die neue Kunst auf Gottes Erde. Ihnen war klar, dass die Menschen, ja manchmal sogar sie selbst, einen der alten Götter anriefen, zum Beispiel weil es draußen stürmte und dieser Heilige eben für Unwetter zuständig war, aber sie wussten auch, dass trotz dieses kleinen Aberglaubens fast alle Menschen nur an den einen Gott glaubten. Sie alle waren jetzt Kinder Gottes. Es ging so schnell und so einfach, als hätten die Menschen nur darauf gewartet, endlich von ihrem himmlischen Vater in die Arme geschlossen zu werden.
Die neuen Pharaonen merkten aber sehr wohl, dass die Priester nicht einfach aufgaben und weiter alles versuchen würden, um die alte Ordnung wieder herzustellen. Sie würden mit den Priestern nie in Ruhe ihre Idee von einer friedlichen und wohlhabenden Welt unter einem Gott realisieren können. Aber sie konnten die Priester auch nicht in den Fluss schmeißen, wie er es damals als Kind mit den Spielzeug-Priestern gemacht hatte. Also setzten sie einen Traum um, den sie schon seit Jahren hatten. Sie hatten immer gedacht, es würde nur ein Traum bleiben – bis sie feststellten, wie viel Gold sie wirklich ohne die Priester sparten. Nach fünf Jahren in Theben bauten sie eine neue Hauptstadt für Ägypten. Auf dem ganz genau errechneten Mittelpunkt des Reiches und natürlich direkt am Nil entstand in nur drei Jahren die Stadt Achetaton - 'Achet' hieß 'Horizont', oder 'Welt' und 'Aton' hieß nun 'Gott', also „Gotteswelt“ oder so etwas ähnliches. Es wurde die größte und schönste Stadt in Ägypten, und immer mehr Menschen strömten herbei, um bei der Erbauung mitzuhelfen. Sogar die Soldaten, die nun nicht mehr so viel zu tun hatten, seit sie alle Kinder Gottes waren, halfen fleißig beim Aufbau mit. Und weil alle wussten, dass Soldaten so etwas normalerweise nicht machen, weil die ja mehr für den Abbau als für den Aufbau ausgebildet waren, machten die neuen, freien Kunsthandwerker zum Dank neue Uniformen für sie. Mit kunstvollen Verzierungen und wunderschönen Stoffen, die sie eigens dafür hergestellt hatten.
Am 30. Achet IV im achten Regierungsjahr des Pharaonen-Paares (das muss so um den 9. November des Jahres 1353 vor Christus gewesen sein) standen die Soldaten stolz mit ihren neuen Uniformen auf den extra-breiten Straßen, die sie in den Jahren

zuvor selbst gebaut und in den Tagen zuvor selbst geschmückt hatten. An diesem Tag wurde die neue Stadt offiziell eingeweiht, und mit den Soldaten standen die Menschen auf den Straßen und jubelten den Pharaonen zu, als diese in ihren neuen Palast direkt gegenüber des Tempels einzogen. Von den folgenden Jahren sagten die Ägypter noch für Jahrhunderte, es seien die goldenen oder die sonnigen Jahre Ägyptens gewesen. In den Schulen lernten die Kinder neben Lesen, Schreiben und Rechnen nun auch Kunsthandwerk. Die Kornkammern füllten sich von Jahr zu Jahr und die Menschen waren bester Dinge, denn die Götter, die nun keine mehr waren, schienen nicht wütend zu sein.
Wütend aber waren die Priester. Sie hatten Boten in alle Ecken des Reiches geschickt und überall das Gerücht verbreiten lassen, Echnaton hätte den einen Gott nur erfunden, um selbst ganz allein den Zugang zu diesem Gott zu kontrollieren. Weder die Pharaonen noch die Menschen nahmen diese Gerüchte damals ernst, denn wie sollte jemand den Zugang zur Sonne oder zu Gott kontrollieren wollen? Dann verbreiteten sie Gerüchte, Echnaton glaube selbst an die alten Götter und wollte nur seinem, von ihm erfundenen, neuen Gott eine besondere Rolle geben. Auch das konnten nur die wenigsten glauben, denn die Sonne war nicht erfunden - jeder konnte sie jeden Tag sehen - ganz im Gegensatz zu den frei erfundenen alten Göttern, von denen die Priester die Leute überzeugen wollten. Schließlich waren die Priester völlig machtlos, denn sie konnten den mächtigen Pharao auch nicht umbringen. Sie hatten ja keinen anderen und ohne den Pharao konnten sie auch nicht zur alten Ordnung zurückkehren. Sie brauchten einen echten Pharao und dann, Jahre später, bekamen die Pharaonen doch noch einen männlichen Thronfolger. Sie nannten ihn Tutanchaton. Tut bedeutete 'lebendig' und Anch so etwas wie Abbild. Also bedeutete sein Name ungefähr „Lebendiges Abbild Gottes“. Obwohl Nofretete und Echnaton ihre erstgeborene und schon fast erwachsene Tochter als ihre Nachfolgerin und nächste Pharaonin ausgesucht hatten, war ein Sohn Echnatons alles, was die Priester brauchten. Wenn sie irgendwie an den kleinen Tut herankommen konnten, dann würden sie aus ihm wieder ihren kontrollierbaren Pharao machen können. Dann würden sie seine Eltern nicht mehr brauchen. Sie schickten wieder Boten, diesmal zu den östlichen Nomaden - nicht mit Gerüchten, sondern mit viel Gold und dem

geheimen Auftrag, in den eroberten Ländern eine Armee aufzustellen. So hatten die Priester selbst mit der Sache nichts zu tun. Die Armee bekam nur den einen Auftrag: bringt den kleinen Tut lebendig aus der neuen Hauptstadt in das alte Theben zu den Priestern.
In Achetaton waren Echnaton und Nofretete glücklich, zufrieden und ahnungslos. Sie hatten mit dem kleinen Tut alle Hände voll zu tun, den er machte seinem Namen alle Ehre und war sehr lebendig. Seine sechs Schwestern waren auch glücklich, endlich einen kleinen Bruder zu haben und sie halfen, wo sie konnten. Dann wurde ihr Frieden gestört, als Kundschafter von einer Armee berichteten, die aus dem Osten auf die neue Hauptstadt zumarschierte. Die beiden Pharaonen hatten nun ein echtes Problem … nicht die Armee, die auf sie zukam. Nein, das war kein wirkliches Problem, denn die Pharaonen hatten schließlich das ägyptische Heer, das seit tausend Jahren in der ganzen Welt gefürchtet war. Ihr Problem war ein anderes: Sie hatten bis zu diesem Tag alle Entscheidungen gemeinsam getroffen. Nun aber wollten sie ihre Kinder nicht allein lassen und beide in die Schlacht ziehen. Ein Pharao musste aber das ägyptische Heer anführen, so war es Tradition. Sie entschieden sich, dass Nofretete in den Krieg ziehen würde. Das würde beweisen, dass sie ohne jeden Zweifel ist, Gott auf ihrer Seite zu haben, und es würde beweisen, dass sie eine echte Pharaonin ist. Während der Nacht schickten die Pharaonen das ganze Heer auf die Ostseite der Stadt, wo es wartete. Als die Sonne aufging und die feindliche Armee eintraf, hielten die respektvoll Abstand und warteten ab. Aber Nofretete kam nicht. Sie wartete bis zum Nachmittag. Als die Sonne hoch im Westen über der Stadt stand, die Feinde blendete und somit klar war, Gott selbst würde auf ihrer Seite stehen, preschte Nofretete aus der Stadt. Auf einem wunderschönen Streitross raste sie an all ihren Bogenschützen, Fuß-Soldaten und Reitern vorbei, die ihr sofort in Richtung der feindlichen Scharen folgten. Als diese - wegen der hellen Sonne viel zu spät - Nofretete und das ägyptische Heer auf sich zustürmen sahen, drehten sie sich auf der Stelle um und ergriffen die Flucht. Nofretetes Soldaten mussten sich nicht einmal die schönen neuen Uniformen schmutzig machen. Für den anschließenden Siegeszug durch die Hauptstadt brachte Echnaton persönlich seinen Streitwagen zum Stadttor und übergab ihn an

Nofretete. Auf diesem Wagen durften nur siegreiche Pharaonen fahren. Als Nofretete aufstieg, wollte sie Echnaton mit sich nehmen und mit ihm zusammen zum Tempel fahren. Aber er verbeugte sich und folgte ihr nur auf ihrem Pferd durch die Menschenmenge, die ihr zujubelte. Die Nachricht vom triumphalen Sieg der Pharaonin verbreitete sich wie ein Sandsturm in Windeseile über ganz Ägypten. Sofort begannen die Kunsthandwerker neue Motive in Stein zu verewigen – 'Pharaonin Nofretete schlägt unsere Feinde in die Flucht' und 'die Pharaonin feiert ihre Rückkehr aus der Schlacht'.
In Theben bei den Priestern war man natürlich nicht sehr erfreut über die Neuigkeiten. Ganz besonders bestürzt waren die Priester, als das ägyptische Heer kurz darauf in Theben selbst eintraf und die Stadt besetzte. Angeführt wurden die stolzen Soldaten diesmal von Echnaton. Als der Pharao sah, dass die Priester in Theben heimlich die alten Regeln wieder eingeführt hatten, wurde er wütend. Er nahm sich von einem Handwerker einen Hammer und einen Meißel und begann damit, die Zeichen und Bilder auf einem Tempel zu entfernen, die dem neuen Bild des einzigen Gottes widersprachen. Seine engsten Freunde in der Armee kannten ihn gut und wussten, Echnaton war vor allem so wütend weil die Priester ihn nun dazu zwangen, Kunst zu zerstören. Jeder wusste, dass dieser Pharao Kunst lieber bewunderte oder selbst erschuf, statt sie zu zerstören. Er gab den Befehl an die Soldaten, alle weiteren Schriften, Zeichen und Statuen zu zerstören, die nicht den neuen Gesetzen entsprachen. Dann kehrte er zu seiner Familie zurück.
Die Priester waren verzweifelter als je zuvor. Seit fast 20 Jahren waren dieser eine Gott und sein Pharao nun schon an der Macht und genauso lang verloren sie ihren Einfluss. Bald würde sich niemand mehr an die alten Götter erinnern und die schöne Zeit für die Priester wäre endgültig vorbei. Sie mussten etwas unternehmen. Sie schickten noch mehr Gold und Waffen, um eine noch größere Armee auszurüsten, und damit es dieses Mal auch wirklich funktionierte, schickten sie Spione nach Achetaton und ließen sie die Brunnen und Kornkammern der Hauptstadt vergiften. Anschließend sagten sie den Menschen voraus, dass ein großes Unglück über den Pharao und seine Stadt kommen werde, dann lehnten sie sich zurück und warteten.

In der neuen Hauptstadt brach bald eine Krankheit aus und viele Menschen mussten sterben. Als die Leute in Achetaton schwach und wehrlos waren, griffen die Feinde wieder an. Nofretete und Echnaton hatten nur ganz wenig Zeit, um sich von einander zu verabschieden, dann flohen Nofretete und ihre Kinder, aber Echnaton blieb zurück und besiegte mit Hilfe des ägyptischen Heeres noch einmal die Feinde, aber es war bereits zu spät. Nofretete und all seine Kinder waren von den Söldnern der Priester gefangen genommen und nach Theben gebracht worden. Sie zwangen Echnaton, seine Armee wegzuschicken und allein nach Theben zu kommen, wo er sich widerstandslos in Ketten legen ließ. Er wurde abgeführt und nie wieder gesehen. Für die Ägypter endete damit die goldene Zeit und ein sehr schlimmes Zeitalter begann.
Am gleichen Tag erreichte ein Bote Theben und teilte den Priestern mit, dass das ägyptische Heer nur der Pharaonin Nofretete gehorchen würde. Jetzt war sie keine Geisel mehr, sondern eine Verhandlungspartnerin, die von den Priestern nicht mehr außer Acht gelassen werden konnte. Sie einigten sich darauf, dass Nofretete als Pharaonin Semenchkares solange weiter regierte, bis der gerade fünf Jahre alte Tut alt genug wäre, selbst der nächste Pharao zu werden. Sie hatte also Zeit, ihn vorzubereiten. In den folgenden vier Jahren lehrte Nofretete Tutanchaton alles, was ein kleiner Pharao wissen musste. Tut war ein kluger Junge und ein gelehriger Schüler und das musste er auch sein, denn die Aufgabe, die auf ihn wartete, war nicht leicht.
Eines Nachts, als er neun Jahre alt war, wurde er von Nofretete geweckt. „Mein lieber Tut. Es ist so weit. Ich muss mich verabschieden und du musst jetzt ein tapferer, kleiner Pharao werden.“ Tut nahm sie in den Arm und weinte. „Wirklich? Jetzt schon … können wir nicht noch ein wenig warten?“ Er wusste aber, dass es keinen Sinn mehr hatte. Seit vier Jahren waren die Soldaten nicht bezahlt worden und es waren kaum mehr welche übrig. Nofretete konnte nicht mehr für die Sicherheit seiner sechs Schwestern oder für ihre eigene Sicherheit garantieren. Nur Tut war sicher, weil die Priester einen echten Pharao brauchten. Nofretete nahm ihn ganz fest in den Arm und flüsterte: „Mach alles so, wie wir es besprochen haben und vergiss nicht, was dein Vater dir geschrieben hat. Aton wird dir leuchten und es wird alles gut

werden, wenn du den Priestern ihre Macht und ihr Geld zurückgibst.“ Sie drückten sich noch einmal und sagten Lebewohl. Dann plötzlich war der kleine Tutanchaton ganz allein mit den Priestern. Am nächsten Tag weckten sie ihn und dann wurde er darauf vorbereitet, zum neuen Pharao gekrönt zu werden. Er merkte schnell, dass er nicht ganz allein war. Viele der Diener im Palast glaubten an Gott und halfen und unterstützen Tut, wo sie konnten. Er erfuhr sogar von ihnen, dass seine Schwestern und Nofretete bis zur Mündung des Nils geflohen seien. Dort versteckten sie sich bei ehemaligen Sklaven aus Kanaan, die dort siedelten, weil sie Ägypten auch nach vierhundert Jahren Sklaverei noch immer nicht wieder verlassen durften. Diese Kanaaniter glaubten nun auch an den einen, wahren Gott und hatten die sieben Frauen gern aufgenommen. Tut war sehr froh, das zu hören und nicht ganz allein zu sein. Trotzdem konnte ihm niemand helfen, als die Priester von ihm wollten, dass er Gott wieder abschafft und dafür die alten Götter wieder einsetzte. Von seinem Vater hatte er einen Brief, der ihm bei Entscheidungen helfen sollte und den er unter seiner Matratze versteckte. Er las ihn jeden Abend vor dem Schlafen – immer wieder hatte er den letzten Teil des Briefes gelesen, in dem sein Vater ihm schrieb, wie sehr er ihn liebte und wir sehr er sich wünschte, bei ihm zu sein und dass er immer stolz auf ihn sein werde, egal welche Entscheidung Tut nun treffen würde. Nofretete hatte ihn jahrelang darauf vorbereitet und er wusste was die Priester von ihm verlangen würden, sobald er Pharao war. Also tat er, was kleine Pharaonen tun müssen. Er führte die alten Götter wieder ein, aber das reichte den Priestern nicht. Er musste anordnen, dass alle Kunst zerstört werden müsse, wenn sie nicht die alten Götter zeigte. Zum Glück hatte er vorher die Diener im Palast gewarnt, damit die schönsten Kunstwerke rechtzeitig versteckt werden konnten. Tutanchaton musste sogar seinen Namen ändern – er hieß nun nicht mehr 'lebendiges Abbild Gottes', sondern 'lebendiges Abbild des Göttervaters', oder Tutanchamun.

Der Traum des Pharaos und der Pharaonin lag in Trümmern.

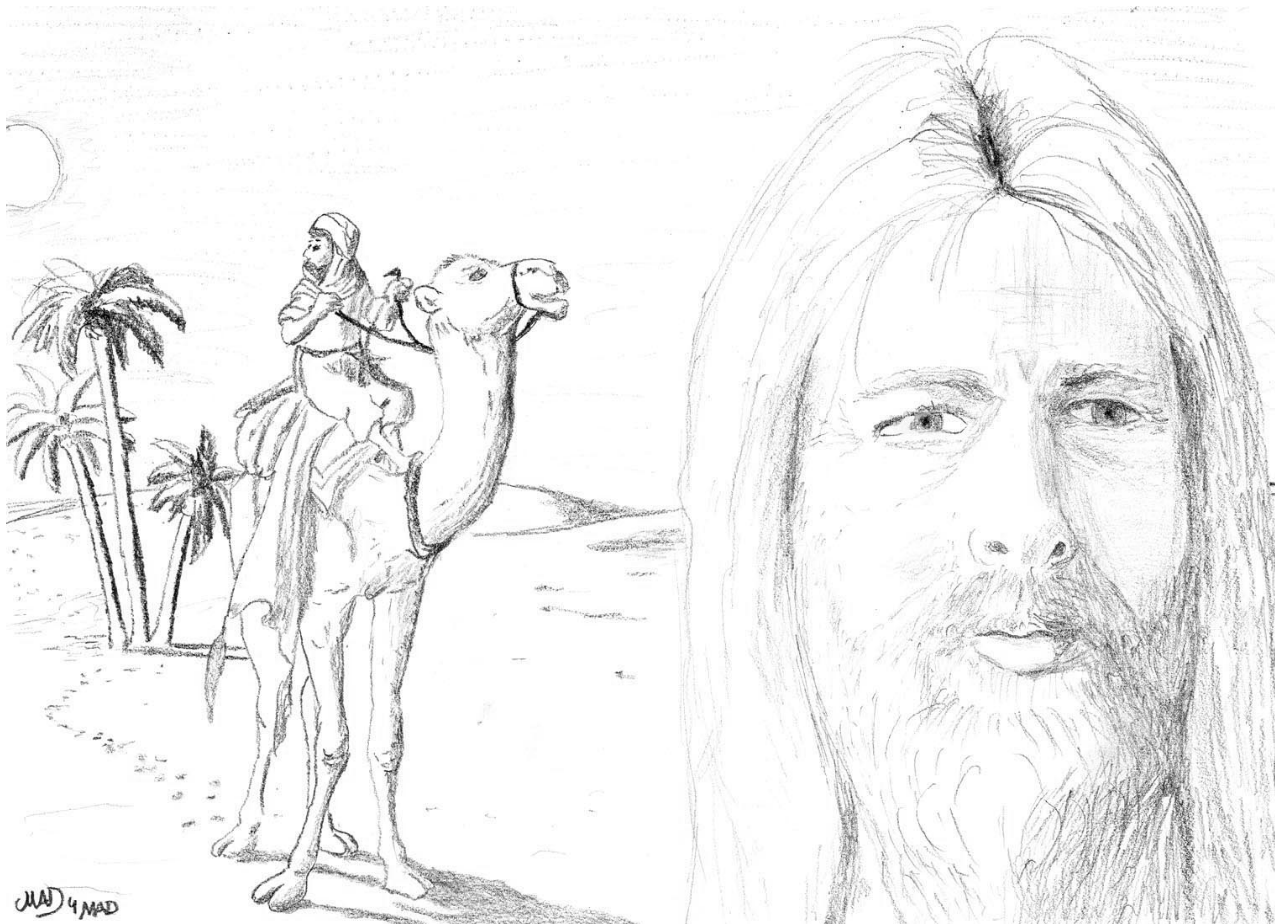
Wenn das ein Märchen wäre, wäre es ein ziemlich trauriges Märchen. Zum Glück ist es kein Märchen, denn es ist bis heute nicht zu Ende erzählt. Der kleine Tut wurde der berühmteste Pharao aller Zeiten, denn er war der einzige Pharao, dessen

wertvolle Grabbeigaben nie geraubt wurden – bis vor hundert Jahren ein Herr Carter alles unberührt in seinem Grab fand. Als ich ungefähr in deinem Alter war, ging Tut mit all seinem Besitz auf eine Tour um die Welt. Mein Großvater hat mich in eine Ausstellung mitgenommen und mir all die wunderschönen Dinge aus Tuts Grab gezeigt. Darunter sind auch Darstellungen des einzigen und wahren Gottes. Auch Nofretete wurde weltberühmt - als die erste Pharaonin und als eine besonders schöne Frau - manche sagen sogar die schönste Frau der Geschichte. Ihre Büste mit dem einen Auge, das gleichmütig auf alle Dinge blickt, kann heute in einem Museum in Berlin bewundert werden. Aber auch das ist noch nicht das glückliche Ende, denn auch, wenn heute noch immer Leute an die Lügen und die Gerüchte der Priester von damals glauben wollen, haben sich die Ideen von Echnaton und Nofretete nie mehr wirklich unterdrücken lassen.
Heute gibt es Kanzlerinnen, Präsidentinnen und Soldatinnen. Heute gibt es Kunstunterricht an jeder Schule, und es gibt heute vor allem einen Gott, an den schon mehr als die Hälfte der Menschen glauben … sie nennen ihn Deus, Bog, God, Allah, Gud, Dio, Jahwe, Dieu, Boh, Isten, Guo oder auf deutsch: den lieben Gott – letztlich meinen doch alle den einen … deshalb gibt mir diese Geschichte Hoffnung, dass sich die Wahrheit am Ende gegen alle Widerstände durchsetzt, auch wenn es böse oder dumme Menschen gibt, die das um jeden Preis verhindern wollen.
Die ägyptischen Handwerker sagen noch heute, wenn etwas besonders gut gelungen ist „Allahjanauer!" was sie übersetzen mit: „Gott hat selbst mit seinem Licht geleuchtet!"
Als ich selbst für einige Jahre in Ägypten gelebt habe, saß ich einmal in einer wunderschönen Vollmondnacht mit einigen Freunden in der Wüste Sinai am Lagerfeuer unter einer Palme. Wir waren aus Ägypten, Deutschland, Italien, Israel und dem Sudan dorthin gekommen. Jeder hatte andere Gründe dort zu sein, aber alle glaubten, dass es nur einen Gott gibt. Ich hatte gerade die Geschichte von dem Bauern, dem das Pferd weglief erzählt (ich wusste damals noch nicht, dass die beiden Herr Weng und Pferd Mah hießen), da erzählte uns der beste Freund, den ich in Ägypten hatte – Mustafa – die folgende Geschichte, die ich dir aus seiner Englisch-Arabisch-Mischung ungefähr so übersetzt habe …

موسى والرجل الحكيم

Moussa wal rashol al hakim

Moses und der weise Mann



Moses war ein junger Mann, der im Palast des Pharaos von Ägypten lebte. Er war als Baby in einem Weidenkörbchen auf dem Nil treibend gefunden worden. Der Pharao hatte davon gehört und das Findelkind in den Palast aufgenommen. Moses wurde wie eines seiner eigenen Kinder behandelt und er war ein guter Schüler. Als er alt genug war, schickte der Pharao den Jungen zu seinem besten Berater, einem weisen alten Mann, dessen Ratschlag Pharaonen schon lange sehr achteten. Moses ging zu dem alten Mann, der im Sternen-Observatorium des Palastes wohnte. Er hatte lange weiße Haare und einen langen weißen Bart und er sah sehr freundlich aus. Als er Moses sah, begrüßte er ihn und fragte „Warum bist du hier?“ Moses antwortete mit der Wahrheit „Der Pharao schickt mich.“ - „Warum schickt dich der Pharao?“ wollte der alte Mann von ihm wissen. Moses sagte wieder die Wahrheit „Weil er will, dass ich von dir etwas lerne!“ - „Warum will er, dass du etwas von mir lernst?“ fragte der Alte. „Er weiß, dass du sehr weise bist.“ antwortete Moses wahrheitsgemäß. Der alte Mann fragte „Warum weiß der Pharao, dass ich so weise bin?“ Moses gab sich weiter Mühe, die Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten. „Du hast bereits seinem Vater, Großvater und Urgroßvater gut beraten“ sagte er und sofort fragte der alte Mann weiter „Warum habe ich die Pharaonen gut beraten?“ Moses erklärte „Weil du sehr weise bist.“ - „Warum bin ich sehr weise?“ wollte der Alte wissen, aber Moses konnte keine wahre Antwort mehr geben. „... weil ich nie 'warum' frage …“, lachte der weise, alte Mann „Ich habe dich gefragt, warum du hier bist und obwohl du alle Fragen richtig beantwortet hast, wissen wir am Ende nicht wirklich, warum du hier bist ...“ Als er sah, wie verwirrt Moses war, sagte er „…wenn wir nicht wissen, warum ich so weise bin, dann wissen wir eigentlich auch nicht, warum ich so gute Ratschläge gebe, also wissen wir immer noch nicht, warum der Pharao dich zu mir geschickt oder warum du hier bist!“ Moses musste zugeben, dass der Alte recht hatte, auch wenn es verwirrend war. „Dann wollen wir mal herausfinden, was du hier lernen kannst ...“ sagte der weise Mann freundlich und fragte, ob Moses ihn auf eine Reise begleiten wolle, um mehr zu lernen. Moses wollte schon lange die Welt außerhalb des Palastes kennenlernen und willigte freudig ein. „Nur das Eine noch, bevor wir unsere Reise antreten: Was immer auch geschehen wird, erinnere dich bitte an unser Gespräch und frag mich niemals 'warum?' !“

Moses willigte ein und so stiegen sie kurz darauf auf zwei Kamele, verließen den Palast, überquerten den Nil und ritten nach Osten durch die Wüste. Moses war sehr aufmerksam und lernte viel über das Leben in der Wüste von dem weisen, alten Mann. Nach einigen Tagen kamen sie zum Roten Meer. Der alte Mann war überall bekannt und die Menschen verehrten ihn, wohin er auch kam. Sie hatten keine Probleme ein kleines Schiff zu finden, das sie über das Meer zur Sinai-Halbinsel brachte. Ihre Kamele ließen sie zurück.
Als sie gerade die Küste hinter sich nicht mehr sehen konnten und die andere Küste vor ihnen im Dunst auftauchte, nahm der alte Mann eine Axt und begann das Schiff damit zu bearbeiten. Er schlug die schönen Verzierungen ab und zerstörte alles, was sie nicht unbedingt zum Segeln brauchten. Die Besatzung des Schiffes verehrte den weisen Mann sehr und wollte nichts sagen. Also fragten sie Moses, ob er den Alten dazu bringen könne, damit aufzuhören. Der Alte hörte nicht auf und fing sogar an, auch auf den Rumpf des Schiffes einzuschlagen, so dass Wasser hereinströmte und das Schiff sich zur Seite neigte. Nun bekam die Mannschaft Angst, aber sie wagten es immer noch nicht, den alten Mann davon abzuhalten, sie zu versenken. Zwei von ihnen kletterten auf den Mast und winkten einem anderen Schiff, das am Horizont aufgetaucht war, aber es segelte einfach weiter. Mit knapper Not und schwerer Schlagseite erreichten sie gerade noch das Ufer des Sinai. Moses war froh, dass alle überlebt hatten, aber er wollte unbedingt wissen, wieso der Alte das getan hatte. Aber er fragte nicht 'Warum?' und sah ihn nur verwirrt an. Der weise Mann bezahlte die Seeleute so großzügig, dass sie ihr Schiff reparieren, sogar verbessern konnten, dann ging er mit Moses die Küste entlang. Sie kamen zu einer Siedlung, wo ein Junge auf sie zugerannt kam. Er riss Moses den Geldbeutel vom Gürtel und verschwand sofort wieder zwischen den Häusern. Moses war ein geübter Läufer und wollte ihm sofort nachlaufen, aber der weise Mann hielt ihn zurück und schüttelte nur mit dem Kopf. Moses verstand das nicht, aber er biss sich auf die Zunge und fragte nicht 'warum?'. Als sie den Rand der Siedlung erreicht hatten, sahen sie den Jungen wieder. Gerade, als der wieder weglaufen wollte, bogen hinter ihm zwei Reiter um die Ecke – wilde Gestalten, die aussahen wie Räuber. Sie stiegen von ihren Pferden und griffen sich den kleinen Jungen, der anfing, ängstlich um Hilfe zu rufen. Niemand

kam, denn das ganze Dorf war beim Gebet. Moses war auch ein geübter Kämpfer und nun er wollte loslaufen, um dem kleinen Dieb zu helfen – auch wenn er ihm den Geldbeutel gestohlen hatte. Aber der alte Mann legte wieder seine Hand auf den Arm von Moses und hielt ihn mit einem schweigenden Kopfschütteln zurück. Aus einiger Entfernung sahen sie, wie Männer den Jungen auf eines ihrer Pferde hoben und ihn mitsamt Moses Geldbeutels in die Wüste verschleppten. Moses wollte wirklich wissen, warum der Alte ihn zurückgehalten hatte, aber er erinnerte sich an die eine Regel ihrer Reise und fragte nicht 'Warum?'. Sie gingen weiter durch den Ort, aber trafen niemanden. Schließlich kamen sie an einen Hof, wo eine Frau Wäsche wusch. Sie fragten höflich, ob sie etwas Wasser zum Trinken haben könnten, aber die Frau wollte ihnen nichts geben. Als Moses auf die Schüsseln und Eimer zeigte, in denen sie das Wasser zum Waschen hatte und ihr sagte, dass sie doch genug habe, um ihnen einige Schlucke Wasser geben zu können, fing sie an zu zetern und zu schreien, dass sie endlich verschwinden sollten. Ein Mann kam aus dem Haus, hob einen Knüppel auf und drohte ihnen damit. Moses wollte ihnen gerade erklären, dass sie vom Hof des Pharao kommen, aber wieder legte der weise Mann seine Hand auf seinen Arm und schüttelte den Kopf. Moses sagte nichts, fragte auch nicht 'Warum?' und sie drehten sich um und gingen durstig vom Hof. Direkt hinter dem Schafstall des Hofes war eine kleine, verlassene Baustelle. Daran hing ein Schild, auf dem stand dass ein Handwerker gesucht wurde, der den Hühnerstall fertig bauen könne. Darunter stand, dass sie die sehr mickrige Entlohnung von zwei Kupferstücken dafür bezahlen wollten. Diesmal legte der weise Mann seine Hand auf Moses' Arm und nickte. Moses konnte es nicht fassen, und weil er trotzdem nicht 'warum' fragen konnte, sagte er „Wir sollen wirklich den unfreundlichen Geizhälsen auch noch helfen, obwohl sie uns gerade vom Hof gejagt haben?“ Der Alte nickte nur und machte sich an die Arbeit. Zähneknirschend half ihm Moses dabei. Am Abend, als sie endlich fertig waren und Moses ihre zwei Kupferstücke Belohnung holen wollte, hielt der weise Mann ihn wieder zurück und schüttelte den Kopf. Moses gab auf und folgte ihm schweigend zurück in die Siedlung – wo nun auch wieder Menschen auf den Straßen waren. Sie gingen in ein Gasthaus, um etwas zu essen und eine Unterkunft für die Nacht zu finden. Als sie auf ihr Essen

warteten, sagte der weise alte Mann zu Moses „Du hast sicher eine Frage...!“ Moses antwortete, er habe viele Fragen, worauf der weise Mann sagte: „Aber doch ist es immer die gleiche Frage, nicht wahr?“ Moses wusste, welche Frage er meinte und sagte. ’Warum?’ Der Alte erklärte ihm: „Wenn du dich ganz nah an die große Wandmalerei im Tempel stellen würdest, so nah, dass deine Nasenspitze fast die Wand berühren würde, dann könntest du zwar die kleinsten Feinheiten erkennen, aber du kannst nicht sehen, worum es in dem großen Bild eigentlich geht. Um das Bild zu verstehen, musst du einen anderen Standpunkt finden – du musst dich weiter davon wegbewegen, um sehen und verstehen zu können, wie die kleinen Details zusammenhängen und wie sie zusammen ein ganzes Bild ergeben. Die riesige Wandmalerei ist wie die Welt, und die meisten Menschen bleiben ihr ganzes Leben mit der Nase direkt davor stehen. Selbst wenn sie sich bewegen, dann nie sehr weit. Ich bin ein alter Mann. Ich habe viele Sichtweisen, Standpunkte und Erfahrungen gesammelt, also lass mich dir erklären, wie viel ich von dem großen Bild gesehen und verstanden habe … weil du den ganzen Tag so brav darauf verzichtet hast, 'warum?' zu fragen.
Der unfreundliche Mann und die kreischende Frau auf dem Hof kümmern sich, wie es das Gesetz verlangt, um ihren kleinen Neffen, der selbst keine Eltern mehr hat. Sie behandeln den kleinen Jungen wie einen Sklaven, er muss für sie arbeiten und muss sich auch noch dafür bedanken, dass sie ihn aufgenommen haben. Dabei haben die verstorbenen Eltern dem Kleinen ein Vermögen hinterlassen und es gut versteckt, denn sie wussten, dass das Gesetz besagt: seine böse Tante und sein böser Onkel bekommen alles, bis er alt genug ist. Bis dahin hätten die Zwei sicher alles ausgegeben. Also haben die Eltern mir gesagt, ich soll herkommen, falls ihnen etwas zustößt. Ich habe nun seine Reichtümer hinter dem Schafstall ausgegraben - wo sie sicher bald gefunden worden wären - und in die Mauer des Hühnerstalls eingemauert. Die Mauer habe ich so gebaut, dass sie in ungefähr zehn Jahren wieder einstürzt. Sie werden den Jungen, der bis dahin ein Mann sein wird, schicken, um es zu reparieren und er wird sein Erbe finden. Gold und die Dokumente, die nicht nur beweisen, dass es eigentlich sein Hof ist, auf dem sie leben, sondern auch, dass Onkel und Tante seinen Eltern viel Gold geschuldet haben, welches sie dann bei ihm

abarbeiten müssen. Aber er muss eben erst alt und stark genug werden, um sich sein Erbe nehmen zu können … und dafür, dass ich ihm diesen Gefallen tue, will ich keine zwei Kupferstücke von ihm.“ Das verstand Mose – er hatte ja nicht wissen können, worum es geht. Der weise Mann sah, dass Moses noch immer diese eine Frage 'warum?' plagte, also erklärte er weiter:
„Der andere Junge, der deinen Geldbeutel gestohlen hat, ist ein wirklich böser Junge. Er musste so böse sein, denn das war seine Aufgabe. Seine Eltern sind herzensgute und gläubige Menschen und der Gott, an den sie so fest glauben, hat ihnen diesen bösen Jungen geschenkt, um den Menschen hier zu zeigen, dass seine guten Eltern den Lümmel trotz seiner Boshaftigkeit genau so lieben, wie sie jedes andere Kind geliebt hätten, und obwohl er es ihnen so schwer machte, haben sie nie an ihrem Gott gezweifelt. Nun werden sie von ihm belohnt, indem er ihnen das böse Kind nimmt und ihnen ein neues, wirklich gutes Kind schenkt, so wie sie es verdienen.“
Nun sah der weise Mann, dass Moses beinahe zufrieden war, aber immer noch wissen wollte 'warum?'. Also sagte er: „Auf dem Schiff, das am Horizont aufgetaucht war, waren Piraten, und sie hätten uns sofort überfallen, wenn sie nicht schon von Weitem gesehen hätten, dass unser Schiff kaputt und alt ist. Sie vermuteten, dass wir sowieso bald sinken und dass bei uns nichts zu holen sei. Also segelten sie weiter.
Das ist nur, was ich heute gesehen habe, und selbst ich bin noch längst nicht alt und erfahren genug, um das ganze Bild zu sehen und alles zu verstehen. Ich bin mir sogar sicher, dass niemals jemand alt genug werden wird, um alles zu verstehen. Darum führt die Frage nach dem 'Warum?' fast nie zur wirklichen Ursache. Frag nicht warum Menschen etwas tun! Frag lieber: Wie funktioniert das? Woher kommt das und wohin wird es führen? Wer war das? Wie ist es wirklich gewesen? Wie hängt das zusammen? Was hat es mit mir zu tun? Was kann ich tun? Was bleibt? Stell dir und anderen immer weiter alle Fragen, bis du mehr, vielleicht irgendwann genug, verstehst …aber frag nicht 'warum?'. Frag nicht, warum Menschen scheinbar Verrücktes tun, denn du stehst viel zu nah dran, um das große Bild verstehen zu können.“

Der alte weise Mann, dessen Namen niemand mehr kennt, meinte das Gleiche was auch der alte Herr Weng meinte, wenn er sagte, dass wir ja nie wissen können, was ein Segen ist und was nicht. Auch der alte Fischer, der bei Damon und Phintias erklärte, wenn wir erst so gläubig sind und so viel verstehen, dass wir damit Berge versetzen können, tun wir es dann doch nicht, weil wir dann auch verstehen, wofür der Berg da ist, welchen Zweck er erfüllt.

Moses muss noch viel mehr bei dem alten Mann gelernt haben, denn einige Zeit später soll er die Kanaaniter bei ihrer Flucht aus der ägyptischen Sklaverei angeführt haben. Genau die Kanaaniter, bei denen sich Nofretete vor den Priestern versteckt hatte.

Wahrscheinlich rettete er damit die Idee von dem einem Gott, denn für eine lange Zeit waren diese Flüchtlinge die einzigen, die an den einen Gott glaubten. Als sie dem Pharao entkommen waren, gründeten sie ein Königreich, und der dritte König, der dort geherrscht haben soll, ist noch immer berühmt für seine Gerechtigkeit – ich habe seine Geschichte zum ersten Mal von der Mutter meiner Mutter, dein Ur-Großmutter Susanne gehört - da war ich etwas so alt, wie Du jetzt …

שְׁלֹמֹה הַ מֶּלֶךְ

Schlomo ha Melech

König Salomon



Eine kurze Geschichte, die sich die Menschen noch heute erzählen, um verständlich zu machen, dass dieser König nicht nur gerecht, sondern auch weise war, beginnt, als zwei Frauen und ein ganz kleines Baby vor den König gebracht wurden, damit er ihren Streit schlichten möge. König Salomon sah, dass die beiden Frauen sehr aufgeregt waren und fragte den Hauptmann, der die beiden hereingebracht und der das Kind auf dem Arm hatte, was der Grund für ihren Streit sei. Der Offizier berichtete, was er bereits herausfinden konnte. „Mein König, die beiden Frauen wohnen zusammen mit ihren Familien in ein und demselben Haus. Sie haben beide in den vergangenen Tagen jeweils ein Kind bekommen, aber in der vergangenen Nacht muss eines der beiden Babys gestorben sein.“ Der König sah die beiden Mütter lange an und fragte die Erste dann: „Sag du mir bitte, was passiert ist...“ Die Frau erzählte unter Tränen, dass die andere Frau wahrscheinlich in der Nacht festgestellt habe, dass ihr Kind tot sei und sich daraufhin in ihr Zimmer geschlichen habe, um das tote Kind gegen das Ihre auszutauschen. Der König sah die andere Mutter an und fragte sie, was sie dazu zu sagen hätte. Diese behauptete, die erste Mutter würde lügen. Es sei genau umgekehrt. Die erste Mutter habe festgestellt, dass ihr Kind gestorben sei und sie würde nun einfach Behauptungen aufstellen und wolle ihr Baby wegnehmen. König Salomon sah beide wieder lange an und fasste dann zusammen „Also ihr beide behauptet, die Mutter des noch lebenden Säuglings zu sein?“ Die eine schrie „Die andere lügt, es ist mein Kind!“ und die andere kreischte „Nein, sie lügt. Es ist mein Kind!“ Der ganze Hof hörte gespannt zu und wartete auf eines der gerechten Urteile, für die König Salomon überall so berühmt war. Der König teilte seinen gerechten Entschluss, die salomonische Entscheidung sofort mit. Er sagte: „Da wir nicht herausfinden können, welche der beiden die Wahrheit sagt, ordne ich hiermit an, ein besonders scharfes Schwert zu nehmen und das Baby genau in der Mitte in zwei gleiche Hälften zu schneiden und jeder Mutter eine Hälfte zu geben ...“

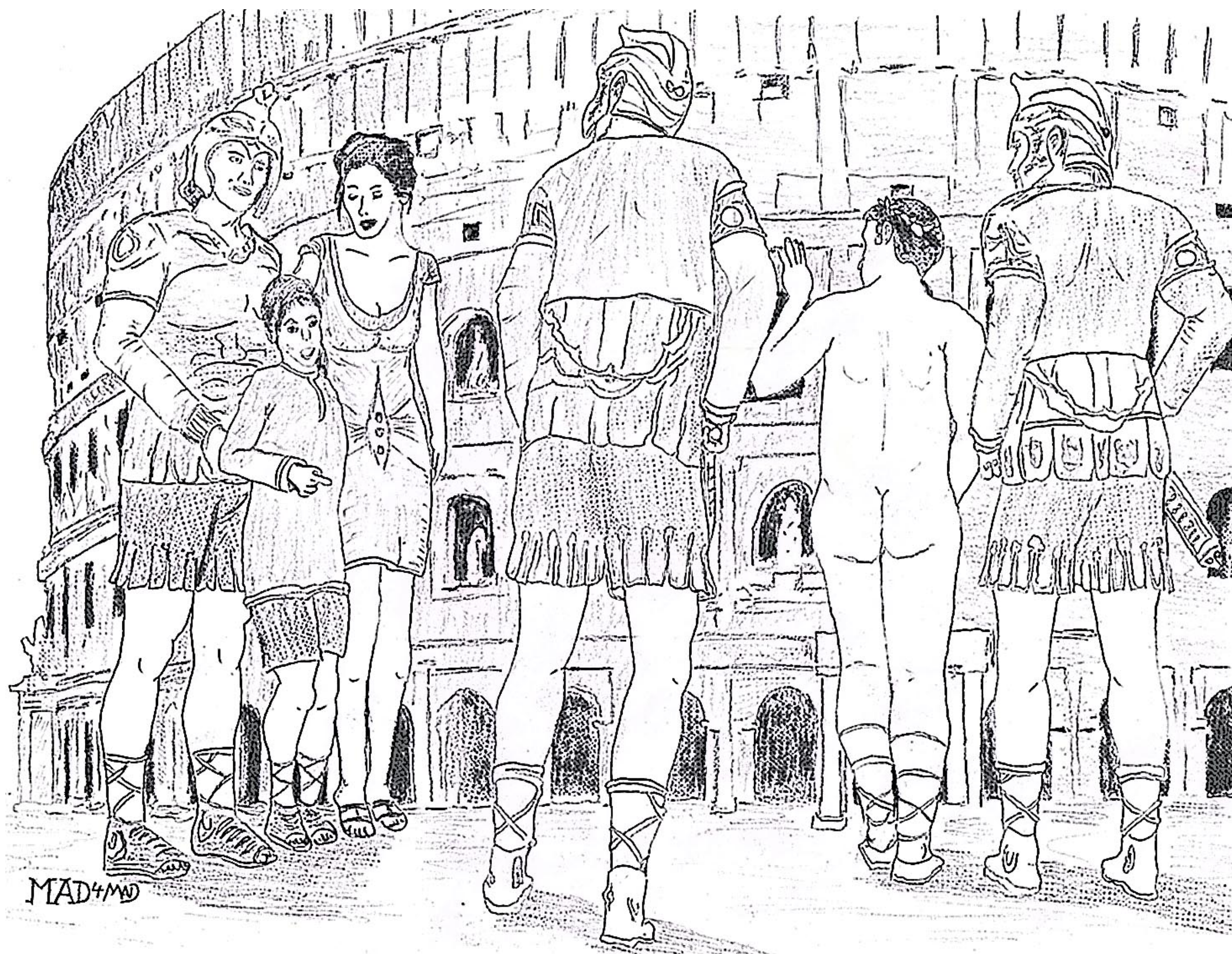
Als die Leute sein Urteil hörten, ging ein erschrecktes Raunen durch die Menge. Damit hatte niemand gerechnet, und während alle noch überlegten, ob sie das nicht vielleicht etwas zu gerecht fanden, warf sich die erste Mutter weinend vor die Füße des Hauptmanns, der schon seit Schwert gezogen hatte. Die weinende

Mutter griff nach dem scharfen Schwert und flehte den König an: „Bitte nicht, Herr … gebt das Kind der andern … sie soll es ganz haben und ich will nicht mehr davon sprechen, wenn ihr es nur nicht verletzt, Herr … bitte!“ Der König hob die Hand und rief, der Hauptmann solle das Kind der weinenden Frau geben. „Du sollst das Kind ganz allein haben, denn du bist die echte Mutter!“ sagte Salomon zu ihr. Als die Leute erfahren wollten, woher er nun wissen könne, welche der beiden die echte Mutter ist, sagte König Salomon:
„Nur die richtige Mutter, die von echter Mutterliebe erfüllt ist, wird ohne auch nur einen Augenblick darüber nachdenken zu müssen, sofort auf ihr Recht verzichten, wenn sie damit Leid von ihrem Kind abwenden kann.“

Ich habe diese Geschichte immer als Maßstab genommen für diese Liebe, von der so viel die Rede ist. „Nur wer die Liebe über seinen eigenen Vorteil stellt, liebt wirklich.“, sagt mir dieses salomonische Urteil. Deshalb kann ich auch sicher sagen, dass ich Dich immer wirklich und ehrlich geliebt habe, liebe und lieben werde.
Ich kann ehrlich sagen, ich habe und werde immer - ohne einen Augenblick darüber nachdenken zu müssen - alles tun, oder auf alles verzichten, um Leid von Dir abzuwenden.

Die nächste Geschichte handelt auch von einem Vater, der seinen Sohn sehr liebt … aber noch mehr handelt sie von seinem Sohn und warum sein Vater so stolz auf ihn war, dass er sich für einen kleinen Moment ganz allein gegen das mächtigste Reich der damaligen Welt gestellt hat.
Ich kann eigentlich nicht genau sagen, wo diese Geschichte herkommt – ich selbst habe sie in Deinem Alter zum ersten Mal in einem Hörspiel von einer Schallplatte gehört. Heute glaube ich zu wissen: Ein Mann aus Dänemark hatte sie von einem Mann aus Deutschland gehört. Der Deutsche hatte sie in den alten Aufzeichnungen eines Mannes aus Spanien gefunden. Der Spanier hatte sie wieder von den Mauren und niemand kann so genau sagen, wo die eine solche Geschichte her hatten, denn sie hatten keinen Kaiser. Da es aber auch um einen Kaiser geht und weil die bekanntesten aller Kaiser in Rom lebten, habe ich dir die Geschichte damals ungefähr so erzählt …

TOGA NOVA IMPERATORIS
Des Kaisers neue Toga



Ramon war ein kleiner Junge aus Hispania, dem heutigen Spanien, und er war zum ersten Mal in Rom. Die Stadt Rom war zu jener Zeit die modernste und größte Stadt der Welt. Noch nie hatte Ramon so große Häuser gesehen oder so viele Menschen auf einmal. Fuhrwerke, Soldaten, Reiter, Händler und viele, viele Römer - die Straßen waren so voll, dass sie manchmal stehenbleiben und warten mussten, bis es endlich weiterging.
Seine Mutter und er waren gerade von Spanien nach Rom gezogen, weil sein Vater in der Legion - der römischen Armee – diente. Dort war er ein Centurio – ein Offizier. In Rom konnten sie ihn häufiger sehen und Ramon sollte später, wenn er alt genug wäre, eine römische Schule besuchen. Römische Schulen galten, wie alles Römische überhaupt, als besonders gut. Ramon fand es großartig, denn jeder in der damaligen Welt kannte die

Geschichten, die man sich von Rom erzählte, aber die wenigsten konnten wirklich selbst in diese sagenumwobene Stadt reisen. Tatsächlich kam Ramon aus dem Staunen nicht mehr heraus, als sie in ihrer neuen Wohnung angekommen waren. In seinem Dorf in Hispania war das höchste Haus zwei Stockwerke hoch, aber in ihrem neuen Haus in Rom zogen sie in den sechsten Stock. Als er zum ersten Mal aus dem Fenster sah, erblickte er über den Dächern in der Ferne noch höhere Gebäude mit vielen Säulen und großen Bögen. 'Dort', dachte Ramon, 'muss der Kaiser wohnen'.
Die römischen Kaiser waren so mächtig und berühmt wie es die Pharaonen im alten Ägypten gewesen waren. Sie waren unvorstellbar reich und herrschten über fast die ganze damals bekannte Welt. Der Kaiser aber, der zu der Zeit regierte, als Ramon in der Stadt ankam, war nicht mehr berühmt für seine Eroberungen, für seine Ideen, oder für seine Weisheit und Gerechtigkeit. Diesen Kaiser nannten alle nur Vanus Leviculus, was übersetzt etwa bedeuten würde: eingebildet und ziemlich eitel. Er war nur für eines berühmt: seine Eitelkeit. Er gab ein Vermögen aus, um sich aus den teuersten und edelsten Stoffen jeden Tag eine noch schönere Toga schneidern zu lassen. Toga nannte man damals das Gewand, das die Römer trugen, und es war eigentlich ein einfaches und preiswertes Kleidungsstück – außer für den Kaiser. Gerade erst hatte er eine Provinz im Norden eingetauscht gegen einen Ballen Stoff aus dem fernen Osten. Das Gewebe war so hauchdünn, dass man den ganzen Ballen mit einer Hand anheben konnte und die Toga daraus war fast so leicht wie eine Feder. Aber Kaiser Vanus wollte mehr. Vor allem musste es teuer und selten sein. Er wollte der am besten gekleidete Kaiser aller Zeiten sein und das wusste bald jeder im ganzen Römischen Reich.
Drei Betrüger in Mediolanum - dem heutigen Mailand - kamen auf eine Idee, wie sie die Eitelkeit des Kaisers ausnutzen konnten, um sich zu bereichern. Damals sagte man nämlich: „Eitelkeit geht Hand in Hand mit Einfältigkeit!“, und „Einfältigkeit lockt die Betrüger an!“ Sie besorgten sich die passende Kluft und die richtigen Werkzeuge von Schneidern und Webern, dann reisten sie nach Rom. Kaum waren sie in der Stadt angekommen, wurden sie von einem Händler erkannt, den sie bei ihrem letzten Aufenthalt in der Stadt betrogen hatten. Sie wurden verhaftet und vor Gericht gebracht. Die Drei beteuerten ihre Unschuld und behaupteten, den Händler nie

gesehen zu haben. Dann stellte sich ihr Anführer vor dem Richter auf und sagte mit einer vorgetäuschten, ausländischen Aussprache: „Wir sind die berühmtesten Schneider und Weber aus dem Morgenland. Wir sind nach Rom gekommen, um dem Kaiser die feinsten und besten Kleider zu machen, die die Welt je gesehen hat. Euer Kaiser wird sehr enttäuscht sein, wenn er davon erfährt, dass wir wegen eines Missverständnisses im Kerker sitzen!“ Der Richter beriet sich mit seinen Vertrauten, dann entschied er, die drei Betrüger zum Kaiser zu schicken, damit dieser selbst entscheiden könne, was mit ihnen zu tun sei.
Als die Drei dem Kaiser vorgeführt wurden, ergriff ihr Anführer sofort das Wort und sagte mit lauter Stimme, so dass alle Berater und Senatoren es auch hören konnten: „Wir sind aus dem fernen Osten gekommen, um unsere Dienste anzubieten. Wir machen die feinsten und zauberhaftesten Stoffe. Unsere Arbeiten sind so fein und so zauberhaft, dass ihr damit herausfinden könnt, wer hier …“, der Betrüger machte eine Pause sah sich unter den Anwesenden um, dann fuhr er fort „...wer hier wirklich für sein Amt geeignet ist und wen ihr besser wieder nach Hause schickt. Der Serer-Kaiser war so begeistert von unserer Kunstfertigkeit, dass er fast den ganzen Hofstaat ausgetauscht hat, nachdem wir für ihn unsere Gewänder gefertigt hatten!“
'Die Serer' – so nannten die Römer damals die Chinesen, und die wurden im mächtigen Rom als die einzigen Rivalen in der Welt angesehen. Serer galten als klüger, und auch in China gab es schon damals eine alte Kultur, große Städte und einen mächtigen Kaiser … und die Serer stellten diesen Stoff her, für den der Vanus Leviculus schon ganze Ländereien eingetauscht hatte. Der Kaiser konnte auf keinen Fall zulassen, dass irgendjemand in China einen besseren Stoff trug als er selbst. Vanus hatte den Köder der Betrüger geschluckt. „Erzählt mir mehr von eurer Arbeit. Wie kann ich mit einer Toga herausfinden, wer hier zu nichts taugt …?“ Die anwesenden Senatoren und Berater lauschten dem Gespräch aufmerksam. Der Anführer der Betrüger sagte: „Unsere Stoffe sind so fein, selten und von uns so verzaubert, dass nur kluge Menschen sie sehen können. Dumme Leute können sie einfach nicht sehen … also sehen die Klugen den Kaiser in feinsten Stoff gehüllt, und für die Dummen ist er unsichtbar.“ Der Kaiser war begeistert. Das musste das tollste Tuch sein, von dem er je gehört

hatte und er musste unbedingt eine solche Toga haben – koste es, was es wolle. „Was braucht ihr dafür?“ fragte er die Betrüger, und deren Anführer antwortete, wie sie es geplant hatten: „Wir brauchen natürlich unsere Werkzeuge und dann brauchen wir noch einige seltene Zutaten. Aber für einen mächtigen Kaiser, wie Ihr es seid, wird es sicher kein Problem sein, diese Dinge zu besorgen ...“ Er gab ihm eine Liste mit Kostbarkeiten aus dem ganzen Reich. Silber aus Hispania, Pelze aus Germania, Edelsteine aus Magna Graecia, Krokodil-Zähne aus dem Nil in Aegyptus, Felle von Leoparden aus Africa, Gold von den Bergen der Sinai-Wüste und Edelhölzer aus Kanaan.



Imperium Romanum

Sofort sandte der Kaiser seine besten Legionäre aus, um die Zutaten zu besorgen – auch Ramons Vater war darunter. Es würde mehrere Wochen oder noch länger dauern, bis sie aus allen Ecken und Winkeln des Reiches die Zutaten im Wert eines Vermögens zurückbringen konnten. Solange sie warteten ließen es sich die Betrüger gut gehen. Sie lebten im Palast und bekamen jeden Wunsch erfüllt, denn Kaiser Vanus wollte sie bei Laune halten. Sie aßen jeden Tag die teuersten Köstlichkeiten, tranken jeden Abend den besten Wein und schliefen jede Nacht in den bequemsten Betten. In der Zwischenzeit verbreitete sich das Gerücht von ihrem

Zauber-Stoff, den nur die Klugen sehen könnten.
Ramon wartete währenddessen auf seinen Vater. Nach nur 30 Tagen war er wieder zurück aus ihrer Heimat und brachte dem dankbaren Kaiser das gewünschte Silber. Sein Vater wurde zum Dank befördert und bekam eine Woche frei, in der er an jeden Tag seinem Sohn die Hauptstadt zeigte. Sie gingen zum Beispiel in das Pantheon, einen großen Tempel, in dem sie unter einer riesigen Kuppel zu den Göttern beteten. Sie schlenderten über den Markt am Forum, wo es die exotischsten Köstlichkeiten aus aller Welt zu essen gab. Sie besuchten das Kolosseum und sahen mit 50.000 anderen begeisterten Zuschauern eine aufwendige Theater-Aufführung und im Circus Maximus jubelten sie, als der Fahrer, dem sie die Daumen gedrückt hatten, das Wagenrennen gewann.
Sie hatten noch viel mehr Zeit, denn es dauerte eine ganze Weile, bis die Felle aus Africa eintrafen und schließlich als letztes auch das Gold vom Sinai. Die Zutaten waren vollständig und die neuen Schneider des Kaisers konnten sich endlich an die Arbeit machen. Die Betrüger packten all die unbezahlbaren Kostbarkeiten in alte Decken und schmuggelten sie - ohne dass jemand etwas bemerkte - aus dem Palast. Sie versteckten ihren Schatz auf der Straße nach Mediolanum. Dann setzten sie sich mit ihrem Werkzeug in ihre Gemächer im Palast und warteten.
Es dauerte nicht lange, bis ein Berater des Kaisers kam, um zu fragen, ob die Betrüger noch etwas brauchten. Als er hereinkam, waren alle Drei schwer beschäftigt. Einer saß an einem Webstuhl und webte fleißig. Ein anderer Schnitt mit einer Schere große Stücke des geheimnisvollen Stoffes und der Dritte nähte mit einer Nadel aus den Tuchen die fertigen Gewänder. Aber als der Berater näherkam, weil er wissen wollte, ob sie gute Fortschritte machten, konnte er nicht sehen, womit die drei arbeiteten. Für ihn sah es aus, als würden sie Luft weben, Luft schneiden und Luft nähen. Ihm kam ein fürchterlicher Gedanke. Er dachte: 'Sollte ich vielleicht nicht klug genug oder sogar zu dumm sein, um das Zaubertuch sehen zu können. Was hatten die drei damals gesagt? „… also sehen die Klugen den Kaiser in feinsten Stoff gehüllt, und für die Dummen ist er unsichtbar.“ Der Berater wurde nervös und dachte erschreckt 'Oh Nein, ich bin zu dumm, um das Tuch zu sehen. Wenn das rauskommt, werde ich meinen Posten als Berater verlieren!' In diesem Moment fragte ihn der Weber „Na, wie gefällt euch unser

Stoff? Ist es nicht das Edelste und Feinste, was ihr je gesehen habt?“ Der Berater sah ihn mit großen Augen an und stotterte „Oh … Oh ...Oh ja, natürlich … es ist eine ganz hervorragende Qualität … sehr exklusiv … es ist wahr: So etwas hab ich nie zuvor gesehen!“ Der Berater konnte ja schlecht zugeben, dass er zu dumm war. Er verabschiedete sich und verschwand schnell wieder. Die Betrüger legten ihre Werkzeuge hin und machten es sich wieder gemütlich.

Der Kaiser wollte natürlich sofort von dem Berater wissen, wie die Arbeit voranging. Der Berater wurde noch nervöser. Es war eine Sache, den Schneidern vorzuspielen, er sei klug genug, ihre Stoffe sehen zu können, aber es war eine andere Sache, den Kaiser zu belügen. Aber was sollte er sonst tun. Wenn er die Wahrheit sagte, dann war er zu dumm und flog raus, aber wenn er log und erwischt wurde, flog er auch raus. Er fasste den Entschluss, weiter so zu tun, als sei er klug genug und stotterte wieder „Oh … Oh ...Oh ja, mein Imperator, … es ist eine ganz hervorragende Qualität … sehr exklusiv … es ist wahrlich einzig!“ Die Augen des Kaisers leuchteten auf „Wirklich? Dann beschreibe mir den Stoff – wie sieht er aus?“ Der Berater kam ins Schwitzen „Nun, so etwas habe ich nie zuvor gesehen!“ sagte er schnell und dachte dabei, dass sicher jeder hören konnte, dass er eigentlich zu dumm war. Aber niemand bemerkte, wie dumm er wirklich war.

In der Nacht träumte der Kaiser, er würde auf seinem Wagen durch die Stadt fahren und sei in den leichtesten, feinsten und edelsten Stoff gekleidet, den die Welt je gesehen hatte. Er konnte sie kaum fühlen, so leicht war seine Toga. Er sah, wie die Menschen erstaunt auf ihn zeigten und dann wurde ihm klar, warum. Die Klugen sahen einen hervorragend gekleideten Kaiser auf seinem Wagen, und die Dummen sahen nur einen leeren Wagen durch die Stadt fahren, denn für sie war er ja unsichtbar. Er lachte … er lachte sie aus. Er musste so laut lachen, dass er aufwachte.

Sofort am Morgen rief er seinen treuesten Senatoren zu sich und sagte zu ihm „Sapientius, mein guter Freund. Du bist der Klügste im Senat und deshalb möchte ich, dass du zu den Schneidern gehst und sie fragst, wie lange sie noch brauchen werden, bis ich meine neue Toga anziehen kann … und dabei möchte ich, dass du dir den Stoff genau anschaust und ihn mir anschließend beschreibst. Kannst du das für deinen Kaiser tun?“ Senator Sapientius willigte

natürlich ein. Er hätte nie angenommen, der Klügste im Senat zu sein, also fühlte er sich vom Kaiser sehr geschmeichelt. Er eilte in die Gemächer der Betrüger. Als er hereinkam, waren alle Drei sehr emsig bei der Arbeit. Sie webten, schnitten und nähten. Der Senator konnte nicht richtig sehen und dachte 'Das muss ja ein hauchfeiner Stoff sein. Ich muss noch näher ran gehen, damit ich ihn besser sehen kann.' Aber er fürchtete sich bereits davor, näher zu gehen, denn er hatte Angst, festzustellen, dass er gar nicht so klug wäre, wie der Kaiser glaubte und einfach nichts sehen würde, weil er sogar dumm sei. Und so war es dann auch … egal wie nah er heranging und egal, wie angestrengt er hinsah – für ihn sah es nur wie Luft aus, was sie da webten, schnitten und nähten. Der Anführer der Schwindler hielt seine Hände vor sich, als würde er etwas hochheben, dann fragte er den Senator „Habt ihr je einen so einzigartigen Stoff gesehen?“ Der Senator musste nicht lange nachdenken, wie er reagieren sollte und rief „Es ist sicher das außergewöhnlichste Tuch, das ich je gesehen habe ...“, dann kam ihm eine Idee „darf ich das Gewebe einmal anfassen?“ fragte er. „Natürlich … fühlt die Qualität!“ sagte der Gauner und der Senator griff vorsichtig in die Luft und fühlte. Er fühlte nichts. 'Bin ich denn selbst zum Fühlen zu dumm …?' dachte er, aber er sagte „Das muss das Feinste und Leichteste sein, was ich je gefühlt habe. Wann werdet ihr fertig sein?“ - „Morgen, gegen Mittag…“ Der Senator hatte sich schon umgedreht und eilte hinaus. Er rief noch „Der Kaiser wird begeistert sein...“ und dann war er verschwunden.
Der Kaiser war tatsächlich begeistert und ordnete an, die Bürger Roms zu benachrichtigen, dass sie am nächsten Tag ihren Kaiser in seiner neusten Toga bewundern könnten, wenn dieser vom Palast zum Kolosseum gehen würde.
Als Ramon hörte, dass der Kaiser am nächsten Tag zum Kolosseum gehen würde, fragte er seinen Vater, ob sie auch hingehen konnten. Ramon hatte schon so viel vom Kaiser gehört, aber ihn noch nie gesehen. Er gab keine Ruhe, bis seine Eltern versprachen, am nächsten Tag mit ihm zum Kolosseum zu gehen. Ramon war so aufgeregt, dass er am Abend lange nicht einschlafen konnte und als er dann einschlief, träumte er, er würde den Kaiser treffen.
Am nächsten Tag brachten die Betrüger ihre neue Toga zum Kaiser. Einer von ihnen hielt seine Arme vor sich, als würde er etwas

Unsichtbares tragen und die beiden anderen verbeugten sich tief. Der Kaiser erschrak. Er konnte keine Toga sehen. Er selbst - der Kaiser - war zu dumm, um den feinen Stoff sehen zu können! Wenn die Menschen das herausbekämen, dann wären seine Tage als Kaiser gezählt. Also tat er so, als würde er die Toga sehen und spielte, wie schon der Berater und der Senator, den Begeisterten. Er legte seine alte Toga aus feinster chinesischer Seide ab und ließ sich von dem Anführer der Betrüger die neue Toga aus teuerstem Nichts anlegen. Der Anführer zupfte die Luft um den Kaiser hier und da noch zurecht, dann sagte er zu ihm, wie fantastisch er aussehe und verbeugte sich tief. Der Kaiser fühlte das Gewand nicht einmal und dachte „Mir war schon klar, dass einige im Senat schlauer sind, als ich ... aber dass ich tatsächlich zu dumm bin … niemand darf das erfahren!“
So oder ähnlich müssen auch seine Berater und Senatoren gedacht haben, als der Kaiser in seiner unsichtbaren Toga aus seinen Gemächern schritt – gefolgt von seinen neuen Schneidern, den drei Betrügern. Die ersten, die ihn im Palast sahen, waren mehr als überrascht. Als erstes hatten sie alle geglaubt, klug genug zu sein, um den Stoff auch sehen zu können. Zum Zweiten hatten sie alle gedacht, dass die, die zu dumm sind, einfach nichts sehen … auch keinen Kaiser – wie hatte der Schneider gesagt? „die Klugen sehen den Kaiser in feinsten Stoff gehüllt, und für die Dummen ist er unsichtbar.“
Nun glaubten die Senatoren und Berater zu verstehen. „… für die Dummen ist er unsichtbar“ …nur er, der Stoff war unsichtbar … nicht er, der Kaiser – der war sehr sichtbar, wusste es aber nicht. Der Kaiser glaubte, er sei nach dem Anlegen der unsichtbaren Toga selbst wenigstens für die Anderen unsichtbar. Aber was konnten die Anderen schon tun, wo doch jeder um sie herum auch weiter so tat, als würde er den Stoff sehen, um nicht zugeben zu müssen, zu dumm zu sein. Der Kaiser ging sehr langsam, um jeden im Palast genau anzuschauen, damit er wenigstens sehen konnte, wer auch so dumm war, wie er – aber alle schienen es sehen zu können. Alle waren begeistert und riefen „Ah!“ und „Oh!“ ... obwohl sie alle nur den Kaiser, seine Sandalen und den Kranz auf seinem Kopf sehen konnten. Niemand wollte als einziger zugeben, dass er zu dumm ist, um den feinen Stoff sehen zu können. Als er vor den Palast trat, ging es genau so weiter. Die Bürger der Stadt hatten alle schon von

dem Zauberstoff gehört, und davon, dass nur die Klugen ihn sehen konnten, und niemand wollte vor den anderen zugeben, einer von den Dummen zu sein. Also folgte dem Kaiser ein Raunen durch die Menge, und die Leute versuchten sich in ihren Aaahs und Ooohs, in ihrem Lob und ihrer Entzückung gegenseitig zu übertreffen. Und mit jedem, der so tat, als könne er die Toga sehen, wuchs die Verzweiflung unter ihnen allen. Bis hin zum Kaiser glaubte jeder bei so viel Begeisterung, der Einzige zu sein, der zu dumm war.
Dabei waren sie alle unendlich dumm!
Ramon und seine Eltern waren schon früh aufgestanden, weil er so aufgeregt war und schon früh zum Kolosseum gehen wollte, um einen guten Platz zu bekommen, von wo er zum ersten Mal den Kaiser sehen könnte. Sein Vater zog sich müde seine schicke Parade-Uniform an und sagte nichts, denn er wollte die Überraschung nicht verderben. Als sie zum Kolosseum kamen, nahm sein Vater sie mit zu der Absperrung, hinter der nur Offiziere, Senatoren und andere offizielle Personen zugelassen waren. Die Wachen salutierten seinem Vater, dem Centurio und ließen sie einfach durch. Sie würden den Kaiser sehen – Ramon jubelte. Aufgeregt wartete er mit seinen Eltern, bis schließlich in einer Welle des Entzückens der Kaiser selbst auf sie zukam. Zuerst sah er nur die glänzenden Rüstungen der kaiserlichen Leibgarde, aber dann erblickte er endlich den Kaiser selbst … und stutzte. Auch Ramon hatte natürlich die Gerüchte von dem feinen Stoff gehört, aber er schien so fein zu sein, dass er ihn nicht sehen konnte. Er war zwar noch nicht in der Schule, aber er wusste, dass er nicht dumm war. Der Kaiser, auf den er so lange gewartet hatte, hatte nur Sandalen an und einen Lorbeer-Kranz auf dem Kopf – aber sonst nichts! Ramon legte den Kopf in den Nacken und schaute hinauf zu seinen Eltern. Die lächelten sich an, dann lächelten sie ihn an und dann riefen sie „Oh!“ und „Ah!“. Jetzt verstand Ramon gar nichts mehr. Er war doch nicht blöd … der Kaiser hatte gar keine Toga an – das konnte er doch sehen. Als der Kaiser noch näher kam, sah er noch mal genau hin und sah keine Toga. Er zeigte auf den Kaiser und fragte seinen Vater laut „Was findet ihr denn so toll … ihr seht doch auch nichts, oder?“ Jeder im Umkreis hatte ihn gehört und sofort verstummten die vielen Ohs und Ahs.
Der Kaiser lächelte verlegen, winkte Ramon zu und ging schnell weiter ins Kolosseum. „Dieser Knabe“, dachte der Kaiser bei sich

„ist der einzige, der so dumm ist wie ich. Er sieht mich gar nicht und glaubt, die Bürger jubeln nur meiner Leibwache zu. Armer Junge … ich sollte ihm irgendwie helfen, denn unsere Dummheit verbindet uns!“ Er erkundigte sich bei einem Berater, wer der Vater des dummen Jungen sei und befahl dann seine Beförderung. Ramons Vater konnte sein Glück kaum fassen, als der Berater ihm unverzüglich die gute Nachricht überbrachte. Auch die Berater, Senatoren und die drei Betrüger hatten Ramon gehört. Nachdem der Kaiser im Theater verschwunden war, kam ein Berater und drückte seinem Vater einen Geldbeutel in die Hand. Er bat den Vater, noch zu bleiben, seinem Sohn aber bitte zu sagen, er solle nichts fragen, wenn der Kaiser wieder herauskäme. Der Berater hatte einfach Angst, durch diesen Jungen könnte jemand herausfinden, dass er selbst den Kaiser vom ersten Tag, an dem er den Stoff nicht sehen konnte, belogen hatte. Er verabschiedete sich und folgte dem Kaiser. Sie warteten, wie alle anderen Bürger auch – jeder wollte noch einmal sehen, wie der Kaiser zurück in den Palast ging. Als nächstes kam der Senator, den der Kaiser am zweiten Tag geschickt hatte und der die gleichen Sorgen hatte wie der Berater. Auch er gab seinem Vater einen Geldbeutel und bat, Ramon möge nichts mehr sagen. Dann ging er wieder ins Theater. Sein Vater grinste breit und steckte den zweiten Beutel in die andere Tasche. Dann kam der Anführer der Betrüger. Er hatte Angst, der Schwindel mit dem unsichtbaren Stoff könnte durch Ramon doch noch auffliegen, denn er wusste natürlich am besten, dass es diesen Stoff gar nicht gab. Er gab dem Vater einen dritten Geldbeutel und bat dafür nur um die gleiche Gegenleistung – Ramon solle einfach nichts sagen, wenn der Kaiser wiederkam. Als der Betrüger gegangen war, sah sein Vater ihn an „Kannst du einfach nichts sagen, wenn der Kaiser in seiner neuen Toga kommt?“ Ramon nickte. Sein Vater, der keine Taschen mehr frei hatte, gab den dritten Beutel Ramons Mutter und dann warteten sie wieder auf den Kaiser.

Als der Kaiser wieder aus dem Kolosseum kam und extra langsam an Ramon vorbei schritt, rief der ganz laut „...aber da ist doch wirklich nichts!“ Alle hörten ihn, der Kaiser lächelte ihn mitleidig an – obwohl er sich sicher war, der Junge würde sein Lächeln nicht sehen können. Sein Vater schaute ihn ernst an und Ramon entschuldigte sich „... ich sollte doch nichts sagen, wenn er in seiner

neuen Toga kommt, ABER ER IST DOCH GAR NICHT IN SEINER NEUEN TOGA GEKOMMEN!“ Da tauchte schon der wütende Berater auf. Er hatte gehört, dass Ramon doch wieder etwas gesagt hatte und wollte sein Geld zurück. Als er seinen Geldbeutel zurück hatte, sagte er zu Ramons Vater „Es wäre besser für ihn, wenn der dumme Junge von nun an still bleibt … sonst könnte es sein, dass er eines Tages verschwindet und nie wieder auftaucht!“ Ramons Vater war richtig wütend. Ramon merkte es daran, wie er sprach, als er versuchte ruhig zu bleiben und dem mächtigen Berater nicht zu widersprechen. Kurz darauf kam der Senator. Auch er wollte sein Geld zurück und drohte damit, dass sein Vater mit der Legion Probleme bekommen würde, wenn er seinem Sohn nicht zum Schweigen bringen würde. Zum Schluss tauchte der Betrüger auf und als der sein Geld zurück hatte, zeigte er sein langes Messer, dass er unter seinem Gewand trug. Ramons Vater zeigte ihm sein Schwert, das er am Gürtel trug und als der Betrüger gegangen war, sagte er zu Ramon „Du bist kein dummer Junge … ich bin auch nicht dumm ... auch Deine Mutter und ich haben nichts gesehen. Wir haben nur so getan, als würden wir seine Toga sehen, weil wir nicht der einzige sein wollte, die rufen: der Kaiser ist nackt!“ Ramon war beruhigt … wenn seine Eltern die Toga auch nicht sehen konnten, dann war es ihm auch egal, dass er sie nicht sehen konnte. „Wir sind alle drei nicht dumm“, sagte seine Mutter und drückte Ramon „Ich habe sogar den Verdacht, dass wir die Schlausten hier sind!“ flüsterte sie ihm ins Ohr. „Trotzdem,“ sagte sein Vater ernst „das sind mächtige und gefährliche Männer, die gerade sehr deutlich gemacht haben, wie sehr sie wollen, dass wir nichts sagen ... also können wir uns bitte darauf einigen, dass wir einfach nicht mehr davon sprechen!“ Seine Mutter nickte. „Versprochen!“, sagte Ramon und gab seinem Vater die Hand.

Als sie eine Abkürzung nach Hause über das Forum nahmen, kamen sie wieder an der Menschenmenge vorbei, die noch darauf wartete, dass der Kaiser - der natürlich keine Abkürzungen nahm - an ihnen vorbei zurück in den Palast ging. Ramon sah drei Jungen aus seiner Straße, die er in seiner kurzen Zeit in Rom kennengelernt hatte. Er konnte sehen, wie sie zwischen den Schaulustigen verschwanden. Ramon fragte seinen Vater, ob er zu ihnen laufen dürfe, und der erlaubte es und folgte ihm mit seiner Mutter. Ramon rannte zu der Menge am Straßenrand und drückte

sich zwischen den Beinen der Erwachsenen durch, um ganz nach vorn zu kommen. Als er in der ersten Reihe ankam, traf er auch die drei Jungs aus seiner Straße. Die drei hatten bei den Erwachsenen gesehen, dass alle diese Toga anscheinend sehen konnten und niemand etwas anderes sagte. Also sagten sie auch nichts – nicht einmal zueinander. Als sie Ramon sahen, fragten sie ihn natürlich auch, wie ihm die Toga gefalle. Jeder außer Ramon schien weiter fest daran zu glauben, der Einzige zu sein, der zu dumm war. Denn jeder fragte jeden an diesem Tag, wie die neue Toga gefalle und alle taten weiter so, als wären sie begeistert. Ramon sagte einfach nichts auf die Fragen der drei Jungs. Erstens hatte er es seinem Vater versprochen und zweitens kam da wieder der Kaiser um die Ecke. Aber die Jungs hörten nicht auf zu fragen, und als Ramon weiter einfach nichts sagte, fingen sie an, ihn aufzuziehen und auszulachen, weil er anscheinend zu dumm war und die tolle neue Toga des Kaisers nicht sehen konnte. Irgendwann hatte Ramon genug. Als einer der Jungen fragte, ob seine Eltern auch so dumm seien wie er, brüllte er zurück „WIR SIND NICHT DUMM … DER KAISER IST EINFACH NACKT!“
Der Kaiser hörte es und sah wieder Ramon, den gleichen Jungen, der schon vorher gerufen hatte 'da ist doch nichts' … für diesen dummen Jungen war er, der Kaiser also nicht unsichtbar, sondern nur die Toga war es? Er war also nackt für diesen Jungen? Es war ihm schon etwas peinlich, aber zum Glück waren der Junge und er selbst die einzigen, die den Kaiser so sahen, so dachte er zumindest, aber dann begann er selbst daran zu zweifeln … es könnte ja noch mehr geben, die wie er selbst nur so tun, als seien sie klug genug – vielleicht könnten noch andere ihn gerade nackt sehen … vielleicht hatten manche ihn schon den ganzen Tag nackt gesehen. Er nahm die Hände, mit denen er gerade noch seinen klugen Bürgern zugewinkt hatte, herunter und versuchte, sich mit ihnen zu bedecken … nur für den Fall, dass es noch mehr Dumme gab, die klug genug waren, um nicht zu verraten, wie dumm sie waren. Und nur für den Fall, dass der Junge noch mehr Probleme machte, rief der Kaiser seine Leibgarde zu sich und befahl, den Knaben sofort zu verhaften. Ramons Vater, der sich schnell nach vorn gedrängelt hatte, stellte sich vor seinen Sohn und zog sein Schwert. „Wer meinem Jungen etwas antun will, muss mich erst töten!“ Sein Vater hatte siegreich in Kanaan gekämpft und sogar

den katastrophalen Feldzug nach Germania überlebt und deshalb wusste er, dass er keine Chance hatte, die Leibgardisten oder gar ganz Rom zu besiegen – aber er dachte nicht darüber nach. Hinter der Leibgarde standen der Kaiser, die Senatoren, die Berater und auch die betrügerischen Schneider und forderten, den kleinen Ramon sofort zu verhaften. Das gesamte römische Reich schien gegen sie.

Gerade, als die Soldaten vorrücken wollten, kam ein Ruf aus der Menge „Er hat doch Recht … DER KAISER IST NACKT!“ und dann noch einer und noch einer „LAST IHN IN RUHE! DER KAISER IST NACKT!“ Bald riefen alle Bürger im Chor „Der Kai-ser ist na-ackt!“ Die Soldaten steckten ihre Schwerter weg und folgten schnell dem Kaiser, der splitternackt und so schnell ihn seine Sandalen trugen zurück in den Palast rannte. Sein Vater nahm Ramon hoch auf seine Schultern und die jubelnden Menschen nahmen seinen Vater auf ihre Schultern und trugen ihn dem Kaiser hinterher zum Palast.

Kurz darauf waren Ramon und seine Eltern wieder auf dem Heimweg nach Hispania.

Sie hatten den ganzen Schatz der Betrüger als Belohnung erhalten. Die Betrüger waren verhaftet worden, aber weil ihr Schurken-Stück entlarvt hatte, wie dumm Kaiser und Senatoren waren, wurden sie zu nur zehn Jahren auf einer Galeere verurteilt. Die Senatoren, Berater und der Kaiser mussten flüchten und die Bürger wählten einen neuen Senat, der wiederum einen neuen Kaiser bestimmte. Dieser war berühmt für seine Gefräßigkeit und Gier.

Da hatte Ramons Vater den Dienst bei der Legion quittiert und sie waren zurück nach Hispania gegangen. Sein Vater hatte gesagt, das Reich sei dem Untergang geweiht, aber Ramon war schon ein alter Mann, als das Römische Reich schließlich wegen der eigenen Eitelkeit und Einfältigkeit zerfiel.

Auf dem alten Haus Nr.17 in der Brückenstraße in Köln sind Skulpturen aus Sandstein, die diese Geschichte vom Kaiser und seinen neuen Kleider erzählen.

Ich bin mir sicher, die Menschen erzählten diese Geschichte in Köln, Afrika, Spanien, Dänemark und wahrscheinlich in noch vielen anderen Ländern und anderen Zeiten, weil die Geschichte so schön zeigt, dass gerade auch Erwachsene und andere Menschen, die sich für besonders schlau halten, das gar nicht so unbedingt sind, sich sogar ziemlich dumm anstellen können. Und darauf verlassen sich die Betrüger. Wie König Salomon sich auf die wahre Liebe der Mutter verlassen konnte, so können sich die Betrüger auf die Eitelkeit und Einfältigkeit mancher, vieler und gelegentlich auf die Dummheit aller Leute verlassen.

Mit hat das zum ersten Mal sehr ernst und eindringlich mein lieber Fahrlehrer Peet gesagt, als er mir das Autofahren beibrachte ***„...rechne immer mit der Dummheit der Anderen!“***

Ich konnte damals noch nicht wissen, wie weit die Dummheit mancher Leute gehen kann … obwohl ich die Geschichte von den Schildbürgern kannte. Ich hatte sie aber dummerweise nur für ein unterhaltsames Märchen gehalten. Aber es ist eigentlich ein Gleichnis, das uns warnen soll vor Dingen, die so oder ähnlich ständig in allen Zeiten passiert sind und weiter passieren werden … vielleicht solange, bis ein kleiner Junge sich traut, die Wahrheit auszusprechen und ruft:

„Der Kaiser ist nackt!“

Die Geschichte der Schildbürger habe ich zum ersten Mal von der Mutter meines Vaters - Deiner Ur-Großmutter Mira - in Köln gehört und Dir habe ich sie in etwa so erzählt ...

Die Schildbürger



Vor über 400 Jahren gab es eine kleine Stadt, irgendwo hier ganz in der Nähe. Die kleine Stadt hieß Schildburg, wurde aber von allen dort nur Schilde genannt. Die Menschen nannten sich selbst Schildbürger und sie waren im ganzen Kaiserreich bekannt für ihre Klugheit und für ihre Weisheit. Deshalb kamen Grafen, Barone und Herzöge aus dem ganzen Reich, um sich einen Schildbürger als Ratgeber an ihren Hof zu holen. Nicht einmal der Kaiser konnte ohne Schildbürger auskommen und weil er der Kaiser war, holte er sich gleich vier Schildbürger in die Hauptstadt.
Die klugen Schildbürger verdienten viel Geld in der Fremde und schickten das Meiste davon zu ihren Familien nach Hause – so wurde Schildburg zu einem sehr reichen kleinen Städtchen. Bald waren aber fast alle klugen Frauen und Männer bei Adelshäusern im ganzen Reich beschäftigt. Egal, ob der Name ihres Handwerks Weber war, oder Müller, Schneider, Fischer, Schäfer – sie alle waren jetzt Ratgeber bei Höfen überall im Reich.
Ihre Familien zu Hause wurden ungeduldig und wollten, dass sie wieder nach Schildburg zurückkommen. In Schilde fanden nämlich alle, dass genug Geld verdient worden war. Die alte Brücke war wie alles, was kaputt gewesen war, längst repariert. Alle Häuser und Zäune waren frisch gestrichen. Sie hatten einen neuen Brunnen und die schönste, kleine Kirche weit und breit. Die Familien wollten wieder das beschauliche Leben – so, wie es vor der ganzen Ratgeberei gewesen war. Der schlaue Böttcher, der Bottiche, Schüsseln und Eimer herstellte, hatte eine Idee. Alle sollten ihren klugen Familienmitgliedern bei Hofe Briefe schreiben. So setzten sich am Abend überall in Schildburg Ehefrauen, Ehemänner, Väter, Söhne, Töchter und Geschwister hin und schrieben ihren Ehepartnern, Kindern, Eltern oder Geschwistern, wie sehr sie sie vermissten, und dass sie bitte nach Hause kommen sollten.
Als die lasen, was ihre Liebsten ihnen geschrieben hatten, entschuldigten sie sich bei ihren Grafen, Baronen und Herzögen und eilten aus dem ganzen Reich zurück nach Schildburg. Sie waren alle froh, wieder bei ihren Familien zu sein und fanden, dass Schilde noch schöner geworden sei während sie weg waren. Also kamen all die klugen und weisen Männer und Frauen zu dem Entschluss, dass sie lieber in Schilde bleiben wollten. Aber das war nicht so einfach, denn sie hatten Verträge mit ihren Arbeitgebern

und konnten nicht einfach zu Hause bleiben und die wichtigen Herren nicht mehr beraten. Da kam dem klugen, alten Ratsherren eine Idee:
„Wie wäre es denn," begann er bei einer Beratung im Wirtshaus „wenn wir uns einfach dumm stellen und so tun, als wäre uns die ganze, schöne Klugheit und Weisheit abhanden gekommen?" Die anderen fragten „Wie soll das gehen?" und „Wer soll das glauben?"
Der Ratsherr überlegte kurz und sagte dann: „Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie man sich dumm stellt, denn ich habe das noch nie gemacht. Aber ich nehme an, es ist wie mit allem: Wir fangen klein an und viel Übung macht dann Meister der Dummheit aus uns." Der schlaue Müller, der ihnen allen das Getreide zu Mehl mahlte, fragte „Wie fängt man denn klein an, dumm zu sein?" und der alte Ratsherr antwortete: „Wenn wir eine Entscheidung treffen müssen, werden wir uns immer für das Dümmste entscheiden, was uns einfällt. Was haben wir zum Beispiel immer gesagt, wäre das Dümmste, was wir in unserem schönen Städtchen machen könnten?" Das ganze Wirtshaus lachte und alle antworteten im Chor: „Ein Rathaus bauen!"
Als sich alle wieder beruhigt hatten, fragte der gerissene Schmied, der ihr Eisen schmiedete: „Aber wer außer uns klugen Menschen kann verstehen, warum das eine dumme Idee ist, ein Rathaus zu bauen und damit das beschauliche Leben in unserem Städtchen zu beenden. Nur wir glauben, dass das ein dummer Einfall ist. Alle anderen werden glauben, dass wir unsere schöne Gemeinde endlich zu einer großen Stadt ausbauen wollen …" Der Ratsherr lachte und sagte „Wenn sie sehen, dass wir keine Handwerker bestellen, sondern unser Rathaus einfach selbst bauen, werden sie anfangen zu zweifeln, ob wir so schlau sind, und wenn wir erst etwas Übung haben, werden wir ihnen schon glaubhaft klarmachen können, dass wir dumm wie Stroh sind."
Sie begannen am nächsten Morgen mit dem Bau des Rathauses. Am Anfang kamen sie gut voran, bis der Mayer, der ihnen aus ihrer Milch Käse und Butter machte, sagte, dass es vielleicht besser wäre, wenn sie sich mehr auf das Dumm-sein und weniger auf das eigentliche Errichten des Ratshauses konzentrieren würden. „Wir wollen doch vor Allem Dummheit erlernen und erst in zweiter Linie ein Rathaus bauen" sagte er. „Es geht doch darum, die Menschen außerhalb von Schilde zu überzeugen, dass wir dumm sind, also

gebt euch mal mehr Mühe“
Das hatte Erfolg. Jeder konzentrierte sich darauf, sich immer für die dümmste Lösung zu entscheiden, und schon kamen sie viel langsamer voran, ganz so wie sie es wollten. Nur der scharfsinnige Böttcher hatte immer noch Probleme damit. Er musste immer eine ganze Weile nachdenken, bevor ihm etwas richtig Dummes einfiel, aber irgendwann ging es besser. Schließlich fragte ihn jemand, wo die Fenster hinkommen sollen und als er sich nicht für eine dumme Lösung entscheiden konnte, sagte er einfach „Lass die Fenster weg!“. Danach fühlte er sich schon viel dümmer.
Während sie so vor sich hin zimmerten und bauten, kamen die ersten Boten aus den Städten und fragten, wo all die Ratgeber blieben. Als sie sahen, was in Schildburg los war, konnten sie es zuerst nicht glauben. Sie alle waren gekommen, um kluge Frauen und Männer in ihre jeweiligen Ämter zurück zu beordern. Aber hier fanden sie nur Narren, die ihr Rathaus ohne Fenster bauten. Verwirrt ritten sie zum Berichten zurück zu ihren Auftraggebern.
„Es wirkt schon...“ flüsterte der Ratsherr den anderen zu, als wieder einer der Boten Schilde verließ. Sie gaben sich auch wirklich Mühe und tatsächlich fiel ihnen die Dummheit immer leichter.
Und alle machten mit, damit Leute auf der Durchreise auch wirklich glaubten, in Schildburg sei kein guter Rat mehr zu bekommen. Der Ratsherr hatte Recht: Übung macht den Meister!
Nachdem sie für Tage und Wochen fleißig geübt hatten, wurden sie tatsächlich besser im Dumm-sein. Sie begannen sogar langsam zu vergessen, dass sie ja eigentlich nur dumm sein wollten, um nicht mehr Ratgeber sein zu müssen. Nun aber wurden sie wirklich immer dümmer, weil sie sich solche Mühe dabei gaben. Ihr neues Fachwerk-Rathaus wurde schließlich fertig. Es war wirklich ganz schön geworden - dafür dass es keine Fenster hatte. Wenigstens war die Glocke, mit der sie alle zur Ratsversammlung gerufen werden sollten, in einem kleinen Türmchen auf dem Dach. Einer hatte doch tatsächlich vorgeschlagen, die Glocke einfach in den Keller zu hängen. Die anderen waren aber nicht dumm genug, zuzustimmen. Um aber weiter an ihrer Blödheit zu arbeiten, entschlossen sie, als Grund für ihre Ablehnung anzugeben, dass man die Glocke im Keller nicht sehen könne. Der Böttcher hatte zwar immer noch Probleme damit, weil er meinte, die Glocke im Keller wäre schlecht, weil man sie dort nicht hören könne, aber er

versprach sich zu bessern und weiter an seiner Einfältigkeit zu arbeiten. Im Rathaus stellten sie fest, dass es auch am hellen Tag drinnen völlig dunkel war, weil sie die Fenster dummerweise weggelassen hatten, aber das störte sie nicht. Sie erinnerten sich noch, dass Dummheit aus irgendeinem Grund das war, was sie gewollt hatten. Sie nahmen Kerzen und begannen, das dunkle Rathaus einzurichten.
Sie trugen zum Beispiel den großen, neuen Rats-Tisch, den der Zimmermann ihnen für das neue Rathaus gemacht hatte, hinein – das heißt, sie versuchten es zumindest, aber weil sie den Tisch quer nahmen und dann versuchten, nebeneinander durch die Tür zu gehen, passte der Tisch nicht. Weil also der Tisch quer nicht durch die Tür passte, schlugen sie zuerst die ganze Tür wieder aus der neuen Wand und rissen dann die Mauer ein, bis der Tisch durchpasste.
Als der Böttcher kam und sah, was sie gemacht hatten, merkte er wieder, dass er immer noch Probleme mit der Dummheit hatte und fragte „Warum habt ihr den Tisch denn nicht längs, statt quer genommen und warum seid ihr nicht hintereinander, statt nebeneinander durch die Tür? Dann hätte der Tisch doch ganz einfach gepasst...?“ Die beiden, die seit Stunden die Mauer eingerissen hatten, waren jetzt etwas ärgerlich und der Böttcher versprach in Zukunft nicht mehr so klug zu sein, sondern dumm zu tun. Die zwei Schildbürger nickten zustimmend, dann trugen sie den Tisch wieder raus, reparierten alles und trugen ihn noch einmal längs wieder rein. „Die haben den Bogen wirklich schon raus!“, dachte der Böttcher bewundernd angesichts so viel Dummheit.
Am Abend im Wirtshaus versuchte er, seine Sorgen über seine scheinbare Unfähigkeit, richtig dumm zu sein, in Bier zu ertränken. Mit einigen Freunden trank er so viel Bier er konnte, und sie stellten ziemlich viele Dummheiten an, die sie anfangs kurz komisch fanden, dann wurden sie über irgendetwas ganz wütend, dann plötzlich furchtbar müde – der Böttcher erinnerte sich nicht mehr, was danach passiert war. Nur daran, dass er am Morgen zusammen mit seinen vier Freunden in der Kneipe erwachte. Sie alle fünf saßen ganz eng im Kreis und ihre zehn Beine waren in einem wilden Knäuel verknotet. So sehr sie sich auch bemühten, sie konnten ihre Beine nicht entwirren und auch nicht zusammen aufstehen, ohne dass mindestens einer von ihnen vor Schmerzen

schrie. Der Wirt kam, als er das Geschrei hörte und sah die Freunde am Boden liegen. Er wollte helfen, aber er konnte nicht genau sagen, welches Bein zu wem gehörte. Da hatte er eine Idee. Er nahm einen Stock und schlug einmal fest auf ein Bein. Der Bäcker schrie auf. Nun schlug der Wirt auf ein anderes Bein. Der Weber schrie auf. Der Wirt sagte dem Weber er solle schieben und der Bäcker solle im gleichen Moment ziehen. Es funktionierte. Der Bäcker hatte ein Bein frei. Der Wirt schlug wieder auf ein Bein. Diesmal schrie der Böttcher und beim nächsten Mal schrie der Fischer. Mit Hilfe des Wirtes bekamen sie alle so nach und nach ihre Beine frei. Sie konnten aber immer noch nicht sagen, wie sie es im Rausch überhaupt hinbekommen hatten, ihre Beine derart zu verknoten. Der Böttcher wusste nun zumindest, das Alkohol beim Dumm-sein sehr hilfreich ist und von nun an trank er mehr Bier.
Das half sehr. Am nächsten Tag wollten einige besonders dumme Schildbürger das Rathaus ein Stück weiter nach Osten verschieben, damit das Haus ohne Fenster morgens früher Sonne bekommt. Alle waren begeistert von dem besonders dummen Einfall und machten sich ganz früh an die Arbeit. Als Markierung, wo das Rathaus hin sollte, legte einer von ihnen seinen Hut ein Stück hinter das Rathaus und dann begannen alle feste zu schieben. Sie schwitzten den ganzen Morgen und merkten nicht, wie ein Windstoß den Hut längst über alle Berge geweht hatte. Der Böttcher, der schon einige Humpen Bier getrunken hatte, merkte an, dass sie wohl zu weit geschoben hatten und der Hut nun wahrscheinlich unter dem Rathaus liege. Alle waren mit dieser hervorragend dummen Erklärung einverstanden. So mussten sie wenigstens nicht mehr schieben und konnten es dem Böttcher nachmachen und mehr Bier trinken – der Blödheit wegen.
Sie wurden immer besser. Der Bauer wollte die Krähen von seinem Feld vertreiben, weil sie ihm die frisch ausgesäten Körner wegfraßen. Aber er wollte nicht auf das Feld rennen und die Aussaat zertrampeln. Also holte er sich vier Freunde, um ihm zu helfen. Sie sollten den Bauern auf einem Tisch über sein Feld tragen. So, hatte sich der Bauer gedacht, würden seine Füße den Boden nicht berühren und er würde seine Saat nicht zertrampeln. Es funktionierte auch prächtig. Er schwebte fast über sein Feld und musste nur rufen „Da hinten ist noch eine!“ und schon trugen ihn seine vier Freunde hin. Als sie hinterher feststellten, dass die vier

Freunde mit ihren acht Füßen viel mehr kaputt gemacht hatten, als der Bauer es mit seinen zwei Füßen je gekonnt hätte, waren sie zufrieden. Sie machten wirklich große Fortschritte in Richtung Dummheit.
Bald darauf gab es eine Salzknappheit und natürlich wussten die Schildbürger einen wirklich dummen Rat. Sie kauften in der Nachbar-Stadt für viel Geld Salz und streuten es auf die Felder, damit es anstelle der zertretenen Saat dort wachsen könne. Aber das Salz wuchs nicht … es wurde sogar weniger und nach dem ersten Regen konnten sie es gar nicht mehr sehen. Sie fragten den Bauern und der sagte, dass der Regen das Salz in die Erde gespült habe, und dass dort für Jahre nichts wachsen könnte. Die Schildbürger nickten sich zu und beglückwünschten sich zu so viel herausragender Blödheit.
Kurz darauf kam die Nachricht, dass der Kaiser selbst auf dem Weg sei, um seine Ratgeber zu holen. Diese und auch die anderen Schildbürger erinnerten sich nur noch dunkel daran, einmal kluge Ratgeber gewesen zu sein. Sie hatten es weit gebracht im Erlernen der Einfältigkeit. Sie hatten aber das Gefühl, sich irgendwie auf die Ankunft des Kaisers vorbereiten zu müssen.
„Einen blöden Vorschlag, bitte ...“ sagte der Ratsherr, der nur noch alt, aber nicht mehr klug war, seit er zur besseren Verdummung von morgens bis abends nur noch Bier trank. Der Pfarrer meldete sich und schlug vor, das hohe Gras, das oben auf der Kirchmauer wucherte, wegzumachen. Alle sahen sich schweigend an „Damit es schöner aussieht, wenn der Kaiser kommt!“ fügte der Pfarrer noch schnell hinzu. „Eine mäßig blöde Idee...“, brummte der alte Ratsherr. Der Pfarrer überlegte fieberhaft, wie er seinen Einfall blöder machen konnte und sagte dann „Wir könnten es einfach eine Kuh fressen lassen!“ Der Ratsherr, der in der Bedenkzeit des Priesters gelangweilt auf seine Schuhe geschaut hatte, blickte auf. „Schon besser!“ raunzte er „...und wie kriegen wir sie rauf auf die Mauer, deine Kuh?“ Der schlaue Bauer, der am meisten von ihnen über Dummheit gelernt hatte und jetzt mit Stolz ein selten blöder Bauer war, hatte eine Idee. „Wir stellen die Kuh neben die Mauer und binden ihr ein Seil um den Hals. Dann legen werfen wir das andere Ende des Seils über die Mauer und gehen auf die andere Seite und ziehen die Kuh hoch, bis sie an das Gras auf der Mauer kommt...“ Der Ratsherr und alle anderen klatschten Applaus „Sehen

sie, Herr Pfarrer“ lachte der Ratsherr „...so macht man aus einem einigermaßen doofen Plan ein total verblödetes Unternehmen! Und genau so machen wir´s!“

Als sie es genau so machten, wunderten sie sich zuerst, warum die Kuh bei der Aussicht auf so viel fettes Gras nicht fröhlich muhte, aber dann rief einer, der ganz hinten am Seil zog „Die Kuh ist hoch genug. Ich kann ihren Kopf über der Mauer sehen und sie streckt schon die Zunge raus, um das Gras zu fressen!“ Die Schildbürger banden das andere Ende des Seils um einen Baum, damit sie nicht die ganze Zeit so fest ziehen mussten, solange die Kuh damit beschäftigt war, ihr Gras zu fressen. Sie setzten sich in den Hof der Kirche und warteten.

Der Böttcher stolperte um die Ecke. Er hatte den ganzen Tag seinen Rausch ausgeschlafen und war eben erst aufgewacht. Er fragte, was sie da machten. Als er von ihnen erklärt bekommen hatte, was ihr Plan gewesen war, schrie er „Seid ihr verrückt, ihr Narren!“ Dann lief er aus dem Kirchhof und rannte um die Mauer. Er hatte Kopfschmerzen vom vielen Bier, aber er war gerade nüchtern genug, um zu verstehen, was passiert war … er kam zu spät. Die Kuh hatte schon lange keine Luft mehr zum Atmen bekommen und hing tot an der Mauer.

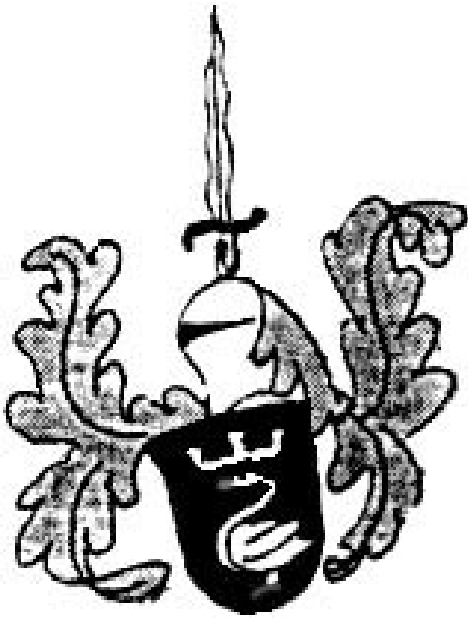
In diesem Moment traf der Kaiser mit seinem Gefolge ein. Als er die erhängte Kuh sah und die Erklärungen der Schildbürger hörte, konnte er es kaum fassen. „Genug!“ rief er, als er verstanden hatte, dass die Geschichten, die seine Botschafter ihm erzählt hatten, wahr zu sein schienen. „Bringt mich in Euer fensterloses Rathaus, von dem man schon im ganzen Reich spricht ...“ Der Kaiser hatte viel von dem Rathaus in Schildburg gehört, aber er hatte es nicht geglaubt, bis er es selbst sah. Das Haus ohne Fenster, in dem es völlig dunkel war.

„Wie wollt ihr denn im Dunkeln Versammlungen abhalten?“, fragte der Kaiser verächtlich. Der Böttcher, der als einziger Schildbürger - zumindest an diesem verkaterten Morgen - bei einigermaßen klarem Verstand war und immer noch wütend über die tote Kuh nachdachte, sagte mit rauer Stimme „Wahrscheinlich wollen die Dummköpfe das Licht in Eimern rein tragen...“ Der alte Ratsherr nahm einen tiefen Schluck aus seiner Bierflasche und lallte „Ds is eiin ganz, ganz blöder Einfall – so machen wir´s! Holt Eimer und Bottiche … die Sonne steht hoch am Himmel - wir werden fette

Beute machen und ganz schnell genug Licht haben, um unseren verehrten Kaiser im dunklen Rathaus zu leuchten.“
Der Kaiser hatte schon den Vorschlag absurd gefunden. Aber diesen verrückten Einfall hatte der Kaiser genau so verstanden, wie der Böttcher ihn gemeint hatte: als dummen Witz. Aber nachdem der Ratsherr seinen Entschluss gefasst hatte und alle sofort anfingen, Sonnenlicht mit Löffeln und Schaufeln in die eilig herbeigeholten Eimer und Bottiche zu schaufeln, drehte sich der Kaiser zu seinem Hofstaat um und sagte enttäuscht „...dann eben Krieg!“
Der Böttcher hörte das und fragte, was der Kaiser damit meinte. Der Kaiser beugte sich von seinem Pferd zum Böttcher runter und sagte: „Mit den hervorragenden Ratgebern aus Schildburg hätte ich Kanäle und Dämme bauen, Sümpfe trocken legen und Universitäten errichten können – ich hätte mit ihnen dem Reich Wohlstand und Frieden gebracht … aber ohne den klugen Rat der Schildbürger kann ich nur das, was ich allein kann.
Und ich kann nur Krieg! Lebt wohl!“
Als der Kaiser davon geritten war, wurde dem Böttcher klar, was ihre Dummheit angerichtet hatte. Die Kuh war schon tot und wenn der Krieg erst kommen würde, dann ... Er wollte es sich gar nicht ausmalen und versuchte mit den anderen Schildbürgern zu reden. Aber es war zu spät. Sie waren so dumm, dass sie nicht mehr zurück zur Klugheit finden konnten. Sie wollten ihm auch nicht zuhören, denn sie waren damit beschäftigt, ihre Gold und das Tafelsilber und all ihre Kostbarkeiten zu verpacken. Weil sie Angst hatten, im Krieg würde sonst alles verloren gehen, wollten sie alles an die Glocke aus dem Rathaus binden und diese dann bis nach dem Krieg im See versenken.
„Wie wollt ihr euren Besitz nach dem Krieg wiederfinden, wenn ihr alles in den See werft?“ fragte der Böttcher, der eigentlich schon aufgegeben hatte. „Wir werden die Stelle markieren!“ antwortete der Fischer „Wo wollt ihr denn da draußen auf dem See eine Markierung machen?“ grinste der Böttcher, der langsam wieder normal denken konnte. Der Fischer grinste zurück uns sagte „Wo werden wir die Stelle wohl markieren – am Boot natürlich!“
Der Böttcher lachte, drehte sich um und ging nach Hause. Er packte seine Frau, seine Kinder und all seine Sachen auf seinen Wagen und zog weg aus Schildburg. Er war einfach nicht dumm

genug, um bleiben zu können.
So erlebte er auch nicht mehr, wie es mit den Schildbürgern immer weiter bergab ging. Seit der Böttcher das letzte bisschen Vernunft mitgenommen hatte, gab es bei den Dummheiten der Schildbürger immer mehr Leidtragende, Verletzte und dadurch immer mehr Streit. Mehr und mehr von ihnen zogen weg. Die wenigen, die noch blieben, waren mehr als unzufrieden, obwohl sie schon zu dumm waren, um zu verstehen, wie es dazu gekommen war.
Schließlich fanden die Schildbürger einen Schuldigen:
eine schwarze Katze, die sie für ein Symbol des Unglücks und die Wurzel allen Übels hielten. Sie suchten nach der Katze, aber sie entwischte den mittlerweile überaus dummen Leuten immer und immer wieder. Da hatten die verbliebenen Schildbürger den großartig blöden Einfall, die Häuser in Brand zu stecken, um die Katze herauszutreiben.
Das war das Ende von Schildburg und damit das Ende von den Schildbürgern. In dieser Nacht brannte ihr Schilde bis auf die Grundmauern ab, und die letzten Schildbürger verließen Schildburg noch bevor der Krieg auch nur in die Nähe gekommen war.
Aber die Schildbürger sind nicht einfach ausgestorben. Sie sind nur woanders hingezogen. Da wurden sie dann zum Beispiel zu Münchnern, Hamburgern, Berlinern oder Kölnern. Sie bekamen Kinder und die bekamen wieder Kinder und heute können ihre Nachkommen überall sein … vielleicht ganz in der Nähe. Vielleicht kennen wir sogar welche, ohne es zu wissen. Vielleicht sind wir selbst Nachfahren der Schildbürger. Wir sollten darauf achten, welche von den möglichen Entscheidungen wir meistens treffen. Trifft man meist die Klügere Entscheidung, hat man wahrscheinlich Glück, aber nimmt man meist die dümmste Wahl, stammt man vielleicht doch ab von den Menschen aus dem schönen, kleinen Städtchen Schildburg - wo die Schildbürger einst dafür bekannt waren, die Klügsten zu sein, bis sie sich entschieden, die Dümmsten zu werden.

Heute weiß man, dass der, der mit der Geschichte vor 400 Jahren zuerst bekannt wurde, sie eigentlich von einem anderen abschrieb. Ursprünglich handelte die Geschichten von den Lalen in Laleburg. Und obwohl man das heute weiß, und obwohl in der Geschichte selbst das Städtchen am Ende zerstört wird, streiten heute ein halbes Dutzend Orte in Deutschland darum, wer von ihnen das echte Schildburg und damit der dümmste Ort des Landes ist. Mir kommt das ziemlich dämlich vor.
Ich selbst hatte sehr oft das Gefühl, einem Nachfahren der Schildbürger begegnet zu sein. Zum Beispiel diese Dame im Kölner Rathaus, die mich ganz ernst ansah und sagte :
„Herr Dinger, sie sind nicht hier her gezogen, sondern von hier weggezogen. Unser Computer weiß ganz genau, ob sie gekommen oder gegangen sind!“
Ohne lachen zu müssen behauptete sie damit, dass ich selbst nicht wissen kann, ob ich komme oder gehe … zumindest nicht so genau, wie ihr Computer das weiß. Ich war natürlich nicht nach Hamburg weggezogen, sondern von Hamburg zurück nach Köln gezogen. Ich weiß es deshalb so genau, weil ich - im Gegensatz zu dem Computer - persönlich bei diesem Umzug anwesend war. Ich habe sogar den LKW gelenkt – und zwar von Hamburg nach Köln und nicht umgekehrt.
Aber auch ich habe die ein oder andere Dummheit gemacht. Vielleicht bin ich selbst ein Nachkomme der Schildbürger. Der Vater meiner Mutter, Dein Ur-Großvater Hans-Richard, hieß mit Nachnamen Schildbach und stammte aus Sachsen. Er wurde in Aue geboren, nur etwa 50 Kilometer von Schildau entfernt. Schildau ist einer der Orte, wo es noch heute Menschen gibt, die beweisen wollen, dass sie ihre Gemeinde das echte Schildburg ist. Zum Glück wurde Hans-Richard ein bekannter Arzt und ich konnte mich persönlich davon überzeugen, wie überaus klug er war. Wir haben also wahrscheinlich Glück, und wenn ein Schildbürger unter unseren Vorfahren war, ist es hoffentlich der kluge Böttcher gewesen. Der Nachname Dinger, der Deinem Großvater Walter, mir und später auch Dir zur Geburt in die Wiege gelegt wurde, kommt allerdings vom Tinger – so nannte man den Waffenschmied, weil aus seiner Werkstatt den ganzen Tag ein lautes „Ting-Ting-Ting“ zu hören war, wenn der Tinger Schwerter und Messer schmiedete.



Die Krone über dem Schwan in unserem Familienwappen lässt sogar darauf schließen, dass wenigstens einer unserer Vorväter den König mit Waffen belieferte … vielleicht war er einer dieser Waffenhändler, die Ratgeber von Königen bestochen haben, damit diese Berater den Königen zu Kriegen raten, für die sie mehr Dinger'sche Schwerter brauchten. Aber egal, wer unsere Ahnen waren, liegt es doch immer bei uns selbst, wie dumm wir uns anstellen und was wir aus unserem Leben machen.

König Salomon, die Betrüger, die dem Kaiser seine Toga nähten und auch die Schildbürger konnten darauf zählen, dass die Menschen eben so sind, wie sie sind.
Echte Liebe wird wirklich lieben.
Eitelkeit wird immer eitel sein
und Dummheit immer dumm.
Das war schon immer so und wird wahrscheinlich immer so bleiben.
Die vielleicht älteste Geschichte in deinem Buch handelt genau davon und stammt aus Persien, wo sie wahrscheinlich schon erzählt wurde, als noch niemand Rom, Groß-Griechenland oder Ägypten kannte …

قورباغه و عقرب

Churbaacheeh Achrab

Frosch und Skorpion

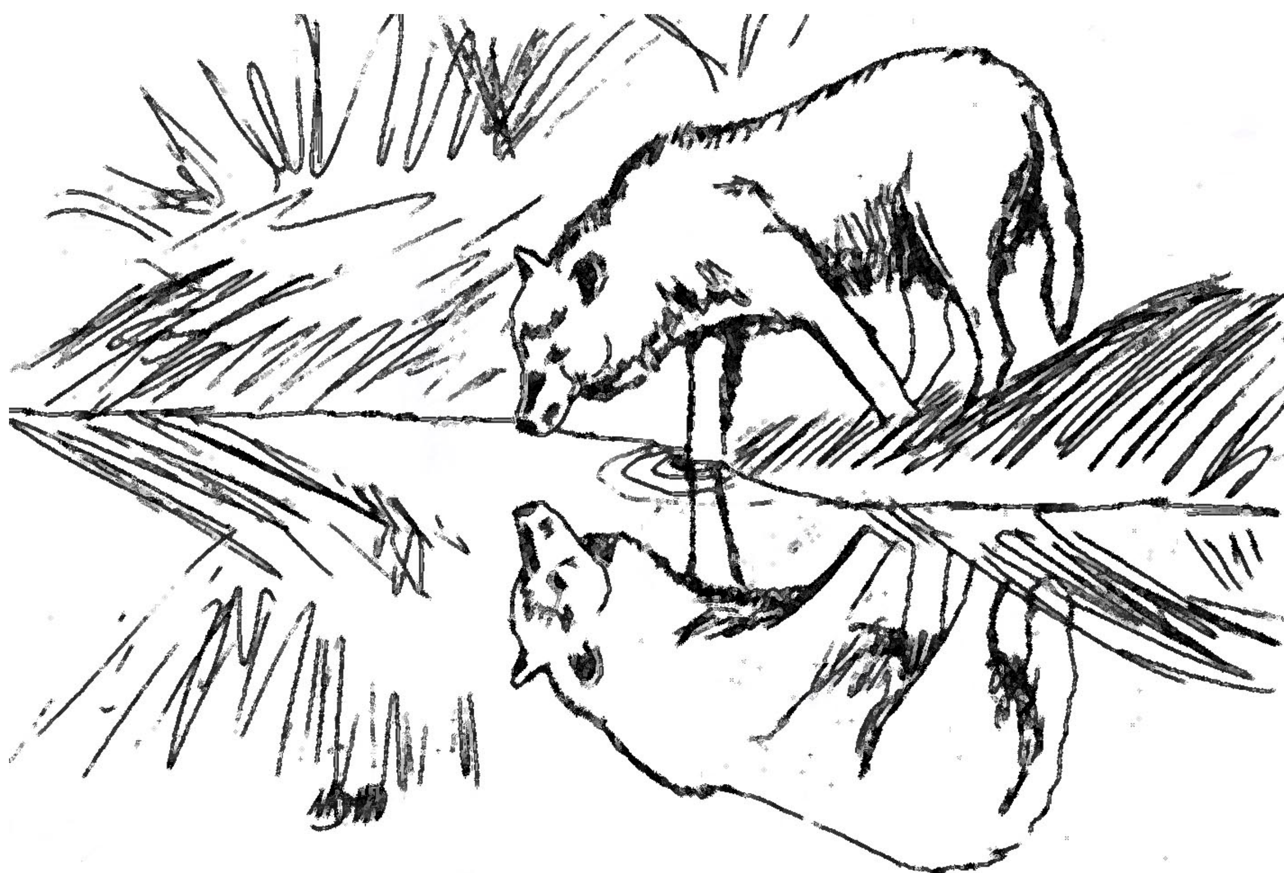


Im alten Persien lebten viele Skorpione. Sie waren die giftigsten Tiere weit und breit und alle Wesen - Mensch oder Tier - mieden sie. Ein einziger Stich ihres Stachels konnte den Tod bringen.
Einer dieser Skorpione stand am Ufer eines kleinen Flusses und überlegte, wie er auf die andere Seite kommen könne. Skorpione können überhaupt nicht gut schwimmen, also musste er ein Transportmittel finden. Er hatte schon ein Stück Holz und ein großes Blatt ausprobiert, aber der Wind blies von der anderen Seite des Flusses und trieb ihn immer wieder zurück – dahin, wo er hergekommen war. Dann sah er einen Frosch im Wasser vorbei schwimmen „Entschuldige bitte, Frosch!“, sagte der Skorpion „Ich kann nicht schwimmen. Kannst du mich da rüber bringen?“ Der Frosch lachte ihn aus „Ach Skorpion. Ich weiß natürlich von deinem Giftstachel – du wirst mich stechen und dann ich muss sterben … so blöd bin ich nicht!“ Der Skorpion erwiderte: „Normalerweise wäre das sicher so, aber wenn du mich über den Fluss bringst und ich dich dabei stechen würde, dann würden wir doch beide ertrinken. So blöd bin ich doch auch nicht!“
Der Frosch dachte kurz darüber nach. Der Skorpion würde doch nicht den Frosch töten, auf dem er schwimmt. „Gut!“ sagte der Frosch „dann klettre auf diesen Stein dort am Ufer und spring auf meinen Rücken … ich will dich über den Fluss bringen. Du wirst mich schon nicht stechen.“ Der Skorpion sprang auf den Rücken des Froschs und dieser schwamm vorsichtig los, damit der Skorpion nicht runter fällt.
Der Skorpion fand es zuerst ganz toll und spannend, denn er war noch nie auf dem Wasser gewesen. Aber da es außer Wasser nicht viel zu sehen gab, sah er sich bald den Frosch genauer an. Er war einem Frosch noch nie so nahe gewesen und hatte ihn nicht gestochen, dachte er und fügte in Gedanken noch schnell hinzu, dass er auch noch nie eine so gute Chance hatte, einen Frosch zu stechen. Er stellte sich vor, wie er den Frosch von seinem Rücken aus stechen würde … am Besten in den Nacken. Der Skorpion visierte die Stelle an. Genau da würde er stechen und der Frosch würde gar nichts merken. Es war so einfach. Der Skorpion schleuderte seinen Stachel nach vorn und stach den Frosch.
Im Sterben flüsterte der Frosch: „Warum hast du das getan?“ und der Skorpion antwortete: „Es tut mir leid. Ich bin eben ein Skorpion … ich kann nicht anders!“ Dann versanken beide im Wasser …

Manche können eben nicht gegen ihre Natur ankämpfen und egal, was sie versprochen haben oder wie unlogisch es anderen auch erscheint, werden sie weiter unweigerlich das Schöne und Gute kaputt machen. Auch wenn sie dabei selbst mit fallen. Sie können eben nicht anders.
Das war schon immer so und wird wahrscheinlich immer so bleiben.

Etwas anders ist die Geschichte vom Hund und seinem Spiegelbild

Der Hund und sein Spiegelbild



Ein großer und starker, aber auch noch recht junger und unerfahrener Hund lief einen Kanal entlang. Schon seit Tagen war er unterwegs und suchte ein neues Zuhause. Er hatte Hunger und war müde. Schließlich kam er zu einem Hof, wo ein Bauer gerade eine Ziege schlachtete. Der Hund versteckte sich unter einem nahen Busch und beobachtete den Bauern, wie er die Ziege zerteilte. Als der Bauer zum Brunnen ging, um seine Messer zu waschen, sah der Hund seine Chance gekommen – jetzt oder nie, dachte er, schnappte sich einen großen Knochen mit besonders viel Fleisch dran und rannte, so schnell er konnte. Als der Bauer schließlich merkte, dass etwas fehlte, war der Hund schon längst wieder zurück am Kanal. Stolz trug der Hund die Beute zwischen seinen Zähnen und freute sich schon darauf, sie an einem sicheren Ort zu verzehren. Er hatte gelernt, dass Orte anscheinend immer sicherer werden, je weiter sie von der Gefahr weg sind. Die Gefahr war in diesem Fall der Bauer, den er beklaut hatte. Als er eine Brücke über den Kanal entdeckte, nahm er also an, dass die andere Seite sicherer für ihn wäre, weil er dort weiter weg vom Bauern sei.

Er lief über die Brücke, und weil er zum ersten Mal in seinem Leben über eine Brücke lief, schaute er vorsichtig über die Seite nach unten. Er schreckte sofort wieder zurück. Da unten im Wasser hatte sich etwas bewegt! Er schaute noch mal vorsichtig über den Rand. Ja, tatsächlich. Da unten im Wasser war noch ein Hund zu sehen. Er war auch ziemlich groß – fast genauso groß wie er selbst, dachte der Hund noch, aber dann sah er, dass der andere Hund auch einen Knochen im Maul trug. Er dachte kurz nach. Vielleicht konnte er dem anderen Hund seinen Knochen abjagen und dann hätte er zwei. Der Hund auf der Brücke stellte seine Nackenhaare auf, um noch größer auszusehen und konnte es kaum fassen. Dieser unverschämte Köter da unten stellte auch seine Nackenhaare auf und sah jetzt auch größer und gefährlicher aus. Der Hund auf der Brücke wurde nervös. Der andere da unten schien sich nicht beeindrucken zu lassen. Es würde also nicht einfach werden, den zweiten Knochen zu bekommen. Aber der Hund hatte heute schon einmal Glück gehabt. Wäre doch gelacht, wenn er nicht auch den zweiten Knochen ergattern könnte. Er würde es dem anderen schon zeigen. Er baute sich am Rand der Brücke auf, fletschte seine langen, scharfen Zähne, welche die

Beute hielten und knurrte böse nach unten. Er wollte zeigen, dass er seinen Knochen sicher nicht aufgeben würde und dem anderen seinen schon noch abnehmen würde. Aber der Hund da unten fletschte auch die Zähne, und es klang ein wenig so, als würde ein ebenso böses Knurren von unten zurück hallen.
Der ließ sich also nicht einschüchtern, dachte der Hund und das machte ihn etwas ärgerlich. Er wusste nicht, wie er den anderen Hund noch mehr erschrecken konnte. Der Hund auf der Brücke versuchte es noch einmal und knurrte böse, wobei er einmal schnell nach rechts und links schaute, um seine gefährlichen Zähne auch von der Seite zu zeigen. Aber dieser andere Hund da unten machte es ihm genauso nach. Im gleichen Moment fletschte auch er seine Zähne und machte die gleichen Bewegungen wie er selbst. Nun fühlte sich der Hund oben auf der Brücke veralbert, und das machte ihn fruchtbar wütend. Was bildete sich dieser andere Hund da unten bloß ein? Dann werden wir uns wohl um die Knochen prügeln müssen, dachte der Hund. Na, dann los. Er bellte den anderen an und als er dafür das Maul aufriss, fiel ihm der Knochen von der Brücke hinunter ins Wasser.
Sofort war der andere Hund verschwunden. Der Hund lief schnell über die Brücke und schaute von der anderen Seite darunter. Der fremde Hund war einfach abgehauen und hatte seinen Knochen scheinbar mitgenommen. Wütend ging der Hund weiter den Kanal entlang. Wenn er diesen anderen Hund je wieder sehen würde, dann … dann bekam er Durst und er lief näher an den Kanal, um etwas Wasser zu trinken. Aber als er sich über das Wasser beugte, erschrak er, denn da war er wieder, dieser fremde Hund. Er hatte keinen Knochen mehr bei sich, aber so aus der Nähe sah er doch noch etwas größer und gefährlicher aus als der Hund vorher gedacht hatte. Er lief ängstlich in ein Gebüsch und versteckte sich. Er konnte den anderen Hund nicht riechen und auch nicht mehr sehen, also schlich er sich langsam und vorsichtig wieder ans Wasser, um endlich zu trinken. Doch der andere Hund schien auf ihn gewartet zu haben und war schon wieder genau da, wo der Hund trinken wollte. Diesmal rannte der Hund einfach weg. Der andere Köter war ihm unheimlich. Er lief eine Weile am Kanal entlang, und als er sich sicher fühlte und der Durst kaum noch auszuhalten war, traute er sich wieder ans Wasser. Aber da war er, der andere. Wieder drehte sich der Hund um und rannte weg vom

Kanal, aber dann blieb er stehen. Der Durst war zu groß. Er würde sich dem anderen Hund stellen müssen. Er fasste all seinen Mut zusammen, rannte auf das Ufer zu und sprang in hohem Bogen mitten in den Kanal. So, hoffte er, könnte er den anderen Hund, der sicher wieder am Rand wartete, überraschen und einfach über ihn hinweg ins Wasser springen. In dem Moment aber, in dem er über den Rand des Kanals sprang, konnte er sehen, dass der andere Hund damit gerechnet haben musste, denn auch er sprang mit gefletschten Zähnen direkt auf ihn zu.
Nachdem der Hund aus dem Wasser aufgetaucht war, war der andere Hund wieder nicht mehr zu sehen. Der Hund war ganz allein mitten im Kanal und langsam ging ihm ein Licht auf. Er schwamm zurück zum Ufer, trank etwas Wasser und legte sich dann an den Rand des Kanals, um in der Sonne zu trocknen. Als sich das Wasser wieder beruhigt hatte, tauchte der andere Hund wieder darin auf. Der Hund am Ufer steckte seine Pfote ins Wasser, und sobald die Wellen davon die Oberfläche des Wassers aufwühlten, verschwand der andere Hund wieder.
Jetzt war sich der Hund sicher. Es war nur sein eigenes Bild, das sich in der glatten Oberfläche des Wassers gespiegelt hatte. Dem Hund war es ziemlich peinlich und er war froh, dass es den anderen Hund gar nicht gab, denn so hatte niemand gesehen, wie dumm er sich angestellt hatte. Zuerst war er vor seinem Spiegelbild erschreckt, das war ja noch nicht so schlimm. Aber dass er dann auf sein Spiegelbild neidisch gewesen ist, wütend darauf war, davor Angst hatte und schließlich sogar damit kämpfen wollte, das behielt er doch lieber für sich. Von da an beachtete er sein Spiegelbild gar nicht mehr - so, wie es die meisten Hunde nach dieser Lektion, die sie alle auf die ein oder andere Art lernen, irgendwann tun. Nur im Sommer wenn es schön warm war, dann sprang er sein Spiegelbild im Wasser des Kanals noch manchmal an … nur so zum Spaß natürlich.

Den Schluss der Geschichte habe ich mir ausgedacht, aber den Teil, der erzählt, wie dem Hund der Knochen ins Wasser fällt, den hatte auch schon der alte Grieche und Hundefreund Äsop in seine Fabel-Sammlung geschrieben.
Ein Mann namens Jean de La Fontaine - der bekannteste Geschichtenerzähler Frankreichs - hat später ein kurzes Gedicht darüber verfasst, das auf deutsch etwa so geht:

Wie häufig narrt uns Selbstbetrug!

Der Toren gibt es stets genug,

Die Schatten haschen gleich Äsopus Hund,

Der jenen Knochen, den er trug,

Vergrößert schaut in eines andern Mund,

Der ihm als Spiegelbild aus eines Flusses Grund

Entgegen fletscht. Er springt und schnappt hinein.

Der eigne Knochen sinkt, der fremde war nur Schein

Und schwindet jenem echten gleich

Im aufgewühlten Wellenreich.

Mit Mühe nur entkam der Gierige der Gefahr,

Erkennend, dass sein Ziel ein eitles Trugbild war.

Die Gier kann eben leicht dazu führen, dass am Ende nicht mal das bleibt, was schon sicher geglaubt war. Die Menschen auf der Osterinsel im Pazifik wussten dies scheinbar nicht, und so starb ihre ganze Gesellschaft aus, nachdem sie den letzten Baum gefällt hatten.
Und das ist kein Märchen – das ist leider wirklich so passiert. Vielleicht hatte es einige Schildbürger da hin verschlagen, denn so dumm kann man doch in der wahren Welt nicht sein und den letzten Baum auf einer Insel fällen, die zweitausend Kilometer von der nächsten bewohnten Insel entfernt ist.
Aber die Dummheit der Leute ist oft nicht zu begreifen.

Deswegen soll ein weiser, alter Cree-Indianer gewarnt haben, dass erst, wenn der letzte Baum gerodet ist, der letzte Fluss vergiftet und der letzte Fisch gefangen ist, man feststellen wird, dass Geld nicht essbar ist.

Es gibt aber auch Dummheit, die gar nichts mit Anderen, oder mit Missverständnissen oder eigentlicher Dummheit zu tun hat, sondern nur mit der eigenen Einstellung.
Davon handelt die folgende kurze Geschichte, die ich selbst zum ersten Mal auf Sri Lanka gehört habe, wo sie mir ein Mann namens Dschandra erzählt hat. Er war mein bester Freund, als ich auf Sri Lanka war und er wohnte damals in Unawatuna am Strand. Er hatte lange Haare, einen fast weißen Bart und er hatte fast immer kleine, knall-gelbe Plastik-Kopfhörer in den Ohren (wenn Du auf dem Bild genau hinschaust, kannst du die Kabel erkennen und wenn Du Deine Mama lieb bittest, zeigt sie Dir vielleicht meine Fotos, die sie alle für Dich aufheben wollte … da findest Du sicher die Bilder von den Menschen, die ich hier erwähne – auch von Dschandra).
Der hat mir die Geschichte in etwa so erzählt …
(Ich hab mir damals nicht aufgeschrieben, wie die Geschichte in der singhalesischen Sprache hieß, darum verwende ich hier noch einmal Hindi – was Dschandra aber - glaube ich - auch konnte)

दो कुत्तों

Do Kuttom

Zwei Hunde



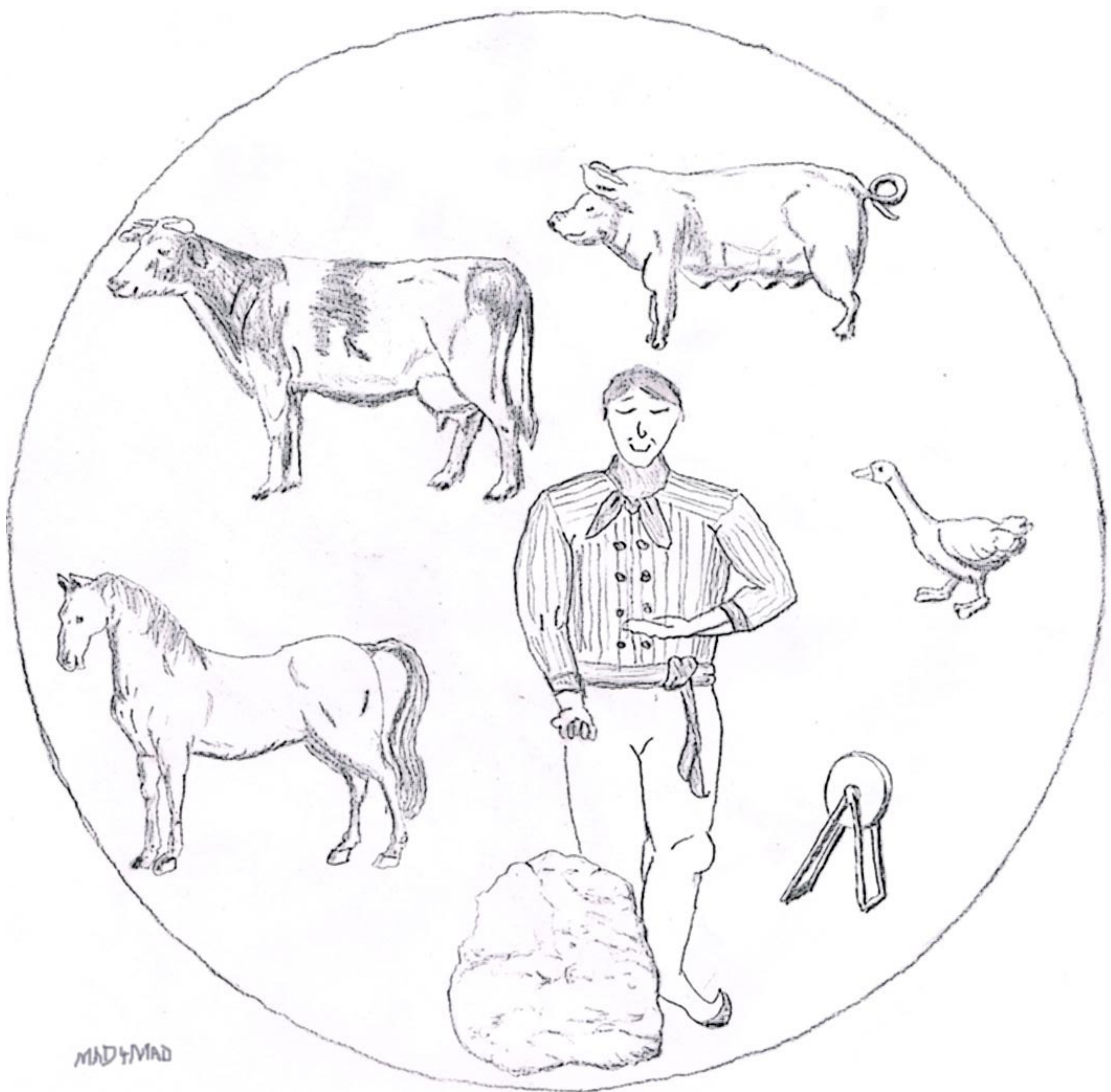
Ein hungriger Hund lief durch den Dschungel von Ceylon – wie Sri Lanka damals noch hieß. Es war Monsun, so nennt man dort die Regenzeit. Die meisten Tiere hatten sich ein Versteck gesucht – in der Regenzeit regnet es nämlich mindestens einmal am Tag wie aus Eimern. Stärkeren Regen, mehr oder dickere Regentropfen als zur Regenzeit im Urwald findet man sonst nirgends auf der Welt.
Der Hund hatte noch nichts zu fressen gefunden und auch keinen Unterschlupf, also war er ziemlich schlecht gelaunt, als er zu einem Tempel kam. Es war ein hinduistischer Spiegel-Tempel, in dem gläubige Menschen die Wände mit tausend Spiegeln bedeckt hatten. Als der Hund also eintrat und in seinem neuen Versteck tausend andere Hunde in den tausend Spiegeln sah, wurde er sehr wütend. So viele Hunde waren ihm zuvorgekommen. Er stellte die Nackenhaare auf, fletschte die Zähne und knurrte böse. Da knurrten tausend Spiegelbilder zurück, fletschten die Zähne und stellten die Nackenhaare auf. Nun bekam der Hund Angst. Er machte sich bereit zum Angriff und bellte außer sich vor Wut, und natürlich bellten sofort tausend Spiegelbilder zurück. Der Hund drehte sich um und rannte zurück in den strömenden Regen. Er kam nie wieder an diesen furchtbaren und bösen Ort zurück.
Ein anderer Hund kam nur wenige Tage später an denselben Ort. Auch er hatte nichts gefressen und war ganz nass vom Regen, der vom Himmel auf ihn herabstürzte. Als er den Tempel sah, freute er sich, ein Versteck gefunden zu haben und rannte fröhlich hinein. Drinnen fand er tausend fröhliche Spiegelbilder, und er freute sich, so viele neue Freunde gefunden zu haben, also wedelte er freundlich mit dem Schweif und seine tausend Spiegelbilder wedelten freundlich zurück. Weil sie alle so freundlich waren, warf sich der Hund auf den Rücken vor Freude und er lachte. Alle seine Spiegelbilder hatten sich auch auf den Rücken geworfen und lachten ihn an. Er spielte noch in dem Tempel, bis der Regen aufhörte und er kam noch oft an diesen schönen und lustigen Ort zurück, um mit den tausend Spiegelbildern zu spielen.

Dschandra sah mich lange an, nachdem er die Geschichte beendet hatte. Dann wollte er von mir wissen, wie ich die Geschichte verstanden hatte. Damals wie heute denke ich, dass wir selbst in unserem Kopf die Entscheidung treffen, wie wir die Welt sehen wollen. Manchmal merken wir gar nicht, wie wir diese Entscheidung treffen. Als ich mal zum Arzt musste, weil ich dachte, ich hätte mein Trommelfell verletzt und könnte womöglich nie mehr tauchen, da hatte ich auf dem Weg dorthin keine Augen für das schöne Wetter oder kein Ohr für Freunde, die mir auf dem Weg etwas sagen wollten. Dann sagte mir der Arzt, dass alles nicht so schlimm sei und ich wieder nach Hause gehen konnte. Erleichtert ging ich dieselbe Straße zurück und nun fielen mir all die schönen Dinge auf, die einen Tag zu einem schönen Tag machen können. Blauer Himmel, gute Freunde, treue Hunde …

Es war beides Mal genau derselbe Tempel, in den die zwei Hunde gelaufen sind, und es war beides Mal genau dieselbe Straße, die ich zum Arzt und nach Hause gegangen bin – aber es war jedes Mal ein ganz anderes Erlebnis …

Das erinnert mich immer auch an eine Geschichte, die immer wieder in Geschichten-Sammlungen auftaucht. Ein Mann namens August Wernicke hat sie vor etwa zweihundert Jahren veröffentlicht, und seitdem wird sie immer wieder aufgeschrieben und erzählt. Ich habe sie zum ersten Mal von meinem Großvater gehört. Er mochte die Geschichte besonders gern, weil er auch Hans hieß, genau wie der Junge, um den es in der Geschichte geht.
Mir hat er sie immer in einem lustigen, ganz alten deutsch erzählt, also habe ich die Geschichte für Dich auch so ähnlich aufgeschrieben ...

Hans im Glück



Hans war ein Sonntagskind – immer gut gelaunt und fröhlich, verstand er sich mit jedem, der ihn traf. Sieben Jahre lebte er nun schon in der großen Stadt am Meer. Vor sieben Jahren hatte sein Vater ihn hergebracht, damit er beim Oheim ein Handwerk erlerne. Sieben Jahre hatte er seine Eltern nicht gesehen, denn sein Elternhaus lag viele Tagesreisen vom Meer entfernt. Sieben lange Jahre.
Nun war seine Gesellenzeit vorbei und er war ein ordentlicher Schiffs-Zimmermann – und ein recht guter dazu, wie der Meister, sein Oheim, fand. Weil Hans so ein Sonnenschein war und die Kundschaft ihn so sehr mochte, wollte sein Onkel ihn gern weiterhin bei sich behalten, also sagte er ihm: „Hans, mein braver Geselle, nie hatte ich einen wie dich und Kinder hab ich selbst auch keine. Bleib hier bei mir und arbeite weiter für mich. Es soll dein Schaden nicht sein … wenn du bleibst, wirst du die Werft von mir erben und bist ein gemachter Mann!“ Aber Hans erwiderte „Gern würde ich helfen, Onkel, aber bitte versteh: Sieben lange Jahre habe ich meine Mutter nicht gesehen, meinen Vater nicht gesprochen, meine Heimatstadt nicht besucht. Ich will wieder die Bäume sehen, auf die ich als Kind geklettert bin, will in den Seen baden und frische Luft atmen. Hier in der Stadt sehe ich nur Häuser und Kirchtürme. Ich hocke den ganzen Tag über der Arbeit und sehe die Sonne gar nicht mehr. Ich will die Hühner gackern und die Kühe muhen hören, wenn ich morgens aufstehe, und nicht das Getöse von Wagenrädern auf Pflastersteinen wie hier in der Stadt. Sieben Jahre hab ich brav getan, was von mir erwartet wurde, nun will ich meinem eigenen Herzen folgen und zurück in die Heimat. Zurück zu den Eltern, von denen ich gekommen bin und zu denen ich zurückkehren muss.“ Der Onkel war nicht glücklich, seinen besten Gesellen ziehen zu lassen, aber er verstand ihn gut und er sagte zu ihm „Es soll mir Recht sein. Ich habe mir schon gedacht, dass es dich zurück nach Hause zieht, also will ich dich bereitwillig gehen lassen. Und weil du immer so fleißig, gewissenhaft und treu gewesen bist, sollst du von mir auch ordentlich entlohnt werden. Hier, diesen Klumpen Gold sollst du für deine Dienste erhalten. Damit wird dir ein neuer Anfang leicht fallen.“ Hans sah den Goldklumpen und lehnte ihn sofort ab. Der Kloß war so groß wie sein Kopf und selbst wenn er nicht von bester Güte wäre, so war er doch sicher ein Vermögen wert. „Das ist zu viel – ich kann es nicht

annehmen, denn ein so braver Geselle kann niemand sein, dass er so viel Gold dafür verdiente“ Doch der Oheim ließ sich nicht beirren und sprach „Wenn ich mehr hätte, würdest du noch mehr von mir bekommen. Nun nimm das Gold, du hast mir bisher nie Widerworte gegeben, da brauchst du nun auch nicht mehr damit anzufangen. Ich bin froh, wenn ich dir helfen kann und du mich in guter Erinnerung behältst. Also geh mit dem Gold und passe gut auf dich auf!“ Hans bedankte sich herzlich und steckte den Klumpen in seinen Beutel, dann machte er sich nach sieben Jahren auf den Heimweg.

Hans konnte sein Glück kaum fassen. Als kleiner Junge war er in die Fremde geschickt worden und als junger Mann kehrte er nun zurück und brachte den Eltern einen ganzen Batzen Goldes als Geschenk. Fröhlich pfeifend wanderte er auf der Straße, die ihn nach Hause führen sollte. Dabei überlegte er, wie der Klumpen Gold am Besten zu verwenden sei. Er malte sich vergnügt aus, wie er ein Haus in seiner Heimatstadt kaufte und eine eigene Werkstatt eröffnete. Oder sollte er sich, nachdem er seine Eltern wiedergesehen hatte, noch einmal in die Welt aufmachen und herausfinden, welche neuen Welten hinter dem Meer auf ihn warteten? Mit solch einem Klumpen Gold ließ sich schon einiges anfangen – Pferd und Wagen wären schon ein Anfang, dachte er sich, als der Brocken in seinem Beutel schwer auf seine Schultern drückte. „Wie schwer Gold doch ist,“ sagte er sich „schwerer als Blei“ Er ließ sich am Straßengraben nieder und öffnete seinen Beutel. Kein Schluck Wasser war darin … nur das Gold glitzerte ihn an. „Was hab ich davon, dass du glänzt wie die Sonne selbst, wo ich doch von der einen Sonne schon genug Durst bekomme.“ sagte er in seinen Beutel hinein. „Du dicker Klumpen bist nur schwer. Obwohl ich so Vieles mit dir kaufen könnte, bist du mir doch gerade zu nichts von Nutzen. Keinen Schatten kannst du mir spenden, nicht den Durst mir löschen, noch mir die Reise verkürzen. Nicht einmal als Kissen für meinen schmerzenden Rücken bist du zu gebrauchen“ Da hörte er das Geklapper von Pferdehufen näher kommen. Hans sah auf und grüßte den Reiter, der da auf ihn zukam. „Steh auf wenn du mich grüßt, fauler Hund!“ herrschte der Reiter ihn an. Hans war nie faul gewesen und so erwiderte er nur „Ich lass mir von niemandem Befehle geben!“ Dann zog er den Klumpen aus seinem Beutel zeigte ihn dem Fremden. „Hier“ sagte

er bestimmt „sieht so der Lohn eines faulen Hundes aus?“ Der Mann stieg sofort von seinem Pferd und verbeugte sich tief. Er war nun sehr interessiert an Hans' Geschichte und so erzählte ihm Hans von seinen sieben Jahren und dem Gold, das er dafür erhalten hatte. „Nun sitze ich hier“, klagte er dem Fremden „und kann weder vor noch zurück. Das Gold ist so schwer, dass ich es nicht mehr tragen kann, aber meine Heimat ist noch so weit und ich kann sie nicht erreichen!“ Der Fremde stimmte Hans zu „Was euch fehlt, Herr, ist ein Pferd.“ Da lachte Hans und sagte „Jahaha, ich könnte mir für das Gold sicher vierzig Pferde und zwei Kutschen dazu kaufen, dann noch ein Fest feiern, auf dem ich genug zu essen und zu trinken hätte … doch was nützt es mir hier?“ Der Fremde verstand sehr gut und war gern bereit zu helfen „Es wird bald dunkel!“ sagte er und blickte zum nahen Wald. „Da wäre es doch besser, auf einem Pferd sicher im Sattel zu sitzen und schnell wie der Wind nach Hause zu reiten, statt hier mit dem Gold an der Straße zu warten ...“ Hans wollte wissen, wo er denn das Pferd hernehmen solle, und der Fremde machte ihm ein Angebot „Wie wäre es denn mit einem Tausch? Ich gebe das vortreffliche Pferd gegen das Gold. Hoch zu Ross geht es doch viel schneller nach Hause!“ Darauf nickte Hans und sagte „Eigentlich habt ihr Recht. Was nützt mir das Gold hier, wo es mich nur wie ein Anker festhält, bis einer kommt, um es mir zu rauben. Da tausche ich es doch lieber gegen das Pferd und überlasse einem anderen diese schwere Last. Hier ist das Gold und her mit den Zügeln! Ich will nach Hause … viel Glück mit dem Gold und lebt wohl!“ Dann setzte sich Hans auf das Pferd. Als sich der Gaul nicht bewegte, drehte er sich zu dem Fremden um, der keuchend den schweren Klumpen davontrug. Er rief ihm nach „Wie heißt das Pferd und wie bringe ich zum gehen?“ Der Fremde lachte und rief zurück „Ruft es Balthasar, dann schnalzt mit der Zunge und sagt 'Hopp-Hopp'.“ Hans schnalzte mit der Zunge und sagte „Balthasar, Hopp-Hopp!“ und langsam ging das Pferd los.

Als er so dahin ritt, freute er sich über den Tausch. Sollte sich der Fremde mit dem schweren Ding abmühen. Hans konnte nun auf dem Pferd sitzen, und während es bequem nach Hause ging, kühlte ihn der Wind ab. Er dachte daran, dass seine Eltern sicher stolz seien, wenn er mit dem Pferd nach Hause geritten käme. Und weil er sich es so schön vorstellte, konnte er es kaum mehr abwarten.

Da kam er an einen Bach und da der Durst ihn noch so quälte, wollte er anhalten und etwas trinken, also schnalzte er wieder mit der Zunge und sagte 'Hopp-Hopp“, denn er glaubte, dass das Pferd mit diesem Befehl an und aus zu schalten wäre. Doch statt anzuhalten, wurde der Gaul schneller und fiel in einen Trab. Hans hatte große Schwierigkeiten sich auf dem Rücken des auf- und ab-hoppelnden Pferdes zu halten. Er meinte, der Klepper müsse ihn wohl falsch verstanden haben, also schnalzte er wieder mit der Zunge und rief noch lauter 'Hopp-Hopp'. Das Pferd aber hielt nicht an, es wurde noch schneller und nun galoppierte Hans geschwind an dem Flüsschen entlang, aus dem er doch so gerne trinken wollte. Er hatte Mühe sich festzuhalten und nach kurzer Zeit fiel er herunter. Wieder aufgerappelt stillte er seinen Durst aus dem kühlen Bach, dann setzte er sich ins Gras schaute zu dem Pferd, welches friedlich neben ihm stand und graste. „Ach Balthasar!“ sagte Hans zu ihm „Ich wünschte, ich könnte wie du Gras fressen und davon satt werden. Durst hab ich nun keinen mehr, aber arg drückt mich doch der Hunger.“ Balthasar wieherte zurück, und weil es bereits dunkel wurde, legte sich Hans unter den Baum, an dem er Balthasar angebunden hatte und schlief ein. Früh am Morgen wurden sie vom Läuten einer Kuhglocke geweckt. Es kam ein Bauer den Weg am Bach entlang und führte eine Kuh mit sich. Sie grüßten sich freundlich und der Bauer sagte zu ihm „Einen schönen Gaul hast du da!“ und Hans erwiderte „Was nützt mir das schöne Pferd, wo ich doch nichts zu essen hab.“ Der Bauer setzte sich neben ihn und öffnete das Bündel, das er mit sich trug. Darin waren Käse, eine Schüssel Quark und eine Flasche Milch. Er gab Hans von dem Käse und dem Quark zu essen und von der Milch zu trinken. Hans griff freudig zu und während er aß, berichtete er dem Bauern, wie es ihm ergangen war und wie er nach sieben Jahren seinen Lohn erhalten und diesen am Abend zuvor gegen dieses schöne Pferd getauscht hatte. „Aber was nützt mir das schnelle Pferd“ beendete Hans seinen Bericht „wenn ich doch im Sattel verhungern muss!“ Der Bauer wusste Rat „Was du brauchst, Hans, ist eine Kuh. Dann kannst du gemütlich nach Hause gehen und hast unterwegs Milch, Quark und Käse um deinen Hunger zu stillen!“ Hans lachte laut „Jahaha, ich könnte dieses schicke Ross verkaufen und mir mit dem Geld davon zehn Kühe leisten, aber wo finde ich den nächsten Viehmarkt? Ach was würde ich dafür geben,

wie du eine Kuh zu haben, die mich nicht abwirft, sondern mich ernährt!“ Der Bauer sagte zu ihm „Nimm meine Kuh und gib mir dafür dein Pferd. Ihr Name ist Berta und sie wird dich sicher niemals abwerfen!“ Hans lachte vor Freude „Wirklich, du willst mir deine Kuh geben? Großartig. Hier, nimm die Zügel, das Pferd heißt Balthasar!“ Der Bauer bedankte sich, stieg auf das Pferd und preschte davon.

Hans nahm den Strick, den die Kuh um den Hals trug und marschierte neben ihr vergnügt weiter. „Hab ich ein Glück“ dachte er bei sich „als mir das Gold zu schwer wurde und ich nicht mehr weiter konnte, kam sofort ein Pferd, und als ich Hunger hatte, kam eine Kuh mit Käse, Quark und Milch. Wie stolz werden die Eltern sein, wenn ich mit einer Kuh nach Hause komme und für alle Milch, Käse und Quark machen kann“. Gegen Mittag wurde er wieder hungrig von dem langen Marsch, und so setzte er sich in den Schatten eines alten Baumes und versuchte Berta zu melken. Aber Hans hatte noch nie eine Kuh gemolken und was er auch tat, kein einziger Tropfen Milch kam heraus. Schließlich ließ er sich neben Berta ins Gras fallen. Er schlief ein und als er wieder erwachte, versuchte er erneut von der Kuh etwas Milch zu erhalten, doch all seine Mühe und sein gutes Zureden waren vergebens. „Ach Berta“ seufzte er „Was hab ich denn von einer Kuh, die mir ihre Milch nicht gibt. Wenigstens muss ich ich dich nicht tragen, wie das Gold und du wirfst mich nicht ab, wie das Pferd!“ Berta muhte zu ihm zurück. Eine alte Bäuerin mit einem Schwein kam vorbei und sah ihn da sitzen und mit seiner Kuh sprechen. „Was machst du mit der Kuh?“ fragte sie ihn. Hans klagte ihr sein Leid, wie er vom Meister das Gold bekommen hatte und wie er das Gold gegen ein Pferd und das Pferd gegen diese Kuh eingetauscht hatte und dass er nun nicht wisse, wie man sie richtig melken könne. Die Alte lachte „Diese Kuh gibt keine Milch. Jedenfalls jetzt nicht. Sie ist dürr und schmutzig. Sie scheint schon seit Tagen unterwegs zu sein. Eine Kuh braucht Ruhe und fettes Gras, um Milch zu geben.“ Hans war völlig entgeistert „Aber was mach ich denn nur. Ich muss doch weiter. Ich kann nicht für jede kleine Mahlzeit einige Tage Ruhe auf einer Weide einlegen. Was tue ich nur?“ Die alte Bäuerin begann zu weinen und sagte „Was gäbe ich für eine Kuh, die mich und meine Familie ernähren könnte. Wir haben nur diese junge Sau, und weil wir nichts sonst mehr haben, muss ich sie nun zum Metzger

bringen. Dabei ist sie noch so jung und könnte noch so viele Ferkel haben. Es ist eine Schande ...“ schluchzte sie. Hans tröstete sie und sagte „Gib mir deine Sau. Sie soll es gut bei mir haben und viele Ferkel bekommen. Nimm die Kuh dafür und bring sie deiner Familie. Bei euch wird die Kuh Berta genug Ruhe finden und euch reichlich Milch geben“ Die Alte hörte sofort zu weinen auf und sah ihn ungläubig an „Wirklich? Aber du könntest ein halbes Dutzend Schweine für diese Kuh bekommen“ Hans lachte „Aber wie wäre dir dann geholfen, wenn ich die Kuh einem reichen Schweinezüchter gebe. Gebe ich sie dir, hast du auch etwas davon“ Die Alte bedankte sich, sagte, die Sau hieße Babsi, und dann nahm sie die Kuh und zog sie mit sich.
Hans und Babsi wanderten weiter und er freute sich auf die fröhlichen Gesichter der Eltern, wenn er mit einer jungen Sau nach Hause käme und selbst ein reicher Schweinezüchter würde. „Hab ich ein Glück“ dachte er wieder „nun bin ich die nutzlose Kuh los und habe eine Sau, die mir noch viel einbringen wird.“ Er ging beglückt weiter, bis sie an einen Fluss kamen und weit und breit kein Fährmann und weder eine Brücke noch eine Furt zu sehen waren. Hans watete ins Wasser, aber Berta sträubte sich. Hans zog und zerrte an dem Strick, mit dem er sie führte, aber sie wollte nicht ins Wasser. Geknickt ließ er sich neben der Sau nieder und sprach „Ach Babsi. Warum willst du denn bloß nicht mit mir durch den Fluss? Ich muss doch weiter … und du könntest ein Bad sicher gut vertragen“ Babsi grunzte und setzte sich auch. Ein Gänsehirte kam mit seiner Gänseschar den Fluss entlang. Er sah Hans da sitzen und mit seinem Schwein sprechen, also fragte er „Was sitzt du da mit einem Schwein am Fluss?“ Hans berichtete von seinem Geschick und vom Gold, dem Pferd, der Kuh und wie das Schwein nun den Gehorsam verweigerte, wo er doch weiter müsse. Der Mann und seine Gänse lachten. „Weißt du denn nicht“ fragte er Hans „dass Schweine nicht schwimmen gehen, wenn sie nicht wollen und dass sie fast nie wollen. Das Schwein kriegst du hier nicht über den Fluss. Du wirst zwei Tage zurückgehen und einen Fährmann oder eine Brücke suchen müssen! Wenn du hier über den Fluss willst, dann musst du das Schwein hier lassen. Warum gibst du es nicht mir und ich gebe dir eine Gans dafür … Gänse schwimmen mit Leichtigkeit über jeden Fluss – sie wird vor dir drüben sein und auf dich warten!“ Hans strahlte vor Glück. „Du

meinst das ernst? Du würdest dich um die stinkende Babsi kümmern und mir eine Gans dafür geben? Gut dass ich dich getroffen habe. Hier, nimm die Sau und gib mir eine Gans – ich will rasch weiter, denn mein Weg ist noch lang.“ Der Hirte bedankte sich, gab Hans seine Brunhilde, die fetteste Gans und dann trieb er seine Sau und die anderen Gänse schnell davon.
Hans nahm die Gans unter den Arm und ging wieder in den Fluss. Er watete, bis es zu tief wurde und dann schwammen er und Brunhilde weiter. Der Hirte sollte Recht behalten, denn die Gans schwamm besser, als Hans es in den schnell fließenden Fluten konnte. In der Mitte des Flusses konnte er sich kaum mehr über Wasser halten und rief „Brunhilde! Hilf mir! Ich schaffe es nicht ...“ Die Gans hörte sein Rufen und eilte über das Wasser herbei. Hans fragte „Darf ich mich an dir festhalten?“ und Brunhilde quakte ihn an. Er hielt sich mit einer Hand an ihrem Rücken und gemeinsam erreichten sie das andere Ufer. „Brunhilde!“ rief Hans glücklich „Du hast mir das Leben gerettet. Ich danke Dir! Du sollst frei sein. Flieg wohin du willst …“ Doch Brunhilde sah ihn nur an und quakte zwei Mal leise. „Nein? Du willst nicht wegfliegen?“ Wieder quakte die Gans zweimal. Hans lachte „Du bist zu fett, was?“ Brunhilde quakte leise – quaaak. „Dann komm doch mit mir nach Hause. Meine Eltern werden nicht schlecht staunen, wenn ich heimkehre mit einer fetten Gans und einer klugen noch dazu...“ Brunhilde quakte froh und watschelte mit ihm weiter. „Hab ich ein Glück“ sagte Hans zu Brunhilde „dass ich dich gefunden habe! Ich habe noch nie von einer so klugen Gans gehört. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal froh sein werde, Gold gegen ein Pferd, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein und das Schwein gegen eine Gans eingetauscht zu haben. Ich weiß zwar überhaupt nicht, was ich mit einer klugen Gans anfangen soll, aber toll ist es trotzdem, einen Freund zu haben, der mich verstehen kann“
Sie gingen und watschelten bis zum Abend, schliefen in einer Scheune und waren schon früh am Morgen wieder auf dem Weg. Da trafen sie einen Schleifer. Er hatte an einer Kreuzung zweier Wege sein Holzgestell aufgebaut, in dem er einen großen runden Schleifstein drehte, den er mit einer Kurbel in Schwung brachte. Dabei rief er fröhlich „Bringt mir eure Scheren und Messer, denn durch mein Geschleife mache ich sie besser!“ Hans setzte sich an die Kreuzung und sagte zu dem Schleifer „Das muss ein schönes

Handwerk sein – so frei durch die Lande zu ziehen und überall den Menschen mit ihren stumpfen Messern und Scheren zu helfen. Ich wünschte, ich könnte mein Handwerk nicht nur in Häfen ausüben, sondern überall wo ich wollte.“ Der Hirte fragte ihn nach seinem Handwerk und was er mit der Gans mache, und Hans erzählte seine Geschichte vom Gold, dem Pferd, der Kuh, dem Schwein und der Gans, von der er noch nicht genau wisse, wofür sie ihm nützen könnte. Der Schleifer hörte sich seine Erzählung an und sagte „Ich verstehe gut. Ich selbst bin eigentlich ein Dichter.“ Hans lachte und fragte, was er denn so reimen würde. Der Schleifer wiederhole seinen Spruch „Bringt mir eure Scheren und Messer, denn durch mein Geschleife mache ich sie besser!“ Hans lachte und fragte, ob er keine besseren Reime hätte. „Doch“ antwortete der Schleifer. „Ich erfinde viele gute Reime, wenn ich den ganzen Tag meinen Schleifstein drehe, und ich habe auch Tinte und Paper in meinem Wägelchen, doch keinen Stift habe ich finden können, seit mein letzter mir zerbrochen ist. In keinem der Orte, durch die ich kam, gab es Stifte oder Federn zu kaufen und so kann ich mir meine Reime nicht aufschreiben.“ Hans griff in seinen Beutel und holte eine große Gänsefeder heraus „Nimm diese Feder, die meine Gans Brunhilde verloren hat. Wenn du sie anspitzt, kannst du mit deiner Tinte auf dein Papier schreiben und all die Reime notieren“ Der Schleifer nahm die Feder dankbar an „Danke! Damit kann ich doch sicher zwei oder drei Tage schreiben, bis sie zerbricht“

Hans sah Brunhilde an und fragte sie „Brunhilde, meine liebe Gans. Wo ich doch nicht weiß, was ich eigentlich mit dir tun soll, willst du da nicht vielleicht lieber mit einem Dichter umherziehen und dafür alle paar Tage seiner Kunst eine Feder spenden?“ Brunhilde quakte und watschelte zum Schleifer, der sie auf seinen Wagen hob „Danke, nehmt meinen Schleifstein dafür … ich brauche ihn nun nicht mehr“ Dann zog er sein Wägelchen eilig davon. Brunhilde quakte noch einmal zum Abschied, und dann waren sie auch schon um die nächste Biegung des Weges verschwunden. Hans saß da und sah seinen Schleifstein an „Wie werden meine Eltern staunen, wenn ich mit einem Schleifstein heimkehre und ihnen die Scheren und Messer schleifen kann. Hab ich ein Glück … und Brunhilde auch. Dem Dichter wird sie wirklich nutzen können mit ihrer Klugheit und den vielen Federn.“ Dann wollte er sich wieder auf den Weg machen, aber sein neues Handwerkszeug hatte ein Gewicht

wie der Klumpen Gold, aber es war doch zu groß, um es in seinem Beutel unterzubringen. „Das Gestell aus Holz kann ich mir auch selbst zu Hause bauen“ dachte Hans sich und trug nur den schweren Stein mit sich. Den ganzen Morgen mühte er sich ab, den schweren Stein zu schleppen und er schwitzte und dürstete nach Wasser.
Die Sonne stand im Zenit, als er sich müde zu einem Brunnen schleppte, um seinen brennenden Durst zu stillen. Er legte den Stein auf dem Rand des Brunnens ab, doch unter dessen Gewicht gab der Rand nach und sein Schleifstein stürzte ins Wasser und versank in der Tiefe. Hans fiel direkt neben dem Brunnen auf die Knie, hob die Hände zum Himmel und rief „Gott sei Dank bin ich diese schwere Ding los und muss es nun endlich nicht mehr schleppen … habe ich ein Glück. Nun kann ich endlich unbeschwert und unbesorgt heimkehren. Wie werden sich die Eltern freuen mich so glücklich und frei zu sehen.“
in diesem Moment sagte eine Stimme hinter ihm „Du bist ja lustig!“ Da stand ein Mädchen, sie war in seinem Alter und lächelte ihn an „Da fällt dir dein Schleifstein, den du so mühsam hergeschleppt hast, in den Brunnen und du dankst Gott dafür … wie heißt du komischer Kauz?“ Hans strahlte das fremde Mädchen an und sagte „Hans … und du?“ Sie setzte sich neben Hans auf den Brunnen und sagte dann „Ich heiße Anna und du bist lustig. Du hättest den Stein doch schon früher wegwerfen können?“ Hans erzählte Anna die ganze Geschichte von seinen Eltern und wie sein Vater ihn in die Stadt gebracht hatte und vom Meister und seiner Belohnung für sieben Jahre treue Dienste. Er erzählte vom Pferd, von der Kuh, dem Schwein, der Gans und dem Schleifstein. Anna musste lachen und fragte Hans, was er nun tun wolle, wo er nichts mehr habe, das man noch tauschen könne. „Ich kehre nun unbeschwert zurück zu meinen Eltern, von denen ich vor langer Zeit gekommen bin“ erwiderte Hans. Anne sagte, dass sie auch in diese Richtung wolle und fragte, ob sie ihn begleiten dürfe. Hans willigte ein und wusste noch gar nicht, wie viel Glück ihm damit widerfuhr, denn er würde nie wieder tauschen und er sollte sich nie mehr von Anna trennen und sollte von nun an mit ihr gemeinsam den langen Weg nach Hause gehen, wo seine Eltern voller Freude darüber waren, ihn wieder zu haben und dass er nicht allein gekommen war ...

Ich bin, wie alle anderen und Du auch, nackt und völlig ohne Besitz geboren. Das einzige, was ich in diese Welt mitgebracht habe, war meine Nabelschnur, und die habe ich nur zu gern abgegeben.

Danach bekam ich viel geschenkt, habe mir viel verdient und so manches einfach gefunden … und alles habe ich wieder eingetauscht, hergegeben, verloren oder es wurde mir gestohlen ... und es spielte alles keine Rolle, denn wo ich nun hingehe – zurück dahin, wo meine Eltern sind – da brauche ich nichts davon und kann nichts davon mitnehmen.

Du bist das einzige in meinem Leben, dass ich niemals eingetauscht oder freiwillig hergegeben hätte – nicht für alles Gold der Welt.

Du bist übrigens ebenfalls ein Sonntagkind und Du wurdest auch noch an einem sehr sonnigen Sonntag geboren.

In der Bibel soll ein Arzt namens Lukas, vielleicht Dr. Lukas, genaueres weiß man leider nicht, die folgende Geschichte, die vom verlorenen Sohn, aufgeschrieben haben. Die mag ich selbst besonders gern, und so oder so ähnlich habe ich sie Dir erzählt...

Der verlorene Sohn

Lukas (15,11-24)



Ein reicher Mann hatte zwei Söhne. Er liebte sie beide gleich, aber trotzdem fühlte sich der zweite Sohn immer wie der Zweite und nie gleich mit seinem älteren Bruder.
Eines Tages sagte der jüngere Bruder zu seinem Vater, dass er den elterlichen Hof verlassen und in die Welt ziehen möchte. Damit er sich das leisten konnte, verlangte er von seinem Vater, dass der ihm die Hälfte des Besitzes auszahlt. Er, als einer seiner zwei Söhne, habe er ja ein Recht auf sein Erbe und da er nicht mehr da wäre, wenn sein Vater stürbe, wollte er die Hälfte des Erbes sofort. Der Vater verkaufte einige Ländereien und gab dem Sohn die Hälfte seines Erbes. Der Sohn bedankte sich und reiste sofort ab.
Der Sohn zog in die Stadt und da er nun reich war, gab er das Geld mit vollen Händen aus und lebte in Saus und Braus. Aber weil er nur Geld ausgab und keines verdiente, war das ganze Erbe bald aufgebraucht. Nun kam auch noch eine Hungersnot über das Land und der Junge musste arbeiten gehen, um etwas zu essen zu verdienen. Als er für einen Bauern Schweine hütete, dachte er sich, dass der niedrigste Tagelöhner auf dem Hof seines Vaters mehr verdiente und besseres Essen bekam als er selbst bei diesem Bauern. Also machte er sich auf den Weg nach Hause. Er plante seinem Vater zu sagen, wie dumm er gewesen sei; dass er es nicht mehr wert sei, sein Sohn zu sein und dass er ihn bat, als einer seiner Tagelöhner für ihn arbeiten zu dürfen.
Er war gerade auf dem Hof eingetroffen, als sein Vater ihn von weitem sah und sofort auf ihn zugelaufen kam. Der Vater nahm seinen Sohn fest in die Arme, küsste ihn und weinte vor Glück. Der Sohn aber begann zu sagen, was er zu sagen hatte: „Vater, ich habe alles falsch gemacht und habe die Hälfte deines Besitzes ausgegeben und bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein.“ Der Vater aber rief zu seinen Knechten: „Bringt frische Kleidung und Schuhe für meinen Sohn und bereitet ein großes Fest vor. Dies hier ist mein Sohn. Er war tot und ist jetzt wieder lebendig, er war verloren und nun ist er wieder gefunden worden. Lasst uns feiern!“ Und sie feierten ein großes Fest.
Als der ältere Bruder von der Arbeit auf dem Feld zurückkam und sah, dass der ganze Hof feierte, fragte er einen der Knechte, was los sei. Er hörte von seinem Bruder und wurde sehr wütend. Er wollte nicht einmal auf das Fest gehen. Sein Vater kam zu ihm und fragte, warum er nicht auch feiern wolle. Der ältere Bruder sagte:

„Die ganzen Jahre habe ich alles getan, was du wolltest und wenn ich mit Freunden feiern wollte, hast du nie etwas dazugegeben. Jetzt kommt mein Bruder wieder her, nachdem er unseren halben Besitz verprasst hat und du gibst ihm sofort ein großes Fest.“
Da sagte der Vater: „Mein Junge. Du warst die ganze Zeit hier bei mir und alles, was mir gehört, gehört doch auch dir. Jetzt solltest du fröhlich sein – nicht nur mein Sohn, sondern auch dein Bruder war tot und ist jetzt wieder lebendig, er war verloren und nun ist er wieder gefunden worden.“

Ich mag diese kurze Geschichte so gern, weil ich selbst ein verlorener Sohn und ein enttäuschter Bruder war und nun auch noch ein verlorener Vater bin. Ich verstehe alle Drei sehr gut.

Ich möchte, dass Du weißt, wie unendlich leid mir tut, dass ich nicht bei Dir sein konnte und dass ich Dich immer vor Glück weinend in die Arme schließen würde, egal, was Du gemacht hast.

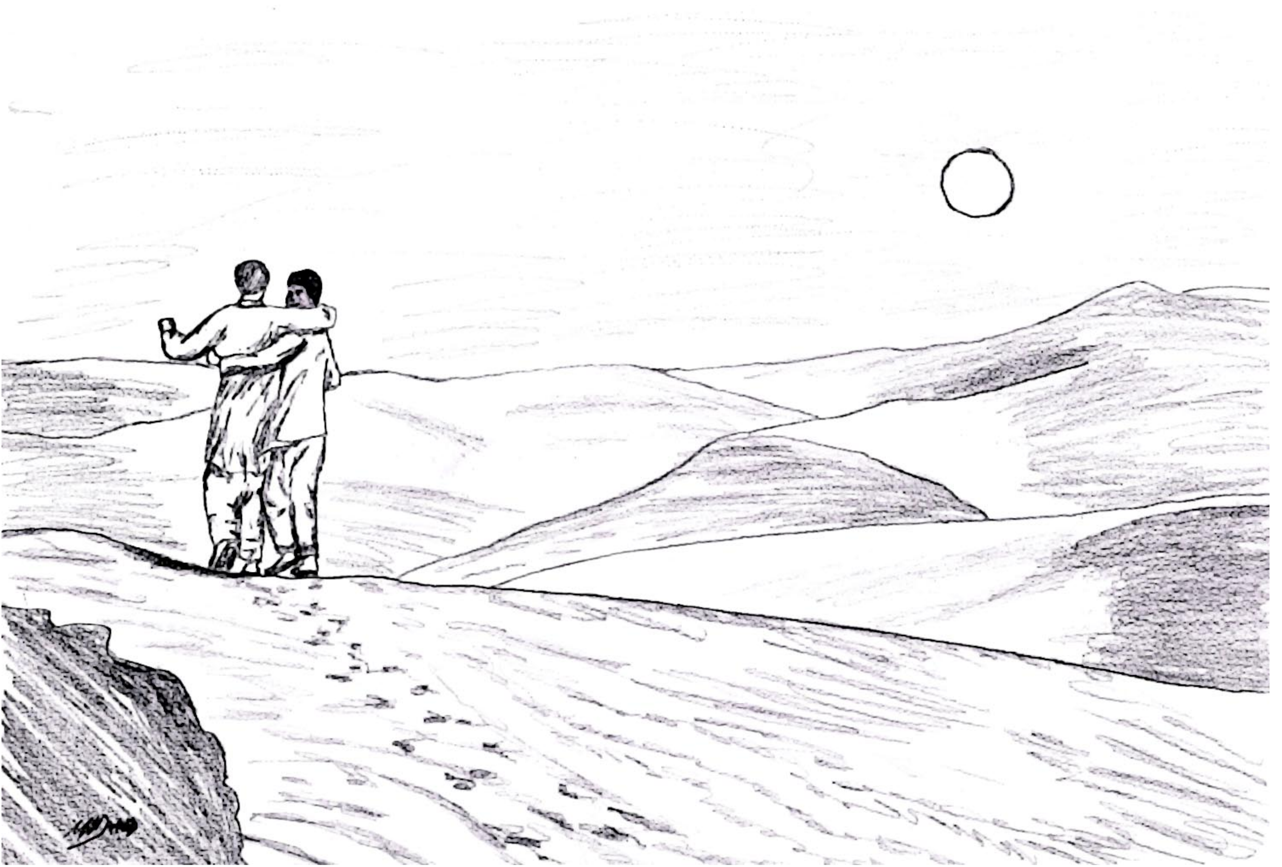
Du wirst immer mein über Alles geliebter Sohn sein.

Es gibt eben Dinge, die sich nie auslöschen lassen. Das erinnert mich an eine weitere Geschichte, die mir Mustafa, mein bester Freund in Ägypten, für Dich mitgegeben hat. Ich möchte sie Dir an dieser Stelle so erzählen …

رياح

Rih

WIND



Mustafa und ich wanderten durch die Wüste. Wir liefen da zwar freiwillig, aber nicht gewollt. Der Mann, der uns mit zurück an die Küste nehmen wollte, hatte einen Anruf bekommen und musste plötzlich in die entgegengesetzte Richtung fahren, also stiegen wir aus und gingen zu Fuß weiter. Wir hofften, ein anderes Auto würde kommen und uns mitnehmen, aber es war der heilige Monat Ramadan und Verkehr war tagsüber eigentlich kaum vorhanden. Wir liefen weiter, und nach ein oder zwei Stunden, ohne dass wir irgendjemand anderen gesehen hatten, begannen wir zu streiten, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, auszusteigen, statt mit in die andere Richtung zu fahren, wo wir vielleicht eher jemanden gefunden hätten, der uns wieder zur Küste bringt. Im Verlauf unseres Streits war seine Argumentation für mich nicht besonders schlüssig und im Eifer unseres Arabisch-Englisch-Deutschen Wortgefechts sagte ich etwas wie „Du bist auch nicht schlauer, als ...“ Ich erinnere mich nicht mehr genau, wen ich als Vergleich genommen hatte, aber Mustafa war beleidigt. Er kniete sich neben die Straße und schrieb etwas in den Sand. Ich konnte zwar schon ein wenig arabisch verstehen und auch etwas sprechen, aber lesen konnte ich nur drei Worte: Gott, Kola und meinen Namen: Marc. In dem, was er da in den Sand geschrieben hatte, erkannte ich meinen Namen und fragte ihn, was da stehe. Er übersetzte für mich: „Mein bester Freund Marc hat mich gerade beleidigt“, dann stand er auf und ging wortlos weiter und ich folgte ihm ebenso schweigsam. Nach einer Weile kam endlich ein Auto und nahm uns mit – zumindest bis fast an die Küste. Wir entspannten uns wieder und machten sogar die ersten Witze über unsere abenteuerliche Wüstentour. Wir konnten das Meer schon sehen, als der Mann uns absetzte und wir entschieden uns, den Rest des Weges zu laufen. Etwa eine halbe Stunde später machten wir eine Pause. Ich setzte mich in den Schatten eines Felsens und Mustafa wollte sich gerade auf den Felsen draufsetzen, als ich sah, wie sich auf dem Fels etwas bewegte. Ich rief laut „Stop!“ und Mustafa erstarrte für einen Moment, bevor er sich wieder aufrichtete. Wir sahen beide genauer hin: Zwei kleine, helle Skorpione starrten ebenso erschreckt zu uns zurück. Die großen schwarzen Skorpione sehen zwar gefährlich aus, tun aber nicht mehr weh als der Stich einer Hornisse. Die kleinen hellen Skorpione dagegen sollen hochgiftig sein. Sie krabbelten schnell

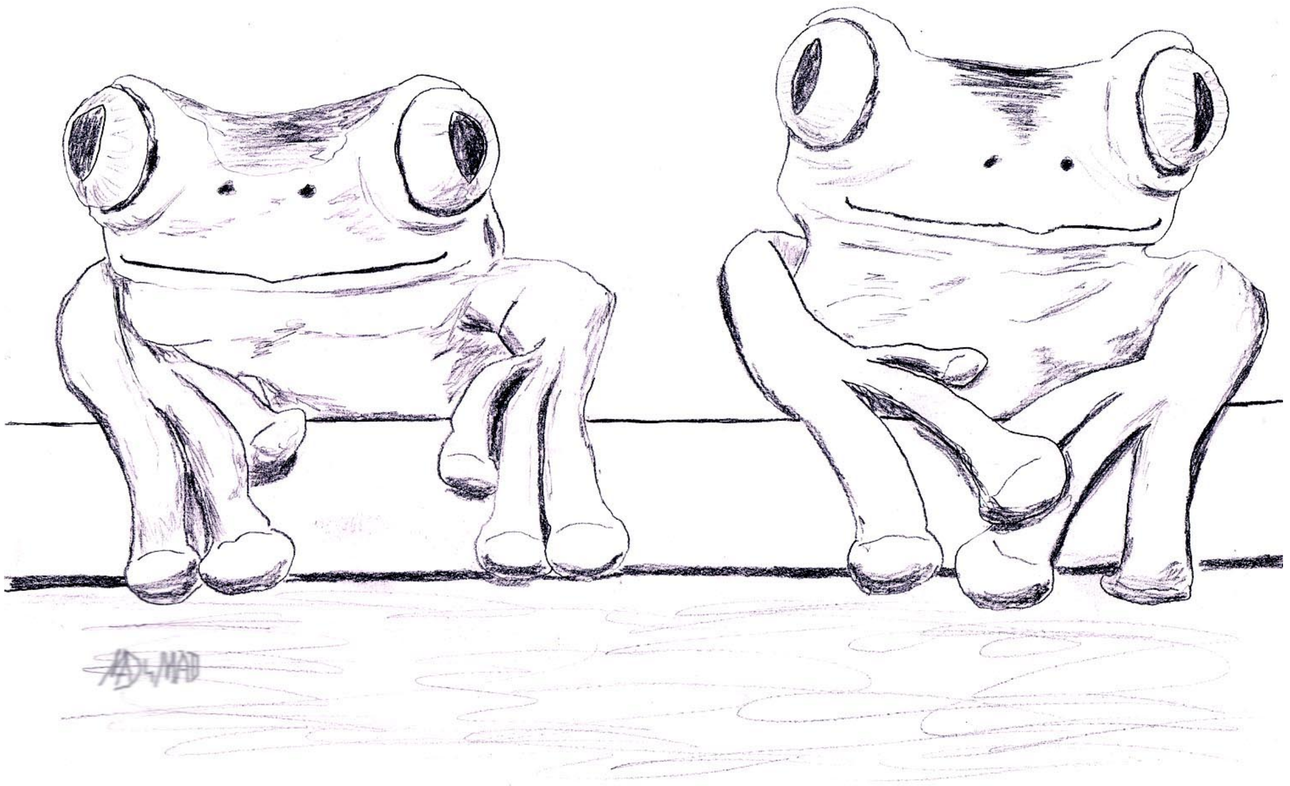
unter den Felsen. Mustafa und ich lachten uns an und schüttelten uns die Hände: Dann nahm er einen Stein und ritzte etwas in den Fels. Ich sah wieder meinen Namen und fragte ihn natürlich, was er geschrieben hatte. Er übersetzte: „Mein bester Freund Marc hat mir gerade das Leben gerettet."
Dann erklärte mir Mustafa, dass wir das Böse und Schlechte, das Menschen uns antun, in den Sand schreiben sollen, damit es erklärt, warum wir wütend sind. Der Wind würde dann dafür sorgen, dass das dieser Grund nicht länger im Sand geschrieben steht als unser Ärger dauert. Der Wind wird es schließlich verwischen – manchmal in Minuten, manchmal in Stunden, sicher aber in wenigen Tagen und er wird die Erinnerung daran auslöschen.
Das Gute und Schöne aber, das uns ja auch von manchen Menschen widerfährt, das sollen wir in Stein ritzen, damit der Wind es zu unseren Lebzeiten nicht abtragen kann und wir für immer daran erinnert werden. Ich lernte an diesem Tag noch ein viertes arabisches Wort zu lesen …

الله	Allah
لكولا	Kola
مارك	Marc
صديق	Freund

Mustafa ist leider vor Kurzem gestorben, habe ich gehört.
Ich werde ihn und seine ehrliche Freundschaft zu meinen Lebzeiten sicher nicht vergessen und ich habe irgendwo gelesen, dass ein Freund nicht wirklich stirbt, solange die Freundschaft zu ihm noch in einem seiner Freunde weiterlebt.

Auch erinnert mich diese Geschichte an eine andere. Als ich damals mit Mustafa durch die Wüste wanderte, musste ich an die Erzählung von den Fröschen in der Milch denken … Dir habe ich sie ungefähr so erzählt ...

Die Frösche in der Milch



Zwei junge Frösche hüpften durch den Wald. Sie waren hungrig, denn ein Sturm hatte kurz zuvor die Gegend verwüstet und die meisten Tiere und Menschen waren geflohen. Die Frösche gehörten zu den Wenigen, die geblieben waren, weil sie kein Problem mit den Überflutungen hatten. Sie waren die besten Schwimmer weit und breit und konnten für Tage im Wasser bleiben. Als sie zu einem verlassenen Haus kamen, entschieden sie, darin nach etwas Essbarem zu suchen. Sie fanden zuerst nichts, aber dann schauten sie in eine Schüssel und sahen, dass sie zur Hälfte mit frischer Milch gefüllt war. Obwohl Frösche zu den Tieren gehören, die Milch normalerweise nicht so gern trinken, hatten sie doch solchen Hunger, dass sie sich sofort mit einem breiten Frosch-Grinsen und kopfüber in die Milch fallen ließen. Sie tranken, bis sie satt waren und alberten noch ein wenig in diesem schneeweißen Schwimmbad für Frösche. Dann wollten sie weiter, aber der Rand der Schüssel war so hoch, dass sie nicht mehr herausklettern konnten. Frösche könne zwar hoch springen, aber auch sie

brauchen einen festen Boden, um abzuspringen. Irgendwann hörten sie - völlig außer Atem - auf, es zu versuchen und schwammen strampelnd für eine Weile schweigend nebeneinander. „Hier kommen wir nie mehr raus“ sagte der eine Frosch „Ich gebe auf. Wenigstens haben wir uns noch einmal den Bauch vollschlagen können. Es war mir eine Freude mit dir geschwommen zu sein!“ Dann schloss er die Augen und ließ sich auf den Grund der Schüssel sinken. Der andere Frosch wollte das nicht wahr haben. Er wollte nicht aufgeben, und weil Frösche nicht nur hervorragende Schwimmer sind, sondern noch bessere Taucher, tauchte er seinem Freund hinterher und zog ihn wieder an die Oberfläche. „Gib nicht einfach auf!“ rief er laut, als sie prustend aus der Milch auftauchten. „Wir sind die besten Schwimmer hier im Wald und noch leben wir, also schwimm weiter!“ Der erste Frosch begann auch wieder zu strampeln, aber nach einer Weile sagte er „Wir mussten nach dem Unwetter schon für Tage schwimmen … meine Beine tun mir weh … ich kann nicht mehr!“ Der andere Frosch aber spornte ihn wieder an. „Lass die Beine einfach wehtun und schwimm weiter. Du kannst schließlich gar nicht wissen, wann deine Beine nicht mehr können. Du hast ja noch nie probiert, wie lange es dauert, bis es wirklich nicht mehr geht … tu es jetzt und probier aus, wie weit du wirklich kommst. Du hast eben schon gesagt, dass du nicht mehr kannst und du schwimmst immer noch – also schwimm weiter“ Sie schwammen und um ihre Kräfte und ihren Atem zu sparen sagten sie eine Weile nichts. Irgendwann schreckte der Frosch, der seinen Freund eben noch ermutigt hatte, zusammen und rief „Etwas hat mich am Bein berührt … wir sind nicht allein hier drin!“ Beide starrten suchend auf die Oberfläche der Milch, aber sie sahen nur Weiß. Der Frosch schreckte wieder zusammen. „Da war es schon wieder. Ich hab Angst …!“ Der Frosch, der schon aufgegeben hatte, wurde wütend. „Ich strampel mich hier doch nicht ab, um dabei auch noch Angst zu haben … ich sehe nach!“ sagte er und tauchte in die Milch. Nach einem Moment kam er zum Luftschnappen wieder hoch. „Nichts zu sehen! Alles weiß!“ berichtete er knapp und tauchte sofort wieder ab. „Immer noch nichts!“ sagte er, als er wieder aufgetaucht war. Und auch er schreckte zusammen „Jetzt hab ich es auch gefühlt … warte mal“ Er griff in die Milch und nach einem Moment holte er etwas heraus. Es war ein Klümpchen aus einem dickflüssigen, hellen Zeugs. Der

Frosch roch dran, dann warf er es hoch und fing es mit dem Mund auf. „Schmeckt gut!“ sagte er kauend und fügte dann noch hinzu „keine Gefahr. Nur Klümpchen!“
Sie strampelten weiter und die Klümpchen wurden immer mehr. Sie aßen sich wieder satt und die neue Kraft ließ sie wieder fester Strampeln. Aus den Klümpchen wurden Klumpen und es wurde immer schwerer zu schwimmen, weil die Klumpen nun überall waren. „Es wird immer schwerer!“ stellte der Eine fest. „Ja, aber du hast gesagt, solange wir noch leben, solange gibt es auch noch eine Chance. Ich hab dir geglaubt und bin deshalb immer noch hier, also strampel jetzt auch weiter!“ Sie strampelten und quälten sich die ganze Nacht. Irgendwann im Morgengrauen verklebten die Klumpen zu einem dickflüssigen Schlamm. Sie konnten in der dicken Soße nur noch langsam strampeln und sanken so tief ein, dass sie nur noch mit Mühe ihr Froschmaul über der Oberfläche halten und atmen konnten. Sie konnten sich nicht mehr anfeuern, aber in ihren Köpfen hallte noch immer, was sie sich gegenseitig gesagt hatten „Noch leben wir. Schwimm weiter!“ Als die Sonne am Morgen durch die Fenster schien, war aus dem Schlamm ein Lehm geworden und die beiden kletterten müde auf die Oberfläche. Sie saßen auf einer Schüssel Butter, die sie mit ihrem stundenlangen Strampeln aus der Milch geschlagen hatten. Sie aßen noch ein wenig von der Butter und ruhten sich aus. Als sie wieder zu Kräften gekommen waren, sprangen sie von der festen Butter zum Rand der Schüssel und kletterten heraus.

Als es wirklich darauf ankam, haben die Frösche nicht aufgegeben.

Die, die verrückten Träumen nachjagen, können diese irgendwann aufgeben.

Die die schlechte Angewohnheiten haben, sollten diese bald aufgeben.

Die, die am Ende angekommen sind, müssen so einiges aufgeben.

Aber alle, die Überleben wollen, dürfen niemals aufgeben.

Ein sehr berühmter Dichter mit Namen Johann-Wolfgang von Goethe hat geschrieben:

Hab und Gut verloren – Etwas verloren

Ehre verloren – Viel verloren

Mut verloren – Alles verloren

Ich habe in meinem Leben mehr als einmal alles verloren, ich habe sogar Dinge verloren, von denen ich erst, nachdem sie verloren waren, erfuhr, dass sie mal mir gehört hatten. Ich habe mich verzweifelt an das geklammert, was ich für Ehre hielt, aber niemals habe ich meinen Mut oder meine Hoffnung aufgegeben – die konnte mir niemand nehmen und meine Zeilen an Dich sollen Dir zeigen, dass ich diesen Mut und diese Hoffnung immer noch hatte, als ich sie Dir geschrieben habe.

Die folgende Geschichte ist wahrscheinlich so oder ähnlich auch schon zu Zeiten des Römischen Imperiums erzählt worden, wenn die reichen Bürger Roms im Sommer ans kühle Meer fuhren. Ich kann mich nicht erinnern, wann oder wo ich sie zum ersten Mal gehört habe, aber ich weiß noch gut, dass ich oft an diese Geschichte gedacht habe, als ich für ein paar Jahre am Meer lebte. Dir habe ich die Geschichte gar nicht mehr erzählt, weil Du irgendwann eingeschlafen warst, und ich bei den Guten-Tag-Geschichten am nächsten Tag nicht mehr dran gedacht habe – aber ich hätte sie Dir wahrscheinlich so oder ähnlich erzählt …

Der arme Fischer



In einem Hafen im sonnigen Süden lag ein alter Fischer in seinem kleinen hölzernen Boot und döste in der Sonne. Ein reicher Tourist sah ihn da liegen und stieß seine Ehefrau an. Diese drehte sich um und schaute auch hin – sie sah das idyllische Bild mit dem blauen Himmel mit den friedlichen weißen Wölkchen, mit dem glitzernden Meer und dem alten Fischer davor. Sie nickte ihrem Mann verträumt zu, aber der schüttelte energisch den Kopf und zog sie mit sich, als er näher heranging. Er stellte sich neben dem Fischerboot des Alten auf, sah hinaus aufs Meer und räusperte sich, um den Fischer auf sich aufmerksam zu machen. Der reagierte aber nicht, nur seine Frau stieß ihm in die Seite. Der Tourist ließ sich aber von ihr nicht beirren und hustete einmal laut. Da öffnete der Fischer langsam die Augen und sah ihn an. Der Tourist lächelte und nickte dem Fischer zu. Dieser nickte und lächelte auch, bevor er wieder die Augen schloss. Der Tourist ignorierte seine Frau, die an seinem Ärmel zupfte und dabei flüsterte „Nun lass ihn doch bitte...“ Er beugte sich zum Fischer und sagte laut. "Sie werden doch heute sicherlich einen guten Fang machen … bei dem Wetterchen!“ Aber da kam nur ein kurzes Kopfschütteln vom alten Fischer – er öffnete nicht einmal die Augen. „Mir wurde aber gesagt, dass das Wetter ausgezeichnet zum Fischen sei.“ Der Fischer nickte mit dem Kopf, aber öffnete seine Augen noch immer nicht. „Sie werden also nicht rausfahren und fischen?“ Der Fischer schüttelte den Kopf und seine Augen blieben weiter geschlossen. Der Tourist sah seine Frau an und nickte wissend. Die verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf und fragte dann den Fischer. „Fühlen Sie sich nicht wohl, Sie armer Mann?“ Der Fischer lächelte und öffnete endlich seine Augen. Er sah die Frau des Touristen mitfühlend an und sagte „Ich fühle mich hervorragend, vielen Dank.“ Nun stieß der Tourist seine Frau an und die fragte den Fischer verwundert „Aber warum fahren Sie denn dann nicht zum Fischen, wenn das Wetter doch so gut ist?“ Der Fischer sah sie immer noch lächelnd an und sagte „Ich war heute morgen schon draußen.“ Die Frau des Touristen sagte „Ach so ...“ und es klang, als sei sie erleichtert. Sie wollte ihren Mann schon zum Weitergehen bewegen, aber er wollte es genauer wissen. „War denn der Fang gut heute morgen?“ fragte er misstrauisch. Aus dem Lächeln des Fischers wurde ein breites Grinsen „Der Fang war großartig. Es ist das Wetter … aber das

wissen Sie ja schon. Der Fang war jedenfalls so gut, dass ich nicht noch einmal rausfahren muss. Ich hatte drei Hummer in den Reusen, ein Dutzend Makrelen im Netz und einen Thunfisch am Haken.“ Der Fischer lachte laut, stand auf und kletterte aus dem Boot. Er gab den beiden die Hand und lachte „Ich habe sogar genug gefangen, dass ich für zwei Tage nicht Fischen gehen muss!“ Der Tourist und seine Frau sahen sich verständnislos an. Dann sagte der Mann: „Es geht mich ja nichts an, aber haben Sie nicht mal darüber nachgedacht, mehr zu fischen? Zeit genug scheinen Sie doch zu haben ...“ Der Fischer sah ihn interessiert an „Warum sollte ich das tun?“, wollte er wissen.
„Überlegen Sie doch! Wenn Sie heute nicht nur einmal, sondern zwei oder drei Mal zum Fischen fahren würden … dann würden Sie doch auch zwei oder drei Mal so viel verdienen.“ Der Fischer nickte zustimmend. Der Tourist freute sich, dass der Fischer ihn zu verstehen schien. Er lächelte und sagte „Und wenn Sie das nicht nur heute so machen, sondern immer, wenn das Wetter günstig ist, wie viel Sie da mehr verdienen würden …“ Weil der Fischer nickte und ihn anlächelte, redete der reiche Tourist gleich weiter „Sie würden doch sicher genug verdienen, um sich in ein Paar Monaten einen Motor für ihr altes Boot kaufen zu können.“ Der Fischer nickte wieder und so fuhr der Mann mit seinem Plan fort. „Mit einem Motor können Sie doch sicher auch rausfahren, wenn das Wetter nicht ganz so günstig ist, oder?“ Wieder nickte der Fischer und lächelte. Der Mann redete nun lauter „Wenn sie viel häufiger rausfahren können, dann verdienen Sie noch mehr und könnten sich nach ein oder zwei Jahren einen richtigen Kutter aus Stahl kaufen!“ Der Tourist strahlte den alten Fischer an, der weiterhin zurück lächelte. Der Tourist machte eine ausladende Bewegung mit seinen Armen und fragte „Und wissen Sie, was Sie dann machen können?“ Der alte Fischer schüttelte den Kopf. „Dann könnten Sie mit dem neuen Kutter jeden Tag auf das Meer rausfahren und fischen, egal, wie das Wetter ist. Dann würden Sie so viel verdienen, dass Sie sich ein Kühlhaus leisten und noch mal zwei Jahre später einen zweiten Kutter kaufen könnten und dann den Dritten schon nach einem Jahr. Die drei Kutter könnten so viel verdienen ...“ der Tourist holte tief Luft, denn nun kam seine Idee erst so richtig ins Rollen. Seine Frau legte ihre Hand sanft auf seinen Arm, um ihn zu beruhigen, aber seine Stimme überschlug sich vor Begeisterung, als er fortfuhr.

„In ein paar Jahren hätten Sie eine ganze Flotte von Fischerbooten und noch eine Flotte von Lastern, die den Fang ohne Zwischenhändler direkt für Sie an die Großmärkte liefert. Sie würden dann genug Geld verdienen, damit Sie sich eine kleine Fischfabrik bauen könnten … vielleicht mit einem eigenen kleinen Hafen für ihre Flotte. Dort könnten Sie dann ein Fischrestaurant eröffnen und später vielleicht ein kleines Hotel. Sie könnten sich ein Flugzeug leisten ...“ Zum ersten Mal stockte dem reichen Touristen in seiner Rede die Sprache. Schweigend schüttelte er den Kopf und viel leiser als vorher sagte er „Und dann könnten Sie ...“ aber er stockte wieder und schüttelte noch einmal den Kopf, während er auf das glitzernde Meer schaute. Seine Schultern begannen unmerklich zu zittern und eine Träne lief ihm über das Gesicht. Der Fischer legte ihm seine Hand auf die Schulter und fragte dann leise „Na, was kann ich dann …?“ Der Tourist schüttelte wieder nur den Kopf. Der Fischer nickte, klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter und fragte langgezogen „Dann kann ich …?“ Der Tourist schluchzte los „Dann könnten Sie hier in Ruhe sitzen und in der Sonne dösen ...“ Der Fischer drückte mit seiner Hand die Schulter des Touristen und sagte freundlich „Eben … und genau das habe ich getan, bis Sie mit ihrem Plan kamen. Wenn alle so denken würden wie Sie, dann wäre doch von all der Schönheit hier an der Küste und von den Fischen draußen im Meer ganz schnell nichts mehr übrig. Wie die Bauern auf den Feldern müssen wir Fischer unsere Ernte wachsen lassen. Das erfordert Zeit – Zeit in der Sonne zu dösen und das wunderschöne Meer zu genießen!“ Der Tourist nickte zustimmend, gab dem Fischer die Hand und sagte ihm leise „Als ich gekommen bin, haben sie mir leid getan, aber jetzt beneide ich Sie.“ Der Tourist drehte sich um und ging mit seiner Frau davon. Der Fischer hörte noch, wie sie sagte „Du weißt doch der Doktor hat gesagt, du sollst dich erholen und nicht an die Arbeit denken ...“

Dann setzte sich der Fischer zurück in sein Boot. Er schloss wieder die Augen. Er fühlte die Sonne auf seinem Gesicht, roch das Meer, hörte die kleinen Wellen, die leise und regelmäßig an die Hafenmauer klatschten und er hörte die Möwen in der Ferne rufen, roch die Makrele, die seine Frau gerade für ihn in Olivenöl gebraten hatte. Dann kam auch schon ihr Ruf, dass das Essen fertig sei. Er stand auf, streckte sich, atmete noch einmal tief ein und fühlte sich wirklich sehr zufrieden. Dann ging er zu seiner Frau zum Essen ...

Als ich selbst am Meer lebte, habe ich mich oft wie der alte Fischer gefühlt, denn ich konnte da wohnen, wo es so schön war, dass Tausende viel Geld dafür bezahlten, es nur mal für ein paar Tage sehen und so leben zu können, wie ich es das ganze Jahr über tat.

Die Geschichte erinnert mich aber auch an eine Andere, die ich dir mal im Auto als Guten-Tag-Geschichte erzählt habe, als wir aufs Land gefahren sind – wie es damals häufig vorkam, weil Du zu dieser Zeit Traktoren so geliebt hast … die Geschichte geht ungefähr so:

Wie die armen Leute wohnen

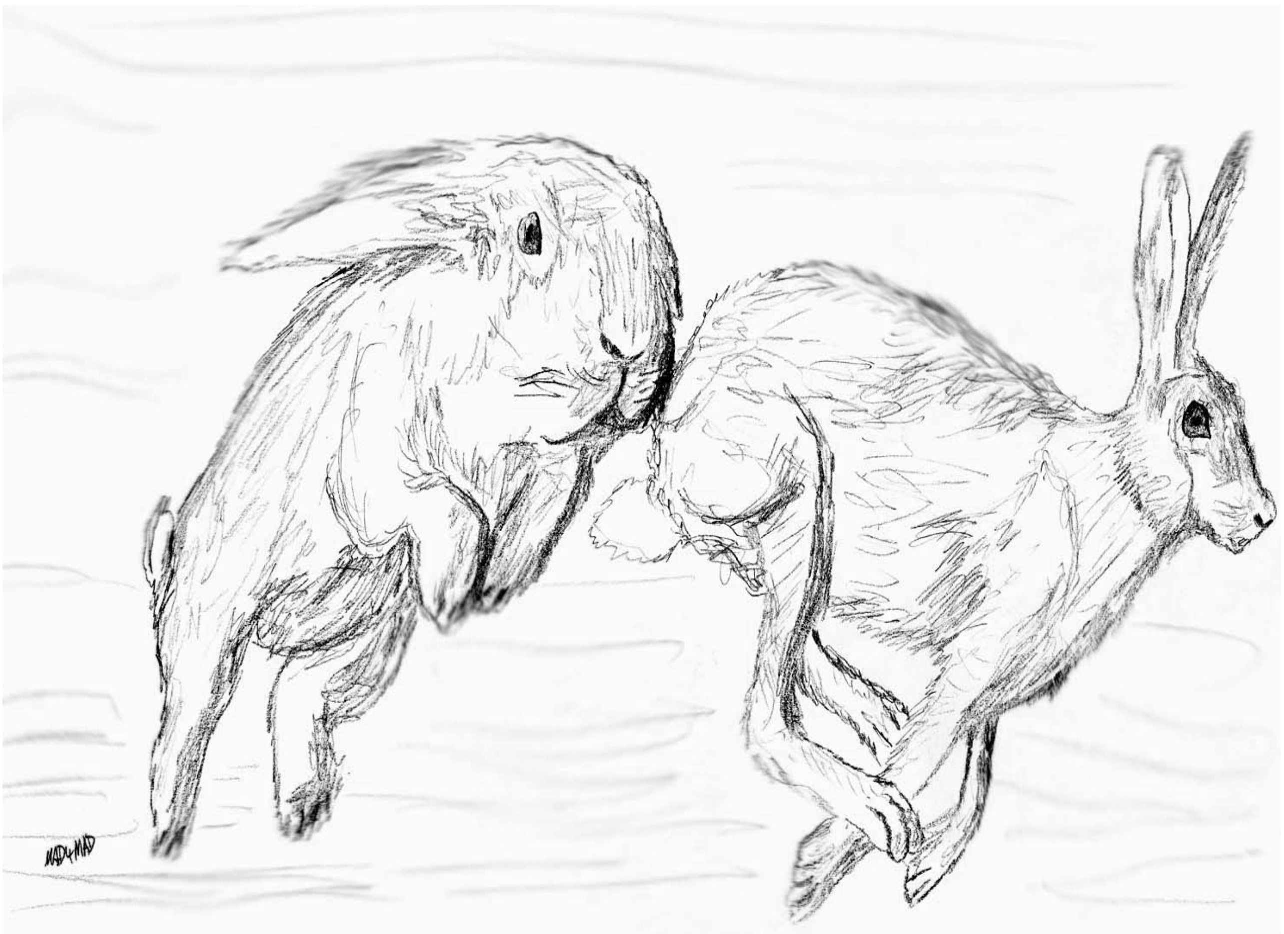


Ein Vater sagte zu seinem Sohn: „Komm ich zeig dir mal, wie arm Menschen sein können!“ und dann fuhr er mit ihm aus der Stadt hinaus aufs Land. Er kannte eine sehr arme Familie, die auf ihrem kleinen, alten Bauernhof lebte und die wollte er mit seinem Sohn besuchen. Sie kamen an und weil zwei der fünf Kinder im gleichen Alter waren wie der Sohn, wurde es nicht langweilig. Sie spielten in der Scheune und im Wald und mit den Hunden. Später gab es ein Abendessen, das hauptsächlich aus den Dingen bestand, die die Leute auf dem Hof selbst anbauten, und anstelle des Fernsehens erzählten sie vor dem Schlafen ein paar Geschichten. Am nächsten Morgen bedankten sich Vater und Sohn und fuhren wieder in die Stadt.
Auf dem Weg sagte der Vater zu seinem Sohn, der ganz still geworden war „Und, wie hat dir unser kleiner Ausflug gefallen?“ Der Junge antwortete „Es war sehr interessant und ich glaube, ich habe verstanden, was du mir damit zeigen wolltest.“ Der Vater freute sich und sagte „Das ist eine wichtige Lektion und sie wird dir im Leben helfen, die Dinge besser einzuschätzen!“ Der Sohn nickte zustimmend und sagte „Ja, ich kann Armut jetzt viel besser verstehen. Wir haben ein Haus und eine Garage, die haben ein Haus und eine riesige Scheune. Wir haben einen Hund, die haben drei. Ich habe eine ganz kleine Schwester, und jeder von denen hat vier Geschwister in jeder Altersklasse. Wir müssen das im Fernsehen sehen, was auch alle anderen sehen müssen, aber die bekommen am Abend ihre ganz eigenen Geschichten erzählt. Wir haben einen kleinen Pool, die haben einen riesigen See. Wir haben einen kleinen Garten, die haben einen Wald, der gar nicht mehr aufhört. Wir haben nachts Leuchtreklamen, die blinken, die haben Sterne, die funkeln. Wir haben eine Straße vor der Tür und die das ganze Land.“
Der Vater wusste nicht, was er sagen sollte und starrte über das Lenkrad auf die Straße vor sich.
„Danke“ sagte der Sohn „Danke, dass du mir gezeigt hast, wie arm wir sind. Ich werde mich jetzt viel mehr anstrengen in der Schule, damit ich mir das auch alles irgendwann leisten kann.“

Ich will Dir nicht meine Sicht der Dinge beibringen, denn ich weiß, dass Du, wie jeder andere auch, eine eigene Sicht der Dinge hast. Ich versuche mit diesem Buch nur, was der Vater in der Geschichte tatsächlich geschafft hat: Ich will Dir mit meinen Geschichten Dinge zeigen, damit Du sie selbst sehen und Dir ein eigenes Urteil bilden kannst. Egal, zu welchem Entschluss Du nach einer Geschichte kommst, werde ich Dich immer lieben und immer stolz auf Dich sein.

Damit kommen wir zur nächsten Geschichte, die - wie die Geschichte von den armen Leuten - zeigt, dass es oft besser ist, sich eine eigene Meinung zu bilden und nicht auf die anderen zu hören ... und deshalb nicht aufzugeben!

Der Wettlauf der Hasen



Eines Tages hatten einige Hasen einen Streit darüber, wer von ihnen der schnellste und ausdauerndste Läufer sei. Sie konnten sich nicht einigen, also beschlossen sie, einen Wettlauf zu veranstalten, um die Sache ein für allemal zu klären. Andere Hasen hörten von dem Einfall und wollten auch mitlaufen, und so wurde es das größte Hasenrennen, das es je im Wald gegeben hatte. Damit sich kein Hase Vorteile verschaffen konnte, sollten die Rehe die Strecke festlegen. Die Rehe fanden aber, dass sie selbst viel bessere Läufer als die Hasen seien und wollten es den Hasen mal so richtig zeigen. Sie wählten die schwerste Strecke, die sie kannten, verlängerten diese noch durch zwei Bäche und legten das Ziel hinter eine steile Hügelkette. Schließlich legten sie auf dem ganzen Weg Bäume und Büsche als Hindernisse in den Weg. Als sie fertig waren, die Strecke zu markieren, dachten sogar die Rehe selbst, dass sie es nicht schaffen könnten, wenn sie es anstelle der Hasen versuchen würden. Die anderen Tiere im Wald kamen am Tag vor dem Rennen, um die Strecke zu besichtigen und keines der Tiere glaubte, dass irgendjemand diesen Weg bewältigen würde, schon gar nicht in einem Wettrennen.
Am nächsten Tag waren sie alle wieder da, denn sie wollten sehen, wie die Hasen auf der Strecke scheiterten. Sogar die Raubtiere jagten an diesem Tag nicht, weil sie das Rennen sehen wollten. Am Start standen die Rehe und kicherten. „Das schafft ihr nie!“ sagten sie und als alle versammelt waren, gaben sie das Signal und alle Hasen rannten los. Wer schon mal einen Hasen in vollem Lauf gesehen hat, weiß, wie schnell so ein Hase rennen kann, wenn er will, und diese Hasen wollten alle. Sie zischten durch das hohe Gras, sprangen über die Hindernisse und waren dabei alle ziemlich schnell. Nur die Vögel konnten ihnen aus der Luft folgen und passten von oben auf, dass alles mit rechten Dingen zuging. Am Rand der Strecke standen die anderen Tiere und schauten belustigt zu. Der Biber rief „Gebt auf, ihr schafft die Strecke ja doch nicht!“ Aber die Hasen dachten nur, dass ein dicker Biber ja nichts vom Laufen verstehe und rannten weiter.
Ein Marder stand mit seiner Familie in einer besonders engen Kurve an der alten Eiche. Als die ersten Hasen kamen, rief er „Vergesst es … diese Strecke ist nicht zu schaffen!“ und tatsächlich gab der erste Hase auf, nachdem er zu schnell auf die Kurve

zugelaufen war, vor der Eiche nicht mehr hatte bremsen können und erst die Rinde des Baumes ihn krachend zum Stehen gebracht hatte. „Das ist einfach eine unmögliche Strecke“, rief die Frau des Marders und ihr Mann rief „Einfach nicht zu schaffen!“ Die Hasen hörten es, aber liefen weiter. Nur der Eine blieb zurück, um sich von der Frau des Marders die Wunden versorgen zu lassen, die er bei seinem Unfall mit der Eiche davongetragen hatte.

Am Bach standen die Wiesel und lachten, als die Hasen kamen „Ihr schafft es ja doch nicht ...gebt doch gleich auf!“ Und auch wenn Wiesel mit ihren kurzen Beinen nicht so viel vom Laufen verstehen wie die Hasen, gaben doch noch weitere Hasen auf und legten sich auf der anderen Seite des Baches in die Sohne, um zu trocknen. „Keine Schande!“ riefen die Wiesel „Die Strecke ist viel zu schwer – das schafft sowieso keiner!“ Die anderen Hasen hörten es zwar, aber wollten immer noch nicht aufgeben. Sie rannten immer noch über Stock und Stein. Ein Stück weiter hatten die Wildschweine eine Pfütze zum Schlammbaden genutzt, und als die Hasen kamen, rief eines der Schweine „Guckt mal, die Armen glauben immer noch, dass sie am Ziel ankommen … gebt doch einfach auf und badet mit uns.“ Die anderen Wildschweine lachten und die Hasen hörten es, aber bis auf einen oder zwei, die aufgaben, liefen alle weiter. Sie waren immer noch nicht am zweiten Bach angekommen, als einige Fasane an der Strecke aufgeregt gackerten „Gebt doch auf, das schafft Ihr nie!“ Weitere Hasen gaben müde und enttäuscht auf. „Nicht so schlimm!“ sagten die Fasane „es wird sowieso niemand ankommen!“ Die anderen Hasen hörten es, aber rannten weiter, bis sie zum zweiten Bach kamen, wo sich der Fuchs und der Dachs laut unterhielten „Das werden sie nicht schaffen“ sagte der Dachs und der Fuchs fügte hinzu „Ich bin ein guter Läufer, aber diese Strecke würde ich auch nicht schaffen.“ Einige Hasen wussten schon, dass der Fuchs normalerweise ein sehr guter Läufer ist und gaben an dieser Stelle auch auf. Sie ließen sich neben dem Dachs und dem Fuchs ins Gras fallen und einer der Hasen keuchte „Na, wenn du es schon sagst ...“ Aber einige Hasen liefen immer noch weiter. Unten an den Ausläufern der steilen Hügel standen die Eichhörnchen „Das schafft ihr nicht, glaubt uns ruhig“ Die Eichhörnchen waren vielleicht nicht die ausdauerndsten, aber sie waren blitzschnell und wenn sie von irgendetwas mehr verstanden als die Hasen, dann war es, wie man schnell von unten

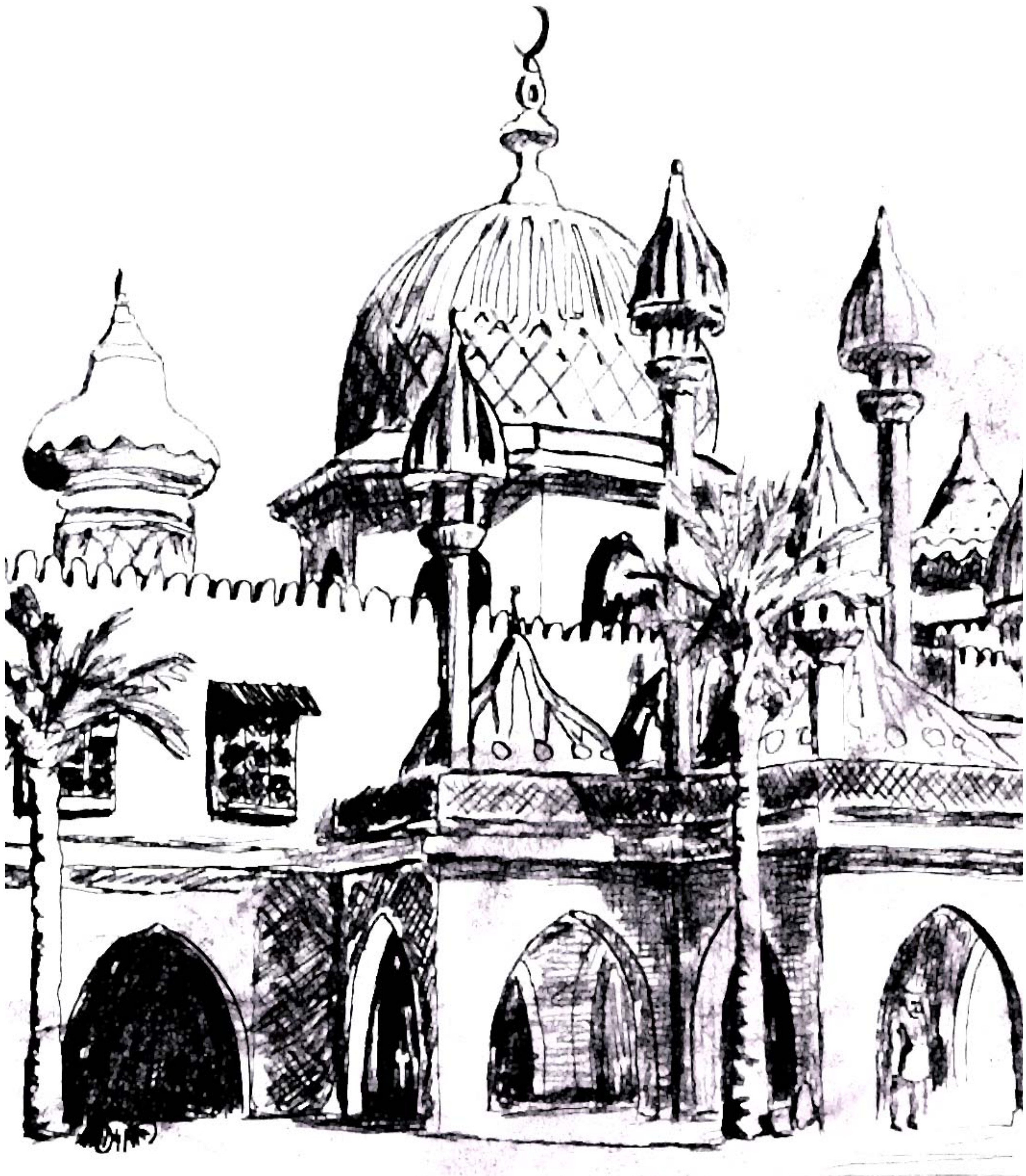
nach oben - zum Beispiel auf einen Baum - kommt. Jetzt gab ein Hase nach dem anderen auf. Einige versuchten noch ein Stück weit den steilen Weg hinauf zu kommen, aber als sie immer langsamer wurden, gaben sie schließlich alle auf.
Bis auf einen Hasen. Er schaute sich kurz um, als er niemanden mehr vor sich hatte und lief weiter. Auch er wurde immer langsamer und keuchte schwer, als er oben auf dem Hügel ankam, aber als es auf der anderen Seite wieder bergab ging, wurde er sogar noch einmal ein wenig schneller. Die Vögel und die Rehe, die eine Abkürzung genommen hatten, warteten bereits an der Ziellinie auf ihn. Alle sahen ihn erstaunt an. Als der siegreiche Hase wieder zu Atem gekommen war, sagte er laut „Das war aber eine schwierige Strecke!“ Eine staunende Eule fragte „Wie hast du das geschafft?“ Der Hase sah sie an, dann legte er eine Pfote an sein Ohr und rief laut „Du musst ganz laut in mein Ohr sprechen – ich bin etwas taub!“
Aber die Tiere hatten schon verstanden. Weil der Hase fast taub war, hatte er nichts von allem gehört, was die anderen Tiere über die Strecke gesagt hatten und so hatte er einfach nicht aufgegeben.

Ich kann mir vorstellen, dass es der schwerhörige Hase nicht leicht hatte, als er noch ein kleines Häschen war und die anderen ihn geärgert haben, weil er nicht so gut hören konnte ... aber an diesem Tag hat er gezeigt, dass seine Schwäche manchmal auch seine Stärke sein kann. Wir wissen eben nie, ob etwas nicht auch mal ein Segen sein kann … und dieses eine Mal konnte der Hase - etwas zu laut - sagen „Gott sei Dank habe ich euch alle nicht gehört!“

الحمد لله

Al Hamdul lil Allah

Gott sei Dank



Es lebte ein guter und gerechter König in einem arabischen Land. Er war sehr weise, weil er wusste, was sein Volk wirklich dachte und was die Probleme der Bürger waren. Er wusste das so genau, denn oft verkleidete er sich als ganz normaler Bürger und ging dann unerkannt durch die Straßen der Hauptstadt, um zu erfahren, was die Leute redeten.
Eines Nachts, als er schon wieder auf dem Rückweg in den Palast war, sah er aus einer ärmlichen Hütte noch immer Licht fallen und schaute durch das Fenster, wer da so spät noch wach war: Ein Mann saß allein an seinem gedeckten Tisch und war gerade dabei für sein Mahl Dank an Gott zu sagen. Der König sah ihn an und hörte still zu, bis der Mann mit seiner Lobpreisung fertig war, dann klopfte er an die Tür: „Ist es möglich als Dein Gast einzutreten?“ Das Gastrecht ist ein heiliges Recht und so sagte der gläubige Mann „Es ist möglich! Sei willkommen, Fremder und setzt dich zu mir – ich will mein Mahl gern mit dir teilen!“ Der Fremde, der ja der unerkannte König war, wollte mehr über den freundlichen Gastgeber erfahren und beim Essen begann er, Fragen zu stellen: „Was ist dein Handwerk?“ Der Mann sagte nur „Ich habe keines.“ Der König fragte „Wie verdienst du dein Geld?“ Der Mann lächelte „Gott sei Dank. Ich habe eine Nadel gefunden und mir etwas Garn besorgt. Ich gehe also zum Stadttor und biete den Reisenden an, ihre Kleider zu flicken, wenn diese von weit her mit gerissener Kleidung aus der Wüste kommen“ antwortete der Mann. „Ich habe heute genug verdient, um uns beiden heute dieses bescheidene Mahl zu bescheren. Gott sei Dank.“ Der König fragte ihn: „Aber was, wenn du morgen keine Kunden findest, oder deine Nadel verlierst … was machst du dann?“ Der alte Mann sah nach oben und sagte „Morgen? Das Morgen liegt allein in Gottes Hand!“
Der König aß noch etwas, dann bedankte er sich und versprach, am nächsten Morgen mit einer gerissenen Hose zum Stadttor zu kommen.
Aber als der arme Mann mit seiner Nadel und seinem Garn ans Stadttor kam, waren dort Wachen. Sie sagten ihm, der König habe befohlen, nur Schneider mit einer Lizenz vom König dürften am Stadttor ihre Dienste anbieten. Er konnte nicht arbeiten, also ging er wieder und dachte bei sich „Was Könige doch für eigenartige Befehle geben. Am Tor könnten doch alle arbeiten.“ Er setzte sich

an den Marktplatz und bot den Menschen an, ihre Schuhe zu flicken, denn Nadel und Faden hatte er ja und Schuhe gehen immer mal wieder kaputt. Am Abend hatte er sogar so viel verdient, dass er sich mehr Essen kaufen konnte als am Abend zuvor. Als er seinen Tisch gedeckt hatte und gerade Gott für das gute Mahl danken wollte, klopfte es und der Fremde war wieder da. Der Mann bat ihn herein und sie dankten gemeinsam für ihr Abendbrot. Beim Essen fragte der Fremde ihn „Warum warst du nicht am Stadttor. Ich hatte zwei zerrissene Hosen für dich. Jetzt musste ich sie zum Schneider bringen." Der Mann sagte „Gott sei Dank. Der König hat allen, die keine richtigen Schneider sind, das Handwerk am Stadttor verboten. So habe ich mich zu den Schustern auf den Markt gesetzt und den Leuten die Schuhe geflickt. Ich habe noch mehr verdient als vorher am Stadttor und konnte uns dieses gute Mahl davon kaufen. Gott sei Dank!" Der Fremde fragte wieder: „Aber was, wenn du morgen keine Kunden findest, oder dein Garn verlierst … was machst du dann?" und der alte Mann sah wieder nach oben und sagte „Morgen? Das Morgen liegt allein in Gottes Hand!"
Am nächsten Morgen ging er wieder zu Marktplatz, und dort angekommen sah er Schilder, die besagten, es sei der Befehl des Königs, dass auf den Straßen der Stadt jede Flickschusterei verboten sei! Der Mann konnte nicht arbeiten, also verließ er den Marktplatz und dachte dabei „Was Könige doch für eigenartige Ideen haben können. Am Markt könnte doch jeder arbeiten." Er ging zum Brunnen und bot den Leuten an, ihr Wasser für sie nach Hause zu tragen. Er konnte den ganzen Tag hin und her laufen und verdiente so gut, dass er am Abend ein sehr gutes Essen kaufen konnte. Und wieder kam der fremde Gast und fragte, wie es dem Mann ergangen sei. Der sagte: „Gott sei Dank. Der König hat Flickschusterei verboten, und so bin ich zum Brunnen gegangen und habe mit Wassertragen soviel mehr verdient, dass ich uns dieses sehr gute Abendmahl kaufen konnte. Gott sei Dank." Der Fremde fragte wieder: „Aber was, wenn du morgen keine Kunden findest, oder der Brunnen leer ist … was machst du dann?" und der alte Mann sah wieder nach oben und sagte „Morgen? Das Morgen liegt allein in Gottes Hand!"
Am folgenden Tag ging der Schuster direkt zum Brunnen, um wieder Wasser zu tragen. Dort angekommen sah er die Schilder mit dem Befehl des Königs: Wassertragen darf nur, wer eine Erlaubnis

des Königs vorweisen kann! Der Mann ging weiter und dachte bei sich „Welch eigenartige Befehle diese Könige doch manchmal geben. Jeder könnte doch am Brunnen etwas Geld verdienen.“ Er holte seine Axt, um den Menschen beim Holzhacken zu helfen, und am Abend hatte er wieder mehr verdient als am Tag zuvor und das Geld reichte für ein hervorragendes Mahl. Wieder kam der Fremde zum Essen und wieder fragte er, was der Mann gemacht habe, um das Essen kaufen zu können. Erneut berichtete der Mann und dankte Gott für sein Glück, aber wieder fragte der Fremde „Aber was, wenn du morgen keine Kunden findest, oder deine Axt zerbricht … was machst du dann?“ und der alte Mann sah wieder nach oben und sagte „Morgen? Das Morgen liegt allein in Gottes Hand!“

Am nächsten Morgen wurde der Mann früh geweckt. Ein Trupp Soldaten stand vor seiner Tür und brachte ihm den Befehl, dass an diesem und drei weiteren Tagen alle ohne Handwerk bei der Stadtwache Dienst tun müssten. Er bekam eine Uniform, eine Lanze und ein Schwert und wurde in den Hof des Königspalastes beordert, um dort Wache zu stehen. Der König beobachtete heimlich den Mann in seinem Hof und war gespannt, was er diesmal machte. Aber er machte nichts. Den ganzen Tag stand er Wache und verdiente kein Geld. Am Abend ging er zu dem Händler, bei dem er immer sein Essen kaufte und sagte: „Heute habe ich kein Geld verdienen können. Ich gebe Dir das Schwert als Pfand, bis ich wieder Geld habe … gib mir bitte dafür etwas zu essen und ein Stück Holz“ Er bekam etwas zu essen und das Stück Holz. Mit dem Schwert schnitzte er aus dem Holz ein Holzschwert, damit die anderen Soldaten und Wachen nicht bemerkten, dass er kein Schwert hatte. Mit dem Essen bewirtete er den fremden Gast, der wieder am Abend in seine Hütte kam. Als er ihm schmunzelnd erklärte, wie er zu dem Essen gekommen war, fragte der Fremde „Aber was, wenn der Hauptmann morgen deine Waffen sehen will, oder Angreifer aus der Wüste kommen … was machst du dann?“ und der alte Mann sah wieder nach oben und sagte „Morgen? Das Morgen liegt allein in Gottes Hand!“

Am nächsten Tag ging der Mann wieder in Uniform, mit Lanze und Holzschwert zu seinem Posten und stand Wache. Nach kurzer Zeit kam der Hauptmann mit einem Gefangenen und sagte „Dies ist ein Verbrecher. Der König will, dass du ihn hinrichtest!“ Der Mann war

erstaunt, denn es hatte schon seit Jahren keine Todesstrafe mehr gegeben. Außerdem kannte er den Mann als einen sehr freundlichen Herren aus der Stadt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass dieser Mann ein Verbrecher sei und er erwiderte „Das kann ich nicht. Wie soll ich das tun?“ Der Hauptmann sagte ihm, er solle sein Schwert dafür nehmen. Der Mann versuchte Gründe zu finden, warum er das nicht tun konnte, aber der Hauptmann bestand darauf, den Befehl des Königs auszuführen. In der Zwischenzeit hatte sich der Palasthof mit Neugierigen gefüllt, die bei der Hinrichtung des Verbrechers zusehen wollten. Der Mann, der zum ersten Mal jemanden hinrichten sollte, warf sich auf die Knie und rief mit lauter Stimme, so dass alle ihn hören konnten „Gott, erhöre mich: Wenn dieser Mensch wirklich ein Verbrecher ist und du seinen Tod willst, dann lasse mein Schwert in der Sonne glänzen! Wenn du aber den Tod dieses Menschen nicht wünschst, dann mache, dass mein Schwert aus Holz ist!"
Er zog das Schwert und hielt es hoch, damit jeder sehen konnte, dass es aus Holz war. Die Schaulustigen brachen in begeisterten Jubel aus und überall hörte man „Al hamdul ill Allah – Gott sei Dank!“
In diesem Augenblick erschallte ein lautes Lachen und der König kam in den Hof seines Palastes, ging auf den überraschten Mann zu, der den König als seinen fremden Gast erkannte. Der König umarmte ihn und sagte: „Von nun an habe ich einen neuen Ratgeber. Gott sei Dank!“

„Vertraue auf Gott, binde aber trotzdem dein Kamel an!“ sagen die Beduinen … und binden ihre Kamele dann doch nur sehr selten an.

Wir können eben nie wissen, was ein Segen ist … die nötigen Erfahrungen muss jeder selbst machen, so wie jeder für sich selbst lernt – das kann von niemandem abgenommen werden.

Das Geheimnis der Erfahrung



Ein Junge wollte unbedingt herausfinden, wie er später im Leben glücklich sein könne.

Er besuchte seinen alten Lehrer, der auf den Jungen immer einen sehr glücklichen Eindruck machte und fragte ihn, was das Geheimnis für ein glückliches Leben sei.

„Das ganze Geheimnis ist, die richtigen Entscheidungen zu treffen!“ sagte ihm sein alter Lehrer.

Der Junge konnte sich zwar vorstellen, dass richtige Entscheidungen mit einem glücklichen Leben viel zu tun haben mussten, aber er wusste nicht, wie er richtige Entscheidungen treffen konnte, also fragte er den Lehrer:

„Was ist das Geheimnis der Entscheidungen? Wie kann ich richtige Entscheidungen treffen?“

Der Lehrer antwortete „Um richtige Entscheidungen zu treffen, brauchst du vor allem Erfahrung!“

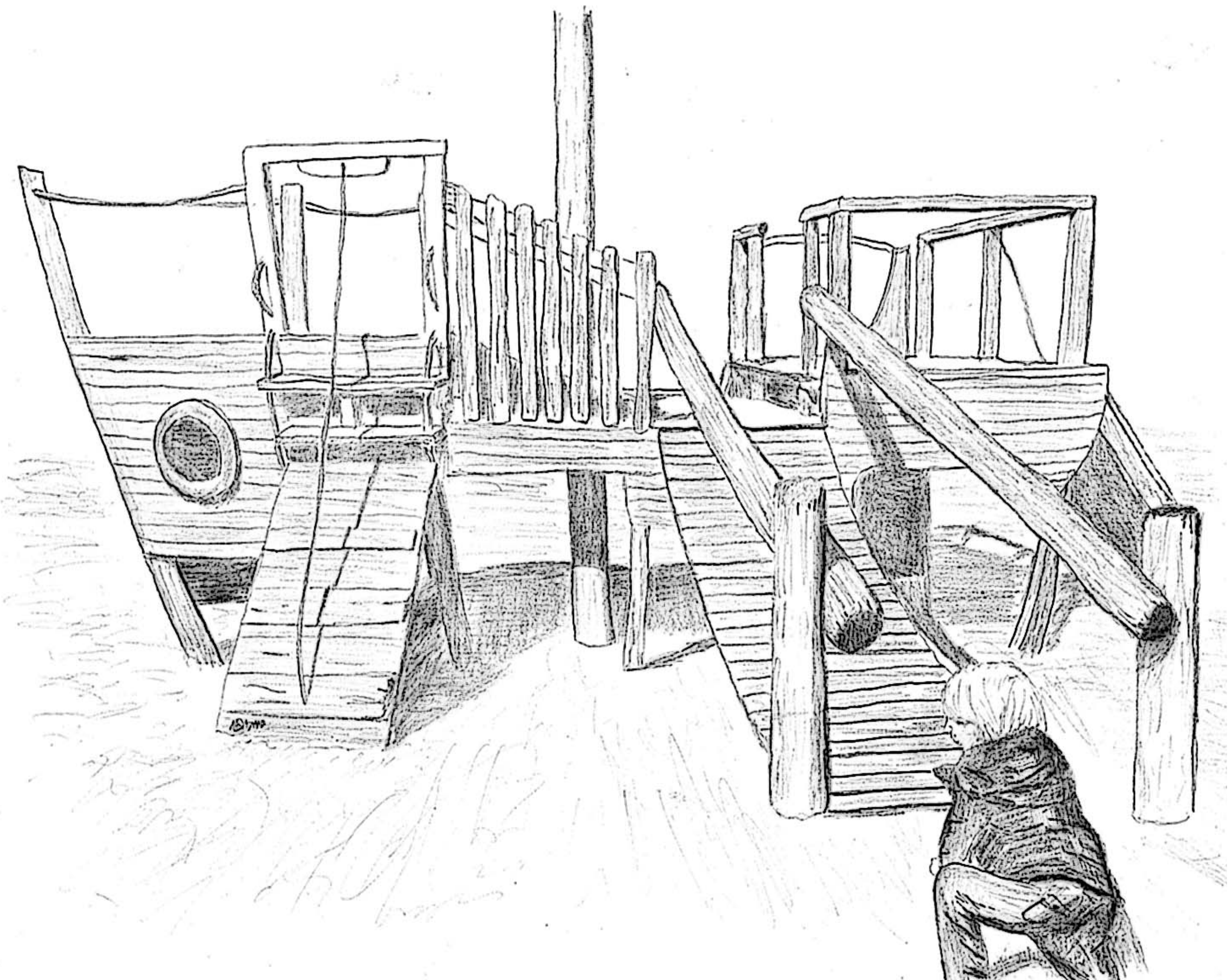
„So so … und wie bekomme ich diese Erfahrung?“ fragte der Junge

„Durch falsche Entscheidungen … als du ein kleines Kind warst, hast du vielleicht die falsche Entscheidung getroffen und einen heißen Ofen angefasst. Durch diese falsche Entscheidung hast du eine wichtige Erfahrung gemacht, denn von nun an wusstest du, dass du dir am Ofen die Finger verbrennen kannst – wir müssen alle eine Menge Erfahrungen machen, bis wir alles kennen, an dem wir uns die Finger verbrennen können!“

Zufrieden ging der Junge nach Hause und machte weiter seine Erfahrungen.

Ein alter Lehrer mit Namen Kung-Fu-Tsu, der vor langer Zeit in China lebte und den die Römer Konfuzius nannten, sagte über die Erfahrung, dass sie wie eine Lampe auf dem Rücken sei, die immer nur den Weg beleuchtet, der schon hinter uns liegt.
Er sagte auch, dass wir drei Wege haben, weise zu werden. Der erste Weg sei der edelste – durch Nachdenken weise zu werden. Der zweite Weg sei der einfachste – durch Nachmachen weise zu tun. Der dritte Weg sei der schwerste – durch Erfahrung weise zu sein.
Ich habe in meinem Leben sehr viele Erfahrungen machen dürfen. Das waren, vor allem am Anfang und Ende meines Lebens, nicht nur schöne und gute Erfahrungen, sondern sehr schmerzhafte und bittere … wenn ich im Schein der Erfahrungs-Lampe auf meinem Rücken zurückschaue, dann kann ich nichts entdecken, was ich ändern könnte, ohne die ganze Geschichte zu gefährden.
Alle diese Erfahrungen waren wichtig und oft auch nötig, damit mich meine Geschichte schließlich am sechsten April des Jahres 2008 ins Krankenhaus führte, wo ich dem größten Wunder in meinem ganzen Leben begegnen dürfte: Dir
Als ich Dich im Arm hielt, machten plötzlich alle meine Erfahrungen Sinn. Lebenserfahrung ist eben nicht einfach nur das, was uns zustößt, sondern was wir aus dem machen, was uns zustößt. Ich hatte all die schlechten Erfahrungen in meiner Kindheit machen müssen, damit ich es nun für Dich besser machen konnte, damit ich Dich besser verstehen konnte, damit ich bei Dir das verhindern konnte, was ich erlebt habe.
Mein guter Wille und die viele Erfahrung hat uns leider nicht geholfen. Vielleicht sehe ich auch nicht genug, vom großen Bild, um zu verstehen, warum es vielleicht ein Segen war, dass ich nicht für Dich da sein konnte.
Meine Erfahrung hat leider bis zum Schluss nicht ausgereicht, um zu verstehen oder zu erfahren, wo ich den entscheidenden Fehler eigentlich gemacht habe oder was ich anders hätte machen sollen… meine Erfahrung hat also nicht gereicht, um weise zu sein.
Aber zum Glück hatte mich meine Erfahrung schon gelehrt, jeden Moment mit Dir zu genießen, solange ich es noch konnte.
Du bist meine allerwichtigste und allerschönste Erfahrung und die dreieinhalb Jahre mit Dir waren die wichtigsten und schönsten Momente in meinem Leben.

Die Geschichte vom dem kleinen Piraten und dem Schatz.



Es war einmal ein kleiner Pirat, der träumte davon einen Goldschatz zu finden. Er wollte unbedingt einen finden. „Man ist erst ein richtiger Pirat“, hatte sein Papa ihm erzählt, „wenn man seinen Schatz gefunden hat!“ … und der kleine Pirat wollte so gern auch ein richtiger Pirat werden. Aber wie konnte er einen Schatz finden, wenn er kein Schiff hatte? Er musste zuerst ein Schiff finden. Also fragte er seine Mama, die immer eine Idee hatte. „Mama, wo kann ich ein Schiff finden, um einen Schatz damit zu suchen?“ fragte er seine Mama, die gerade Kekse backte. „Komm und hilf mir doch mit den Keksen, dann können wir dabei überlegen...“ sagte Mama. Der kleine Pirat backte gern Kekse – er knetete den Teig und rollte ihn mit Mama auf dem Tisch aus. Dann stachen sie mit Förmchen die Kekse aus, legte sie auf ein Blech und schoben sie in den Ofen. Vor lauter Keksen hatte der kleine Pirat ganz vergessen, Mama nach dem Schiff zu fragen. „Mama, was ist denn nun mit meinem Schiff?“
Mama guckte ihn lange an und sagte dann „Meinst Du nicht, Du bist noch ein wenig zu klein, um allein mit einem Schiff loszufahren und einen Schatz zu suchen?“ – „Papa ist auch mit seinem Schiff losgesegelt...“ brummte der kleine Pirat. „Papa ist auch schon ein großer Pirat und er hat schon die ganze Welt umsegelt...“ - „Du hast recht“, sagte der kleine Pirat „vielleicht muss ich noch etwas warten und größer werden...“
Aber der kleine Pirat dachte den ganzen Tag an einen Schatz. Als er abends im Bett lag und Mama ihn zudeckte, kam ihm plötzlich eine Idee. „Mama?“ fragte der kleine Pirat „Wenn ich nicht allein auf dem Schiff bin, dann finde ich doch bestimmt meinen Schatz, oder?“ – „Ja, mein kleiner Pirat ... zusammen geht alles leichter. Jetzt schlaf schön“
Der kleine Pirat dachte noch lange darüber nach. „Wenn ich meine Freunde mitnehme“ - dachte er - „dann bin ich nicht allein und wenn wir uns übereinander stellen, sind wir sogar größer als Papa. Morgen werde ich meine Freunde fragen, ob sie mit mir den Schatz suchen. Darüber schlief er ein und träumte davon, wie er seinen Schatz fand.
Am nächsten Tag traf er seine Freunde und fragte sie, ob sie mit ihm den Schatz suchen wollten. Sie waren einverstanden und freuten sich genauso wie der kleine Pirat. Zusammen zogen sie los,

um ein Schiff zu finden. Aber wo sollten sie suchen? Ein Freund wollte oben auf dem Berg suchen, der andere im Wald. Der kleine Pirat hatte aber gesehen, wo sein Papa losgesegelt war und das war nicht auf dem Berg und auch nicht im Wald. „Wo denn dann?“ fragten seine Freunde. „Keine Ahnung“, sagte der kleine Pirat „aber nicht auf dem Berg oder im Wald!“ – „Woher willst Du das wissen, wenn Du keine Ahnung hast?“ sagte einer seiner Freunde. Der kleine Pirat wusste nicht, was er darauf entgegnen sollte, also kletterten sie auf den Berg. Oben angekommen schauten sie sich um. Kein Schiff. Aber der kleine Pirat konnte von da oben ganz weit sehen und er sah vier große Bäume im Tal. Da erinnerte er sich, wo sein Papa losgesegelt war. „Da unten bei den vier Bäumen sollten wir suchen“ sagte er aufgeregt. „Zuerst gucken wir im Wald!“ sagte sein Freund. Der kleine Pirat zuckte mit den Schultern „Wenn Du unbedingt willst!“ Also kletterten sie wieder vom Berg runter und gingen in den Wald. Aber auch hier war kein Schiff zu sehen. Dafür fanden sie lange Stöcke, aus denen sie sich sofort Schwerter machten. Sie steckten ihre neuen Schwerter in die Gürtel und machten sich auf den Weg zu den vier Bäumen. Als sie dort ankamen war nichts zu sehen. „Komm, wir gehen nach Hause“ sagte einer seiner Freunde, aber der kleine Pirat war sich ganz sicher. „Moment noch … lasst uns auf den kleinen Hügel steigen … vielleicht können wir von da oben weiter sehen“ Vom Hügel aus konnte man auch nicht viel mehr erkennen, aber hinter den vier Bäumen ragte noch ein Baum auf. Aber ein Baum ohne Äste und Blätter. Einfach nur ein Stamm, der wie ein Finger nach oben in den Himmel zeigte. „Was ist das?“ fragte der kleine Pirat. „Nur ein Baum“ antwortete sein Freund. „Lasst uns nachsehen!“ sagte der kleine Pirat „Aber das ist so weit weg!“ stöhnte sein anderer Freund. „Wir müssen sowieso in diese Richtung, wenn wir nach Hause wollen“ Also gingen sie auf den Baum zu und als sie näherkamen sahen sie, dass es gar kein Baum war. Es war der Mast von einem Schiff. Ein richtiges Piratenschiff, genauso, wie sie es sich vorgestellt hatten. Der kleine Pirat blieb plötzlich stehen „Was, wenn schon jemand auf dem Schiff ist?“ Sie sahen das Schiff an. Es war niemand zu sehen. „Wir schleichen uns ganz leise an und schauen erst mal nach!“ sagte der kleine Pirat. Alle waren einverstanden. Ganz leise schlichen sie an das Schiff heran. Es war ein großes Schiff mit viel Platz für den Schatz, den sie finden wollten. Als sie

am Schiff angekommen waren, schauten sie hinein. Niemand da. „Keiner da ... dann ist es jetzt unser Piratenschiff“ sagte der kleine Pirat. Sie gingen an Bord und einer seiner Freunde kletterte sofort auf den Mast, der andere ging nach unten ins Schiff. Der kleine Pirat stellte sich ans Steuerrad und freute sich, dass sie doch noch ein Schiff gefunden hatten. Da rief sein Freund vom Mast herunter „ALARM! Da kommen welche...!“ Tatsächlich. Da kamen ein paar Kinder auf das Schiff zu. „Wir haben das Schiff gestern schon gefunden...wir waren zuerst da“ rief einer von ihnen. „Heute waren wir zuerst da!“ sagte der Freund des kleinen Piraten, der gerade von unten wieder an Deck gekommen war. „Dann greifen wir an...“ sagte eines der Kinder. „Macht doch!“, sagte der Freund des kleinen Piraten, während er sein Schwert aus dem Gürtel zog. Die anderen Kinder waren etwas kleiner als der kleine Pirat und seine zwei Freunde, aber sie waren eins, zwei, drei, vier ... fünf. Der kleine Pirat und seine Freund waren nur drei – zwei weniger – aber dafür waren sie größer und sie hatten Schwerter. Aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken, denn die fünf Kinder stürmten schon auf das Schiff los. Der kleine Pirat zog auch sein Schwert. Die Kinder blieben stehen, sprachen kurz miteinander und gingen dann wieder langsam zurück zu den Bäumen, von denen sie gekommen waren. „Das war ja einfach!“ sagte der Freund des kleinen Piraten. „Die kommen wieder ...die holen sich jetzt bestimmt auch Stöcke im Wald und dann greifen sie wieder an.“ Sagte der andere Freund. Der kleine Pirat überlegte, was Mama gesagt hatte. Zusammen geht alles einfacher. Wenn sie also nicht gegeneinander, sondern alle zusammen arbeiten würden, dann würde es doch noch leichter gehen. „ALARM...sie sind zurück“ hörte er seinen Freund rufen.
Da kamen die fünf Kinder wieder. Jeder hatte einen Stock in der Hand und sie liefen auf das Schiff zu. „Halt!“ rief der kleine Pirat laut „Aufhören! Wenn wir jetzt kämpfen, dann kann keiner von uns den Goldschatz suchen gehen...“ Die Kinder schauten ihn an „Welchen Schatz?“ – „Na, den Goldschatz, den wir mit dem Schiff finden wollen... hier ist genug Platz auf dem Schiff für uns alle. Wenn wir zusammen arbeiten, dann sind wir nicht mehr drei oder fünf, sondern acht. Eine richtige Piratenbande. Wir können uns helfen und den Schatz teilen!“ Die fünf Jungs stimmten zu und kletterten auf das Schiff. Jetzt konnte es endlich losgehen. „Oh je...schon fast acht Uhr!“ sagte einer der Piraten „ich muss nach Hause!“ –„Ich

auch“ sagte ein anderer. „Ja, es wird auch schon dunkel ... lasst uns gehen und morgen nach dem Schatz suchen“ Alle kletterten von Schiff, nur der kleine Pirat stand noch am Steuerrad und schaute in die Ferne, wo irgendwo sein Schatz versteckt war. „Hattest Du einen schönen Tag?“ fragte eine Stimme „Papa!“ rief der kleine Pirat und sprang seinem Papa in die Arme. Dann erzählte er ganz genau, was er erlebt hatte. „Aber als wir dann gerade losfahren wollten, war es schon fast dunkel...“ sagte der kleine Pirat am Schluss seiner Geschichte. „Papa, hast DU denn einen Schatz gefunden?“ Sein Papa lächelte ihn an „Klar...ich finde fast jeden Tag einen Schatz. Ich hab meinen Schatz gerade auf dem Arm!“ sagte er. Der kleine Pirat sah ihn fragend an. „Du bist mein kleiner Schatz.“ Der kleine Pirat lachte „Nein, ich meine so einen richtigen Goldschatz, mit dem man zu einem richtigen Piraten wird!“ – „Ein richtiger Pirat wird man, wenn man seinen Schatz findet...nicht Goldschatz. Du bist viel wertvoller und wichtiger als Gold. Und deshalb hast Du heute auch einen Schatz gefunden!“ Der kleine Pirat sah traurig aus. „Ich hab heute gar nichts gefunden...“ – „Doch. Du bist Dein Schatz und heute hast wieder ein bisschen von diesem Schatz entdeckt. Du hast Deine Freunde gefunden und sie dafür begeistert, mit Dir den Schatz zu suchen. Du hast sie nach dem Schiff suchen lassen, wo sie suchen wollten und trotzdem nicht Dein eigenes Ziel aus den Augen verloren. Du hast das Schiff gefunden und erobert. Du hast Dich tapfer zum Kampf gestellt und warst schlau genug, aus den Feinden neue Freunde zu machen und dabei hast Du viel Spaß gehabt. Ich würde sagen, Du hast heute einen ganz tollen Schatz gefunden – Dich selbst. Und jetzt bringen wir den Schatz nach Hause. Es gibt Pfannkuchen und noch eine Geschichte vor dem Einschlafen!“
Der kleine Pirat guckte wieder fröhlich und freute sich schon auf die Pfannkuchen.
Später, als er eingeschlafen war, träumte er wieder von der Schatzsuche. Aber diesmal träumte er von der Suche. Von den Abenteuern und dem Spaß, den er mit seinen Freunden dabei hatte.

Die Geschichte vom kleinen Piraten habe ich mir ausgedacht, nachdem Du so ähnlich einen Streit um das Spielplatz-Piratenschiff geschlichtet hattest und ich sehr stolz auf Dich war.

Es war auch die erste Geschichte, die ich dir aufgeschrieben habe. Ich wollte Dir eigentlich für jeden Tag so eine Geschichte schreiben … aber ich habe schnell gemerkt, dass das zu viel wird, denn für gute Geschichten habe ich oft mehr als einen Tag gebraucht.

Wenn ich Dir Geschichten hinterlasse, dann sollen es auch gute Geschichten sein, die Du auch später wieder lesen kannst, wenn Du älter wirst ...

Ich hatte das Glück, mich auf den winzigen San Blas Inseln vor der Küste Panamas mit dem Häuptling der Guuna-Indianer - die sich selbst Duule-Leute nennen - zu unterhalten und mit ihm Geschichten zu tauschen.
(ich kann mich beim besten Willen nicht an seinen Namen erinnern, aber in Deinem Foto- und Video-Archiv, welches hoffentlich jemand für Dich aufgehoben hat, wirst Du ihn sicher in dem Panama-Material finden können)

Von ihm habe ich die folgende kurze Geschichte gehört ...

CACIQUE
Kathiekä

HÄUPTLING



Der Häuptling eines großen Volkes auf den karibischen Inseln hatte keine Kinder. Als er alt wurde, wollte er herausfinden, welchen seiner drei Neffen er zu seinem Nachfolger bestimmen sollte. Er versammelte die Ältesten der Inseln und machte einen Plan mit ihnen.

Schließlich rief er seine drei Neffen. Er gab jedem der Drei ein Silberstück und sagte ihnen, sie sollten damit losgehen und dafür etwas kaufen, womit sie bis zum Abend das Langhaus des Stammes füllen konnten. Der Neffe, der das Langhaus für ein Silberstück am besten füllte, sollte der neue Häuptling werden. Die Drei nahmen das Geld und zogen los.

Der erste Neffe ging zu dem Feld eines Zuckerrohr-Bauern, wo dieser und seine Helfer gerade dabei waren, das Rohr zu ernten und den zuckersüßen Saft daraus auszupressen. Der Neffe fragte den Bauern, wie viel es kosten würde, das Langhaus des Stammes mit süßem Zuckerrohr zu füllen und der Bauer antwortete, dass es sicher zehn Silberstücke kosten würde. Enttäuscht wollte der Neffe schon weitergehen, als er das ausgepresste Zuckerrohr sah, das nach dem Pressen nutzlos auf einem Haufen lag. Er fragte den Bauern, ob er das bereits ausgepresste Rohr für ein Silberstück kaufen könne. Der Bauer war froh, den Abfall loszuwerden und für ein Silberstück brachten er und seine Gehilfen das ausgepresste Rohr sogar bis ins Langhaus. Als das bis unter das Dach gefüllt war, ging er zum Häuptling und den Ältesten, damit diese kommen und sehen, dass er seine Aufgabe schon erfüllt hatte. Als die Ältesten und der Häuptling schauten und nickten, dachte er bereits, der nächste Häuptling zu werden, aber sie sagten ihm, er solle noch warten, bis die anderen ihre Aufgabe erfüllt hatten. Damit die das Haus auch füllen konnten, sollte er die Zeit nutzen und es wieder leer räumen und den nutzlosen Abfall loswerden.

Der zweite Neffe ging zu den Kokosnuss-Sammlern und fragte sie, was es kostete, das Langhaus mit Kokosnüssen zu füllen. Die Sammler schätzten den Preis auf etwa elf Silberstücke. Der zweite Neffe machte ihnen ein Angebot. Sie würden das eine Silberstück sofort erhalten und das Langhaus mit Kokosnüssen füllen, und sobald er Häuptling geworden war, würde er ihnen den Rest

bezahlen. Die Sammler waren einverstanden und füllten den ganzen Nachtmittag das Haus des Häuptlings bis unter das Dach. Die Ältesten und der Häuptling schauten und nickten, und der Neffe freute sich schon darauf, der nächste Häuptling zu werden, aber sie sagten ihm, er solle noch warten und die ganzen Kokosnüsse auf einen Haufen neben dem Haus stapeln, damit sie später noch genutzt werden konnten. Er brauchte den ganzen Abend, um das Langhaus wieder auszuräumen und als es endlich leer war, war es bereits Nacht.

Der dritte und jüngste Neffe kam, gab dem Häuptling das Silberstück zurück, dann ging er in das leere Langhaus und stellte nur eine Kerze auf den Boden in die Mitte. Er zündete die Kerze an und ging zu den Ältesten und dem Häuptling.

Die Ältesten schauten und nickten, und der Häuptling umarmte ihn und sagte „Du sollst der neue Cacique sein! Du hast das Silber nicht für nutzlosen Abfall ausgegeben und hast auch keine Schulden gemacht und zehn Mal mehr ausgegeben, als du hattest. Du hast gar nichts ausgegeben und doch das Langhaus bis in den hintersten Winkel mit dem gefüllt, was es am dringendsten braucht – Licht. Was wir brauchen, ist genau so ein Häuptling!“

Ich fand diese Geschichte sehr erhellend, aber es hat mir später mal jemand gesagt, dass er finde, der zweite Neffe habe die Aufgabe viel besser gelöst, indem er nützliche Kokosnüsse gegen ein einfaches Versprechen eingetauscht hätte. Man kann eben alles von verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Davon soll auch die nächste Geschichte handeln, die ich aus Persien habe ...

پدر، پسر و خر

Pedar Pesar Chahr

Vater, Sohn und Esel



Der Vater und sein kleiner Sohn waren auf dem Weg in die nächste Stadt, um etwas Salz und Datteln zu besorgen. Weil sie nicht so oft in die Stadt gingen, hatten sie vor, etwas mehr von Beidem zu kaufen und so nahmen sie sich einen Esel mit, damit dieser ihr Salz und ihre Datteln auf dem Rückweg nach Hause tragen konnte. Der Weg war weit und die Sonne brannte heiß. Nach einer Weile auf der staubigen Straße setzte sich der Vater auf den Rücken des Esels und ritt ein Stück, während sein Sohn den Esel an einem Seil führte.

Bald darauf kam ihnen einige Frauen entgegen und im Vorübergehen hörten sie eine von ihnen zu den anderen sagen: „Der arme Junge. Während der Vater auf dem Esel reitet wie ein Kalif, muss der Kleine mit seinen kurzen Beinchen nebenher laufen. Wie kann Einer nur so faul auf dem Esel herumsitzen, wenn doch jeder sehen kann, dass das Kind müde ist.“ Die anderen Frauen stimmten zu und keifend gingen sie weiter.

Vater, Sohn und Esel sahen sich an, dann stieg der Vater ab und setzte seinen Sohn auf den Esel. Er führte den Esel weiter und sein Junge ritt darauf.

Alsdann kamen ein paar Männer die Straße entlang, und wieder hörten Vater und Sohn einen im Vorbeigehen sagen „Das ist doch wirklich nicht zu fassen. Da sitzt dieser kleine Bengel wie ein Sultan gemütlich auf dem Esel und sein alter Vater muss zu Fuß auf seinen müden Beinen nebenher rennen. Es ist doch für jeden klar ersichtlich, dass der Alte nicht mehr gehen kann.“ Die anderen Männer pflichteten ihm bei, und nörgelnd gingen sie weiter.

Sohn, Vater und Esel sahen sich an, dann stieg der Vater auch auf den Esel und zusammen ritten sie weiter.

Kurz vor der Stadt begegneten sie einer Gruppe gläubiger Pilger. Als Vater und Sohn auf dem Esel an ihnen vorbeiritten, hörten sie einen tadeln: „Das ist eine Sünde, ein armes Tier so zu quälen. Der Alte Sack und der junge Nichtsnutz lassen sich von dem armen Esel tragen. Ein Jeder kann doch sehen wie dem armen Vieh der Rücken durchhängt“ Die anderen Pilger stimmten zu und scheltend zogen sie von dannen.

Esel, Vater und Sohn sahen sich an, dann stiegen die Beiden ab und gingen zu Fuß weiter

Als sie endlich in der Stadt ankamen, liefen ihnen einige Kinder entgegen und lachten sie aus: „Guckt euch diese Trottel an. Haben keine Last bei sich und gehen doch zu Fuß neben dem Esel her." Ein anderes Kind rief „So dumm möchte ich nicht sein. Wozu führt ihr denn den Esel spazieren, wenn er nichts trägt, nicht einmal einen von euch?" Lachend und feixend rannten die Kinder weiter.
Esel, Sohn und Vater sahen sich an, dann machte der Esel laut und langgezogen „Iiih – Aaaaahh!". Der Sohn sagte „Egal, was wir machen, es kommt doch jemand, der etwas daran auszusetzen hat!" und der Vater erwiderte „Wir werden wohl selbst wissen müssen, was richtig ist!"
Dann gingen sie fröhlich Salz und Datteln kaufen, die der Esel nach Hause trug. Auf dem Rückweg sagte niemand irgend etwas über sie.

In China hörte ich, dass die Menschen dort sagen:

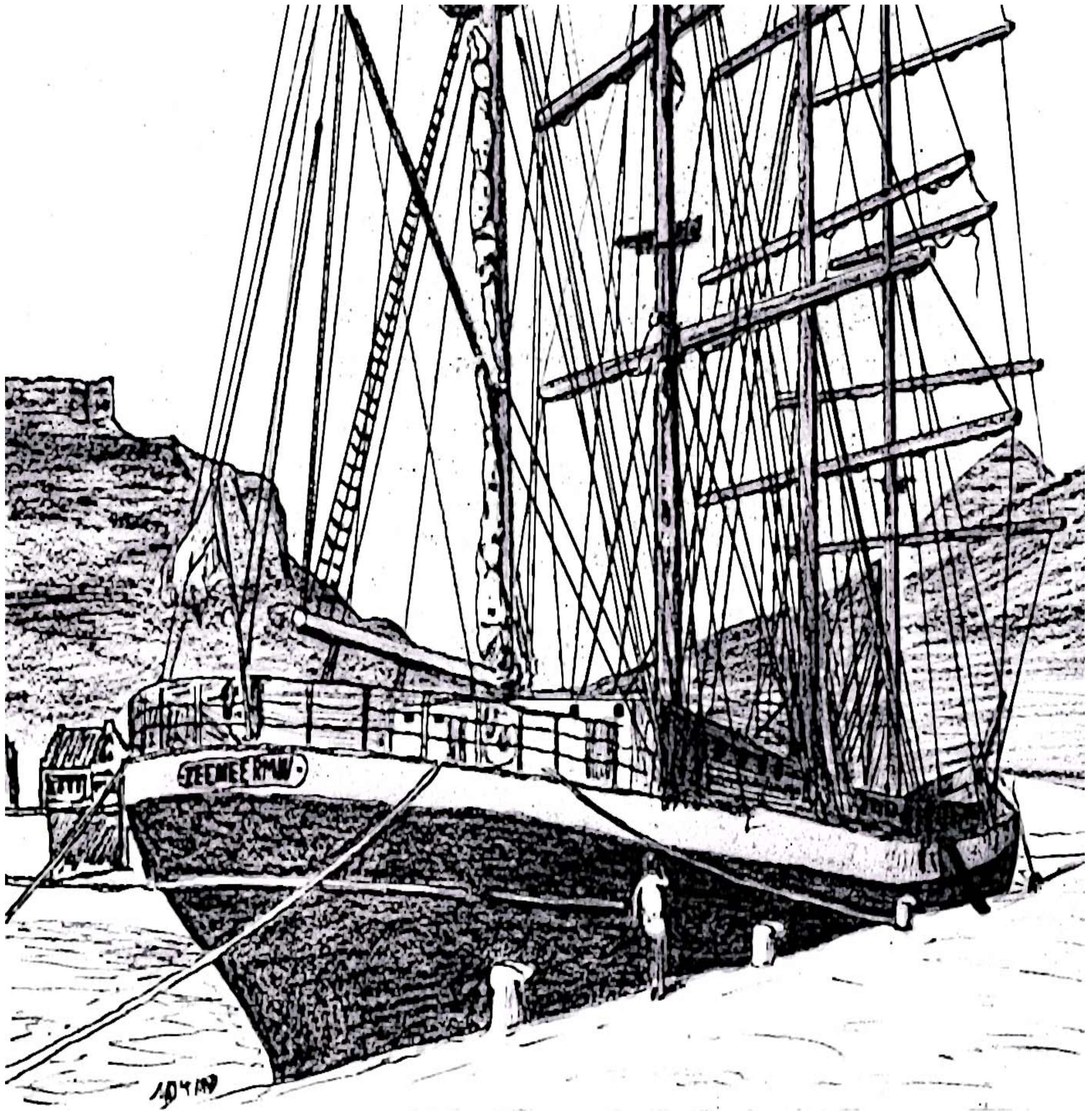
Wenn jemand einen Hund so gut trainiert,
dass er über einen Fluss fliegen kann,
wird einer kommen und sagen:
„Das Tier ist wasserscheu!"

Es gibt Menschen, die wollen immer nur das Schlechte sehen. Als ich damals im Bekanntenkreis davon erzählte, dass ich Dir diese Geschichten aufschreiben möchte, damit Du sie später lesen kannst, wenn ich nicht mehr da bin, um sie Dir zu erzählen, meinte einer sofort:
„Wer sagt denn, dass Marlon später dein Geschreibe überhaupt lesen will?“ Da wusste ich dann auch nichts mehr zu antworten.

Ich kann nur hoffen, dass Du Dich darüber freust, etwas von mir zu lesen und dass Dir die Geschichten vielleicht hier und da helfen, aber nicht schaden.
Ich weiß ganz sicher, dass ich diese Hoffnung nie aufgeben werde.

Ein guter Freund, wahrscheinlich mein bester Freund in Köln - Stefan, der leider kurze Zeit später bei einem Motorrad-Unfall ums Leben gekommen ist - reagierte, wie ein Freund es meiner Meinung nach sollte: mit ehrlichem Interesse. Er stellte als erstes eine Frage: „An welche Geschichten hast du da so gedacht?“ Nachdem ich ihm ein paar Titel aufgezählt hatte, die ich Dir schon erzählt und auch aufgeschrieben hatte, schlug er mir für Dein Buch die folgende Geschichte in etwa so vor:

Kanit Verstan



Vor über hundert Jahren reiste ein Mann namens Seiler nach Südafrika, wo man 'Afrikaans' spricht, was so ähnlich wie Niederländisch ist. Als er in Kapstadt von Bord seines Schiffes ging, erblickte er im Hafen ein wunderschönes Segelschiff. Es war der schönste Windjammer, den der Mann je gesehen hatte. Er ging näher an das Schiff heran und las den Namen: 'Zeemeermin', was 'Seejungfrau' heißt – das wusste der Mann aber nicht, weil er weder Niederländisch noch Afrikaans sprach. Er sah sich den schnittigen Rumpf näher an, bewunderte die flachen Aufbauten und bestaunte die hohen Masten, um die ganz oben einige Möwen kreisten. Er war sich sicher, dass es das schönste Segelschiff der Welt war. Also fragte er einen Matrosen, der gerade an Bord gehen wollte, welchem reichen Herren dieses tolle Schiff gehöre. Der Matrose sah ihn kurz an, dann eilte er an ihm vorbei die Landungsbrücke herauf und rief nur: „Ik kan je niet verstaan!“, was ziemlich genau bedeutet: „Ich kann Dich nicht verstehen!“. Der Mann, der die Sprache aber nicht verstand, hörte nur so etwas wie „Kanit Verstan“ und so hielt er dieses Wort für den Namen des Schiffseigners.
„Ach,“ dachte der Mann „dieser Herr Kanit Verstan hat wirklich das schönste Schiff der Welt. Wäre ich froh, wenn mir ein so schönes Schiff gehören würde. Ich würde die Segel hissen lassen und um die ganze Welt segeln.   Ich würde fremde Länder besuchen und an einsamen Inseln ankern. Ich würde endlich reich sein …!“ Der Gedanke erfreute ihn und er machte sich pfeifend auf in sein Hotel. Auf dem Weg dorthin kam er an einer wunderschönen Villa vorbei, die hinter einem hohen Zaun in einem Park lag. Der Mann schaute durch den Zaun und staunte. Zwischen Palmen und Rosen eingebettet lag die Villa wie ein Märchenschloss. Als er eine Magd durch das Tor kommen sah, fragte er sie, wie der Inhaber dieses traumhaften Besitzes hieße. Die Magd hatte es eilig, sah ihn nur kurz an und zischte „Ik kan niet verstaan!“
„Sowas,“ dachte der Mann „schon wieder dieser Herr Verstan. Der muss ja wirklich ein sehr reicher und glücklicher Mann sein. Ich wäre sicher ein glücklicher Mann, wenn mir ein so schönes Haus gehören würde. Ich würde Feste feiern und alle meine Freunde einladen.   Ich würde sicherlich eine Familie gründen und Kinder haben. Ich würde endlich reich sein…!“

Er ging weiter, aber nicht mehr ganz so fröhlich, denn er war ein wenig neidisch auf diesen reichen Kerl mit dem komischen Namen. Schließlich kam er in seinem Hotel an, aß nur schnell eine Kleinigkeit, und weil er so müde von der Reise war, ging er bald schlafen. Er träumte von schlanken Schiffen und von wunderschönen Häusern in grünen Parks. Als er wach wurde, konnte er sich nicht mehr an den Namen des reichen Mannes mit dem Schiff und der Villa erinnern. Er dachte nicht weiter darüber nach, denn er war gekommen, um Handel zu treiben. Seiler war sein Name und Seile sein Geschäft.
Er ging zum besten Handelskontor der Stadt. Es war sehr groß, wunderschön verziert und stand den großen Handelshäusern in Amsterdam, Brügge oder Hamburg in nichts nach. Herr Seiler sah sich einen Moment in dem Kontor um und entdeckte sofort einen großen Posten bester Seile. Sie waren handwerklich perfekt wie seine eigenen, und wie seine kamen auch diese in den gleichen Tau- Seil- und Schnur-Größen. Der Mann war schwer enttäuscht. Sollte er den ganzen Weg bis nach Südafrika umsonst gemacht haben? Gab es hier etwa schon einen guten Seilmacher? Er musste herausfinden, wo diese hervorragenden Seile herkamen, und so zeigte er auf die Seile und fragte den Händler, wer ihn beliefere. Der Händler war gerade dabei in einem großen Buch lange Reihen von Zahlen untereinander zu schreiben. Er blickte nur kurz über den Rand seiner Brille auf und sah den Mann an, dann schüttelte er den Kopf und sagte kurz „Kan niet verstaan!“, bevor er sich wieder den Zahlen in seinem Buch zu wandte.
Herr Seiler rannte wütend aus dem Kontor. Jetzt wusste er den Namen wieder – Kanit Verstan. So war dieser Kanit-Kerl also reich geworden. Seinetwegen hatte er die Reise ganz umsonst gemacht. Er setzte sich am Hafen auf eine Bank, sah hinaus aufs Wasser und dachte ärgerlich „Muss dieser stinkreiche Schiffseigner und Villenbesitzer nun auch noch mein Handwerk ausüben? Hat er nicht schon das schönste Haus und das schickste Schiff? Muss er nun auch noch der beste Seilmacher sein? Womit habe ich das verdient?“ Während er dort saß und vor sich hinschimpfte, sah er eine wunderschöne Frau kommen. Sie hatte lange, blonde Haare, ein bildhübsches Gesicht, trug ein entzückendes Kleid und einen kleinen Sonnenschirm. Herr Seiler beobachtete sie, wie sie an der Kaimauer entlang schlenderte und sich an einen Turm stellte. Auf

dem Dach des Turms ganz oben zeigten vier große Uhren die Uhrzeit in alle Richtungen an. Sie wartete eine halbe Stunde und sah dabei immer wieder auf die Uhr des Turms. Sie schien auf jemanden zu warten. Dieser Jemand schien sich verspätet zu haben. Herr Seiler dachte plötzlich, dass die Reise vielleicht doch nicht umsonst gewesen war und setzte sich auf eine Bank, die näher am Turm war, um die Frau besser sehen zu können. Als sie ihn bemerkte, lächelte sie ihn mit einem strahlend schönen Lächeln an. Dann sah sie verlegen auf ihren Rocksaum und noch einmal auf die Uhr. Herr Seiler vergaß mit einem Mal seinen ganzen Ärger und lächelte sie an, bis sie, nur einen Augenblick später, wieder zu ihm sah. Sie lächelten sich einfach nur an. „Ihre Augen“, dachte der Mann „sind die schönsten Augen, in die ich je geschaut habe. Ich gäbe mein Handwerk, und wenn ich sie besitzen würde auch die Villa und das Schiff, wenn ich dafür jeden Tag in diese Augen schauen dürfte.“ Es gebe keine schöneren Augen auf der Welt, dachte der Mann und dass es sicher keinem Maler gelänge, diese Augen so zu malen, wie sie ihn gerade anstrahlten. Schließlich sah sie noch einmal auf die Uhr, dann schlenderte sie lächelnd zu ihm und setzte sich neben ihm auf die Bank. Sie lächelten sich weiter nur an und schauten sich in die Augen. Als Herr Seiler für einen Moment auf den Boden sah, weil neben ihnen ein bunter Vogel gelandet war, bemerkte er plötzlich einen sehr großen Diamantring an ihrem Finger. Südafrika war schon immer berühmt für seine Diamanten, aber dieser Ring war außerordentlich. Erschreckt dachte er, dass eine so wunderbare Frau natürlich bereits einen Verlobten hat und so war das erste, was er zu ihr sagte, die zögerliche Frage nach dem Namen ihres Liebsten, der ihr einen so schönen Ring geschenkt hatte. Sie stutzte kurz, aber hörte nicht auf zu lächeln, als sie leise sagte: „Ik kan je niet verstaan!“. Herr Seiler rief laut „KANIT VERSTAN?“ dann sprang er auf und rief noch einmal noch lauter „KANIT VERSTAN?“

Er drehte sich einfach um und rannte wütend in sein Hotel. Auf dem Weg dachte er, dass dieser Mistkerl hoffentlich wusste, wie glücklich er sich schätzen konnte, zu all diesem Reichtum auch noch eine so wunderschöne Verlobte zu haben. Schimpfend packte er seine Sachen und ging zurück zum Hafen. Er wollte nur weg aus dieser Stadt, in der sich dieser Kanit Verstan scheinbar alles Gute und Schöne schon unter den Nagel gerissen hatte. Als er schon

beinahe am Hafen war, musste er an einer Kreuzung warten, weil ein Trauerzug dort seinen Weg kreuzte. Eine schwarze Kutsche mit sechs schwarzen Pferden davor und dahinter hunderte schwarz gekleideter Trauernder, die dem Verstorbenen das Geleit zu seiner letzten Ruhestätte gaben. Er wollte wissen, wer so pompös zu Grabe getragen wurde und fragte einen der Menschen, die ebenfalls mit ihm an der Kreuzung warteten und dabei ihre Blicke senkten. Der Mann, den er gefragt hatte, flüstere „Kan niet verstaan!“

Herr Seiler stand immer noch an der Kreuzung, als der Trauerzug längst weitergezogen und die Wartenden ihrer Wege gegangen waren. Wie kindisch war er gewesen und wie sehr hatte er sich von all dem Reichtum blenden lassen. Was nützten dem armen Herrn Kanit Verstan sein schönes Schiff, sein tolles Haus, seine Seile und die hübsche Verlobte, wenn er doch nun tot war und nichts davon hatte mitnehmen können. Herr Seiler trauerte einen Moment um den reichen Mann und dieser tat ihm wirklich und ehrlich leid „Wie glücklich ich doch bin,“ dachte der Mann „dass ich zwar weder Schiff noch Haus hab, keinen Vertrag mit dem Handelskontor und keine Verlobung mit einer wundervollen Frau eingegangen bin, mich aber dafür bester Gesundheit erfreue!“

Dann dachte er plötzlich an die Frau, und sie tat ihm noch mehr leid als ihm Herr Kanit Verstan leid getan hatte. Die Ärmste blieb mit dem Verlust zurück und musste doch sicher furchtbar betrübt sein. Er fasste einen Entschluss, drehte sich um und ging zurück in das Hotel.

Herr Seiler lief drei Tage durch Kapstadt und suchte im Handelskontor, an dem Uhrturm im Hafen, in Parks und auf Plätzen nach der trauernden Frau. Er wollte nicht aufgeben, und am dritten Tag fand er sie schließlich mit einer anderen Frau auf dem Markt. Als er näherkam und sie ihn sah, lächelte sie wieder, aber dann schaute sie plötzlich traurig auf ihre Schuhe. Herr Seiler war wütend auf sich selbst, dass er sie so taktlos am Hafen hatte stehen lassen – noch dazu in ihrer Situation. Er verbeugte sich tief und sagte zu ihr: „Es tut mir so leid. Mein herzlichstes Beileid zu ihrem Verlust!“ Sie sah nicht auf und sagte nur „Ik kan je niet verstaan!“ Herr Seiler lächelte verlegen und sagte „Ja, genau … Herr Kanit Verstan. Ich habe von ihrem tragischen Verlust gehört!“ Sie lächelte wieder ein wenig und sagte leise „Ik kan het niet begreijpen!“, was sich für

Herrn Seiler ganz anders anhörte und es bedeutete „Ich kann es nicht begreifen!“ Nun fiel ihm erst auf, dass sie gar nicht in schwarz gekleidet war. Als sie ihn anlächelte, sagte er „Ich möchte mich entschuldigen. Ich habe mich fürchterlich benommen!“ Sie lächelte noch ein bisschen strahlender und sagte „Ik kan niet volgen“, was natürlich bedeutete „Ich kann nicht folgen!“. Also zog sie ihn mit sich und er folgte ihr und der anderen Frau zu einer Buchhandlung. Dort kaufte sie ein Wörterbuch „Nederlands – Deutsch“.

Mit Hilfe des Wörterbuchs konnte er sich entschuldigen. Während der folgenden Stunden erfuhr er auch, dass sie Antje und die andere Frau ihre Schwester Mareijke war und diese Schwester sich am Uhrturm verspätet hatte. Sie hatten sich dort treffen wollen, um den Diamantring zu übergeben, den sie beide von ihrer Mutter geerbt hatten und seitdem immer abwechselnd für ein jeweils ein Jahr trugen. Mit Hilfe des Wörterbuches bekam er in den nächsten Tagen auch heraus, dass die beiden die Töchter vom Besitzer des Handelskontors waren, und dort erfuhr er dann auch, dass die guten Seile, die er gesehen hatte, seine eigenen waren. Er hatte sie vor über einem Jahr gegen Ende seiner Gesellenzeit beim Seiler-Meister Reeper in Hamburg gedreht, und dieser hatte sie von dort nach Kapstadt verkauft. Weil Kapstadt direkt am zweit-wildesten Stück Meer der Welt liegt und die Segelschiffe, die hier ankerten, immer neue Seile brauchten, wurde Herr Seiler doch noch selbst ein ziemlich reicher Seiler-Meister.

Ein ganzes Leben später, nachdem seine liebe Frau Antje gestorben war, seine Kinder nach Amerika ausgewandert waren und immer mehr Dampfschiffe im Hafen auftauchten, verkaufte Herr Seiler seine Villa in Kapstadt, das Kontor und die Seil-Manufaktur. Er konnte zwar mittlerweile fließend Afrikaans und hatte längst herausgefunden, dass es nie einen Herrn Kanit Verstan gegeben hatte, aber die Lektion seiner ersten beiden Tage in Kapstadt hatte er nie vergessen. Er wusste, dass er den ganzen Reichtum nicht mehr brauchte. Er schenkte alles seinen Kindern und kaufte sich ein kleines Boot, mit dem er vom zweit-wildesten Stück Meer, dem Kap der guten Hoffnung bei Kapstadt, nach Westen segelte, immer der untergehenden Sonne nach. Er segelte durch das wildeste Stück Ozean am Kap Horn und immer weiter nach Westen. Er war ein alter Mann und er fühlte, er würde nicht mehr um die ganze Welt segeln und wieder nach Kapstadt kommen können. Nachdem er

den Pazifik durchquert hatte, legte er an einem wunderschönen Strand an und fragte einen Jungen, wo er gelandet sei. Der Junge rief „Kannietverstaan!“.
Der Alte Seiler lachte, als er das hörte und fragte den Jungen auf niederländisch, wo er sich befinde und der Junge rief „Batavia Java“ Herr Seiler blieb für den Rest seines Lebens dort, verkaufte sein Boot und genoss seinen Lebensabend. Die Menschen dort kannten ihn unter dem Namen Herr Verstan und sagten, er sei ein sehr zufriedener alter Mann gewesen.

Zufriedenheit ist ein wichtiges Thema in vielen Erzählungen.

Oft merken Menschen nicht, wie zufrieden sie waren, bis sie auf der Jagd nach noch mehr Zufriedenheit alles verloren haben, was sie vorher eigentlich schon zufrieden gemacht hatte.

Zufriedenheit ist wie Einzigartigkeit – nicht steigerbar.
Entweder etwas ist einzig oder jemand ist zufrieden, oder nicht.

Aber noch einziger oder noch zufriedener geht einfach nicht.

Davon handelt auch die nächste Geschichte ...

Van den Fischer Pitt un siine Fru Ilsebill

Von dem Fischer Peter und seiner Frau Else



Es war einmal ein Fischer mit Namen Peter, der lebte mit seiner Frau Else in einer kleinen Fischerhütte, dicht an der Ostsee. Jeden Tag fuhr der Fischer aufs Meer und angelte; und er angelte und angelte. So saß er mit seiner Angel, sah in das klare Wasser; und so saß er da und saß und saß. Und während er so dasaß, dachte er, wie zufrieden er doch sein konnte, dass er da saß und nicht in den Krieg ziehen oder für einen Edlen den Fußabtreter geben musste. Nachdem er die Angel an diesem Tag wieder heraufholte, hing ein mächtig großer Butt daran. Als er den dicken Fisch an Bord zog, sagte der Fischer vor Erstaunen und mehr zu sich selbst „Mann!“ - da antwortete der Fisch: „Butt … angenehm! Hör mal, Fischer! Ich bitt dich, lass mich leben! Ich bin gar kein richtiger Butt, ich bin nur verzaubert. Wem hilft es, wenn du mich tötest? Nun, da wir uns hier so nett unterhalten haben, würde ich dir ja doch nicht mehr so recht schmecken; oder? Siehste … dann setz mich mal schnell wieder ins Wasser und lass mich schwimmen!“ - „Ach“ sagte der Mann „da brauchst du nicht so viele Worte zu machen – einen Butt, der sprechen kann, werde ich doch wohl schwimmen lassen, oder? Siehste.“ Damit setzte er ihn wieder in das klare Wasser und der Butt sagte „Danke!“ und Peter antwortete „Da nich für! Na, nun schwimm mal schön ...“. Der Fischer fuhr zurück an Land und ging zu seiner Frau in die kleine Hütte. „Pitt“, sagte die Frau, „hast du denn heute gar nichts gefangen?“ - „Nein“, antwortete ihr Mann, „ich hatte einen Butt, aber der sagte, er wäre verzaubert, da hab ich ihn natürlich wieder schwimmen lassen.“ Seine Frau Else sah ihn ernst an „Pitt, hast du dir denn nichts gewünscht?“ fragte sie. „Nein“, sagte Peter, „was sollte ich mir denn wünschen?“ - „Mann Pitt“, schimpfte die Frau, „bist du blöd? Immer hier in der Hütte zu wohnen, wo es stinkt und alles so eklig ist; da hättest du uns doch ein schönes Häuschen wünschen können. Geh noch mal hin und ruf ihn! Sag ihm, wir wollen ein schönes Häuschen haben – der macht das bestimmt.“ - „Ach“, sagte der Mann „was soll ich da nun noch mal hingehen?“ - „Du bist so doof, Pitt“ sagte die Frau „Du hast ihn doch gefangen und wieder schwimmen lassen, dann tut er das sicher für uns. Geh gleich hin!“ Der Mann wollte nicht so recht, wollte aber auch seiner Frau nicht widersprechen und so ging er wieder ans Meer, stellte sich hin und rief:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.“

Da kam der Butt angeschwommen und fragte: „Na, was will sie denn nicht?“ Dem Fischer war es unangenehm „Ach“, antwortete er, „ich hatte dich doch gefangen und nun sagt meine Frau, ich hätte mir doch was wünschen sollen. Sie will nicht mehr in unserer Hütte wohnen, sie will lieber ein schönes Häuschen“ - „Geh nach Hause“, sagte der Butt „sie sitzt schon drin in eurem Häuschen. Na, nun geh mal schön ...“ Der Mann ging nach Hause und das Fischerhüttchen war weg; an seiner Stelle stand jetzt ein schönes Häuschen, und seine Frau saß davor auf einer Bank. Seine Frau nahm ihn bei der Hand und sagte zu ihm: „Komm nur herein, sieh es dir an. Nun ist das doch viel besser!“ Vor dem Häuschen war ein kleiner Vorplatz und darin eine schöne kleine Stube und Kammer, wo für beide ein Bett stand. Es gab auch eine Küche und eine Speisekammer, alles mit besten Gerätschaften versehen und aufs Schönste eingerichtet mit Geschirr aus Zinn und Messing. Hinter dem Haus gab es auch einen kleinen Hof mit Hühnern und Enten und auch einen kleinen Garten mit Grünzeug und Obst. „Siehste“, sagte die Frau, „ist das nicht schön?“ - „Ja, schon“, sagte der Mann, „so kann das wohl bleiben; dann wollen wir mal zufrieden sein.“ „Da denken wir besser noch mal drüber nach“, sagte die Frau. Sie aßen etwas und gingen zu Bett. Nach acht Tagen in ihrem schönen neuen Häuschen sagte die Frau: „Hör, Pitt, das Häuschen ist ja eigentlich zu eng, und der Hof und der Garten zu klein. Der Butt hätte uns ja auch ein größeres Haus schenken können. Ich möchte lieber in einem großen, steinernen Schloss wohnen. Geh nochmal zum Butt, er soll uns ein Schloss schenken!“ - „Ach, wir in einem Schloss?“ - „Ach was?“ fragte die Frau „Nun geh du mal schön da hin – der Butt kann das schon für uns tun!“ - „Nein, Ilsebill“ erwiderte der Mann „der Butt hat uns schon das Häuschen gegeben; ich mag nun nicht gleich wieder hingehen, dem Butt könnte das missfallen“ - „Geh schon“ schimpfte die Frau „er kann das doch und er tut es sicher gern. Nun geh du mal schön da hin!“ Dem Mann gefiel das ganz und gar nicht. Der Fischer Peter sagte zu sich selbst: „Das ist

wirklich nicht recht“, aber er ging doch wieder an die Küste. Als er an die See kam, war das Wasser voll mit Fischen, Krebsen und anderem Meeresgetier. Der Fischer dachte zuerst daran, die Gelegenheit zu nutzen und einfach fischen zu gehen, aber dann erinnerte er sich an seine Frau und er stellte sich hin und rief:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.“

Aus dem Wasser, das vor Fischen und Krabben nur so brodelte, tauchte der Butt auf und sagte zu den anderen Fischen „Da ist er schon, seht ihr?“ dann wandte er sich dem Fischer zu und fragte „Na, was will sie denn nun nicht?“ Peter antwortete schwer bedrückt „Ach, nun will sie in einem großen, steinernen Schloss wohnen“ - „Geh nach Hause, sie steht schon vor der Tür von eurem Schloss“ lachte der Butt, und dann sagte er noch „Na, nun geh mal schön!“ Der Mann bedankte sich und ging zu seiner Frau nach Hause, als er aber dahin kam, stand dort ein großer, steinerner Palast, und seine Frau stand oben auf der Treppe, die zum Tor führte. Er ging zu ihr hin und sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Na, komm mal schön herein!“ Dann ging er mit ihr hinein, und in dem Schloss war ein großer Saal mit einem Boden aus Marmor, und da waren so viele Bedienstete, die rissen die großen Türen auf; die Wände waren von goldener Farbe und alle mit schönen Teppichen behängt. In den Zimmern standen lauter goldene Stühle und Tische, kristallene Kronleuchter hingen von der Decke und alle Stuben und Kammern waren mit geknüpften Läufern ausgelegt. Allerbestes Essen und der allerfeinste Wein standen auf den Tischen, die sich unter dem Gewicht bogen. Hinter dem Schloss lag ein großer Hof mit einem Pferd, einem Kuhstall und Kutschen - alles vom Besten. Es gab einen großen, herrlichen Garten mit den schönsten Blumen und Obstbäumen und dahinter einen herrlichen Park, wohl eine halbe Meile lang. Hirsche, Rehe und Hasen sprangen herum. Es war alles so, wie man es sich nur wünschen mochte. „Nun“, sagte die Frau, „ist das nicht viel schöner?“ - „Ja, schon“ antwortete der Mann, „so soll es auch bleiben. Nun können wir in dem schönen Schloss wohnen und endlich zufrieden sein“ - „Da denken wir am

Besten noch mal drüber nach“ sagte die Frau und sie gingen zu Bett. Am nächsten Morgen wachte die Frau zuerst auf, als es gerade erst Tag geworden war. Sie sah von ihrem Bett aus über das herrliche Land vor sich. Ihr Mann dehnte und reckte sich noch, da stieß sie ihn mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte: „Pitt, steh auf und schau mal aus dem Fenster! Siehst du? Könnten wir nicht Könige werden über das ganze Land? Geh hin zum Butt und sag ihm, wir wollen Könige sein!“ - „Ach nee, Ilsebill", sagte der Mann „warum wollten wir denn Könige werden? Ich will eigentlich nicht König sein“ - „Nun,“ sagte die Frau „wenn du nicht König sein willst, dann will ich eben Königin sein. Geh du mal schön zum Butt und sag ihm, ich will Königin sein!“ - „Ach nee, Frau“, seufzte ihr Mann „wozu willst du denn Königin sein? Das kann ich ihm nicht sagen“ - „Warum nicht?" schimpfte die Frau, „geh augenblicklich zu ihm hin - ich muss noch heute Königin sein!“
Der Mann ging los und war ganz schwermütig, dass seine Frau Königin werden wollte. „Das ist doch einfach nicht recht“ dachte der Mann. Er wollte es nicht, ging aber doch an die Küste. Als er an die See kam, da war die ganz voll mit Fischen, Krebsen und Krabben, Delfinen und Aalen. Der Fischer staunte und wollte fischen gehen, aber dann stellte er sich doch in die Brandung zwischen das ganze Getier und rief:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.“

Der Butt tauchte zwischen den Fischen auf und sagte zu den Tieren in den Wellen „Seht ihr, was hab ich euch gesagt?“ Der Butt sah Peter lange an „Na, was will sie denn nun wieder nicht?“ wollte der Butt schließlich von ihm wissen. Dem Mann war es furchtbar peinlich „Sie will nicht mehr nur in einem Schloss leben, sondern auch Königin sein“ - „Geh nach Hause, sie ist schon Königin“, lachte der Butt und als Peter sich nicht rührte, sagte er „Na, nun geh mal schön...“ Der Mann ging nach Hause, und als er zum Palast kam, war das Schloss noch größer geworden, mit großem Turm und Burgmauer drum herum. Die Garde stand vor dem Tor und überall waren Soldaten, Edle Herren und Pauken und

Trompeten. Und als er in das Schloss kam, da war alles aus purem Marmor und Gold und überall lagen weiche Decken mit großen, goldenen Quasten. Die Türen vom großen Saal gingen auf. Da stand der ganze Hofstaat und seine Frau saß auf einem hohen Thron von Gold und Diamanten. Sie hatte eine große, goldene Krone auf und ein Zepter in der Hand von purem Gold und Edelstein. Er sagte: „Ach, Ilsebill, nun bist du Königin!“ - „Ja“, sagte die Else, „nun bin ich die Königin“ Peter stand da und sah sie an, und als er sie eine Zeitlang so angesehen hatte, sagte er: „Ach, Königin, was steht dir das gut, dass du Königin bist. Nun können wir uns auch nichts mehr wünschen“ - „Da denken wir dann noch mal drüber nach“ erwiderte seine Frau. Und schon am folgenden Morgen in der Früh war sie ganz unruhig und sagte zu Peter „Pitt, mir wird schon wieder langweilig und ich kann das einfach nicht mehr aushalten. Geh sofort zum Butt – Königin bin ich schon, dann kann ich auch Kaiserin werden!“ - „Ach nee, Frau“ stöhnte der Mann „warum willst du denn jetzt Kaiserin werden?“ - „Pitt, du bist so blöd“, schrie sie, „geh mal schön zum Butt, ich will heute Kaiserin sein! Wenn er Königinnen machen kann, dann kann er auch Kaiserinnen!“ - „Ach nee, Ilsebill“, sagte der Mann „Kaiser kann er sicher nicht machen. Ich will dem Butt das nicht sagen. Kaiser ist nun Mal nur einer im Reich. Kaiser kann der Butt nicht machen; das kann und will er sicher nicht!“ - „Was?“ schnauzte die Frau ihn an „ich bin Königin und du bist mein Mann. Tu, was ich sage und geh mal schön zum Butt und sag ihm: Kann er Könige machen, so kann er auch Kaiser machen. Ich will Kaiserin sein!“ Nun musste er hingehen.

Als der Mann aber so vor sich hinging, machte er sich große Sorgen und er dachte sich: „Das kann nicht gutgehen – Kaiser ist zu unverschämt und der Butt wird am Ende wütend sein.“ Dann kam er an die See und die war noch voller mit Fischen, Krebsen und Krabben, Delfinen und Aalen, Robben und Walen. Es spritzte und platsche, blubberte und schäumte als würde das Wasser kochen. Dazu wehte ein starker Wind über die See. Der Fischer bekam große Angst. Trotzdem stellte er sich in die Wellen zwischen all die Kreaturen und rief:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.“

Der Butt steckte seinen Kopf aus dem Wasser und sagte zu den Tieren „Na, hab ich euch zu viel versprochen?“, dann schaute er den Fischer mitleidig an und seufzte „Na, was will sie denn nun wieder nicht?“ - „Ach, Butt“, klagte Peter „meine Frau will jetzt Kaiserin werden und über alle Könige des Reiches herrschen“ - „Geh nach Hause“ sagte der Butt „sie ist schon Kaiserin.“ Der Fischer Peter stand immer noch wie angewurzelt da und der Butt lachte „Na, nun geh mal schön!“ und als er dann ging und zu Hause ankam, war das ganze Schloss aus bestem, poliertem Marmor und um die Zinnen herum standen Figuren aus Alabaster. Vor der Tür marschierten die Soldaten, und sie bliesen Posaunen und Trompeten, schlugen Pauken und Trommeln. Im Palast gaben sich die Barone, Grafen und Herzöge so untertänig, als seien sie Diener – sie machten ihm die Türen auf, die aus lauter Gold waren. Als er hereinkam, da saß seine Frau auf einem Thron, der war von einem Stück Gold und war wohl zwei Meter hoch; sie hatte eine große goldene Krone auf, die war noch größer und schöner als die vom Tag davor, als sie noch Königin gewesen war. In der einen Hand hatte sie ein Zepter und in der anderen einen Reichsapfel. Peter ging zu seiner Frau und sagte: „Ilsebill, nun bist du Kaiserin!“ - „Ja", sagte sie, „ich bin die Kaiserin des gesamten Reiches!“ Er stellte sich hin und sah sie sich an und als er sie eine Zeitlang so angesehen hatte, da sagte er: „Ach, Frau, das steht dir gut, dass du nun Kaiserin bist! Dann sind wir ja endlich fertig und können abschließend doch noch zufrieden sein“ - „Mann, Pitt“ keifte sie „Da denken wir ja dann besser noch mal gut drüber nach“ und schon am Nachmittag ließ sie ihn zu sich rufen „Geh und sag dem Butt, dass ich Päpstin sein und über alle Kaiser herrschen will. Na, was stehst du noch da? Nun geh schön hin zum Butt!“ - „Ach nee, Ilsebill“ seufzte der Mann „was willst du denn nun auch noch alles werden? Päpstin kannst du nicht werden; denn einen Papst gibt es doch schon und es kann nur einen geben – das kann der Butt doch nicht machen.“ - „Mann, Pitt“ stöhnte sie „ich will aber Päpstin werden – noch heute!“ - „Nein, Frau“, erwiderte der Mann „das kann

ich ihn nicht fragen ... das geht doch nicht gut aus ... das ist zu viel verlangt ... zur Päpstin kann dich der Butt nicht machen." - „Mann, Pitt, schwätz kein dummes Zeug" sagte die Frau „kann er Kaiserinnen machen, so kann er auch Päpstinnen machen. Geh jetzt sofort da hin! Ich bin Kaiserin und du bist mein Mann – geh mal schön da hin!"
Da wurde ihm ganz schlecht vor Angst, aber er ging trotzdem. Er zitterte und bebte, die Knie und Waden schlotterten ihm und es fegte ein heftiger Wind dunkle Wolken übers Land. Die Blätter wehten von den Bäumen und die Wellen schlugen hoch. Das Wasser brauste so als ob es kochte, platschte an das Ufer und in der Ferne sah er die Schiffe, die Notsignale abgaben, während sie auf den tobenden Wogen hüpften und tanzten. Da schlich er ganz verzagt ans Ufer, stand da – schlotternd in seiner Angst und rief:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in der See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will."

Der Butt tauchte aus den Fluten auf und mit ihm all das Getier der Meere. Die stürmische See schien vor Wut zu schäumen und der Butt rief zu den Tieren „Seht ihr? Noch irgendwelche Zweifel …?" dann wandte er sich an den Fischer „Na, was will sie denn nun nicht mehr?" wollte der Butt wissen. „Ach, herrje" stotterte der Mann „sie will nun auch noch Päpstin werden und über alle Kaiser herrschen. Ich weiß ja ..." Der Butt unterbrach ihn „Geh nach Hause, sie ist schon die Päpstin." Der Fischer stand wie erstarrt in der Brandung „Na, nun geh mal schön!" ermunterte ihn der Butt, und als Peter dann ging und als er dann ankam, war da eine Kathedrale von lauter Palästen umgeben und alles war mit tausenden und abertausenden Lichtern erleuchtet. Seine Frau war ganz in Gold gekleidet und saß auf einem noch viel höheren Thron und hatte des Papstes große, goldene Krone auf, und um sie herum war so viel geistlicher Hofstaat, dass die ganze Halle wimmelte mit Bischöfen, Kardinälen und Äbten. Die Kaiser und Könige der Welt lagen vor ihr auf den Knien und küssten ihr die Pantoffeln. „Illsebill", sagte der Mann und sah sie sich an „nun bist du Päpstin?" - „Ja", sagte sie feierlich „ich bin die Päpstin der

Christenheit.“ Er sah sie weiter an und als er sie so weiter ansah, da schien sie ihm in all ihrem Gold wie die helle Sonne. Nachdem er sie eine Zeitlang so angesehen hatte, sagte er schließlich: „Gut, Frau, wie gut steht dir das, dass du Päpstin bist!“ Sie saß aber ganz steif da und rührte und regte sich nicht. Peter sagte: „Frau, kannst du nun zufrieden sein, dass du Päpstin bist? Nun kannst du doch wirklich nichts mehr werden“ - „Das wollen wir gut überdenken“, erwiderte die Frau feierlich.
Als sie beide zu Bett gegangen waren, konnte die Päpstin nicht schlafen. Sie war nicht zufrieden, und die Gier ließ sie die ganze Nacht nicht schlafen. Sie dachte immer nur daran, wie sie diese Möglichkeit noch besser nutzen konnte. Der Mann schlief gut und fest, denn er hatte am Tag viel hin und her laufen müssen – die Frau aber konnte nicht einschlafen. Sie warf sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere und dachte immer drüber nach, was sie wohl noch werden könnte, und konnte sich doch auf nichts mehr besinnen. Noch bevor sie das Morgenrot sah, setzte sie sich aufrecht im Bett hin und sah starr aus dem Fenster. Als sie sah, wie es ganz langsam heller wurde, kam ihr eine Idee: „Herr im Himmel“ dachte sie „warum kann ich nicht auch die Sonne und den Mond aufgehen lassen, wie ich es will?“ Sie weckte ihren Mann „Pitt“ sagte die Päpstin und stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Rippen „wach auf, geh zum Butt und sag ihm, ich will werden wie Gott!“ Der Mann war noch ganz verschlafen, und dachte zuerst, es sei nur ein böser Traum, aber dann öffnete er die Augen und sah seine Frau. Er erschrak so, dass er aus dem Bett fiel. Er dachte, er müsse sich verhört haben, rieb sich den Schlaf aus den Augen und gähnte: „Ach nee, Ilsebill, was willst du?“ - „Mann Pitt,“ fluchte sie „wenn ich nicht noch heute die Sonne und den Mond aufgehen lassen kann, dann kann ich das nicht aushalten und ich habe dann keine ruhige Stunde mehr und dann hast du keine ruhige Minute mehr.“ Dabei schaute sie ihn so böse an, dass ihn ein Schauer überlief. „Geh gleich hin ... ich will bis zum Mittag wie der liebe Gott sein!“ - „Ach nee, Frau“ sagte ihr Mann und fiel vor ihr auf die Knie „das kann der Butt nun wirklich nicht. Kaiserinnen und Päpstinnen scheinen ja zu klappen, aber ich bitte dich, denk da lieber noch mal drüber nach!“ Da wurde sie böse und schrie: „Ich halte das nicht aus! Und ich halte das nicht länger aus - willst du wohl schön da hingehen?“ Er zog sich die Hose an und rannte davon.

Draußen war ein ungeheurer Sturm, und der Wind tobte über das Land. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten. Die Häuser und die Bäume wurden umgeweht, der Himmel war ganz dunkel und es grollte und krachte. Der Fischer kämpfte sich gegen den Sturm an den Strand und schrie so laut er konnte – aber er verstand sein eigenes Wort fast nicht:

„Mantje, Mantje, Timpete,
Buttje, Buttje in der See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.“

Mit einem Mal hörte der Sturm auf zu toben und es wurde ganz ruhig. Das Meer lag still und glatt da wie ein Spiegel. Sonst geschah nichts.
Der Fischer watete ein Stück ins Meer hinaus, aber wohin er auch schaute, sah er keinen Fisch, keine Krabbe, nicht einmal eine Muschel. Er bekam ganz furchtbare Angst und fragte sich „Was haben wir bloß getan? Wird das noch gut ausgehen können?“ Er holte tief Luft und rief noch einmal über die stille See:
„Mantje, Mantje, Timpete...“ aber weiter kam er nicht, denn der Butt tauchte direkt vor ihm auf und rief „Ja, ja … hab dich schon gehört. Was ist denn noch?“ - „Ach“ antwortete Peter „kannst du dir das nicht denken? Nun will sie werden wie der liebe Gott!“ Der Butt lachte „Ach was? Na dann geh mal schön nach Hause ... sie sitzt schon wieder in eurer kleinen, alten Fischerhütte.“
Der Mann ging nach Hause, und da war nur die kleine Hütte am ruhigen Meer. Peter lächelte. „Ob sie jetzt endlich zufrieden ist?“ fragte er sich.
Else saß in der Hütte, und sie weinte und weinte und weinte.

Als ich diese Geschichte das erste Mal in der Schule übersetzt bekam, wurde Manntje noch mit zwei „N“ geschrieben, denn man vermutete dahinter einen Plattdeutschen Ausdruck, der so etwas wie Männchen bedeutete. Und das Timpete wurde einfach nicht gedeutet und für einen gar lustigen Ausdruck aus der Fantasie des Autoren gehalten.
Die Erzählung stammt aus dem von Napoleon besetzten Pommern, wo man sie als Satire auf den bürgerlichen Kaiser Napoleon erzählte, der sich aus einer kleinen Hütte auf Korsika zum mächtigsten Kaiser Europas hochgearbeitet hatte und immer noch mehr wollte und nie zufrieden war.
Daher gibt es heute unter Literaturwissenschaftlern die folgende Theorie:

Mantje, im Original mit nur einem „N“ ist die plattdeutsche Aussprache des französischen Mon Dieux - Mein Herr.
Und Timpete soll die plattdeutsche Form vom französischen Pitié – Mitleid sein. Soviel Französisch konnten damals auch alle in Pommern sprechen, denn begegneten sie den marodierenden französischen Soldaten, war es gut zu wissen, wie diese im Namen Gottes um Gnade zu bitten seien.

So soll aus Köln der Ausdruck stammen: Mach keine fiese Matenten – was die Mütter zu ihren Kindern sagten, wenn Napoleons Soldaten denen vorschlugen „Visite mon tente!“ - „Besuch mein Zelt!“

Die Erzählung von der Zufriedenheit, die erzählt man in China so...

Der Mondhase



Im alten China lebte ein armer Reisbauer. Trotz all seinem Fleiß bei seiner mühevollen Arbeit kam er in seinem Leben nicht voran, hatte keinen Hof und keinen Wagen und daher auch keine Frau und keine Kinder. Eines Abends, als er auf dem Weg in seine kleine Hütte war, begegnete ihm der Mondhase, von dem jedes Kind in China weiß, dass er den Menschen jeden Wunsch erfüllen kann. „Ich bin gekommen," sagte der Mondhase „dir zu helfen. Ich werde dich mitnehmen auf den Wunschberg und da kannst du dir aussuchen, was immer du willst" Der Reisbauer blinzelte nur einen kleinen Moment mit den Augen und als er sie wieder aufmachte, stand er vor einem prächtigen Tor. Über dem Tor stand auf einem Schild geschrieben: „Jeder Wunsch wird Wirklichkeit". „Sehr gut!" dachte der Bauer und rieb sich die Hände „Mein armseliges Leben hat nun endlich ein Ende und ich bekomme jeden Wunsch erfüllt." Erwartungsvoll trat er durch das Tor. Ein weißhaariger alter Mann mit einem langen Bart stand am Tor und begrüßte den Bauern. „Was immer du dir wünschst, wird sich hier erfüllen. Aber zuerst musst du wissen, was du dir alles wünschen kannst. Also folge mir!" Der alte Mann führte den Bauern durch mehrere prunkvolle Räume - einer schöner als der davor - bis sie in einen prächtigen Saal kamen. „Hier", sprach der weise Alte „im Saal des Schwertes gibt es Ruhm und Ehre. Wer sich das wünscht, wird ein gewaltiger Feldherr. Er eilt von Sieg zu Sieg und sein Name wird auch noch in fernen Jahrhunderten genannt. Wenn du dir das wünschst, sollst du es haben." - „Das ist nicht schlecht!" dachte sich der Bauer „Ruhm ist eine schöne Sache und ich möchte nur zu gern die Gesichter der Nachbarn im Dorf sehen, wenn ich ein siegreicher Feldherr werden würde. Aber ich sollte es mir noch einmal überlegen und erst sehen, was es noch so zu wünschen gibt." Also sagte er: „Gehen wir erst weiter zu den anderen Wünschen!" - „Gut, dann gehen wir weiter..." sagte der alte Weise lächelnd. Im zweiten Saal befand sich eine Truhe aus purem Gold. „Das ist der Saal des Reichtums. Wer sich etwas aus der Truhe wünscht, dem fliegt das Gold zu, ob er nun dafür arbeitet oder nicht. Alles, was er angeht, wird zum geschäftlichen Erfolg" - „Das ist doch was!" dachte der Bauer „Das könnte schon das Richtige sein. Wer immer reich ist, der ist der glücklichste Mensch der Welt. Was die Menschen wohl von mir dächten, wenn ich ein reicher Händler würde. Aber Moment! Glück und Reichtum sind ja zwei verschiedene Dinge. Ich weiß nicht

recht. Ich sehe mir lieber noch mehr an, bevor ich mich entscheide.“ Und so sagte er dem Alten, dass er lieber noch weiter gehen wolle und der Weise nickte und lächelte. Im nächste Saal sagte er: „Dies ist der Saal des Buches. Hier gibt es das Wissen und die Weisheit. Wer sich dies wünscht, dem werden alle Geheimnisse des Himmels und der Erde offenbart.“ Der Bauer dachte: „Ich habe mir schon immer gewünscht, mehr zu wissen. Das wäre vielleicht das Richtige. Was wohl der Kaiser in der Hauptstadt sagen würde, wenn ich ihm den weisesten Ratschluss und das neuste Wissen bringen kann?“ Der weise Mann sagte zum Bauern: „Nun wähle dir etwas aus. Was immer du dir wünschst, wird erfüllt werden!“
„Lass mir noch ein wenig Zeit“ sagte der Bauer „Ich muss mir die Sache noch überlegen.“ In diesem Augenblick aber schloss sich das Tor und der alte Weise war verschwunden. Der Bauer fand sich vor seiner Hütte wieder.
Der Mondhase saß wieder vor ihm und sprach: „Armer Bauer, wie du sind die meisten Menschen. Sie wissen nicht, was sie sich wünschen sollen. Sie wissen nicht, was sie wollen … nur, wer weiß, was er will, kann auch wissen, wann er genug hat und wann er zufrieden ist!“ Dann hoppelte der Mondhase nach Hause und ließ den armen Bauern allein zurück.
Aber der Mondhase ist immer noch jede Nacht unterwegs und sucht Kinder, die es besser wissen. Kinder, die wissen, was sie wollen.

Mich erinnert diese Geschichte an die Erzählung von König Midas, der sich gewünscht hatte, dass alles, was er berührte zu Gold werde. Er verwandelte durch eine Berührung seine Familie und alles, was er liebte in totes Gold, und am Ende musste er verhungern, weil er nichts mehr essen konnte, was sich nicht sofort in Gold verwandelt hätte.

Mein Freund Sunny, der sagte er fühle seine Wurzeln, wenn der Wind von Afrika her über den Atlantik wehe, erzählte mir die folgende kurze Geschichte auf Key Caulker, einer winzigen Insel vor der Küste von Belize in der Karibik.

Das Versteck der Weisheit



Vor langer, langer Zeit, als die Welt noch jung war, meinten die Götter, dass es sehr schlecht wäre, wenn die Menschen die wirkliche Weisheit finden könnten, bevor sie ausreichend reif genug dafür seien. Kaum hatte es nämlich die ersten Menschen gegeben, hatte es auch die ersten Verbrechen und Kriege gegeben. Also entschieden die Götter, die wirkliche Weisheit an einem ganz sicheren Ort zu verstecken, damit die Menschen sie solange nicht fänden, bis sie reif genug wären, verantwortungsvoll damit umzugehen, statt die Weisheit für noch schlimmere Verbrechen und noch verheerendere Kriege zu benutzen. Sie wussten aber nicht, wo es einen Ort gäbe, der sicher vor den Menschen wäre.
Einer schlug vor, die wirkliche Weisheit im dichtesten Urwald zu verstecken. Aber die anderen sagten, dass die Menschen dort sicher als erstes suchen würden. Ein anderer hatte den Einfall, die Weisheit in der trockensten Wüste zu verbergen, aber sie sahen ein, dass der Mensch auch die trockensten Wüsten bald durchqueren würde und die Weisheit dabei zufällig finden könnte. Ein Dritter meinte, auf den höchsten Bergen der Welt müsste die Weisheit sicher sein, aber die anderen lachten und sagten, wenn der Mensch erst in den tiefsten Urwald eingedrungen ist und die trockensten Wüsten durchquert hat, dann würde er sich auch bald in die höchsten Berge aufmachen, um die Weisheit dort zu suchen. Ein anderer schlug vor, die Weisheit ins Meer zu bringen, wo die Korallen sie überwuchern und so den Blicken der Menschen für lange Zeit entziehen konnten. Aber auch dort sahen viele die Gefahr, dass die Menschen die Weisheit zu früh finden würden. Auch die tiefsten Stellen der Meere waren nicht lange genug sicher vor den Menschen. Also wo auf der Welt konnten sie die Weisheit sicher lagern, bis sie gebraucht wurde?
Schließlich äußerte sich der weiseste unter ihnen und schlug vor, die Weisheit dort zu verstecken, wo die Menschen als Letztes suchen würden: In sich selbst! Die anderen waren alle begeistert, denn in sich würden die Menschen erst nach der Weisheit suchen, wenn sie alle anderen Orte schon vergeblich besucht hatten und schließlich reif genug wären, mit der wirklichen Weisheit umzugehen. Und so liegt die wirkliche Weisheit noch heute in den Menschen versteckt und wartet darauf, dass wir reif genug für sie werden …

Die kleine Palme



Eine kleine Palme wuchs ganz prächtig am Rande einer Oase. Eines Tages kam ein böser Mann. Er sah die kleine Palme und ihm fiel auf, wie kräftig und schön sie war. Er wurde wütend, dass diese kleine Palme so prächtig war – so viel schöner als die Palmen in seinem Garten. „Dir werd ich's zeigen!“ dachte der Mann, nahm einen großen und schweren Stein und hob ihn in die Krone der kleinen Palme. „Mal sehen, wie groß du jetzt wirst ...“ Schadenfroh lachte er und suchte das Weite. Als die kleine Palme versuchte, den Stein abzuschütteln, gelang es ihr nicht. Sie war verzweifelt. Da sie den Stein nicht aus ihrer Krone schütteln konnte, blieb ihr nichts anderes übrig, als mit ihren Wurzeln immer tiefer in den Sand vorzudringen, um besseren Halt zu finden und nicht unter der Last des Steins zusammenzubrechen. Schließlich kam sie mit ihren Wurzeln bis zum Grundwasser, und trotz der Last in der Krone wuchs sie zur kräftigsten und höchsten Palme der Oase heran. Nach ein paar Jahren kam der böse Mann zurück und wollte in seiner Schadenfreude sehen, wie verkrüppelt die Palme gewachsen sei. Aber er fand keinen verkrüppelten Baum. Plötzlich bog sich die größte und kräftigste Palme der Oase zu ihm herunter und sagte:

„Danke für den Stein, den du mir damals in die Krone gelegt hast. Deine Last hat mich stark gemacht!“

Die Geschichte von der kleinen Palme stammt auch aus Afrika. Ein Junge namens Ismail aus dem Sudan erzählte sie mir, als wir zusammen in Ägypten gearbeitet haben und ich mich über die harte Arbeit beklagte.
Oft sind die Dinge, die uns mit Fremden verbinden viel wichtiger, als die Dinge, die uns trennen.

Das habe ich oft gemerkt, wenn ich zu Gast bei fremden Kulturen war. Ich kam immer zu ihnen mit den Dingen, die ich schon über sie zu wissen glaubte. Ich habe zum Beispiel immer versucht, auf der Reise dorthin schon die wichtigsten Worte in ihrer Sprache zu lernen. „Hallo“, „Mein Name ist“ „Bitte“, „Danke“, „Ja“ „Nein“. Dann habe ich oft auch etwas über die Menschen gelesen, zu denen ich unterwegs war. Meistens kannte ich also schon die Unterschiede zwischen meiner Kultur und zum Beispiel den Chinesen, Arabern, Indern, oder auch Indianern. Aber erst, wenn ich dort angekommen war und die ersten Hände geschüttelt hatte, dann lernte ich zusätzlich zu den Unterschieden, die jeder schon von weitem sehen kann, auch all die Dinge, die uns verbinden, weil wir alle Menschen sind. Die Dinge, die uns verbinden, können wir nur herausfinden, wenn wir miteinander leben ...

Und davon soll auch die nächste Geschichte handeln, die ich Dir bisher noch nicht erzählt hatte, weil ich sie mir für Dich ausgedacht habe.
Trotzdem ist es kein Märchen, denn alles könnte wirklich so passiert sein ...

Hände-Schüttler und Carl, Indianer und Cowboy



Carl war froh, als der Planwagen endlich mal wieder angehalten hatte. Sein Vater beugte sich vom Kutschbock nach hinten und sagte laut „Wir sind angekommen, alle aussteigen! Willkommen in Friedrichsburg!“ Carl rief aufgeregt „Wirklich? Wir sind da?“ Dann nahm er seine kleine Schwester vorsichtig hoch und gab das Baby an seine Mutter weiter, die schon hinten aus dem Wagen geklettert war. Carl sprang auch vom Wagen und sah sich um … das war also Texas. So ähnlich hatte er es sich nach den Erzählungen seines Onkels schon vorgestellt. Es war warm und trocken, aber rundherum standen Wälder aus dicken grünen Bäumen, die aus der rot-braunen Erde wuchsen. In einiger Entfernung konnte er ebenso rot-braune Hügel und graue Felsen aus den Wäldern ragen sehen. Es gefiel Carl sofort. Seine Mutter war weniger begeistert und warf seinem Vater einen langen und ernsten Blick zu. „Hier steht ja noch gar nichts...“ sagte sie leise und hielt Carls Schwester noch etwas fester, als habe sie Angst um die Kleine. Carls Vater nahm sie in den Arm und küsste sie auf die Stirn. „Wir sind da!“ sagte er leise zu ihr und dann fügte er noch hinzu „Alles wird gut!“.
Carl, seine Mutter und sein Vater waren vor fast einem Jahr - im Sommer des Jahres 1845, damals noch zu dritt - in Elberfeld im Bergischen Land aufgebrochen und hatten sich mit Pferd und Wagen nach Hamburg aufgemacht. Carl freute sich sehr, nach Amerika auszuwandern, denn sein Onkel aus dem Westerwald war schon dort gewesen und hatte ihnen vor Begeisterung glühend davon berichtet – aber Carl war auch ein wenig traurig gewesen, als sie Elberfeld verließen, weil er all seine Freunde zurücklassen musste. Auf der Reise nach Hamburg hatten aber schließlich seine Vorfreude und die Neugierde über die Traurigkeit gesiegt und er fühlte sich jeden Tag mehr wie ein Abenteurer in einem Roman. Seine Lieblingsgeschichte war „Gullivers Reisen“ – das Buch hatte sein Vater ihm aus Berlin mitgebracht und seitdem las er Carl jeden Abend daraus vor – auch auf dem Weg von Elberfeld nach Hamburg. Dort angekommen hatten sie alles bis auf ihre Koffer verkauft und mit anderen Siedlern auf die Schiffe gewartet, die sie in die neue Welt bringen sollten. Aber wegen eines Kriegs in Amerika und Stürmen auf dem Atlantik hatten sich die Schiffe um mehrere Monate verspätet und sie hatten die ganze Zeit in Hamburg warten müssen. Gerade als er sich mit einigen Jungs

angefreundet hatte, kamen die Schiffe dann doch und er musste schon wieder Abschied nehmen. Das Leben auf dem großen Segelschiff war aber so aufregend und alles war so neu, dass er sich schnell wieder wie Gulliver aus dem Buch fühlte. Im April waren sie dann endlich im Golf von Mexico eingelaufen und hatten zum ersten Mal texanischen Boden betreten.
Zwei Tage später wurde seine kleine Schwester geboren. Und in den folgenden Tagen hatte sein Vater zwei Kühe gekauft, die einen Planwagen zogen. Außerdem ein Gewehr, zwei Schafe, ein Pferd und eine Schäferhündin namens Frieda, mit der Carl sofort eine innige Freundschaft geschlossen hatte.
Dann hatten sie sich mit 120 anderen Siedlern und Soldaten in einer großen Kolonne aus Planwagen auf den langen Weg von der Küste durch ein wildes und fast unberührtes Land gemacht. Carl hatte sogar den Planwagen lenken dürfen, während sein Vater auf dem Pferd nebenher ritt; oder umgekehrt war er eine Weile auf dem Pferd, das sie Egon getauft hatten, geritten und Carl hatte sich wie ein richtiger Abenteurer gefühlt. Besonders, weil jeden Abend an den Feuern schaurige Geschichten von den wilden Ureinwohnern und den ungeheuerlichen Tieren dieser neuen Welt erzählt wurden. Sie hatten zwar weder einen „Wilden“, wie die meisten die Eingeborenen nannten, noch einen der riesigen Bären oder blutrünstigen Kojoten gesehen, aber der Gedanke, dass diese langsame Wanderung eigentlich ein gefährliches Abenteuer sei, machte alles so viel spannender.
Tagelang ging es durch die immer wilder werdende Landschaft nach Nord-Westen, bis sie vor einer Woche in Neu Braunfels eine Pause gemacht hatten. Neu Braunfels war die erste preußische Siedlung in Texas und immer noch eine einzige Baustelle, als sie eintrafen. Die Kirche und einige Häuser für die Adeligen standen zwar schon, aber die Menschen lebten fast alle noch in großen Zelten. Die 120 Siedler und Soldaten hatten in dem Ort ihre Wasserfässer aufgefüllt und ihre Wagen mit einer Menge Holzbrettern beladen. Dann hatten sie sich am nächsten Tag wieder auf die Wagen gesetzt und waren weiter gefahren.
Und nun, am 8. Mai des Jahres 1846, nach sechzehn Tagen auf dem Planwagen, waren sie endlich angekommen. Das dachte Carl, aber nach einer halben Stunde kam sein Vater mit einer Karte von einer kurzen Versammlung zurück und sagte ihnen, sie sollen

wieder aufsteigen. „Also, meine Lieben“, sprach er feierlich „seid ihr bereit für das letzte Stück nach Hause?“ Carl und seine Mutter sahen ihn erwartungsvoll an und nur seine kleine Schwester machte ein Geräusch, das wie „Jaaooo!“ klang. „Seht ihr da ihm Süden die Eichen?“ fragte Carls Vater und zeigte auf einige besonders große Bäume „Sie stehen am Eichenfluss, und dort ist unser Land. Wir müssen nur noch über den Winfried-Bach und sind schon zu Hause.“

Der Planwagen setzte sich zum letzten Mal in Bewegung und nach zehn Minuten standen sie im Schatten uralter Eichen an einem kleinen Fluss, der sich wie eine Schlange durch sein Bett schlängelte. Während seine Mutter sich um das Baby kümmerte, luden Carl und sein Vater die Bretter vom Wagen und legten sie an einer trockenen Stelle zu einem Holzboden zusammen. Sein Vater verankerte die Bretter mit langen Spießen im Boden. Darauf errichteten sie mit der Plane vom Wagen ihr erstes kleines Zelt, das nun ihr zu Hause sein würde, bis die Zimmerleute ihr Haus fertig gebaut hatten. Und das konnte eine Weile auf sich warten lassen, denn zwanzig Familien wollten Häuser. Als sie am ersten Abend in ihrem Zelt lagen, wurde das Plätschern des Flusses plötzlich von einem lauten Heulen übertönt, das von weit her zu kommen schien. Carls Mutter fragte etwas besorgt, was das gewesen sei und sein Vater antwortete, dass es wahrscheinlich ein Kojote war. Carl lächelte in der Dunkelheit. Er hatte keine Angst. Er war ein Abenteurer und mehr neugierig als besorgt. Sein Vater hatte ihm in den vergangenen Tagen beigebracht, mit dem Gewehr umzugehen und Carl konnte es kaum erwarten, sein neues Wissen einzusetzen. Darüber schlief er ein und er träumte, seine kleine Schwester mit einem gezielten Schuss vor einem dieser bösen Kojoten zu retten.

Der folgende Morgen begann weniger abenteuerlich. Nach dem Frühstück sagte sein Vater zu ihm, er solle mit den Kühen etwas saftiges Gras suchen gehen. Carl war ganz und gar nicht begeistert. „Es gibt so viel zu tun und ich soll die beiden Viecher spazieren führen wie ein Kuh-Junge?“ Sein Vater lächelte ihn an „Erstens sind das keine Viecher, sondern Bertha und Birthe und sie werden uns Milch, Butter und Käse geben, wenn wir sie gut behandeln, und zweitens gibt es hier keine Kuh-Jungen, sondern nur Cowboys!“ Carl sah ihn verwirrt an „Kau … was?“ - „Cowboys!“

wiederholte sein Vater „Das ist Englisch.“ Nun sah Carl ihn misstrauisch an „Und was heißt Kauboi übersetzt?“ Sein Vater atmete einmal tief durch und sagte dann leise „Also eigentlich heißt es Kuh-Junge ...“ Carl verdrehte die Augen und rief „Ich hab es mir fast gedacht!“ Sein Vater hob beschwichtigend die Hände „Warte mal … es gibt aber ein paar entscheidende Unterschiede: Kuh-Jungen haben nur ein Stöckchen, mit dem sie die Kühe antreiben, aber Cowboys haben ein Gewehr, mit dem sie ihre Kühe vor wilden Tieren beschützen!“ Carls Augen leuchteten auf „Im Ernst?“ rief er fröhlich. „Und das ist noch nicht alles...“ fuhr sein Vater fort, fasste ihn an den Schultern und drehte ihn dahin um, wo Egon, ihr braves Pferd graste. „Cowboys die einen Sattel ordentlich auflegen können, dürfen sogar bei der Arbeit reiten!“ Carl hüpfte vor Freude auf und ab und jubelte „Das schaffe ich leicht. Ich hab dir jeden Tag dabei zugesehen!“ Er sattelte Egon, während sein Vater ihm dabei zusah und anschließend stolz nickte.
Carl stieg auf das Pferd, sein Vater hängte das Gewehr in zwei Schlaufen am Sattel und sagte „Bleib auf dieser Seite des Flusses und so in der Nähe, dass wir dich noch sehen oder hören können, versprochen?“ Carl nickte, gab seinem Vater die Hand und dann ritt er mit Egon los, weiter nach Westen am Fluss entlang – tiefer in die neue Welt. Ihm folgten die Kühe Birthe und Bertha und auch Schäferhündin Frieda mit den beiden Schafen, die bisher nur Schaf und Schaf hießen. Carl hoffte, einem der anderen Siedler zu begegnen. Am besten einem der anderen Jungs, die alle ein paar Jahre älter waren als er und ihn bisher nicht richtig ernst genommen hatten. Wenn sie ihn am ersten Tag mit einem Gewehr auf einem Pferd sehen würden, würden sie ihn sicher so ernst nehmen, wie er sich selbst gerade nahm. Er begegnete zu seiner großen Enttäuschung niemandem. Aber das machte es andererseits wieder sehr viel spannender. Er war allein im Westen. Nach einer Weile drehte Carl sich um und konnte gerade noch die weiße Plane ihres Zeltes sehen. Weiter konnte er nicht mehr reiten. Er hatte es versprochen und er würde sich daran halten. Er stieg vom Pferd und suchte eine flache Stelle in der Böschung des Flussbettes, wo sie alle leicht zum Wasser herunterklettern konnten, um etwas zu trinken. Er setzte sich gerade auf einen Stein am Ufer, als Frieda einmal kurz bellte, und nachdem er aufsah, stand auf der anderen Seite des Flusses ein Junge.

Ohne darüber nachzudenken winkte Carl ihm. Der Junge winkte zurück. Das heißt, eigentlich hob er nur die Hand, als würde er winken, aber dann bewegte er die Hand nicht. Der Junge hatte lange schwarze Haare und eine sonnengebräunte Haut. Er trug eine braune Hose aus Leder, sonst nichts. Hinter ihm stand ein Pferd, das keinen Sattel trug und schwarz-weiß gefleckt war wie eine Kuh und neben ihm saß ein struppiger grau-brauner Hund, der aussah, wie eine Mischung aus Fuchs und Wolf. Der Junge führte sein Pferd durch den flachen Fluss und kam mit einem breiten Grinsen auf Carl zu. Carl konnte sein Glück kaum fassen. Das war der erste „Wilde“, den sie hier trafen. Nicht nur war Carl der glorreiche Abenteurer, der diesen historischen ersten Kontakt machen konnte, fast noch besser fand Carl, dass der „Wilde“ ein Junge wie er selbst war.
Er hatte auf dem Weg mit seinem Vater überlegt, was sie sagen wollten, wenn sie den ersten Ureinwohnern begegneten, also streckte Carl dem Jungen seine Hand entgegen, als dieser über den Fluss gekommen war und feierlich sagte er „Mein Name ist Carl – ich komme in Frieden!“ Der Junge griff die Hand mit beiden Händen und schüttelte sie, wobei er immer noch ganz breit grinste „Moh Wi!“ sagte er und Carl wiederholte „Mowi!“ Der Junge lachte und sagte noch einmal langsam „Moh – Wi!“ Carl nickte und der Junge nickte auch. Er schüttelte auch immer noch Carls Hand und sagte schließlich „Hände-Schüttler!“ Carl sah ihn überrascht an und stotterte „Was … was hast du da gesagt? Sprichst du meine Sprache?“ Der Junge nickte, grinste und schüttelte weiter Carls Hand „Hände-Schüttler!“ wiederholte er grinsend und sagte dann „Moh Wi heißt auf deutsch Hände-Schüttler … is mein Name!“ dann ließ er endlich Carls Hand los und setzte sich auf einen Stein. Carl stand immer noch da, die Hand so als würde sie gleich weiter geschüttelt. „Wieso sprichst du meine Sprache?“ wiederholte er ungläubig. Der Junge lachte und sagte „Schwester Ursel!“ Carl nahm endlich seine Hand runter und setzte sich neben ihn. „Wer ist Schwester Ursel?“ fragte er. „Schwester Ursel is Nonne. Lebt oben in den Hügeln. Ursel is eine sehr alte Frau. Sie bringt uns Nemenee die Botschaft: Viele Weiße kommen und Ursel bringt uns das Wissen von euren Worten, damit wir sprechen können! Aber ich bin nicht sehr gut im Sprechen eurer Worte. Ursel schimpft viel mit mir. Sie schimpft viel mit allen. Aber sie meint es gut mit den Nemenee.

Der große Geist is stark in ihr...“ Carl lächelte „Ich wünschte, ich könnte deine Sprache nur halb so gut sprechen wie du meine … was bedeutet Nemenee?“ - „Nemenee bedeutet Menschen. Wir nennen uns selbst Nemenee. Ich bin Moh Wi, Krieger vom Stamm der Kwahada-, der Antilopen-Leute. Aber ihr nennt uns Comanche! Penateka-Comanche“ Carl sah ihn an und musste lachen. An den Lagerfeuern auf dem Weg hierher hatte er einiges von den Komantschen gehört. Die alten Hasen, wie sich die Männer nannten, die ihre Kolonne angeführt hatten und schon ein paar Jahre in Texas lebten, redeten von den Komantschen wie von Geistern. Sie sollten die tapfersten Krieger, die besten Reiter und schlimmsten Feinde sein. Die alten Hasen wussten das selbst nur von den Franzosen, Spaniern und Engländern, die schon Bekanntschaft mit den Komantschen gemacht hatten. Dieser Junge mit dem breiten Grinsen wollte ein Krieger des gefürchtesten Stammes im Westen sein? „Du lachst warum?“ fragte Moh Wi ohne dabei mit seinem Grinsen aufzuhören. „Du willst ein Komantschen-Krieger sein?“ lachte Carl. Der Junge grinste weiter und sagte ganz ruhig „Ja! Moh Wi, ein Nemenee-Krieger der Kwahada-Leute! Und du?“ Carl hörte auf zu lachen und nickte. Moh Wi war genauso ein Krieger, wie Carl ein Cowboy war. Er lächelte und sagte „Ich bin Carl, Cowboy-Abenteurer vom Stamm der Preußen … Leute – vom Stamm der Preußen-Leute!“

Moh Wi streckte Carl die Hand hin und als Carl einschlug, schüttelte Moh Wi wieder „Moh Wi bedeutet Hände-Schüttler!“ grinste der Junge und schüttelte. „Ich weiß schon!“ lachte Carl. Sie saßen einen Moment nur da und schüttelten sich die Hände, dann ließ der Junge seine Hand wieder los und sagte „Nicht Comanche! Das bedeutet 'Feind, der immer angreift' und wir greifen nicht immer an – die Feinde der Nemenee nennen uns so. Feind, der immer angreift – Comanche“ Carl verstand es und sagte „Komantschen bedeutet also in eurer Sprache so etwas wie Erzfeinde oder Todfeinde. Kein Wunder, dass ihr nicht so heißen wollt. Ich werde dich Moh Wi nennen.“ und dann fügte er noch schnell hinzu „Moh Wi, der Nemenee-Krieger von den Kwahada-Leuten!“ Der Junge sagte „Du sprichst unsere Worte sehr gut … viel besser als Schwester Ursel! Sie sagt immer Nömönöö!“ dann grinste er wieder und fragte „Was machst du eigentlich hier?“ Carl sah sich erschreckt nach den Kühen um, die er völlig vergessen hatte. Sie

standen friedlich an der Böschung des Flussufers und grasten, daneben versuchten die beiden Schafe auch hoch genug zu klettern um an das Gras heranzukommen. Die Pferde schienen sich auch gut zu verstehen und grasten nicht weit von den Kühen. Nur Frieda, der Schäferhund, stand mit hoch aufgerichteten Ohren am Ufer und suchte die andere Seite des Flusses ab.
„Ich sollte etwas Gutes für die Kühe zu fressen finden." antwortete Carl schließlich und fragte dann „Warum bist du hier?" Der Junge zuckte mit den Schultern und nickte dann in Richtung der Pferde. „Ich hab den Mustang da gesucht. Is mir weggelaufen in der Nacht. Hab Mustang gefunden. Reite nach Hause und sehe Carl am Fluss. Ich bin der Hände-Schüttler!" Carl lachte. „Und warum kommt dein Hund nicht auch rüber?" Moh Wi schüttelte den Kopf und hörte zum ersten Mal auf zu grinsen. „Is nicht Hund, is Coyote. Coyote hat Angst vor Hund! Spanische Hunde töten alle in seiner Familie, als er noch klein is!" Carl sah zu Frieda. Sie hatte sich vorne hingelegt, dass ihre Pfoten und Vorderbeine auf dem nassen Sand des Flussufers lagen. Ihre Hinterbeine aber standen aufrecht und ihr Schweif wedelte wie verrückt. Dabei winselte sie leise. Carl sagte „Das tut mir leid für deinen Kojoten, aber dieser Hund da will eindeutig spielen und nicht töten!" Moh Wi nickte und machte ein Geräusch, das sich wie der Ruf eines Vogels anhörte. Auf der anderen Seite des Flusses tauchten zwei Ohren hinter einem Busch auf. Der Junge stand auf und ging zu Frieda, die ihn nur kurz ansah und dann wieder auf die andere Seite zu dem Kojoten starrte und winselte. „Sie will auch einen Freund!" sagte Moh Wi und streichelte sie. Als der Kojote das sah, kam er hinter dem Busch hervor. „Pui! Pui!" rief der Junge. „Pui is sein Name. Pui bedeutet Augen. Weil Pui sieht am Tag und in der Nacht wie ein Adler!" Der Kojote kam erst langsam und dann immer schneller über den Fluss gelaufen und blieb dann einige Schritte vor dem Hund stehen. Sie schnupperten beide und Frieda winselte und wedelte fröhlich. Schließlich legte sich auch der Kojote auf die Vorderbeine und quietschte. Dann sprangen beide los und hüpften umeinander herum. Moh Wi kam zurück und ließ sich neben Carl auf einen Stein sinken. „Wir sind jetzt alle Freunde. Der große Geist hat uns zusammengeführt." sagte er ernst, dann grinste er Carl plötzlich wieder an. „Hast du schon mal eine Klapperschlange gesehen?" Carl schüttelte den Kopf. Moh Wi fischte etwas aus einem kleinen

Lederbeutel, den er am Gürtel trug. Er schüttelte es und es machte eine lautes rasselndes Geräusch, Pui und der Mustang schreckten auf und schauten zu ihnen herüber, aber als sie sahen, dass es nur Moh Wi war, der da rasselte, beruhigten sie sich wieder. Der Junge gab das Ding an Carl weiter und der sah es sich an. „Das trägt die Klapperschlange am Ende!“ erklärte der Junge. Es sah ein wenig aus wie ein kleiner Maiskolben, fand Carl. Mais kannte Carl zwar erst seit zwei Wochen, aber die süßen Körner waren schon jetzt sein Lieblingsessen in der neuen Welt. Er schüttelte das Maiskölbchen und es rasselte laut. Wieder schreckten der Kojote und das Pony auf. „Wenn du das hörst, dann gehst du weit weg!“ stellte Moh Wi fest und Carl nickte. Er überlegte, was er Moh Wi zeigen konnte. Ihm kam eine Idee
„Hast du schon mal ein Gewehr gesehen?“ fragte er. Der Junge schüttelte den Kopf „Schwester Ursel zeigt uns Bilder und Krieger erzählen an den Feuern von Gewehren der Spanier.“ Carl stand auf und ging zu Egon, der gerade seinen Hals an dem Mustang rieb. Carl holte das Gewehr und drückte es Moh Wi in die Hand. Der legte es vorsichtig wieder auf den Boden und trat einen Schritt zurück. „Keine Sorge,“ sagte Carl „es ist nicht geladen. Soll ich es dir zeigen?“ Der Junge grinste sofort wieder breit und nickte. Carl überlegte kurz, wie sein Vater ihm das Laden des Gewehres beigebracht hatte. Er baute sich neben einem dicken Stein auf, der ihm ungefähr bis zum Knie ging. Er stellte einen Fuß auf den Stein und sagte genau wie sein Vater es getan hatte „Pass gut auf! Zuerst stellst du das Gewehr so hin. Mit dem gefährlichen Ende nach oben. Dann nimmst so was hier...“ Carl griff in die Munitionstasche und holte ein kleines weißes Papiertütchen hervor. „Zuerst das Pulver. Das Tütchen aufreißen und reinschütten.“ Er riss nichts auf und tat nur so, denn sein Vater hatte gesagt, dass sie sparsam damit umgehen mussten. Moh Wi sah interessiert zu, während Carl weiter erklärte. „Dann mit dieser Stange stopfen, die Kugel reinfallen lassen und wieder stopfen!“ Er schob die dünne Stange in den Lauf. Moh Wi nickte und Carl fuhr fort „Schließlich kommt ein Zündhütchen hier unter dieses Ding, dann spannen und ...“ Das ungeladene Gewehr machte leise 'Klack', als Carl abdrückte. Er gab das Gewehr an Moh Wi und fragte „Hast du alles verstanden?“ Der Junge nickte und grinste weiter. Carl gab ihm die Munitionstasche und sagte „Dann zeig mal!“

Moh Wi stellte sich neben den Stein, hob einen Fuß darauf und fragte „Was mache ich, wenn kein Stein da ist?“ Carl lachte „Es geht auch ohne Stein!“ Moh Wi nahm ein Papiertütchen aus der Tasche und tat so, als würde er es aufreißen und das Schießpulver in den Lauf schütten, dann zog der die Stange aus ihrer Halterung unter dem Lauf des Gewehres und stopfte damit das Pulver, dann nahm er eine Kugel aus der Tasche und tat so, als würde er sie in den Lauf fallen lassen. „Noch einmal stopfen, dann das Züdchen ...“ „Zündhütchen!“ sagte Carl. „Genau!“ grinste Moh Wi und drückte ab. 'Klack'.
„Wir tauschen etwas.“ sagte der Junge und gab Carl die Rassel der Klapperschlange. Carl überlegte, was er Moh Wi geben könnte. Er griff in die Munitionstasche, holte eine Gewehrkugel heraus und gab sie dem Jungen. „Eine Gewehrkugel. Wenn die durch die Luft fliegen, dann gehst du weit weg!“ sagte er. Moh Wi nickte, strahlte über das ganze Gesicht und sagte „Is sehr gut! Mit dieser Kugel sitze ich heute Abend zum ersten Mal im Zelt des Rates und alle hören mir zu … Danke, Carl!“ - „Was meinst du damit?“ wollte Carl wissen. Moh Wi sagte „Wir haben nur mit Schwester Ursel Worte gewechselt. Unsere Krieger kämpfen mit den Weißen aus dem Süden – die verstehen unsere Worte nicht“ - „Die Spanier!“ nickte Carl. Im Süden grenzte Texas an Mexiko, das wusste er. Sein Vater hatte es ihm auf der Karte gezeigt. Im Osten gab es eine französische Kolonie, im Norden die Engländer und genau in der Mitte waren sie – 120 Preußen … und die Komantschen – die Nemenee verbesserte sich Carl in Gedanken, während Moh Wi weiter erklärte. „Ich komme heute Abend zurück und sage dem Rat der Ältesten: Ursel hat Recht – die Weißen können unsere Freunde sein. Ich Moh Wi, Nemenee-Krieger vom Stamm der Kwahada-Leute bin der Freund von Carl, dem Cowboy vom Stamm der Preußen-Leute! Alle Ältesten hören mir zu …!“ Moh Wi nahm wieder Carls Hand und schüttelte sie. „Sie hören mir zu! Mir, Moh Wi!“ Carl lachte, schüttelte noch fester und rief „Hände-Schüttler!“ Sie lachten und schüttelten sich die Hände.
„Willst du noch mehr weiße Freunde? Wir wohnen direkt am Fluss ...nur ein kleines Stück weiter. Wir könnten etwas essen und du kannst meine Eltern kennenlernen!“ Moh Wi drehte sich um und sah zur Sonne. „Gut. Aber nicht mehr lange und ich reite nach Hause. Ich muss im Lager sein, bevor es dunkel wird, oder ich

kriege großen Ärger!“ Carl verdrehte die Augen und nickte „Das kenne ich …!“
Carls Vater zeigte den Zimmerleuten, wo er plante das Haus zu bauen und wollte sie gerade fragen, was er und sein Sohn schon vorbereiten könnten, solange sie auf die Zimmerer warten mussten, als er zwei Reiter kommen sah. Er blinzelte in die Nachmittagssonne und konnte nur die beiden Reiter auf ihren Pferden erkennen, dann zwei Kühe, zwei Schafe und zwei Hunde. Als sie näherkamen, wurden auch die Handwerker auf sie aufmerksam und irgendwann schrie einer von denen laut „Indianer!“ - „Grüß Gott!“ sagte Moh Wi und Carl rief zu seinem Vater: „Ich habe einen Freund gefunden und er spricht unsere Sprache!“
Eine halbe Stunde später saßen Moh Wi und Carl im Schatten einer der großen Eichen, aßen die Mais-Pfannkuchen, die Carls Mutter über dem Feuer gemacht hatte und Moh Wi beantwortete grinsend und mampfend die vielen Fragen, die ihm Carls Vater, die Zimmerleute und die eilig herbeigeeilten Offiziere und Adeligen stellten. Alle entspannten sich und waren erleichtert, als sie sahen, dass die Geschichten, die man ihnen über die Komantschen erzählt hatte, wohl übertrieben waren. Als der junge Eingeborene dann in hervorragendem Deutsch erklärte, warum sie bitte nicht Komantschen genannt werden mochten, klatschten die versammelten Leute Beifall.
„Es mögen die besten Reiter, die tapfersten Krieger und schlimmsten Feinde sein,“ sagte einer der Offiziere „aber ganz sicher haben sie sehr freundliche, wohl erzogene und kluge Kinder!“ Einer der Adeligen beugte sich zu Moh Wi herunter, der gerade in seinen dritten Pfannkuchen biss. „Sag mir bitte, guter Knabe: Willst du deinen Eltern wohl sagen, dass wir mit eurem Häuptling sprechen wollen …?“ Moh Wi kaute und nickte, dann schluckte er, zeigte auf die Sonne, die am Horizont die Hügel berührte und sagte „Ich muss mich verabschieden, weiße Herren!“ Er schüttelte jedem die Hand wobei er immer wieder grinsend sagte „Moh Wi bedeutet Hände-Schüttler!“ dann wandte er sich zu Carls Mutter. Er nahm seine Halskette ab. Sie war aus kleinen schwarzen und weißen Steinperlen und kleinen weichen Federn. Er gab sie Carls Mutter und sagte „Ich hoffe, du sagst meiner Mutter, wie sie solches Brot machen kann!“, dann grinste er breit, schüttelte ihre Hand und sagte wieder „Moh Wi – Hände-Schüttler!“

Schließlich verabschiedete er sich von Carl und während er ihm die Hand schüttelte, sagte er „Danke, mein Freund, ich reite nun ins Lager. Der Rat der Ältesten erwartet mich! Sie wissen es noch nicht, aber sie erwarten mich!“ Dann sprang mit einem Satz auf seinen schwarz-weißen Mustang, hob die Hand - wieder ohne zu winken - und galoppierte in den Sonnenuntergang davon. Ein Stück von den Menschen entfernt löste sich der Schatten von Pui aus einem Busch und rannte Moh Wi nach. Der Kojote hatte es vorgezogen, sich zu verstecken, als immer mehr Menschen über den Winfried-Bach gekommen waren, um den deutsch-sprechenden Eingeborenen zu bestaunen.
Carls Eltern, die Siedler, Handwerker, Adelige und Soldaten schauten ihm nach, dann drehten sich alle zu Carl um und sahen ihn erwartungsvoll an. Nun bekam er all die Fragen gestellt. Carl wusste mit einem Mal mehr über die 'Wilden' als die alten Hasen, und nun verstand er, dass auch er plötzlich vom Rat der Ältesten ernst genommen wurde. Vor allem die Adeligen und Offiziere stellten ihm eine Menge Fragen, aber Carl konnte nur wiederholen, was er an diesem Nachmittag gelernt hatte. Er wiederholte noch einmal, dass sie sich Nemenee nennen, was Menschen bedeute und dass sie winken, indem sie die Hand heben ohne sie dabei zu bewegen. Er berichtete von den Worten, die er in ihrer Sprache gelernt hatte. Kwahada hieß Antilope und Pui bedeutete Augen. Er zeigte ihnen die Rassel und warnte vor den Klapperschlangen. Die Erwachsenen waren begeistert. Adelige und Offiziere berieten sich mit seinem Vater, dann kamen sie zu Carl, der sich gerade mit einer Bürste fachmännisch um Egon kümmerte, während die älteren Jungs um ihn herumstanden und immer noch mehr von seiner historischen Begegnung mit den Ureinwohnern hören wollten.
Carl war ein wenig enttäuscht, als die Erwachsenen kamen und die Jungs wegschickten, um mit dem neuen alten Hasen Carl allein über seine Verbindung zu den Eingeborenen zu sprechen. Aber seine Enttäuschung war schnell verflogen, als einer der weißhaarigen adeligen Herren sagte: „Carl, kannst du eine sehr wichtige Aufgabe für den Kaiser und den Mainzer Adelsverein übernehmen?“ Carl schluckte, denn er wusste: Der Kaiser und der Mainzer Adelsverein hatten diese ganze Kolonie, ihre Reise und das Land auf dem sie nun wohnten, erst möglich gemacht. Er wusste dass in Friedrichsburg und in Neu Braunfels über dem

Adelsverein und Kaiser Friedrich Wilhelm nur noch Gott kam. Er nickte und antwortete „Natürlich mein Herr! Was soll ich tun?“ Der Mann lachte und sagte „Nun, wir vom Adelsverein und die Häuptlinge der Ureinwohner werden uns sicher treffen und Dinge besprechen. Aber die Zeit wird begrenzt sein und wir werden sehr gewichtige Dinge besprechen. Deshalb werden wir keine Zeit haben, viele andere bedeutsame Dinge über diese Menschen zu lernen. Wenn wir hier aber in Frieden leben wollen, dann müssen wir gute Beziehungen zu den … den ...“ Carl konnte sehen, wie der Mann versuchte, sich an das Wort zu erinnern, also sagte er ihm vor „Nemenee!“ Der Mann nickte mit seinem weißhaarigen Kopf und fuhr fort „... gute Beziehungen mit den Nemenee. Und wir sind überzeugt, niemand kann besser eine Freundschaft aufbauen, als zwei unschuldige Jungs in eurem Alter. Dein Auftrag als kaiserlicher Sonder-Botschafter besteht also darin, dich mit dem jungen Hände-Schüttler anzufreunden und so viel du kannst über ihn und sein Volk zu lernen. Jeden Abend treffen wir uns wieder hier, und du erzählst uns was wir wissen müssen … dass man hier die Hände beim Winken nicht bewegt, was Antilope heißt und zu wem die Nemenee freundlich und wem sie feindlich gesinnt sind. Denk immer daran, dass du ein Sonder-Botschafter seiner Majestät Friedrich Wilhelms von Preußen bist, also benimm dich bei den Fremden ebenso höflich und freundlich, wie der kleine Hände-Schüttler es hier war!“

Später, als alle Besucher gegangen waren und Carl mit seinen Eltern und seiner kleinen Schwester allein war, drückte ihn seine Mutter fest und sein Vater sagte, er sei sehr stolz auf ihn. Carl war all die viele Aufmerksamkeit etwas peinlich und er sagte verlegen „Ich hab ja noch gar nichts gemacht!“ Sein Vater lachte „Noch nichts gemacht? Du bist heute das erste Mal als Cowboy durch Texas geritten, hast dich vorbildlich um die Kühe und Schafe gekümmert, hast den ersten Kontakt zwischen dem Volk der Komantsch … mit dem Volk der Nemenee“ berichtigte sich sein Vater „...siehst du, ich würde immer noch Komantschen sagen und sie für furchtbare Wilde halten, ohne dich … und das beste an alledem ist“ Sein Vater nahm seine Mutter in den Arm und sagte mehr zu ihr als zu Carl „das beste ist, das der Adelsverein angeordnet hat, die Zimmerleute sollen als nächstes mit unserem Haus anfangen, weil wir hier die ersten Nemenee empfangen werden und da soll es, so haben sie

den Zimmerern gesagt, besonders groß und schön werden. Wir werden also noch vor dem Winter in einem Holzhaus wohnen!“ Seine Mutter strahlte seinen Vater an und dann drückte sie Carl gleich noch einmal. „ich bin auch sehr stolz auf dich, Kaiserlicher Sonder-Botschafter Carl von Elberfeld“
Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, als Carl gerade Egon holen wollte, um ihn zu satteln, kam Moh Wi angelaufen, zu Fuß und begleitet nur von Pui, seinem Kojoten. „Grüß Gott!“ rief er von weitem, und als er näher und wieder zu Atem gekommen war, sagte er „Mein Mustang Paaka is in der Nacht wieder weggelaufen. Habt ihr sie gesehen?“ Alle schüttelten den Kopf und Carls Vater sagte „Carl und Egon werden dir sicher gern beim Suchen helfen!“ Carl nickte und holte den Sattel, aber Moh Wi hielt ihn zurück und sagte „Keinen Sattel – nur Decke!“ Carl sah fragend zu seinem Vater. Der nickte „Es sind die besten Reiter der neuen Welt … hör auf Moh Wi, dann kannst du sicher viel lernen!“ Sie warfen Egon nur eine Satteldecke über, legten sein Zaumzeug an und stiegen auf. Moh Wi wollte Carl zeigen, wie man mit einem Satz auf das Pferd kommt, aber Egon stammte aus Hannover und war ein sehr großes Pferd. Seine Schulter war sicher ein oder zwei Ellen höher als die der Mustang-Stute. Moh Wi schaffte es nicht. Schließlich halfen sie sich gegenseitig aufs Pferd – Carl vorn und Moh Wi dahinter. Sie winkten beide Carls Eltern - natürlich ohne ihre Hände zu bewegen - und ritten los.
Ein Cowboy und ein Indianer auf dem Weg in die Prärie … gefolgt nur von einem Kojoten, denn Schäferhündin Frieda musste leider zu Hause bleiben und auf die Kühe und Schafe aufpassen. An diesem Tag begegneten sie einigen Siedlern, als sie am Fluss entlang ritten und Carl freute sich sehr, dass es die älteren Jungs waren, die ihn jetzt wirklich ernst nahmen und freundlich grüßten, als die beiden an ihnen vorbeiritten. Moh Wi zeigte zu der Stelle am Fluss, an der sie sich am Tag zuvor getroffen hatten. „Dort gehen wir über den Fluss!“ Carl sah sich um. „Wohin reiten wir?“ Moh Wi grinste wieder breit „Zur alten Schwester Ursel reiten wir. Paaka is dort...“
Moh WI hörte auf zu grinsen „Ich will dir sagen: Die Ältesten hören nun auf meinen Rat. Sie haben mich geschickt. Sie sagen, ich soll Dein Freund sein. Sie sagen, wenn wir beide gute Freunde sind, können unsere Völker auch gute Freunde sein.“ Carl nickte und

sagte „Mir haben meine Ältesten das gleiche gesagt. Ich soll auch dein Freund sein und viel über euch lernen!“ Moh Wi grinste wieder und sagte „Aber ich will selbst dein Freund sein. Sie müssen es mir nicht sagen!“ Carl nickte und lachte „Genau. Aber besser, sie wollen, dass wir Freunde werden. Ich hatte ein paar Freunde in Sankt Pauli, mit denen waren meine Eltern nicht so freundlich“ - „Wo ist Sankt Pauli?“ fragte Moh Wi. „In Hamburg. Zu Hause, da wo wir mit dem Schiff losgefahren sind.“ antwortete Carl

Während sie auf die Hügel zuritten, erzählten sie sich alles, was ihnen einfiel. Sie kamen aus zwei völlig unterschiedlichen Welten und egal, was sie sich erklärten, für den anderen war es alles neu und interessant. Carl berichtete von der Schiffsreise und Moh Wi von einem Jagdausflug mit den Kiowa-Leuten, zu dem sein Vater ihn mitgenommen hatte. Dann erklärte Moh Wi den großen Frieden, der zwischen Komantschen und Kiowas seit Generationen herrschte und Carl beschrieb, was er vom Mainzer Adelsverein und den Siedlern wusste. Während sie sich über die verschiedenen Siedler und Indianer unterhielten, fiel ihnen irgendwann auf, dass sie alle an ihren Kopfbedeckungen unterscheiden konnten. Die Spanier, die Mexikaner, die Texaner, die Engländer, Franzosen und Preußen, die Apatschen, Kiowas und die Nemenee. Die Nemenee erkannte man daran, dass sie eigentlich keine Kopfbedeckung trugen, sondern meist nur eine in die Haare eingeflochtene Feder. Carl und Moh Wi verstanden nur nicht, weshalb wegen dieser Hüte und Mützen und wegen der Ideen in den Köpfen darunter dann Kriege geführt werden mussten.

Schließlich in den Hügeln angekommen, kam ihnen Paaka, die Mustang-Stute entgegengelaufen. Sie und Egon wieherten, als sie sich sahen. Ein Stück weiter oben auf dem Hügel stand eine kleine Hütte aus Steinen, mit einem Dach aus Holz. Davor standen ein weiterer Mustang und ein erwachsener Komantsche, der sich mit einer Nonne unterhielt. „Is mein Vater!“ sagte Moh Wi „Er wartet auf uns!“ Als die beiden näherkamen, hob Moh Wis Vater seine Hand zum Gruß und Carl und Moh Wi grüßten auf die gleiche Weise zurück. „Grüß Gott!“ rief die Nonne und strahlte Carl an. „Ich bin die Schwester Ursel. Seid ihr also endlich angekommen, ihr Preußen!“ Carl stieg ab und stellte sich vor, dann sah er die Nonne fragend an „Sind Sie denn nicht aus Preußen“ Die Nonne lächelte und sagte „Als ich vor 20 Jahren als Missionarin für meinen Orden hier

hergekommen bin, war ich noch Fränkin – aus Nürnberg. Aber hier sind wir alle nur Kinder Gottes.“ Dann hörte sie ganz plötzlich auf zu lächeln und wischte mit ihren Händen über ihr staubiges, schwarzes Kleid „Mein Habit sieht sicher furchtbar aus. Ich hoffe, ihr Preußen habt nicht nur Gewehre, sondern auch Nadel und Faden mitgebracht. Ich werde dann mal meine Sachen packen. Ich komme mit euch ...“ Sie drehte sich um und verschwand in der Hütte. Moh Wis Vater streckte Carl seine Hand entgegen und sagte: „Ich bin Ebi Huutsu, das bedeutet Blauer Vogel!“ Carl schüttelte seine Hand. Der gefährliche Komantschen-Krieger lächelte Carl freundlich an. Er trug ebenfalls nur eine braune Lederhose, braune Lederschuhe mit einem bunten Muster darauf und einen mächtigen Halsschmuck aus Federn, Stein- und Holz-Perlen. Nach nur wenigen Augenblicken kam Schwester Ursel wieder aus der Hütte „Wollen wir die Preußen besuchen gehen?“ fragte sie lächelnd. Moh Wis Vater nahm ihre Tasche und band diese auf seinem Pferd fest. Dann gingen alle zu Fuß den Hügel hinab, während die Pferde langsam hinterhergingen.

Als sie über den Fluss kamen, waren nur Carls Eltern bei den großen Eichen und beugten sich über die Wiege. Carl konnte sehen, dass seine Mutter weinte. „Was ist passiert?“ rief Carl. Seine Mutter schluchzte „Deine Schwester ist von irgendetwas gebissen worden!“ Alle liefen schnell zur Wiege. An der Schulter seiner Schwester war ein kleiner roter Ring auf der Haut. Moh Wis Vater sagte „Braune Spinne. Sehr gefährlich. Kocht Wasser bitte!“, dann drehte er sich herum und rannte zum Fluss. Moh Wi und Carl folgten ihm. Blauer Vogel blickte sich suchend am Ufer des Flusses um, dann rannte er ein Stück die Böschung entlang und schnitt mit seinem Messer einige Äste von einem Busch. Er drückte die Äste Moh Wi in die Hand und sagte etwas, was Carl nicht verstand. Moh Wi nickte, drehte sich um und rannte zurück zu Carls Eltern, wo dessen Vater gerade den Kessel über das Feuer hängte. Moh Wi schälte die Rinde von den Ästen und warf sie in den Kessel. Dann kam sein Vater zurück und brachte einige Blätter, die er Carls Mutter gab. „Kau bitte diese Kräuter gut. Nicht schlucken, nur kauen. Dann spucke die Kräuter aus und schmiere das Ganze auf die Schulter! Ist schon gut! Ist alles gut!“ Carls Mutter sah ihn für einen Augenblick entgeistert an. Dann sah sie in die Wiege. Schließlich nahm sie entschlossen eine Handvoll der Blätter, stopfte

sie sich in den Mund und fing an, zu kauen. Sie verzog das Gesicht. Moh Wi nickte verständnisvoll und sagte „Is nich lecker, aber is gute Medizin! Baby is schnell wieder gesund!“ Schwester Ursel streichelte über seinen Kopf und sagte leise „IsT nichT lecker. Da isT ein 'T' in dem Wort 'Ist' und auch in 'Nicht'“ Moh Wi schaute hoch zu der Nonne, die ihn immer noch über den Kopf streichelte und sagte „Is doch jetz gerade egal!“ Schwester Ursel lächelte weiter und sagte „IsT doch jetzT egal! Mit 'T'“ Moh Wi grinste und sagte leise „Immer schimpfen!“ Carl stieß Moh Wi an „Das nennst du schimpfen?“ Moh Wi nickte und Schwester Ursel sagte leise „Die Nömönöö sind in allem was sie tun sehr gut. Das macht sie sehr stolz und also empfinden sie jede noch so kleine Kritik als Schimpfen. Aber sie verstehen ein Schimpfen von liebevollen Eltern oder einer alte Nonne aus Franken sehr genau. Das ist Schimpfen aus reiner Sorge um geliebte Menschen. Sie verstehen, dass Schimpfen ein Zeichen von Zuwendung und Fürsorge ist. Und dann gibt es natürlich noch meckern. Gemeckert wird nicht aus Liebe und Sorge, sondern aus Spaß am Meckern ...“ Moh Wi drückte sich an die Nonne und kicherte „Schimpfen is schön!“ Schwester Ursel lächelte ihn an „Schimpfen isT schön!“

Moh Wi und Ebi Huutsu blieben den ganzen Nachmittag und kümmerten sich um das Baby, dem es schon besser ging. Blauer Vogel unterhielt sich mit Carls Eltern, während Carl und Moh Wi Schwester Ursel über den Winfried-Bach nach Friedrichsburg begleiteten. Viele Siedler hatten schon von Schwester Ursel und dem kleinen 'Wilden', der ihre Sprache sprechen konnte, gehört und manche, wie die Zimmerleute, hatten ihn schon gesehen. Alle hörten mit dem auf, was sie gerade taten und kamen herbeigelaufen. Moh Wi machte seinem Namen alle Ehre und schüttelte eine Menge Hände. Der Pastor begrüßte Schwester Ursel und wollte sie gerade zum Adelsverein bringen, als dieser fast vollständig angelaufen kam. Die Menschenmenge wurde immer größer, aber alle waren glücklich und erleichtert, dass die Geschichten von dem freundlichen und deutsch-sprechenden Ureinwohner wahr waren. Carl sah Hände-Schüttler mitleidig an, aber der grinste zurück „Warte ab,“ rief er Carl zu „wenn du in mein Lager kommst, is es nich anders! Alle wollen immer etwas Neues sehen. Hände-Schüttler is etwas Neues hier!“ Dann wandte er sich wieder den Siedlern zu und schüttelte weitere Hände und erklärte,

was sein Name bedeute. Es ging noch eine Weile so weiter, dann wurden alle wieder an die Arbeit geschickt und Moh Wi und Carl gingen zurück zu den Eichen am Fluss. Der Ober-Adelige, der Carl am Abend zuvor seinen Sonderauftrag gegeben hatte, begleitete die beiden zurück zu Carls Eltern, wo sich Carls Vater immer noch mit Ebi Huutsu unterhielt. Die Erwachsenen stellten sich vor und als Carl das sah, verstand er, warum er seinen Auftrag bekommen hatte. Die Erwachsenen waren sehr höflich und freundlich zu einander, aber nicht so unbeschwert und fröhlich wie er und Moh Wi es vom ersten Moment an gewesen waren. Dann zog der weißhaarige Herr eine Karte aus seiner Ledertasche und sie setzten sich um ein Fass, das als Tisch diente. Alle beugten sich über die Karte.



Texas aus preußischer Sicht im Jahr 1846

„Verehrter Herr Ebi Huutsu," begann der Mann „es wurde uns gesagt, dies hier sei ein Niemandsland und die Gegend sei unbesiedelt. Sehen sie … wir sind hier in Friedrichsburg und dort im Osten ist Louisiana. Im Westen und Süden gebe es nur die mexikanische Wüste und die Indianer seien nur im Norden, hat uns die texanische Regierung versichert!" Blauer Vogel schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid," sagte er schließlich „aber dies hier ist das Land des Stammes der Nemenee, oder wie ihr sagt: Komantschen.

Friedrichsburg liegt im Territorium meines Klans – die Antilopen-Leute oder Kwahada, und Neu Braunfels ist im Gebiet der Kuhtsuka, der Büffel-Esser. Im Norden haben wir Frieden mit den Klans vom Stamm der Kiowa geschlossen, der schon viele Generationen hält. Vielleicht können wir mit dem Stamm der Preußen auch Frieden schließen. Aber das müssen die Ältesten entscheiden...“ Der weißhaarige Herr machte ein sehr besorgtes Gesicht. „Wir möchten sehr gern in Frieden mit dem Volk der Nemenee leben. Mit wem lebt das Volk der Nemenee denn in Feindschaft?“ wollte er wissen. Blauer Vogel zeigte auf die Karte „Im Norden kämpfen wir oft mit den Uta-Leuten um die Büffel-Jagdgründe. Im Westen überfallen uns oft Apatschen-Menschen und im Süden die Meskaleros. Und natürlich sind wir keine Freunde von Texas, denn es liegt auf dem Land der Komantschen.“ Carl, sein Vater und der Herr sahen Ebi Huutsu verwundert an. „Wieso Komantschen?“ fragte Carls Vater „Ich denke ihr nennt euch Nemenee?“ Moh Wis Vater lächelte ihn an. „Es ist ein Zeichen von Respekt, die Sprache des anderen zu lernen. Ich nenne mich in eurer Sprache Komantsche, weil das euer Wort für unser Volk ist. Ich nenne mich auch Blauer Vogel, denn das ist euer Wort für meinen Namen. Aber ich freue mich sehr über den Respekt, den ihr mir zeigt, wenn ihr auch meine Sprache lernt und mich Ebi Huutsu und mein Volk Nemene nennt.“ Alle nickten und der Weißhaarige sagte: „Wenn wir Freunde werden, kann das unseren Völkern helfen. Moh Wi und Carl haben den Anfang gemacht und ihre Väter scheinen sich auch gut zu verstehen.“
Am nächsten Morgen kam Moh Wi mit Medizin für die kleine Schwester, der es schon wieder besser ging. Er brachte auch eine Einladung für Carl und seinen Vater von den Ältesten des Antilope-Klans. Sie wollten, dass Carl und sein Vater sie in ihrem Lager besuchen kommen. Er brachte auch einen zweiten schwarz-weißen Mustang für Carl mit. Es war ein Geschenk der Antilopen-Leute. Der junge Hengst hieß Kwasinabu, was Schlange bedeutete, und er war der Bruder von Moh Wis Stute Paaka, was Pfeil hieß. Sie nahmen drei Äxte und zwei Sägen als Gastgeschenke mit, dann sattelten sie Egon und warfen Kwasinabu nur eine Decke über. Zu dritt ritten sie über den Fluss und dann nach Südwesten, wo etwa eine halbe Stunde entfernt das große Lager der Antilope-Leute lag. Ungefähr hundert Zelte schmiegten sich in ein Tal. Moh Wi erklärte

Carl, während sie durch eine Herde aus über hundert Mustangs auf das Lager zuritten: „Wir nennen unser zu Hause Neme Khani. Die spitzen Zelte heißen Tipis und darin wohnen wir. Die halbrunden Hütten aus Holz sind Wigwams.“ Als sie in das Lager ritten, war es tatsächlich so, wie Hände-Schüttler gesagt hatte, nämlich nicht anders als in Friedrichsburg. Egal, was sie taten - alle hörten damit auf und kamen winkend und jubelnd auf die drei Reiter zu. „Grüß Gott! Grüß Gott!“ riefen die gefürchteten Komantschen mit einem leicht fränkischen Akzent, denn sie hatten ja alle deutsch von Schwester Ursel gelernt. Besonders Carl wurde freundlich begrüßt. Im Lager kannte jeder seinen Namen und alle wollten den Jungen mit den hellen Haaren und den blauen Augen selbst sehen. Hunderte von dunklen Augenpaaren tauchten lachend und staunend direkt vor seiner Nase auf und schauten ihm tief in die Augen. Dann lachten sie und riefen „Ebi Pui! Ebi Pui!“ Carl konnte nach zwei Tagen schon so viel von der Sprache der Komantschen, dass er verstand, was sie sagten: Ebi bedeutete blau, wie in Ebi Huuntsu – Blauer Vogel, Hände-Schüttlers Vater. Der Kojote hieß Pui, weil er so gut sehen konnte. Pui hieß Augen. Ebi Pui hieß also blaue Augen und Ebi Pui hatten die Antilopen-Leute noch nie aus nächster Nähe gesehen. Hände-Schüttler hatte recht: Alle wollen immer etwas Neues sehen. Carl nickte ihnen zu und sagte „Ja, genau, Ebi Pui – Blaue Augen!“ Er wollte noch mehr von seinen neuen Worten benutzen, also fing er an jedem, der seine Augen aus der Nähe betrachten wollte, die Hand zu schütteln und dazu sagte er „Ebi Pui! Moh Wi! Blaue Augen! Hände-Schüttler!“ Die Menschen lachten, und hier waren sie genauso erleichtert und erfreut, dass die weißen Siedler von Nahem betrachtet so freundlich und friedlich aussahen. „Er spricht sogar schon die Worte der Nemenee!“ stellte ein alter Mann erstaunt fest. „Er respektiert uns und wir respektieren ihn. Er soll an unseren Feuern den Namen Ebi Pui tragen.“

Sie blieben den ganzen Tag und ließen sich von den Nemenee erklären, wie sie lebten und warum alle hier solche Angst vor den weißen Siedlern hatten. Wenn die riesigen Bisonherden durch die weiten Steppen östlich der Grossen Berge zogen, dann kamen weiße Jäger und töteten hunderte Büffel. Sie schossen sie, zogen ihnen das Fell ab und ließen den ganzen Rest an Ort und Stelle verfaulen. Für die Nemenee-, die Kiowa- und die Uta-Leute aber

war der Büffel die Lebensgrundlage. Im Lager zeigten sie Carl und seinem Vater, was sie alles mit dem Bison verbanden. Sie aßen nicht nur das ganze Fleisch, ohne, dass etwas übrig blieb. Aus den Hörnern fertigten sie Kämme und Löffel, machten daraus Trinkbecher, Spielzeug für Kinder und sie bewahrten Pulver und Kräuter darin auf. Aus den Knochen schnitzten sie Äxte, Schlitten, Hammer, Schaufeln, Griffe für ihre Speere, Messer, Schaber, Nadeln, Schmuck, und zusammen mit Barthaaren stellten sie sogar feine Pinsel her. Aus den anderen Haaren machten sie Kissen, Seile und Kopfschmuck. Die Sehnen der erlegten Büffel dienten als Klebstoff, als Garn und natürlich um die kräftigen Bögen zu bauen, mit denen sie ihre Pfeile verschossen. Den Magen und die Blase benutzten sie, um Flüssigkeiten aufzubewahren oder als Eimer. Aus der Haut machten sie ihr Leder und aus dem Leder machten sie fast alles andere: Ihre Kleider, ihre Schuhe, die sie Neme Nape oder Mokassins nannten. Aus Leder waren die Wiegen der Babys, die Puppen der Mädchen, die Trommeln, die Dächer der Tipi-Zelte und die Wigwam-Abdeckungen. Ledern waren die Taschen, die Gürtel, Armbänder und das Zaumzeug der Pferde. Die Haare des Büffel-Schwanzes wurden für zeremonielle Dekorationen eingesetzt, der Schweif selbst zu Medizinbeuteln und Fliegenklatschen verarbeitet. Aus dem Fett kochten sie Salben und Lotionen, aus denen sie auch ein Sonnenschutzmittel für die helle Haut von Carl und seinem Vater anrührten. Selbst die dicken Dung-Fladen der Büffel wurden getrocknet als Brennmaterial zum heizen verwendet. Nichts blieb ungenutzt und die Nemenee nahmen nur so viel, wie sie brauchten. Seit die Weißen gekommen waren, ging die Zahl der Büffel plötzlich zurück und das machte den Menschen hier große Sorgen. Ohne Büffel konnten sie nicht leben. Carl und sein Vater lernten an diesem Tag eine Menge über die Menschen hier. Als sie sich am Abend verabschiedeten, mussten sie versprechen, bald wieder zu kommen. „Führt Euch Gott!“ riefen sie zum Abschied. Blauer Vogel und Hände-Schüttler brachten die Beiden noch bis zum Eichen-Fluss, an dessen anderem Ufer ihr neues zu Hause lag – mitten im Gebiet der Komantschen.

Am nächsten Tag kamen früh am Morgen zwei Siedler und beschwerten sich bei Carl und seinem Vater, Indianer hätten ihnen in der Nacht zwei Pferde gestohlen. Sie schimpften und meckerten, so genau konnte Carl das noch nicht unterscheiden. Ihm war klar,

dass sein kaiserlicher Auftrag vorsah, dass er zwischen den Völkern vermitteln musste. Das konnte ja nicht so schwer sein, solange er die Hilfe von Hände-Schüttler hatte. Sein Vater und er versprachen, sich um das Problem zu kümmern und die Siedler gingen murrend nach Hause. Nach dem Frühstück ritt Carl über den Fluss und wollte zum Lager der Nemenee reiten, als Moh Wi, Paaka und Pui ihm entgegen kamen. Oder wie Carl nun übersetzen konnte: Hände-Schüttler auf Pfeil, begleitet von Augen - sein Freund auf seiner Stute, mit dem Kojoten. Carl grüßte ihn, indem er winkte, ohne die Hand zu bewegen und Hände-Schüttler winkte genauso zurück und sagte „Grüß Gott Tosa Taibu!“ – „Was bedeutet Tosa Taibu?“ fragte Carl. „Weißer Mann!“ antwortete Hände-Schüttler und das gefiel Carl. Noch nie hatte jemand Mann zu ihm gesagt.
Carl erzählte Moh Wi von den Siedlern und den gestohlenen Pferden. Sein Freund grinste ihn wieder nur breit an „Ich kann mir denken, wer sie hat!“ lachte er „Die Jungs aus dem Lager! Junge Männer, die noch keine richtigen Männer sind. Sie machen sich einen Spaß daraus, Pferde zu stehlen, auf die niemand aufpasst. Dann fühlen sie sich wie Krieger. Is aber nicht böse gemeint!“ Carl überlegte noch, wie er den Siedlern erklären konnte, dass die Pferde nur so zum Spaß gestohlen wurden, als Moh Wi sagte „Wir stehlen sie einfach wieder zurück. Ich glaube ich weiß, wo wir sie finden. Komm mit!“ Er wendete seinen Mustang und Carl folgte ihm. Während sie langsam nebeneinander her ritten, erklärte ihm sein Freund, wie Indianer es meinten, wenn sie untereinander Pferde stahlen. Es galt mehr als ein Streich und wurde nicht als Verbrechen angesehen. „Selbst schuld, wenn die nicht auf ihre Pferde achten. Pferde sind doch der wichtigste Besitz ...“ sagte Moh Wi gerade, als sie von einem Felsen herunter angefaucht wurden.
Beide starrten auf die große Katze, die oben auf dem Felsen saß und sie wütend anschaute. Sie war hellbraun, wie ein Löwe und hatte auch eine weiße Schnauze. Sie war größer und schwerer als die beiden Jungen zusammen. „Wie bei Klapperschlange,“ flüsterte Moh Wi „wenn du dieses Fauchen hörst, dann gehst du ganz schnell weg!“ Damit trieb er sein Pferd an und preschte davon, gefolgt von Carl. Ein gutes Stück weiter weg wurden sie wieder langsamer „Was war das?“ keuchte Carl „Ihr sagt Berglöwe. In Texas heisst er Cougar. Wir nennen ihn den großen Pu Ma.“ sagte

Hände-Schüttler. „Er is sehr gefährlich und greift manchmal auch Pferde und Reiter an. Wenn der Pu Ma nachts zu den Pferden kommt, is das kein Streich. Schon deshalb sollten die Siedler besser auf ihre Pferde achten“ Dann grinste er wieder „Vom großen Pu Ma können wir die Pferde nicht mehr zurück stehlen!“ Moh Wi hielt sein Pferd an und sagte ernst „Deswegen sind wir Nemenee immer mindestens zu zweit hier draußen. Damit einer Hilfe holen kann, wenn etwas passiert. Bist du allein hier draußen, wenn niemand weiß wo du bist, dann bist du wirklich ganz allein. Das is sehr gefährlich. Ich komme immer mit meinem Vater und Onkel zum Fluss, wo wir uns treffen, sie reiten dann zu zweit zurück.“
Carl hörte aufmerksam zu und wurde sich bewusst, dass es ganz schön gefährlich sein konnte in der neuen Welt. Ihm fiel zum ersten Mal seit Langem wieder sein Romanheld Gulliver ein. Aber er vergaß ihn sofort wieder, denn er lebte jetzt sein eigenes Abenteuer und war sein eigener Held. Er spielte nicht Cowboy und Indianer – er war Cowboy und Indianer. Dabei wurde ihm etwas mulmig zumute.
„Bist du sicher, wir sollten die Pferde stehlen? Was ist mit den Jungs, die sie geklaut haben. Sie werden sie uns sicher nicht einfach geben, oder?“ Moh Wi grinste nur „Die schlafen jetzt. Sie stehlen die Pferde, dann feiern sie die ganze Nacht, dass sie Pferde gestohlen haben. Jetzt schlafen sie.“ Carl lachte „Die sind wohl immer noch betrunken?“ Moh Wi schüttlete den Kopf und sagte ernst „Die Komantschen trinken niemals Feuerwasser. Wir verabscheuen Alkohol, denn die Ältesten sagen: Alkohol brennen die Weißen nur, um uns zu vergiften. Komantschen trinken nicht.“ Carl sah ihn fragend an „Ihr trinkt keinen Wein und keinen Schnaps? Auch kein Bier?“ Moh Wi schüttelte weiter mit dem Kopf. „Die Spanier geben den Meskalero-Apachen in Mexiko Feuerwasser. Und die trinken so viel, dass sie nur noch zu Fuss gehen können. Alle ihre Pferde sind gestohlen, und wenn sie versuchen zu reiten, dann fallen sie direkt wieder runter. Alkohol ist sehr gefährlich für uns!“ Carl nickte „Ich darf auch keinen Alkohol trinken. Mein Vater sagt auch, es sei sehr gefährlich. Aber bei uns ist das anscheinend nur für Kinder gefährlich.“ Carl verstand es selbst nicht so genau, aber so viel trinken, dass er nicht mehr reiten konnte, das wollte er sowieso nicht ausprobieren. „Und du bist dir sicher mit dem Pferdestehlen? Wenn die keinen Alkohol getrunken

haben, dann können sie doch auch aufwachen, oder?“ Moh Wi sagte „Mach dir keine Sorgen. Sie rechnen nicht damit, dass jemand ihnen die Pferde stiehlt. Außerdem werden wir uns anschleichen … ich hab das Anschleichen vom besten Lehrer gelernt!“ Carl grinste auch wieder „Wer ist der beste Lehrer?“ fragte er. „Mein Vater!“ sagte Moh Wi stolz „Warum nennen sie ihn wohl blauer Vogel?“ Carl zuckte mit den Schultern. „Denk doch mal nach“ flüsterte Moh Wi „einen blauen Vogel kann man am blauen Himmel nicht sehen. Alles ist nur blau. So gut ist mein Vater darin, nicht gesehen zu werden. Ich zeig dir, wie man sich anschleicht ...“ Moh Wi hielt sein Pferd an und ließ sich lautlos auf den Boden gleiten. Carl machte es ihm nach, aber merkte, dass er dabei mehr Geräusche machte als sein Freund. Moh Wi hockte sich auf den Boden und zeichnete eine Karte in den Sand.



„Hier oben im Nordosten, wo der schwarze Geier is ...“ Carl unterbrach ihn „Der Vogel auf der preußischen Flagge ist ein Adler!“ „Sieht aber mehr wie ein Geier aus!“ grinste Moh Wi „Aber gut ...hier oben bei dem Adler is Friedrichsburg und der dünne Strich darunter is der Bach. Der dicke Strich is der Fluss. Da, wo das Kreuz is wohnst du mit deinen Eltern und deiner Schwester. Und dort, wo ich den Kreis gemacht habe, gehst du über den Fluss und wir treffen uns. Du erzählst mir am Fluss von den Pferden und ich will dich nach Süden führen. Hier, vorbei an den Hügeln, wo Schwester Ursula ihre Hütte hat – da wo ich das Viereck mache. Aber bevor wir an den Hügeln vorbei sind, begegnen wir dem großen Pu Ma, hier bei dem dicken Punkt, und wir müssen einen

Umweg machen. Jetzt sind wir ungefähr hier, wo der Pfeil is. Der Wind weht genau, wie der Pfeil zeigt. Wir lassen die Pferde hier und schleichen uns an dem Pfeil entlang nach Süden. Mit dem Wind vorbei am Lager der Nemenee – das sollen die Dreiecke sein. Dann schleichen wir nach Westen, an das andere Ende des Lagers, zu dem dunklen Dreieck. Dort schlafen die Diebe und dort finden wir auch die Pferde.“ Carl nickte, Moh Wi sah ihn lange an „Weißt du auch, warum wir hier unten den Umweg machen und nicht direkt in einer geraden Linie zum Lager laufen?“ Carl nickte „Weil wir dann gegen den Wind schleichen und gegen den Wind können sie uns nicht riechen!“ Moh Wi grinste „Genau richtig! Du passt gut auf, wenn ich dir von unserem Jagdausflug mit den Kiowas erzähle. Wir müssen uns immer gegen den Wind oder seitlich zum Wind anschleichen, sonst kann man uns riechen … aber eigentlich gehen wir heute so an das Lager, weil uns sonst alle im Lager sehen und wir können uns nicht anschleichen, wenn alle uns begrüßen!“ lachte er. „Was machen wir mit den Pferden?“ wollte Carl wissen. Moh Wi antwortete „Die lassen wir hier, aber wir binden sie nicht an, damit sie weglaufen können, wenn der Pu Ma noch einmal kommt … jetzt leise!“ Dann legte Moh Wi den Finger an die Lippen und von diesem Moment an verständigten sie sich nur noch in Zeichensprache. Sie schlichen nach Süden, dann nach Westen. Wie Moh Wi gesagt hatte, wurden sie nicht gesehen, bis sie schon am südlichen Ende des Lagers angekommen waren. Moh Wi zeigte auf das letzte Tipi ganz links. Dann legte er seine Hände neben seinem Ohr zusammen und schloss die Augen. Carl hatte verstanden. In dem Zelt schliefen also die jungen Männer, die zum Spaß die Pferde der Siedler geklaut hatten. Sie schlichen um das Tipi herum zu einem runden Wigwam, das aus Ästen zusammengebunden war. Durch die Zwischenräume der Äste konnte Carl in den Wigwam schauen und sah die beiden Pferde der Siedler. Moh Wi hatte schon leise das Tor, das ebenfalls aus Stöcken zusammengebunden war, geöffnet und war hinein geschlüpft. Als Carl auch am Tor war, drückte ihm Hände-Schüttler den Strick des ersten Pferdes in die Hand und folgte ihm dann selbst mit dem zweiten Pferd. Die Pferde schnauften nur etwas, aber sonst waren sie leise wie der Wind, als sie mit den Pferden zurück in den Wald verschwanden. Sie holten ihre Mustangs im Wald und ritten dann mit den Pferden zurück nach Friedrichsburg

zu den Siedlern. Carl war erleichtert, dass es so gut geklappt hatte und das Problem gelöst war. „Sie werden nie erfahren, dass wir das waren, oder?“ fragte er und Moh Wi lachte laut „Doch, doch … ich erzähle es überall im Lager, wenn ich zurück bin. Die jungen Männer achten nicht auf ihren Pferde. Dann kommen zwei kleine Jungs – zwei Freunde schleichen sich leise wie die Pu Mas an und stehlen die Pferde einfach wieder zurück. Sie nehmen mich jetzt auch ernst. Ab heute bin ich nicht nur im Zelt der Ältesten, sondern auch im Zelt der jungen Männer willkommen. Das is gut, Carl Ebi Pui vom Stamm der Preußen-Leute. Das is gut!“
Sie brachten die beiden Pferde zurück zu den Siedlern und Carl wusste auch schon, wie er den Deutschen die Sache mit dem Pferde-Stehlen erklären würde. „Ihr wisst doch sicher, was Maibaum-Stehlen ist?“ Die Siedler nickten „Wenn die jungen Burschen im Dorf nicht aufpassen, dann stehlen die Burschen aus dem Nachbardorf ihren Maibaum. Deshalb passen die jungen Männer gut auf den Maibaum in ihrem Dorf auf!“ Die Siedler hörten auf zu nicken „Soll das jetzt bedeuten, unsere Pferde sind wie Maibäume?“ Moh Wi mischte sich ein und sagte „Sie sind doch viel mehr wert als irgendein Baum … für uns Komantschen sind die Pferde der allerwichtigste Besitz. Sie gehören zum Klan dazu.“ Die Siedler schauten immer noch verständnislos. „Soll das heißen, hier ist jede Nacht Mainacht und wir müssen wie die jungen Burschen unsere Maibaum-Pferde bewachen?“ Carl schüttelte den Kopf. „Nein, auf eure Pferde müsst ihr aus einem anderen Grund besser aufpassen!“ sagte Carl „Habt ihr schon einmal einen Berglöwen gesehen?“ Die Siedler schüttelten erschreckt ihre Köpfe. „Ich schon. Gerade heute, als ich auf dem Weg war, um Eure Pferde zurück zu holen. Der Berglöwe ist eine große Raubkatze – so groß und schwer wie ein Mann. Die Menschen hier nennen dieses Tier den großen Puma, und wenn der eure Pferde holen kommt, können selbst wir sie nicht zurückholen. Versteht ihr jetzt?“ Endlich nickten die Siedler wieder und versprachen, sofort mit dem Bau von Ställen für ihre Pferde zu beginnen.
Die beiden Jungs ritten zurück über den Winfried-Bach und freuten sich schon auf Mais-Pfannkuchen, die Carls Mutter sicher als Belohnung für ihre gelungene Völkerverständigung backen würde, als sie sahen, dass Carls Vater mit einem Mann neben dem Fass-Tisch unter den Eichen saß. Carls Mutter gab dem Mann gerade

etwas zu trinken. Als sie näherkamen, sahen sie, dass der Mann ganz schwarz war. Seine Haut, seine Haare – nur die Kleider, die er trug waren weiß, oder besser gesagt: schmutzig grau. Moh Wi flüsterte „Tu Taibu!“ Carl flüsterte zurück „Ich bin Tosa Taibu! Weißer Mann … was ist dann Tu Taibu?“ Moh Wi nickte zu dem Mann und flüsterte „Tu bedeutet schwarz … Tu Taibu – schwarzer Mann!“ Sie stiegen von ihren Pferden und gingen zu Carls Eltern und dem schwarzen Mann.

Von Nahem betrachtet, fand Carl, dass die Haut des Mannes gar nicht schwarz war, mehr ganz dunkel braun, wie Ebenholz. Carl lächelte ihn an und der Mann lächelte freundlich zurück. Carl hatte noch nie so strahlend weiße Zähne gesehen. „Das ist Lukas!“ sagte sein Vater „Er ist ein entflohener Sklave. Wir müssen ihn verstecken, aber nicht hier, denn hier werden die Texaner zuerst suchen.“ Moh Wi fragte, was ein Sklave sei. Carls Mutter erklärte ihm, dass ein Sklave ein Mensch aus Afrika sei, der wie ein Haustier anderen Menschen gehörte und alles tun musste, was sie sagten. Moh Wi schaute sie verständnislos an. „Ich verstehe, was ein Sklave ist, aber ihr seid doch selbst Weiße, also warum helft ihr ihm?“ Carls Vater sagte entschieden „Wir in Preußen haben den Sklavenhandel schon vor langer Zeit verboten. Wir glauben nicht daran, dass ein Mensch einem anderen Menschen gehören kann!“ Moh Wi nickte „Das glaube ich auch nicht … ich kann ihn mitnehmen zu meinen Leuten. Wir müssen uns selbst alle vor den Texanern verstecken!“ Nun wollte Carl von Moh Wi wissen, warum sie sich versteckten.

Moh Wi sagte ernst „Die Texaner sagen: Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer. Sie haben eine Gruppe von Kriegern: Die gefürchteten Texas-Ranger. Sie dürfen alle Indianer in Texas töten. Auch Frauen und Kinder!“ Moh Wi schüttelte traurig den Kopf „Die weißen Texaner behandeln die schwarzen Menschen wie Viehzeug zum Arbeiten und die roten Menschen wie Wildtiere zum Jagen. Ich bin froh, dass ihr Preußen-Leute nicht so seid.“

Später am Abend, als Moh Wi und Lukas aufgebrochen waren und Carl mit seiner Familie vor dem kleinen Zelt saß, sagte er zu seinem Vater „Ich bin auch froh, dass wir Preußen-Leute nicht so sind. Ein Mensch ist doch ein Mensch, egal welche Farbe er hat!“ Sein Vater legte ihm sanft seine Hand auf die Schulter und sagte „Ich bin sehr froh, dass du so denkst und darüber so froh bist. Es ist

nämlich Recht, dass alle Menschen gleich sind. Aber man darf sich nicht darauf verlassen, dass es einfach immer so ist. Die Engländer und Franzosen haben das früher auch geglaubt, bis man ihnen eingeredet hat, wie viel mehr Geld sie verdienen können, wenn sie einfach Menschen aus Afrika stehlen und für sich arbeiten lassen, ohne sie zu bezahlen. Oder wie viel weniger Geld sie ausgeben müssen, wenn sie den Indianern das Land einfach wegnehmen, statt es ihnen abzukaufen. Wir müssen immer gut aufpassen, dass nicht irgendwann eine Krämer-Seele unserem Kaiser einredet, Preußen könnte viel reicher und mächtiger sein, wenn wir zum Beispiel Chinesen versklaven, weil ihre Haut angeblich gelb sei. Also passe immer gut auf, was wirklich Recht und Ordnung ist."
Carl nickte „Versprochen! Ich werde immer gut aufpassen!" sagte er und dann fügte noch hinzu „Ich habe schon verstanden, dass es nicht Unrecht sein kann, wenn die jungen Nemenee-Männer einige Pferde stehlen … von den Texanern, die tausende Menschen in Afrika gestohlen haben. Wenn Menschen stehlen kein Unrecht ist, dann kann Pferde stehlen auch kein Unrecht sein!" Sein Vater legte ihm den Arm um die Schulter und drückte ihn fest, dann flüsterte er „Siehst du … Recht und Unrecht sind gar nicht so kompliziert, wie immer behauptet wird!"
Am nächsten Tag besuchten Carl und sein Vater das Lager der Nemenee. Sie wurden noch herzlicher empfangen als bei ihrem ersten Besuch. Die Tatsache, dass diese weißen Menschen einem schwarzen Menschen geholfen hatten und nicht dessen weißen 'Besitzern' hatte auch die letzten Zweifler unter den Leuten hier überzeugt: Die Preußen-Leute waren anders und ein friedliches Zusammenleben mit ihnen könnte möglich sein. Sie erfuhren, dass einer der Ältesten früher für die Engländer als Spurenleser und Führer gearbeitet hatte und deshalb englisch sprach. Er konnte sich mit Lukas, der eigentlich Luke hieß, unterhalten. Er hatte herausgefunden, dass Luke der Sohn des Königs der Ashanti-Leute in Ghana war. Sein Vater, der König, befehligte ein riesiges Heer, mit dem die Engländer einfach nicht fertig wurden. Die Ashanti waren nämlich, wie die Nemenee, sehr stolze und gute Krieger, die sich nicht davon einschüchtern ließen, dass die Engländer Gewehre und Kanonen hatten. Luke war entführt worden. Er war mit anderen Menschen aus Afrika als Sklave nach Texas verkauft worden, wo er für seine neuen Herren arbeiten musste. Er war sehr

dankbar, dass die Nemenee ihn versteckten, er verstand sich sehr gut mit ihnen und wollte bei ihnen bleiben. Sie hatten ihm auch schon einen neuen Namen gegeben: Tosa Pui – weiße Augen, denn bei Nacht und im Dunkeln war nur das Weiße in seinen Augen zu sehen. Wie ein blauer Vogel am blauen Himmel, war er ein schwarzer Vogel in der Nacht. Und bei den Nemenee wurde er dafür mehr respektiert und nicht weniger.
Ein paar Tage später spannten Moh Wi und Carl ihre beiden Pferde Kwasinabu und Paaka - Schlange und Pfeil - vor den Planwagen und fuhren mit Schwester Ursel, Carls Mutter und seiner kleinen Schwester ins Lager der Komantschen. Dort sahen sie nach Luke, Schwester Ursel gab Deutsch-Unterricht und Moh Wis und Carls Mütter tauschten ihr Wissen aus. Sie redeten über ihre Männer, ihre Kinder, sie redeten über Beeren, die gut für Babys seien, und als sie endlich über das Rezept für Mais-Pfannkuchen sprachen, nickte Moh Wi zufrieden und zog Carl mit sich.
Während die beiden Jungs durchs Lager schlenderten, kam ihnen eine Gruppe älterer Jungen entgegen. Fast schon junge Männer. Noch bevor Carl überlegen konnte, ob es vielleicht die Pferdediebe waren, grüßten sie ihn freundlich, nickten ihm zu und sagten „Grüß Gott, Ebi Pui, Grüß Gott!“ und einer von ihnen hob beide Hände ohne zu winken und sagte „Kasara Ibo!“
Als sie an ihnen vorbeigegangen waren schaute Carl seinen Freund mit großen Augen an „Waren das die …?“ Moh Wi lachte laut und nickte. „Ja, das sind die, die Pferde klauen zum Spaß. Zuerst sind sie beleidigt, aber die Ältesten sagen ihnen, sie sollen uns beide beobachten und von uns jüngeren lernen. Seitdem respektieren sie uns mehr als ihresgleichen. Für sie sind wir schon Krieger, denn die Ältesten sagen: Die jungen Männer rauben Pferde zum Spaß und ohne Verstand. Sie machen Probleme für unser Volk damit. Aber wir beide rauben Pferde für den guten Zweck und mit List. Wir lösen Probleme für unsere Völker und machen damit Frieden.“ Moh Wi blieb stehen und rief laut „Wir sind mehr Krieger als die!“ Moh Wi lachte noch einmal und machte ein paar Freudensprünge. Carl hielt ihn fest und als Moh Wi zu hüpfen aufgehört hatte, fragte er „Was bedeutet Kasara Ibo?“ Moh Wi grinste sein besonders breites Grinsen und sagte „ Kasara Ibo heißt Engel!“
In den folgenden Wochen verbrachten Moh Wi und Carl jeden Tag miteinander. Carl übernachtete sogar mehrmals in Moh Wis Tipi.

Die Nemenee nannten ihn nun alle nur noch Ebi Pui – Blaue Augen. Carl war mächtig stolz auf seinen Namen, denn normalerweise bekamen nur die ganz alten Hasen im wilden Westen von den Indianern aus Respekt einen eigenen Namen in ihrer Sprache. Carl war gerade erst Cowboy geworden und nun war er schon Ebi Pui, ein respektierter Krieger vom Stamm der Preußen, den Freunden der wilden und gefährlichen Komantschen. Nachdem die Zimmerleute schließlich ihr Haus unter den großen Eichen am Fluss fertiggestellt hatten, übernachtete Hände-Schüttler auch hin und wieder bei Carl. Sie wurden die dicksten Freunde, und auch ihre Eltern verstanden sich prächtig und besuchten sich in ihrem Haus oder Tipi.
Auch die Nemenee und die Siedler freundeten sich mehr und mehr an. Immer mehr Indianer kamen nach Friedrichsburg, um mit den Preußen-Leuten Felle gegen Stoffe oder Kräuter gegen Zucker zu tauschen. Carls Mutter und Schwester Ursel organisierten für die Frauen der Siedler Ausflüge ins Lager der Indianer. Es gab zwar keinerlei Handel mit den Nemenee, aber es wurde doch viel getauscht: Wissen gegen Wissen, aber auch kleine Spiegel aus Brüssel gegen große Kämme aus Büffel. Lappen aus Louisiana gegen weiche Felle aus Büffel. Töpfe aus dem Taunus gegen Tragetaschen aus Büffel. Äxte aus Aachen gegen Messer aus Büffel in Messerscheiden aus Büffel, auf denen kunstvolle Verzierungen aus Büffel waren.
Nach einiger Zeit gingen sie sogar zusammen zur Schule. Jeden Morgen kam Moh Wi auf Paaka angeritten und ließ sie dann unter den Eichen am Fluss mit Kwasinabu und Egon auf der Weide. Er und Carl gingen dann das Stück nach Friedrichsburg zu Fuß. Inmitten der großen Baustelle, die der neue Ort immer noch war, stand das erste Haus aus Stein. Eigentlich war es kein Haus, denn Schwester Ursel hatte mit sanftem Schimpfen den Adelsverein dazu gebracht, dass das erste Gebäude aus Stein eine Kirche sein müsse. Nur mit dem Namen hatte sie sich nicht durchsetzen können, und so hieß die Kirche Vereinskirche und nicht Sankt Ursula. Es gab noch kein Dach und die Kirche bestand bisher nur aus einem Fußboden mit einer acht-eckigen Mauer drumherum. Anstelle eines Dachs war vorläufig nur eine Plane über die Mauer gespannt worden. In diesem fast runden Klassenraum lernten sie mit den anderen Kindern der Siedler und einigen jungen und älteren

Nemenee. Schwester Ursel und Carls Mutter unterrichteten abwechselnd. Sonntags, wenn keine Schule war, wurde die Vereinskirche dann auch wirklich zur Kirche. Nachdem der Gottesdienst beendet war, wurde die Kirche zum Rathaus und der Adelsverein beriet sich dort mit den Siedlern. Auch berichtete Carl hier immer noch jeden Abend, was er Neues über die Ureinwohner gelernt hatte. Er war schließlich außer Abenteurer, Cowboy, listiger Krieger Ebi Pui und dem Schüler Carl auch immer noch der Sonder-Botschafter seiner Majestät. Und so berichtete er von den Worten, die er täglich lernte:
Ebi bedeutete blau. Tosa bedeutete weiß und Tu war schwarz. Taibu war das Wort für Mann wie in Tosa Taibu – weißer Mann. Er erklärte den Adeligen, wie wichtig die Büffel waren und dass die Nemenee Angst hatten, die Jäger und die Zäune der Weißen würden diese Büffel ausrotten. Er erzählte von den gemeinsamen Jagdausflügen der Komantschen und der Kiowas. Er warnte sie vor dem großen Pu Ma und den jungen Männern der Indianer, die durch Pferde-Stehlen beweisen wollten, wie geschickt sie waren. Er berichtete aber natürlich auch, wie er und Hände-Schüttler zusammen nicht nur die Pferde zurückgeholt hatten, sondern auch den jungen Männern der Nemenee ein gutes Beispiel gegeben hatten, wie man mit Sinn und Verstand sein Geschick zum Lösen von Problemen einsetzte, anstatt neue Probleme zu schaffen.
Die Adeligen waren begeistert, wie viel mehr und wie viele andere Dinge sie von der Freundschaft zwischen Carl und Moh Wi lernen konnten. Sie stimmten sogar zu, in der Schule nun auch die Sprache der Nemenee zu unterrichten und den Schülern mehr über die neue Welt und ihre Tiere beizubringen. An einem Abend nach seinem Bericht sagte der weißhaarige Adelige, dass der Vorsitzende des Adelsvereins extra aus Mainz nach Friedrichsburg kommen wollte, um Carl und Moh Wi kennenzulernen.
Am nächsten Tag auf dem Weg zur Schule erzählte Carl seinem Freund Moh Wi von dem wichtigen Adeligen, den der Kaiser vom Stamm der Preußen geschickt hatte, um sie beide kennenzulernen und beide hüpften und sprangen fröhlich über den Winfried-Bach zur Schule. Sie lernten den ganzen Vormittag. Bei Schwester Ursel lernten sie Deutsch und Nemenee oder wie sie aus Spaß sagten: 'Komantschisch'. Bei Carls Mutter lernten sie Lesen, Schreiben und Rechnen und bei Hände-Schüttlers Vater, Blauer Vogel, lernten sie

alles über Klapperschlangen und Skorpione, Pu Mas und Büffel, Kojoten und Ponys.
Als sie an diesem Tag nach der Schule nach Hause gingen, hörten sie plötzlich ein Grummeln. Es hörte sich an wie ein Gewitter, das noch ganz weit weg ist, aber dann wurde es schnell lauter, und aus dem Grummeln wurde ein Grollen, dann ein Getöse. Der Himmel über den Hügeln auf der anderen Seite des Eichenflusses verdunkelte sich. Eine Wolke aus rot-braunem Staub erhob sich langsam über den Eichen, von wo Carls Mutter mit seiner kleinen Schwester auf dem Arm angelaufen kam und sich dabei immer besorgt nach hinten umschaute. Hinter sich hörten sie im gleichen Moment Hufschlag. Moh Wis Vater Ebi Huutsu kam in vollem Galopp angeritten. Er hatte sich nach der Schule noch mit Schwester Ursel unterhalten. Jetzt winkte er mit beiden Armen und bewegte sogar die Hände dabei. Der sonst immer sehr ernste und stolze Mann strahlte über das ganze Gesicht und rief etwas, das Carl zuerst nicht verstand. Erst als Moh Wi es auch grinsend rief, verstand Carl das Wort „Tasiwu! Tasiwu!“ das Wort der Komantschen für Bison oder Büffel!
Blauer Vogel sagte Carls Mutter, dass sie sich nicht sorgen müsse, weil die Büffel immer viel weiter im Westen über den Eichenfluss gehen und nie nach Friedrichsburg kommen würden. Moh Wi zog Carl mit zum Fluss „Komm schnell, wir können sie auf der anderen Seite vorbeiziehen sehen!“ rief er und Carl konnte ihn bei dem Dröhnen der Büffel kaum verstehen. Die beiden rannten vorbei an dem schönen neuen Holzhaus, in dem Carl nun wohnte und hinunter zum Fluss. Am anderen Ufer donnerten die Büffel nach Westen. Sie rannten so schnell wie Pferde im Galopp und die Hufe der schweren Tiere ließen die Erde erzittern – sogar auf der anderen Seite des Flusses, wo die Beiden standen und staunten. Carl konnte nicht sehen, wie viele es waren, denn die meisten Tiere liefen in der riesigen Staubwolke, die sie aufwirbelten, aber es mussten tausende sein. Sie blökten und ächzten, stöhnten und schnaubten und zusammen mit dem Gestampfe ihrer Hufe wurde daraus ein Krach, der so laut war, dass sie schreien mussten, um sich zu verstehen. Die Büffel liefen und liefen und es hörte gar nicht mehr auf. Manche von ihnen waren größer als Egon, ihr großes Pferd aus Hannover, und sicher viel schwerer. Die meisten waren immer noch größer als ihre kleinen Mustang-Pferde und einige

dazwischen waren nur so groß wie kleine Kälbchen. Nach einer halben Stunde wurden es langsam immer weniger Büffel und irgendwann war der Strom aus Bisons vorbeigezogen, der Krach wurde leiser und die Staubwolke legte sich langsam.
Obwohl es nun wieder so still war, dass man die Vögel in den Eichen zwitschern hören konnte, sagten Carl und Hände-Schüttler nichts. Sie starrten nur still auf die andere Seite des Flusses. Sie wussten beide, was das Auftauchen der großen Herden bedeutete. Die Nemenee würden der großen Herde nun bis zum Ende des Sommers hinterher ziehen. Mit dem ganzen Stamm. Sie würden weit nach Norden ziehen und mit den Kiowas in einem Gebiet jagen, das sie Oglala Homa nannten, oder Oklahoma. Dort gab es noch keine Siedler. Sie würden nur so viele Büffel jagen, wie sie für ihren Stamm brauchten, aber es würde sicher bis in den Herbst dauern, bevor sie wieder hierher kommen würden, um im südlichsten Teil ihres Landes, das die Weißen nun Texas nannten, zu überwintern.
Carl hatte schon mehrfach versucht, seine Eltern zu überreden, ihn doch für ein paar Wochen mit ihnen ziehen zu lassen. Seine Eltern waren nie zu überzeugen gewesen. Er war zwar ein Abenteurer, Cowboy, listiger Krieger und geschickter Sonder-Botschafter seiner Majestät, aber er war auch immer noch das Kind seiner Eltern, und die wollten ihn nicht auf die Jagd nach den riesigen Büffelherden gehen lassen. Noch nicht, hatte sein Vater mit einem Augenzwinkern gesagt. Aber jetzt, als sie zum ersten Mal selbst sehen konnten, was für ein Spektakel diese Büffel waren, würde aus dem gemeinsamen Jagdausflug in diesem Jahr sicher noch nichts werden. Auf der anderen Seite des Flusses konnten sie nun sehen, wie viele Tiere es gewesen sein mussten. Eine breite Schneise erstreckte sich über das Land auf der anderen Seite des Flusses. Die Spur der Büffel war so breit wie der Rhein bei Köln oder die Elbe vor Hamburg. Die Erde war von den tausenden Hufen aufgerissen und sah aus wie ein frisch gepflügtes Feld. Alles war niedergetrampelt und die dickeren Bäume, die noch standen hatten vom Boden bis in Mannshöhe keinen einzigen Zweig mehr. Wenn Carls Eltern sehen würden, was die Büffel angerichtet hatten, würden sie ihn sicher nicht mit zum Jagen gehen lassen. Moh Wi und Carl wussten, dass die Ankunft des Bisons für sie Abschiednehmen bedeutete.

Moh Wi und Carl hatten in den vergangenen Wochen schon darüber gesprochen, und Blauer Vogel hatte ihnen versucht zu erklären, wie die Nemenee ihr Leben und ihre Zeit einteilten. Er hatte erklärt, es sei, als habe man einen Eimer. Der Eimer stellte den Tag dar und jeden Morgen musste man den Eimer füllen. Blauer Vogel hatte einen Eimer genommen und dann zwei große Steine hineingelegt. „Der eine Stein," hatte er gesagt „Ist meine Frau, der andere Stein ist mein Sohn Moh Wi. Sie sind das allerwichtigste in meinem Tag." Dann hatte er einige Hände voll großer Kiesel genommen und sie neben die Steine in den Eimer geworfen, bis der Eimer fast voll war. „Neben meinen Liebsten habe ich jetzt noch Platz für die wichtigen Dinge. Sie sind nicht so groß und wichtig wie meine Frau und mein Sohn, deshalb sind es nur große Kiesel. Jeder dieser Kiesel stellt etwas Wichtiges in meinem Tag dar. Jagen, Fischen, zum großen Geist beten, mit den Ältesten sprechen, mich mit Freunden treffen, mein Pferd versorgen." Blauer Vogel hatte dann Sand genommen und zwischen die Steine und die Kiesel rieseln lassen. „Es ist immer noch Platz in meinem Tag für die vielen, vielen Kleinigkeiten, die auch in meinen Tag gehören: Tief einatmen, Zähneputzen, einen Schluck Wasser trinken, einen Mais-Kuchen essen, meinen Nachbarn grüßen, einem Vogel im Flug nachschauen, mein Pferd streicheln." Dann hatte er Carl und Moh Wi angesehen, beiden eine Hand auf die Schulter gelegt und gesagt „Manchmal müssen wir einen der großen Steine aus unserem Tag herausnehmen. Und dann haben wir Platz, den Tag mit kleineren Kieseln und weniger wichtigen Dingen zu füllen. Oder wir lassen den Platz frei, bis er wieder gebraucht wird. Wir können jeden Tag entscheiden, womit wir unseren Tag füllen. Wichtig ist nur, dass ihr euch merkt, dass ihr die großen und wichtigen Steine - eure Liebsten - immer zuerst in den Eimer legen müsst. Wenn ihr euren Eimer zuerst mit Kleinigkeiten füllt, dann ist vor lauter Sand und Kieseln kein Platz mehr für die großen Steine. Die großen Steine müssen immer zuerst kommen und dann ist noch genug Platz für Kiesel und Sand!" Carl wusste, er würde nun den großen Stein, der Moh Wi in seinem Eimer darstellte, herausnehmen müssen. Aber Carl war sich auch sicher, er würde in seinem Tag sofort wieder Platz für Moh Wi haben, sobald dieser zurückkommen würde.

Am nächsten Morgen ritten Carl und sein Vater auf Kwasinabu und Egon zum Lager der Nemenee, aber da war schon kein Lager mehr. Wo gestern noch eine kleine Stadt aus hundert Zelten gewesen war, standen heute vier oder fünfhundert Komantschen. Krieger, Älteste, Männer, Frauen und Kinder. Alles, was sie hatten, war verpackt, verschnürt und auf Pferde verladen worden. Carls Vater, der einmal in der preußischen Kavallerie gedient hatte, war schwer beeindruckt. Schneller wäre auch kein preußisches Regiment marschbereit gewesen. Sie verabschiedeten sich und versprachen, ihre Rückkehr im Herbst mit einem Pauwau - einem großen Volksfest beider Völker - zu feiern. Als der ganze Stamm langsam an ihnen vorbei nach Norden ritt, wurde Carl sehr traurig. Einige Nemenee sagten „Führ Dich Gott, Ebi Pui!“ andere sagten „Grüß Gott, Kasara Ibo.“ Aber alle hoben die Hand, führten sie zu ihrer Brust und streckten dann den Arm aus. Mit dieser Bewegung wollten sie sagen: Mein Herz ist mit dir, auch wenn ich nicht da bin. Mit Tränen in den Augen grüßten Carl und sein Vater jeden einzelnen Nemenee und einen Ashanti aus Ghana mit der gleichen Bewegung, denn auch sie hatten nach der langen Zeit mit diesen freundlichen und intelligenten Menschen das Gefühl, dass ihr Herz bei ihnen sei, selbst, wenn sie nicht da wären.
Zwei Tage später saß Carl immer noch traurig in der Schule. Ohne Moh Wi war es einfach nicht einmal halb so schön in der neuen Welt. Seit seinem ersten Tag hier in Friedrichsburg hatten sie sich jeden Tag gesehen, und Carl fühlte sich ziemlich einsam, obwohl er ja seine Familie und hundertzwanzig Siedler um sich hatte. Als er mittags aus der Schule kam, preschten etwa ein Dutzend Reiter nach Friedrichsburg herein. Es waren düstere Gesellen, mit Bärten und staubiger Kleidung. Das war ungewöhnlich hier, denn auch in der neuen Welt versuchten die Preußen die ihnen nachgesagte Ordnung und Reinlichkeit zu halten. Diese unrasierten und staubigen Kerle sahen für die Siedler wie Räuber und Strauchdiebe aus, zumal alle mit mindestens einem Gewehr und einer Pistole bewaffnet waren. Sie alle trugen auf der Brust das gleiche Zeichen: einen kleinen Stern in einem Kreis – manche Sterne waren aus weißem Stoff, andere aus Blech. Carl wusste schon, wer diese Männer waren, auch wenn er ihnen noch nie zuvor begegnet war.

Das mussten die gefürchteten Texas-Ranger sein. Carl drückte sich noch ein wenig in der Nähe der Vereinskirche herum und hörte, was die Männer wollten. Sie sagten den Siedlern, dass ihr Krieg gegen Mexiko vorbei sei und die Ranger nun wieder Zeit hätten, sich um die entlaufenen Sklaven und die gefährlichen Komantschen zu kümmern. Sie wollten von den deutschen Siedlern wissen, ob sie Negersklaven oder Rothäute gesehen hatten. Carl musste so breit grinsen, wie Moh Wi es immer tat, als er hörte, wie die Siedler den Rangern antworteten.
Im allerbesten Fall bekamen sie keine Antwort und die Leute drehten sich einfach auf der Stelle herum und rannten davon. Die meisten Siedler aber sahen überhaupt kein Unrecht darin, diese unfreundlichen und schmutzigen Männer zu belügen. Es waren schließlich die Männer, von denen alle hier wussten, dass sie Menschen jagten und dann je nach Hautfarbe ihrer Beute entschieden, was sie mit ihnen machten. Schwester Ursel sagte ohne zu erröten, die Nömönöö seien schon vor der Ankunft der Siedler nach Norden gezogen. Auch der Pastor belog sie und behauptete, seit ihrer Ankunft keine Indianer mehr gesehen zu haben. Selbst die Offiziere und die preußischen Soldaten gaben ihnen nur Ausflüchte, aber keine Auskunft. Als die Ranger schließlich neben einem Dachstuhl hielten, an dem gerade die Zimmerleute arbeiteten, kletterten diese alle auf einen der Dachbalken und logen so sehr, das Carl das Gefühl hatte, er könnte sehen, wie sich die Balken unter ihnen bogen. Sie behaupteten, sie hätten gehört, die Indianer hätten zu viel Feuerwasser getrunken und wären einfach nach Süden in die Wüste geritten. Ein anderer sagte, die jungen Indianer hätten sogar eine ganze Wagenladung Feuerwasser gestohlen, um damit bis auf die andere Seite der Wüste nach Mexiko zu entkommen, um dort ein Pauwau zu feiern. Ein dritter behauptete, er hätte in den Hügeln ein Skelett von einem toten Indianer gefunden, der sogar noch immer eine Flasche Feuerwasser umklammert gehalten hätte. Carl hätte beinahe laut gelacht, als er das hörte. Den trink-festen und tausch-freudigen Preußen war es nicht lange verborgen geblieben, dass Alkohol das einzige war, woran die Komantschen kein Interesse hatten. Sie verabscheuten das Feuerwasser als Gift des weißen Mannes. Einige Männer und fast alle Frauen unter den Siedlern hatten ihnen damals zugestimmt. Lügen waren alles, was die Ranger bekamen

und ärgerlich verließen sie Friedrichsburg nach Süden, genau in die entgegengesetzte Richtung von der, in die zwei Tage zuvor die Nemenee gezogen waren.
Als Carl nach Hause kam und von den Rangern erzählte, sagte seine Mutter, wie gut es doch gewesen sei, dass Moh Wi und seine Leute rechtzeitig nach Norden gezogen waren, bevor diese Menschen-Jäger auftauchen konnten. „Wir können eben nie wissen, wofür etwas gut sein kann!“ sagte sie. Carl dachte darüber nach. Wenn Moh Wi und sein Vater Ebi Huutsu an diesem Tag in der Schule gewesen wären, hätte es wirklich gefährlich für sie werden können. Es stimmte. Man konnte nie wissen, wofür etwas gut ist.
Die Ranger kamen in den folgenden Wochen häufiger erfolglos durch den Ort, während dieser langsam zu einer kleinen Stadt heranwuchs. Neue Siedler waren frisch aus Preußen eingetroffen und die Bevölkerung war von hundertzwanzig auf fast vierhundert angewachsen. Unter den Neu-Ankömmlingen war auch der wichtige Adelige, der junge Vorsitzende des Mainzer Adelsvereins. Carl stellte er sich als Otfried vor, aber die Erwachsenen nannten ihn Baron oder Freiherr. Er sagte Carl, er solle ihn einfach Otfried nennen und dann wollte er ganz genau wissen, was Carl seit seiner Ankunft hier erlebt hatte. Otfried war schon einmal kurz in Texas gewesen, hatte er Carl gesagt und er hatte auch die Stelle ausgesucht, an der Friedrichsburg gerade entstand. Nun wollte er mehr von dem Land sehen, und weil zu seinem großen Bedauern die Komantschen zur dieser Zeit nicht da waren, sollte Carl sein Führer sein, wenn er die Gegend erkundete. Carl fühlte sich geehrt und wie ein alter Hase im wilden Westen.
In den folgenden Tagen war er der Abenteurer und Cowboy Carl – der alte Hase, den die Komantschen respektvoll Ebi Pui und Kasara Ibo, nannten – den blauäugigen Engel. Er trug Leder-Leggins mit langen Fransen, wie sie die Jäger der Nemenee trugen. Er hatte von Otfried den Hut eines preußischen Offiziers bekommen und er ritt einen Mustang ohne Sattel. Wenn er nun noch einen Bart hätte, würde er von einem alten Hasen nicht zu unterscheiden sein. Er führte Otfried und einen Trupp von preußischen Leibgardisten über den Fluss und in die Hügel des Pu Ma. Sie besuchten die alte Hütte, in der Otfried vor zwei Jahren Schwester Ursel kennengelernt hatte und dann ritten sie über die Ebene nach

Westen, in das Tal, in dem früher seine Freunde, die Nemenee gelagert hatten. Jeden Tag ritten sie ein bisschen weiter und entdeckten mehr, und Otfried schwärmte immer mehr von der Neuen Welt, ihren Bewohnern und welche Möglichkeiten es dort gebe. Carl war überrascht. Dieser Otfried-Adelige war anders. Die wenigen anderen edlen Herren, die mit den Siedlern schon im Mai eingetroffen waren, gaben sich zwar auch erleichtert, dass die 'Wilden', wie sie die Nemenee noch immer nannten, freundlich waren. Aber weil es unter den Indianern keine Adeligen gab, sahen sie keinen Anlass mit diesen gewöhnlichen Menschen zu sprechen. Sie sahen auch keinen Anlass, bei der Errichtung von Friedrichsburg zu helfen, denn als Adelige arbeiteten sie natürlich nicht körperlich. Sie erwarteten statt dessen, dass die einfachen Leute ihre Häuser zuerst bauten, damit sie standesgemäß wohnen konnten, während die gewöhnlichen Menschen weiter in Zelten hausen mussten. Nicht jeder hatte schließlich das Glück, einen kaiserlichen Sonder-Botschafter wie Carl in der Familie zu haben und ganz oben auf der Liste der Zimmerer zu stehen.
Dieser junge Adelige aber, Otfried Baron Freiherr von Meusebach, war ganz anders. Er fuhr nicht in einer Kutsche, sondern ritt auf einem Pferd und nachdem er sich am ersten Tag von Carl hatte erklären lassen, weswegen dieser ohne Sattel ritt, tauchte auch er am zweiten Tag ohne Sattel zu ihrem Ausflug auf. Auch war der Baron sehr interessiert an allem, was Carl über die Nemenee wußte, und er schien es wie Carl selbst kaum abwarten zu können, dass die Antilopen-Leute endlich wieder von der langen Büffeljagd zurückkamen. Er wollte unbedingt selbst Hände-Schüttler, Blauer Vogel und auch Weiße Augen kennenlernen, und er sprach ihre indianischen Namen Moh Wi, Ebi Huutsu und Tosa Pui auch schon sehr gut aus, fand Carl. Nach einigen Tagen musste Otfried sich wieder um ganz andere Dinge kümmern und konnte nicht mehr den ganzen Tag mit Carl durch die Wildnis ziehen. Aber jeden Morgen vor der Schule holte er Otfried ab, und sie ritten eine Stunde auf der anderen Seite des Eichenflusses durch die breite Spur der Büffel, die sich schon langsam wieder verwischte, weil Regen und frisches Gras die umgepflügte Erde glätteten. Sie redeten über die Nemenee und Carl gab dem Baron Sprach-Unterricht in 'Komantschisch'. Jeden Morgen eine Stunde...

Der Sommer ging zu Ende, und als die Tage kürzer wurden und die Blätter sich verfärbten, hofften die beiden, dass Moh Wi und die Nemenee nun bald zurückkehren würden.
Aber anstelle der guten indianischen Freunde kamen schlechte englische Nachrichten nach Friedrichsburg. Die Texas-Ranger brachten Neuigkeiten vom Krieg gegen die Komantschen. Das allein erstaunte die Siedler noch nicht, denn die Texas-Ranger hatten schließlich schon seit der Gründung von Texas Krieg gegen die Indianer geführt. Anders konnte man es ja nicht nennen, wenn sie einfach alle eingeborenen Männer, Frauen und Kinder töteten, die sich in ihrem schönen neuen Texas aufhielten. Erschreckt und besorgt waren die Siedler erst, als sie hörten, was die Ranger über die Komantschen erzählten. Die freundlichen Leute mit der wunderschönen Handwerkskunst, die sie alle getauscht hatten, sollten sie damit getäuscht haben. Alle Klans der Komantschen hätten sich verbündet, sagten die Ranger. Sie hätten das Kriegsbeil ausgegraben und sich auf den Kriegspfad begeben. Sie hätten weiße Siedler angegriffen und alle getötet. Und sie seien mit fünfhundert Kriegern auf dem Weg nach Friedrichsburg.
Carl saß in der Vereinskirche und lernte, als die preußischen Offiziere hereinkamen und den Unterricht für beendet erklärten. Sie sagten, alle sollten nach Hause gehen und ihre Mütter holen. Frauen und Kinder sollten in der steinernen Kirche Schutz suchen, während die Männer um die Kirche herum aus Planwagen und Bauholz eine Wagenburg bauten.
Carl konnte es nicht glauben. Moh Wi hatte von den Kriegen der Nemenee gegen die Texaner und die Mexikaner erzählt und er hatte gesagt, dass die Komantschen ihre Feinde immer warnten, wenn sie das Kriegsbeil ausgegraben hatten. Die Antilopen-Leute würden die Preußen doch nicht angreifen, ohne ihnen Bescheid zu sagen. Carl lief nach Hause und sagte seiner Mutter, sie solle mit seiner kleinen Schwester in die Kirche gehen. Als sie wissen wollte, weshalb, sagte er nur wegen irgendwelcher Indianer. Er konnte nicht sagen, dass die Ranger behauptet hatten, es seien Komantschen, weil Carl es selbst nicht glauben wollte. Er sagte seiner Mutter, er würde gleich nachkommen und wartete, bis sie über den Bach nach Friedrichsburg gegangen war. Dann stieg er auf Kwasinabu und verschwand über den Fluss. Er wusste selbst nicht, was er eigentlich vorhatte. Er wusste nur, dass er nicht in der

Vereinskirche sitzen konnte, während ein Krieg zwischen ihm und seinem besten Freund ausbrach.
Carl ritt zum ersten Mal allein durch die Wildnis – nicht einmal Frieda war bei ihm, denn sie musste auf die Schafe und Kühe aufpassen. Er hatte keine Angst, aber er war aufmerksamer als je zuvor in seinem ganzen Leben. Er hörte jedes Geräusch, sah jede Bewegung und roch sogar jeden Geruch. Und der Geruch war es dann auch, der ihn rechtzeitig warnte. Plötzlich roch es weit draußen auf der anderen Seite des Flusses nach Kaffee.
Carl beugte sich sofort vor und legte seine Brust flach auf den Rücken seines Mustangs, ganz so, wie er es von Moh Wi gelernt hatte. Kwasinabu fühlte seine Anspannung, machte kein Geräusch und hielt ebenfalls den Kopf ganz tief. Die beiden duckten sich und schnupperten. Der Wind kam von Osten über die Hügel, in denen Schwester Ursel früher gewohnt hatte. Der Kaffeegeruch konnte also nicht von den Siedlern kommen, denn die waren alle nördlich von ihm in Friedrichsburg. Ganz langsam und immer noch tief geduckt lenkte Carl seinen Mustang nach Osten, dem Geruch entgegen. Er achtete darauf, auf weichem Boden oder dem Herbstlaub zu bleiben, wo Kwasinabus unbeschlagene Hufe keinen Lärm machten. Nach einer Weile wurde der Geruch stärker. Carl hielt seinen Mustang an und glitt lautlos von seinem Rücken. Als er ohne das kleinste Geräusch am Boden angekommen war, dachte er einen kurzen Moment an Moh Wi und Ebi Huutsu. Wie stolz wären sie auf ihren Schüler gewesen, wenn sie ihn nun gesehen hätten. Carl sah sein Pferd an und legte den Finger an die Lippen. Kwasinabu hielt den Kopf noch etwas tiefer. Carl schlich geduckt zu Fuß weiter. Nach fünf Schritten blieb er stehen und drehte sich um. Sein Mustang schlich sich hinter ihm her. Carl sah ihn ernst an und schüttelte den Kopf. Kwasinabu blieb stehen, hielt den Kopf noch tiefer und legte auch noch die Ohren an. Carl hob die Hand und zeigte dem Pferd seine ausgestreckte Handfläche – Halt! Dann zeigte er mit dem Finger auf Kwasinabu – du! Und zeigte dann auf den Boden – hier! Er wiederholte die Bewegungen – Halt! Du bleibst hier. Dann schlich er weiter. Nach zehn Schritten drehte er sich wieder um. Sein Mustang stand immer noch neben dem Busch und blickte ihm nach. Carl grinste zufrieden, weil sein Pferd ihn scheinbar verstanden hatte und schlich weiter einen Hügel hinauf. Kurz bevor er auf der Kuppe des Hügels angekommen war, legte er

sich flach auf den Boden und kroch weiter, so leise er konnte. Er war sich sicher, dass er leiser war als der Wind, der durch die Bäume strich und dabei nach Kaffee roch. Er kroch, bis er über die Kuppe hinweg war und spähte vorsichtig in das Tal, das hinter dem Hügel lag. Zuerst sah er gar nichts außer Bäumen, aber dann hörte er das Klimpern von Blech-Tassen. Er robbte ein Stück weiter den Hügel herunter, bis er sie plötzlich sehen konnte. Es waren Indianer, aber keine Antilopen-Leute. Seine Freunde trugen Stirnbänder nur zu besonderen Anlässen und dann waren sie aus Leder. Diese Indianer aber trugen alle breite Bänder aus Stoff um den Kopf und auch sonst schien das einzige Leder an ihrer Kleidung in ihren Mokassins zu stecken. Das waren sicherlich keine Komantschen. Carl wollte schon wieder zurück, als ihm einige Männer hinter einer dicken Eiche auffielen. Sie saßen hinter dem Baum an einem Feuer und tranken Kaffee aus Blech-Tassen. Sie waren Weiße, und einige von ihnen trugen den Stern der Texas-Ranger. Die Texas-Ranger lagerten friedlich mit Indianern. Irgendetwas stimmte ganz und gar nicht, aber Carl wusste nicht, was es war. Noch leiser und langsamer schlich er zurück zu Kwasinabu und ritt so schnell er konnte nach Friedrichsburg.
Er fand Otfried in der Vereinskirche und berichtete ihm von seiner Entdeckung. Der schien ihm auch zu glauben, aber er fand nichts eigenartig daran. „Die Texaner beschäftigen häufig Indianer!“ sagte er „als Spurenleser und als Führer!“ Carl verdrehte die Augen. „Aber dann ist es ein Indianer mit zwanzig Rangern – das hier sind vier Ranger mit vierzig Indianern...“ Otfried sah seinen kleinen Sonder-Botschafter an „Was glaubst du also, wollen diese fremden Indianer und die Weißen, die du bei ihnen gesehen hast, machen?“ Carl zerbrach sich schon den ganzen Weg zurück den Kopf darüber, was sie hier wollten. „Vielleicht wollen sie den Nemenee eine Falle stellen und sie angreifen, wenn sie kommen.“ Otfried schüttelte den Kopf „Wenn die Komantschen allen weißen Siedlern den Krieg erklärt haben und uns alle töten wollen, dann sind diese Ranger und die fremden Indianer doch auf unserer Seite! Wir müssen uns damit abfinden, dass unsere Freunde von gestern unsere Feinde von heute sind.“
Aber damit wollte Carl sich nicht abfinden. Plötzlich hörte er eine Grille, und das erinnerte ihn an ein Erlebnis mit Moh Wi. Carl hatte die Grille nicht gehört, bis Moh Wi ihn darauf aufmerksam gemacht

hatte. Carl hatte es auf die besseren Ohren der Indianer geschoben, aber Moh Wi hatte ihm das Gegenteil bewiesen, indem er eine Münze auf das Pflaster vor der Vereinskirche hatte fallen lassen. Obwohl das Geräusch viel leiser war als die Grille, hatten sich alle Weißen in der Nähe umgedreht.
Carl nahm einen Taler aus seiner Tasche und zupfte an Otfrieds Ärmel „Hörst du die Grille, Otfried?“ In der Kirche weinten Babys, lachten Kinder und schimpften Mütter. Vor der Kirche brachten Fuhrwerke Bauholz für die hastig errichteten Barrikaden um den Kirchplatz. Überall wurde gehämmert, gesägt und gerufen. Otfried schüttelte den Kopf. „Ich höre keine Grille!“ Carl hörte sie für einen Moment selbst nicht, aber da war es wieder, dieses Zirpen. Carl folgte dem Geräusch bis zur Mauer der Kirche und winkte Otfried zu sich. Der kam näher, und sein Gesichtsausdruck hellte sich auf. „Du hast recht, jetzt höre ich sie auch!“ sagte er und lachte dann „Du bist ja schon ein richtiger Indianer, so gute Ohren hast du!“ Carl schüttelte energisch den Kopf und sagte „Es kommt nicht darauf, wie gut wir hinhören. Es kommt darauf an, worauf wir achten ...“ Carl warf den Taler auf das Pflaster. Kling, Kling klimperte die Münze leise, und sofort drehten sich fünf oder sechs Männer um und schauten, wo die Münze war, die da gerade ein leises Geräusch gemacht hatte. Otfried nickte und legte seine Hand auf Carls Schulter „Danke!“ sagte er nur. Carl sah zu ihm auf und antwortete „Ist nicht von mir. Moh Wi hat mich darauf aufmerksam gemacht, als ich die Grille nicht gehört habe. Verstehst du, Otfried. Es kommt darauf an, was wir hören und sehen wollen. Es kommt darauf an, auf was wir uns konzentrieren. Wenn wir überall nur gefährliche Indianer sehen, sogar in denen, die unsere Freunde sind, dann können diese Indianer irgendwann wirklich gefährlich werden.“ Otfried nickte noch einmal kurz, dann schüttelte er den Kopf. „Wenn es nur um dich und mich ginge, Ebi Pui, dann würde ich sofort mit dir losreiten, die Nemenee suchen und fragen, was los ist. Aber ich habe die Verantwortung für alle vierhundert Siedler hier. Und du? Denk an deine kleine Schwester. Was, wenn die Ranger die Wahrheit gesagt haben und sie uns wirklich angreifen und alle töten wollen? Können wir dieses Risiko eingehen, nur weil wir ihnen vertrauen?“ Carl zuckte mit den Schultern. Natürlich wollte er nicht, dass seiner Schwester etwas passierte, aber er wollte auch nicht, dass Moh Wi oder den anderen Nemenee etwas

zustosse. Er wollte eigentlich, dass überhaupt niemandem etwas geschehe.
Doch schon in dieser Nacht wurde Carl durch das laute Krachen von Gewehrfeuer geweckt. Er wachte auf und wusste zuerst nicht, wo er war. Dann erinnerte er sich, dass er mit allen Frauen und Kindern in der Kirche schlief. Über ihm leuchtete mit jedem Lichtblitz eines jeden Schusses die Dach-Plane kurz auf. Die anderen wachten auf, Babys begannen zu weinen und auch seine Mutter kümmerte sich um seine wimmernde Schwester.
Carl stand auf und lief zwischen Müttern und Kindern hindurch zur Tür. Draußen brannten nur einige Fackeln, die den Platz zwischen der Kirche und den Barrikaden schwach beleuchteten. Hinter den Barrikaden war es völlig dunkel, und er konnte nur hin und wieder ein Aufleuchten sehen, wenn das Mündungsfeuer eines Gewehres für einen ganz kurzen Augenblick wie ein Blitz die Umgebung erleuchtete. Außer den Schüssen und Rufen der Siedler, die jenseits der Straßensperren durch die Dunkelheit liefen und schossen, hörte er zuerst nichts. Dann vernahm Carl von weit her er ein lautes Gebrüll „Huhuhuhuhuhu!“ Kein Zweifel, dachte Carl, das war das Kriegsgeheul von Indianern. Aber es waren keine Komantschen. Moh Wi hatte Karl sehr oft beim Spielen das Kriegsgeheul seiner Leute vorgemacht, und es war nicht „Huhuhuhu!“ sondern „Heieieieiei!“. Das Geheul der fremden Indianer wurde immer lauter. Die ersten Siedler kamen aus der Dunkelheit gelaufen und kletterten über die Barrikaden, um sofort dahinter in Deckung zu gehen. Mehr Siedler kletterten in den Schutz der Wagenburg und begannen, ihre Gewehre nachzuladen. Im nächsten Moment sah Carl zwanzig oder dreißig kleine Lichter in den Nachthimmel aufsteigen. Die Lichter wurden schnell größer und im nächsten Augenblick landeten sie schon mit dumpfen Geräuschen auf dem Holz der Barrikaden, wo sie an Ort und Stelle stecken blieben. Es waren brennende Pfeile! „Geh wieder rein!“ schrie ihn ein Mann an, und Carl merkte zuerst gar nicht, dass es sein Vater war. „Rein!“ rief er noch einmal, dann feuerte er sein Gewehr in die Dunkelheit ab. Als Carl seinen Vater schießen sah, zuckte er zusammen und ein furchtbarer Gedanke tauchte in seinen Kopf auf. Wenn das wirklich die Nemenee waren? Carl trat zwei Schritte zurück durch die Tür in die Kirche. Er war geschockt. Nicht, weil er mitten in einer Schlacht war und Pfeile und Gewehrkugeln

durch die Luft sirrten. Carl war geschockt, weil er immer noch nicht wahrhaben wollte, dass da draußen seine Freunde im Schutz der Dunkelheit angriffen. Carl war sich sicher: das Kriegsgeschrei war nicht von Komantschen, aber das reichte ihm nicht. Jeder krachende Schuss erschreckte ihn nun, denn jedes Mal wurde er daran erinnert, dass vielleicht da draußen seine Freunde getroffen wurden. Und bei jedem Pfeil, der über die Barrikaden geflogen kam, hatte er Angst um seine Mutter und seine Schwester. Er wollte einfach losbrüllen, dass sie alle aufhören sollten, aber ihm war klar, dass das wenig Sinn gemacht hätte. Er musste die Angreifer sehen, um zu wissen, ob es seine Freunde waren, auf die sein Vater schoss. Aber er konnte nicht da hinaus rennen. Würden die Indianer ihn nicht erwischen, sein Vater würde es sicher. Carl kam plötzlich eine Idee. In einer der acht Ecken der Kirche waren die Schultische und Pulte aufeinander gestapelt worden. Carl kletterte darauf und schob vorsichtig die Plane hoch, damit er zwischen Mauer und Plane nach draußen sehen konnte. Er konnte nicht viel erkennen. Die Angreifer schienen sich zurückzuziehen, und die wenigen Brandpfeile, die noch flogen erreichten nicht einmal mehr die Straßensperren. Es war zu spät, um noch etwas Genaueres zu sehen.
Bis zum Morgengrauen hatte Carl kein Auge mehr zugemacht. Sobald es hell genug war, schlich er sich nach draußen. Vor der Kirche war alles ruhig. Sein Vater saß mit einigen Siedlern und preußischen Soldaten auf den Barrikaden. Er stand auf, ging zu Carl und nahm ihn in die Arme. „Es tut mir leid!“ flüsterte er. Carl wand sich aus seiner Umarmung und sah ihn erschreckt an „Du glaubst doch nicht, dass es Komantschen waren?“ Sein Vater zuckte mit den Schultern „Es waren Indianer und sie wollten nur Pfeile gegen Kugeln tauschen. Wenn wir nicht auf sie geschossen hätten ...“ er stockte und sah Carl ernst an „Denk an deine Mutter und an deine Schwester!“ Carl ließ die Schultern hängen und stöhnte „Aber das tue ich doch … ich will doch Frieden stiften! Für alle …“ Sein Vater sah ihn nur mitleidig an. Carl wollte nicht aufgeben. „Hast du sie gesehen?“ Sein Vater schüttelte den Kopf. „Trugen sie Stirnbänder?“ Sein Vater schüttelte wieder den Kopf, dann nahm er Carls Hand und ging mit ihm zu den anderen, die noch auf den Barrikaden saßen „Hört mal her!“ sagte er laut, und die Siedler und Soldaten sahen auf. „Habt ihr die Angreifer sehen

können?“ Alle machten betretene Gesichter. Einer sagte „Sie waren wie Geister in der Nacht. Wie Schatten. Ich glaube wir haben nicht mal einen von ihnen getroffen mit unserer ganzen Ballerei!“ Carl fragte „Habt ihr gesehen, welche Kleidung sie trugen?“ Wieder nur betretenes Schweigen. „Trugen sie Kopftücher oder Stirnbänder?“ Kopfschütteln. Hier kam Carl nicht weiter. In ganz Friedrichsburg kam er nicht weiter.
Die Stimmung hatte sich über Nacht geändert. Es hatte vier Verletzte gegeben, die von Brandpfeilen in Arme oder Beine getroffen worden waren. Die Siedler sprachen wieder von den 'Wilden', den Indianern und sogar von den Komantschen. Carl traf Schwester Ursel. Sie war die einzige, die mit ihm noch fest daran glaubte, dass es nicht die Nemenee waren, die sie angegriffen hatten. Aber sie hatte keine Ahnung von den feinen Unterschieden im Kriegsgeschrei. Sie wollte es nur ebenfalls nicht einfach hinnehmen. Carl versuchte Otfried, die Offiziere, seinen Vater und seine Mutter zu überzeugen, aber alle hatten einfach nur fruchtbare Angst und viel zu wenig Schlaf bekommen.
Gegen Mittag hörte Carl wieder eine Grille. Er wunderte sich. Er wunderte sich, weil diese Grillen nur bei Nacht zu hören waren und er wunderte sich, dass anscheinend nur ihm das aufgefallen war. Es kam eben darauf an, worauf man sich konzentrierte. Er ging dem Geräusch nach. Es kam von außerhalb der Barrikaden, und wenn es wirklich eine Grille war, dann war sie mindestens so groß wie Moh Wi. Carl wartete einen günstigen Moment ab und schlüpfte durch ein Loch in der Wagenburg nach draußen. Er ging dem Geräusch nach. Es kam aus einem Busch zwischen zwei Baustellen noch unfertiger Häuser. Carl schaute hinter den Busch. Da saß Moh Wi mit einem breiten Grinsen und zirpte wie eine fette Grille.
Carl duckte sich hinter den Busch und umarmte seinen Freund. „Was is hier los?“ wollte Moh Wi wissen. „Wir sind in der Nacht von fremden Indianern überfallen worden!“ Moh Wi sah ihn erschreckt an. „Welche Indianer?“ Carl sah erleichtert zurück „Ihr seid es also nicht gewesen?“ Moh Wi schüttelte den Kopf „Wir werden auch angegriffen. Weiße kommen in unser Lager und schießen auf alles, was sich bewegt. Aber die Krieger verjagen sie und nun graben wir das Kriegsbeil aus und gehen auf den Kriegspfad, aber wir geben unseren Feinden immer eine Warnung. Wir glauben nicht, dass die

preußischen Siedler uns angreifen. Aber die Ältesten sind wütend und wollen die Schuldigen finden. Wenn sie sehen, dass ihr auch Krieg führt und mit Gewehren in einer Wagenburg sitzt ... dann kann ein Schuss zu einem Krieg führen. Is sehr gefährlich!“ Carl wollte das immer noch nicht wahrhaben. „Wir müssen etwas tun. Wenn die Erwachsenen nicht mehr miteinander reden können oder wollen, dann müssen wir sie dazu zwingen!“ Moh Wi nickte „Deshalb is dein Freund doch hier!“ Carl lächelte. Er war froh, dass sein Freund zurück war und er wollte ihn so viel fragen und ihm so viel erzählen, aber dafür war jetzt keine Zeit, also sagte er nur „Wenn das hier vorbei ist, dann möchte ich, dass du mir erzählst, wie es auf der Büffel-Jagd gewesen ist ... aber jetzt muss ich Kwasinabu holen...“ Er wollte schon los, aber Moh Wi hielt ihn zurück. „Ich hab ihn schon geholt!“ er grinste breit und zog Carl mit sich zu der Scheune, die von den Siedlern gebaut worden war, nachdem die Beiden ihnen ihre Pferde zurückgestohlen hatten.
Hinter der Scheune fanden sie Paaka und Kwasinabu, den Pfeil und die Schlange friedlich grasend. Moh Wi grinste Carl an. „Wir finden den Frieden. Der große Geist ist stark in uns!“ Carl grinste zurück. „Wenn wir beide ihn nicht finden, wer sollte es sonst tun?“ dann stieg er auf seinen Mustang und Moh Wi sprang auf seinen. Carl schaute zur Wagenburg und rief „Ich muss noch kurz meinen Eltern Bescheid sagen!“ Damit galoppierte er los. Moh Wi folgte ihm. Als sie auf die Wagenburg zuritten, tauchten die ersten Köpfe von Soldaten über der Mauer aus Planwagen und Holz auf. Kurz darauf schaute auch sein Vater mit einem sehr ernsten Blick zu ihm herüber. Plötzlich kam Frieda, die Schäferhündin, durch eine Lücke in der Wagenburg, lief zu ihnen herüber und begrüßte freudig schwanzwedelnd den Kojoten Pui. Carl und Moh Wi hielten Abstand und Carl rief: „Wir sind Freunde! Nicht nur Moh Wi und ich, sondern alle Preußen und alle Komantschen! Vergiss das nicht, Papa!“ Otfrieds Kopf tauchte neben dem von seinem Vater hinter der Mauer auf. „Vergesst das alle nicht! Wir sind Freunde!“ Dann wendete Carl seinen Mustang und ritt davon – gefolgt von Frieda und Pui. Moh Wi grinste nicht, als er rief „Is mein bester Freund. Ich passe gut auf ihn auf!“ Dann drehte auch er sich herum und folgte Carl.

„Von wo kommen die Angreifer in der Nacht?“ wollte Moh Wi wissen, als sie über den Fluss und außer Sichtweite waren. „Von hier!“ sagte Carl und ihm wurde bange bei dem Gedanken. Moh Wi ließ sich vom Pferd gleiten und hockte sich hin. Carl stieg auch ab und hockte sich daneben. Moh Wi zeigte auf den lehmigen Boden und fragte „Was sagt dir diese Erde, Ebi Pui, mein bester Freund?“ Carl freute sich, seinen indianischen Namen wieder von seinem besten Freund zu hören. Er schaute genauer auf den Boden. Halbrunde Abdrücke waren darin zu erkennen. Viele Abdrücke. „Pferdehufe!“ sagte Carl „Viele Pferdehufe!“ Moh Wi sah ihn an. „Was sagt die Erde dir noch?“ Carl sah noch genauer hin und dann sah er es. „Hufeisen. Ich kann die Hufnägel in den Abdrücken erkennen!“ Moh Wi grinste „Was will die Erde damit sagen?“ Carl nickte „Es waren Pferde von Weißen!“ Moh Wi nickte auch „Ich jage mit den Antilopen-Leuten, den Büffel-Essern und den Kiowa … kein Pferd von uns hat Hufeisen! Was siehst du noch?“ Carl stand auf und sah nach Osten. „Sie sind sehr schnell geritten … und zwar da lang!“

Moh Wi zeichnete wieder seine Karte in den Sand. Karl zeigte auf die Hügel „Dort, östlich von Schwester Ursels Hütte waren die Kaffeetrinkenden Ranger mit den fremden Indianern!“ Moh Wi sah ihn an und fragte aufgeregt „Du siehst die Fremden mit deinen eigenen Augen?“ Carl nickte stolz „Hab mich an sie rangeschlichen. Gegen den Wind und ihren Kaffeeduft!“ Moh Wi nickte „Erzählst du mir später ganz genau … wie sehen die Fremden aus?“ Carl überlegte „Sie trugen einfache Hemden und Hosen aus Stoff, nicht Leder.“ Moh Wi nickte, aber sagte nichts. Carl überlegte „Sie trugen breite Stirnbänder … auch aus Stoff!“ Moh Wi sagte nur „Apatschen!“ Carl fiel noch etwas ein. Er machte ihr Kriegsgeschrei nach … Huhuhuhu! Moh Wi stand auf und sprang wieder auf seinen Mustang. „Lipan-Apatschen oder Meskalero-Apatschen!“ sagte er. „Die sind wirklich gefährlich. Sie trinken viel und sind dabei listig und schlau wie ein Rudel Füchse.“ Carl sprang auch auf sein Pferd. „Dann sollten wir Hilfe holen!“ Moh Wi schüttelte ernst den Kopf. „Ohne Beweise glauben uns die Erwachsenen nicht. Wir können froh sein, wenn sie uns mit Beweisen glauben! Du weißt doch wie stur Eltern manchmal sein können!“ Carl grinste. „Aber wie sollen wir beweisen, dass die Wagenburg nicht wegen der Komantschen da ist und dass die Komantschen nicht wegen der Preußen auf den

Kriegspfad gehen wollen?“ Moh Wi zuckte mit den Schultern „Ich weiß es nicht … noch nicht. Vielleicht fällt es mir ein, wenn wir der Spur folgen!“ Carl sah ihn erschreckt an „Hinter den Apatschen her? Hast du denn keine Angst, dass sie uns erwischen?“ Moh Wi hörte auf zu grinsen „Doch, ich habe Angst. Mein Vater Blauer Vogel sagt, nur Dumme und Verrückte haben keine Angst. Was einen Krieger ausmacht, ist, dass er trotzdem losreitet, auch wenn er Angst hat!“ Carl begann zu grinsen „Das ganze Geheimnis der Helden ist also nur, dass sie die Angst, die sie haben, einfach überwinden?“ Moh Wi nickte „Aber nicht einfach überwinden, sondern verstehen, wofür sie da ist. Die Angst will uns warnen, damit wir aufmerksam bleiben. Is wie mit dem Schmerz … der Trick ist, das Unangenehme nicht zu beachten, aber die Nachricht zu verstehen“ Carl nickte und legte den Finger an seine Lippen. Dann deutete er nach Osten zu den Hügeln, wo er den Kaffee gerochen hatte. Moh Wi nickte und zeigte in die gleiche Richtung. Sie duckten sich auf die Rücken ihrer Pferde und folgten den Spuren der Hufeisen.
Wie sie sich schon gedacht hatten, führten sie diese Spuren zu den Hügeln. Als das Gelände steiniger wurde, mussten sie absteigen und genauer hinschauen. Nur noch zusammengeschobene Steinchen, abgeknickte Grashalme und Kratzer von Metall auf Fels verrieten, wo die beschlagenen Hufe den Boden berührt hatten. Aber wenn sie die Spuren nicht sehen konnten, zeigten Frieda und Pui, wo die Spur noch zu riechen war. Sie folgten der Spur bis zu dem Hügel, hinter dem Carl am Tag zuvor die Ranger und Indianer gesehen hatte. Sie ließen die Pferde, den Hund und den Kojoten unten am Hügel stehen und schlichen zu Fuß bis oben auf die Kuppe, wo sich beide hinlegten und leise weiter robbten. Hinter dem Hügel waren immer noch die vierzig fremden Indianer. Aber sie lagen alle in kleinen Gruppen zusammen und schliefen. Drei von ihnen schliefen sogar an einen Baum gelehnt im Sitzen – ihre Gewehre im Arm. Moh Wi zeigte auf die große Gruppe von Pferden, die zwischen ihnen und den schlafenden Apatschen graste, dann robbte er darauf zu. Carl folgte ihm vorsichtig. Die Pferde waren mit einer Mischung aus Lehm und Asche bemalt. Pfeile, Schlangenlinien, Punkte und Kreise und vor allem immer wieder schwarze Abrücke von Händen. Die Pferde wurden unruhig als die beiden näherkamen. Moh Wi flüsterte ihnen etwas zu. Aber auch wenn sie so aussahen, waren es keine indianischen Pferde. Sie

wurden von Moh Wis Geflüster noch unruhiger und wieherten beunruhigt. Carl sah zu den schlafenden Apatschen und erblickte, wie einer der sitzenden Schläfer sich bewegte. Carl hielt Moh Wi am Bein fest, damit dieser nicht weiterkriechen konnte. Moh Wi sah sich verwundert zu Carl um. Carl nickte in Richtung des sitzenden Apatschen, der in diesem Moment seine Augen öffnete und sich verschlafen umsah. Carl und Moh Wi erschreckten sich und wurden im gleichen Augenblick zu Steinen. Sie wagten nicht zu atmen oder sich zu bewegen. Der Apatsche sah sich kurz um, dann legte er den Kopf zurück an den Baum, an dem er saß, schloss die Augen und schlief weiter. Moh Wi und Carl atmeten wieder und krochen leise zurück den Hügel hinauf. Auf der anderen Seite stiegen sie auf ihre Pferde und ritten weg. „Wohin?“ fragte Carl und Moh Wi deutete in das Tal, das zu Schwester Ursels Hütte führte.
Eine halbe Stunde später hatten sie sich ein kleines Feuer in Ursels altem Ofen gemacht und tranken heißen Tee, den die Nonne in ihrer Hütte zurückgelassen hatte. „Das waren die Kriegsbemalungen der Komantschen auf den Pferden … aber unter den Bemalungen habe ich ein Brandzeichen gesehen. Einen Stern in einem Kreis!“ Carl sah auf „Dann reiten die Apatschen auf texanischen Pferden?“ Moh Wi nickte und sagte dann „Aber die Erwachsenen werden sagen, die Apatschen hätten die Pferde einfach gestohlen!“ Carl schüttelte den Kopf „Wenn die Apatschen die texanischen Pferde gestohlen hätten, dann hätten sie gestern nicht mit den Rangern friedlich Kaffee getrunken! Ich weiß nur noch nicht, wie wir es beweisen können!“ Moh Wis Grinsen wurde besonders breit und Carl wusste schon, es bedeutete, dass Hände-Schüttler eine Idee hatte. „Wir stehlen die Beweise in der Nacht!“ lachte er. Carls Gesicht wurde ernst „Du willst die Pferde klauen?“ Moh Wi nickte. „Nicht alle Pferde. Nur ein oder zwei als Beweis.“ Carl fing auch an zu grinsen „Zwei. Eins für die Nemenee und eins für die Siedler! Ich bringe eins zu deinen Leuten und du bringst eins zu meinen Leuten.“ Aber bis zur Dunkelheit war es noch lang.
Sie setzten sich zu Pui und Frieda vor die Hütte in die Nachmittagssonne und vertrieben sich die Zeit damit, sich gegenseitig zu erklären, wie es kommt, dass ihre Leute bestimmte Dinge auf eine bestimmte Weise sagen. So nannten die Indianer zum Beispiel das Lügen „Reden mit gespaltener Zunge“, weil jemand, der lügt, eine Sache sagt, aber eine andere meint und

deshalb wie die giftigen Schlangen mit gespaltener Zunge in zwei Richtungen spricht. Carl wollte erklären, warum wir sagen, dass man nicht an dem Ast sägen soll, auf dem man sitzt, aber was damit gemeint war, verstand Moh Wi sofort, als er es hörte. Er musste lachen, als er sich das Bild vorstellte, wie ein trotteliger Weißer mit dem Ast, auf dem er gerade noch gesessen hatte, zu Boden fällt, weil er selbst ihn abgesägt hat. „So was passiert nur Weißen!“ lachte er und dann sagte er ernst „Die Weißen müssen wirklich aufpassen, dass sie nicht alle Äste absägen, auf denen sie sitzen können. Sie scheinen überall wohin sie kommen, nur Krieg und Zerstörung zu bringen.“ Carl erklärte, warum sein Vater immer sagte, man dürfe kein Frosch im Kochtopf sein. Er erklärte, dass ein Frosch, den man in einen Topf mit kochendem Wasser werfen würde, sofort wieder heraus spränge. Aber wenn man den Frosch in kaltes Wasser setzen würde und dann das Wasser langsam zum Kochen bringen würde, dann bliebe der Frosch einfach sitzen und würde die langsame Veränderung nicht bemerken, bis es zu spät sei. „Die Indianer müssen wirklich aufpassen“ sagte Carl, als er Moh Wi die Sache mit dem Frosch erklärt hatte „Wenn die Indianer nämlich nicht aufpassen, dann merken sie erst viel zu spät, dass das Wasser längst kocht!“ Moh Wi nickte und sagte eine Weile nichts.
Als es Abend wurde und die Sonne langsam näher an den Horizont sank, erklärte Moh Wi, was die Indianer mit den ewigen Jagdgründen meinten, wenn sie vom Sterben sprachen. Sie stellten sich vor, alle Verstorbenen dort wieder zu treffen und mit ihnen das zu machen, was Indianer am Schönsten finden: Jagen. Mit allen Geliebten Menschen für immer über ein wunderschönes und unberührtes Land ziehen und jagen. Nichts weiter. Das war ihr Paradies. Carl dachte kurz darüber nach und es erschien ihm viel schöner als mit einer Harfe im Himmel auf einer Wolke zu sitzen. Carl nahm Hände-Schüttlers Hand und schüttelte sie „Moh Wi!“ sagte er und Moh Wi antwortete mit „Ebi Pui!“
Sie sahen sich noch den Sonnenuntergang über West-Texas an, und als sie gerade aufstehen wollten, hörten sie Pferde unter sich in der Ebene vor den Hügeln. Sie sahen ins bereits dunkler werdende Tal, aber konnten nichts erkennen. Sie konnten nur hören, wie die Pferde langsam in Richtung Westen verschwanden. Sie horchten noch einen Moment, aber es war wieder ganz still, bis auf die

Grillen und die Fledermäuse. Dann kam erneutes Pferdegetrappel aus der Ebene. Diesmal konnten sie es deutlicher hören. Es kam wieder zuerst von Osten, aber dann verschwand es nicht nach Westen, wie die Pferde zuvor, sondern drehte nach Norden ab. Sie blieben ganz still sitzen und horchten in den schnell dunkler werdenden Abend hinaus.
Dann hörten sie von weit weg aus dem Westen Schüsse. Sie klangen aus dieser großen Entfernung fast nur wie knackende Äste, aber beide wussten, dass es Schüsse waren. „Das kommt von unserem neuen Lagerplatz!“ sagte Moh Wi sehr beunruhigt. Er sah erschreckt zu Carl, als sie weitere Schüsse hörten. Ein wenig näher diesmal und sie kamen aus dem Norden. „...und das kommt aus Friedrichsburg!“ sagte Carl ebenso ängstlich. Sie konnten nichts sehen, aber für sicher eine ganze Stunde hörten sie die Schüsse aus dem Westen und dem Norden, wo ihre Familien angegriffen wurden. Der Mond war aufgegangen und tauchte das Tal vor ihnen und die Ebene dahinter in ein fahles Licht. Die Schüsse hörten so plötzlich auf, wie sie begonnen hatten. Dann hörten sie wieder Pferde. Aus dem Norden und dann auch aus dem Westen. Das Geräusch zog unter ihnen vorbei nach Osten. Moh Wi flüsterte “Das sind die Ranger, die im Westen mein Lager angreifen und das sind die Apatschen, die im Norden Friedrichsburg angreifen. Sie alle treffen sich jetzt wieder, wo wir sie heute beim Schlafen sehen! Sie feiern jetzt und trinken Feuerwasser. In ein paar Stunden sind sie friedlich wie schlafende Babys. Dann gehen wir die Pferde holen ... jetzt schlafen wir etwas“ Carl merkte, dass er sehr müde war. Er hatte wegen des Indianer-Angriffs nicht viel geschlafen. „Wir werden verschlafen und erst morgen früh aufwachen!“ sagte er „Wie werden wir rechtzeitig wach?“ Moh Wi grinste „Wir werden wach, keine Sorge!“ Sie machten noch einen heißen Tee und noch einen und noch einen und noch einen. Irgendwann schliefen sie ein.
Mitten in der Nacht wurde Carl wach. Es war immer noch dunkel und der Mond stand immer noch hoch am Himmel. „Moh Wi?“ flüsterte er in die dunkle Hütte. „Ich muss mal!“ flüsterte Moh Wi zurück „Ich auch!“ flüsterte Carl. Nur ihre leisen Schritte waren zu hören, als sie sich aus der Hütte in den Schatten eines Busches schlichen. Dann war ein langes Plätschern zu hören. „Jetzt weiß ich, warum du wusstest, dass wir wach werden...“ flüsterte Carl und

Moh-Wi erklärte „So machen das alle Krieger, wenn sie früh aufstehen wollen. Je mehr man trinkt, um so früher wird man wach!“ Ein paar Minuten später waren sie schon auf ihren Pferden und ritten durch das Tal hinunter in die Ebene, wo sie sich nach Osten wandten und zurück zu dem Hügel ritten, hinter dem sie die Apatschen vermuteten. Sie ließen ihre eigenen Pferde zurück und schlichen sich über den Hügel. Zwei Lagerfeuer brannten noch. An einem saßen drei Apatschen und schunkelten und sangen. An dem zweiten Feuer saßen zwei Weiße. Carl erkannte die beiden als zwei der Texas-Ranger, aber sie trugen diesmal keine Sterne auf der Brust. Es dauerte nicht lange, bis die beiden sich hinlegten und einschliefen. Auch die Bewegungen der drei Apatschen an dem anderen Feuer wurden langsamer und schließlich bewegten sie sich gar nicht mehr. Moh Wi und Carl schlichen sich langsam und vorsichtig näher heran. Sie gaben den fremden Pferden Zeit, sich daran zu gewöhnen, dass diese komischen Jungs da über den Boden krochen. Schließlich lösten sie die Stricke von zwei Pferden und führten sie einfach leise weg. Nun wurden die beiden Pferde unruhig und wollten nicht weiter. Moh Wi nickte nur und gab Carl ein Zeichen, das dieser schon gut kannte …
Halt! Du bleibst hier! … dann drehte er sich um und verschwand grinsend in die Dunkelheit, zurück den Hügel hinauf, über den sie eben gekommen waren. Carl fühlte sich zwar plötzlich doppelt aufgeregt, so ganz allein bei den fremden Apatschen und den Rangern, aber die schliefen alle tief und fest und er vertraute Moh Wi. Der kam erst nach einer ganzen Weile zurück. Er hatte ihre Mustangs geholt. Er schwang sich leise auf den Rücken seiner Paaka und ließ sich von Carl die Stricke der beiden fremden Pferde reichen. Carl stieg auf Kwasinabu und Moh Wi gab ihm einen Strick zurück. Die Pferde waren immer noch unruhig, aber diesmal gingen sie mit. Ganz langsam und leise ritten sie den Hügel hinauf und auf der anderen Seite wieder hinab. Als sie im Mondlicht in der Ebene angekommen waren, drehten sie sich um. Jeder von ihnen hatte ein kriegsbemaltes Pferd an einem Seil. Sie hatten Beweise!
„Wo ist euer neuer Lagerplatz?“ fragte Carl. Moh Wi erklärte ihm, dass er dahin reiten solle, wo sie im Sommer gelagert hatten und dann zwei Täler weiter nach Westen. Im zweiten Tal war der neue Lagerplatz. Dann verabschiedeten sie sich. Carl legte seine Hand aufs Herz und streckte dann den Arm zu Moh Wi aus. Moh Wi

machte die gleiche Bewegung. Mein Herz ist mit dir, auch wenn ich nicht da bin. Dann ritten sie los und führten ihre Beweise fort. Moh Wi ritt auf Paaka und begleitet von Pui, dem Kojoten über den Fluss nach Norden, um den Siedlern in Friedrichsburg eines der Pferde mit den Brandzeichen und der Nemenee-Kriegsbemalung zu bringen.
Carl ritt auf Kwasinabu begleitet von Frieda nach Westen und suchte das neue Tal. Als er es fand, wurde es schon langsam hell. Das Tal war enger als das wo sie im Sommer gelebt hatten, und höhere Felsen säumten es auf beiden Seiten. Oben auf den Felsen sah Carl Männer. Wachen! Sie standen auf und schauten zu ihm herunter. Carl hob die Hand ohne zu winken und rief laut seinen Namen „Ebi Pui! Ebi Pui!“ Von den Felsen schallte ein Kriegsgeheul zu ihm herunter und überall auf beiden Seiten des Tales konnte er gegen denn heller werdenden Himmel immer mehr Krieger aufspringen sehen. Sie liefen schreiend die Felsen herunter auf ihn zu. Aber es war gar kein Kriegsgeschrei. Es klang nicht wie „Heieieiei!“ sondern mehr wie „Huihuihui!“ Als sie nähergekommen waren, konnte Carl endlich verstehen, dass sie alle seinen Namen riefen „Ebi Pui! Ebi Pui!“ Sie winkten mit ihren ganzen Armen und Händen, so wie Carl es nur einmal bei den Nemenee gesehen hatte. Als die Tasiwu – die Büffel aufgetaucht waren und die Nemenee sich von ganzem Herzen gefreut hatten. Die ersten Krieger erreichten Carl. Sie strahlten und grüßten ihn freundlich. Dann hoben sie ihn von seinem Pferd und trugen ihn auf ihren Schultern tiefer in das Tal zu ihrem Lager. Carl drehte sich erschreckt nach den beiden Pferden um, aber natürlich hatten sich die Krieger schon um sie gekümmert und folgten mit ihnen zum Lager. Einer der Jüngeren, die damals die Pferde der Siedler gestohlen hatten, sagte zum ihm: „Dem großen Geist sei Dank. Du bist unverletzt; Ebi Pui. Wo ist Moh Wi?“ Carl antwortete „Der ist nach Friedrichsburg geritten!“. Ein anderer Krieger sagte „Dein Vater ist hier, Ebi Pui!“ Carl stutzte und sagte gar nichts mehr – sein Vater?. Immer mehr Krieger kamen aus den Hügeln und schlossen sich der Gruppe an, die Carl auf ihren Schultern ins Lager trugen. „Karasa Ibo!“ riefen einige von ihnen. Carl freute sich, dass sie ihn so freundlich begrüßten, aber er merkte auch, dass etwas sie bedrückte. Sie waren nicht so fröhlich wie er sie kannte. Sie hatten Angst. Vor dem Tipi der Ältesten, das Carl daran erkannte, dass es

etwas größer und mit Büffeln und Antilopen bemalt war, ließen sie ihn runter. Sein Vater kam aus dem Zelt, stürmte auf ihn zu und nahm ihn in die Arme.
Sein Vater war am Nachmittag losgeritten, um ihn zu suchen. Dabei hatte er Blauer Vogel getroffen, der seinerseits auf der Suche nach Moh Wi war. Die beiden hatten kurzerhand entschieden, in das Lager des anderen zu reiten und dort zu warten. Blauer Vogel war nach Friedrichsburg geritten und hatte Carls Vater erklärt, wie er das neue Lager der Nemenee finden konnte. Sie waren sich beide sicher, dass einer von ihnen beim anderen auftauchen würde. Carl zeigte das eine der beiden Pferde, die sie den Apatschen und den Rangern abgeluchst hatten. Unter einem der dunklen Handabdrücke war tatsächlich ein texanisches Brandzeichen, und die Hufe waren beschlagen.
Die Ältesten wurden wütend. Jemand versuchte einen Krieg anzuzetteln und benutzte dabei die Zeichen der Nemenee. Der Älteste der Ältesten hob die Hand, in der er einen Tomahawk hielt, der mit langen Lederfransen und den Schweifhaaren eines Büffels verziert war. Alle Bewohner des Lagers, die zusammengelaufen waren, wurden still. Nur ein Baby weinte irgendwo in der Menge. Der Älteste begann einen ganz leisen und langsamen Gesang „Heiheiheiheiheiheiheiheihei!“ Das war nun wirklich der Kriegsgesang der gefürchteten Komantschen. Die anderen fielen mit ein. Die Ältesten, Krieger, Frauen und Kinder sangen. Als alle mitsangen sagte der Älteste zu Carl und seinem Vater. „Wir wollen in Frieden mit euch leben, aber wir gehen nun auf den Kriegspfad. Wir müssen wissen, wo das Lager dieser Apatschen ist!“
Carl und sein Vater saßen mit den Ältesten vor deren Zelt und sahen zu, wie die Krieger sich vorbereiteten. Sie bemalten sich und ihre Pferde. Alle singenden Frauen und Kinder halfen ihnen dabei. Ihre Gesichter malten sie mit roter oder schwarzer Farbe an. Jeder sah ein wenig anders aus. Manche hatten einen ganzen Handabdruck in schwarz oder rot mitten im Gesicht. Andere malten sich nur die rechte oder die untere Gesichtshälfte an. Auch jedes Pferd bekam eine ganz eigene Bemalung. Und sie sahen wirklich aus wie die Bemalungen auf den Pferden der Apatschen oder Ranger. Auch flochten sich die Krieger Federn in die Haare und in die Mähnen der Pferde. Schließlich nahmen sie ihre Pfeile und Bögen, ihre Tomahawks und Messer und stiegen auf ihre Pferde.

Immer noch sangen alle, aber es war mit der Zeit immer lauter und schneller geworden und nun war es kein Kriegsgesang mehr, sondern ein Kriegsgebrüll: „HEIHEIHEIHEIHEIEHI!“ Carl und sein Vater sangen auch schon mit, als sie auf ihre Pferde stiegen und den Zug der Krieger im Licht der ersten Sonnenstrahlen aus dem Lager führten. Sie ritten durch die Ebene, und kurz vor dem Eichenfluss kamen ihnen zwanzig preußische Kavalleristen entgegen. Diese hatten die gleiche Geschichte von Moh Wi gehört und auch ein texanisches Pferd mit Kriegsbemalung als Beweis bekommen. Sie hatten sich ihre Uniformen angezogen, ihre Gewehre und Pistolen genommen, waren auf ihre Pferde gestiegen und wollten nun auch den Hügel suchen, den Moh Wi ihnen beschrieben hatte. Carl zeigte den Kriegern und den Soldaten, wo sie den Hügel fanden, hinter dem die Apatschen lagerten. Diese hatten zuerst angegriffen und würden deshalb keine Warnung mehr erhalten

Carl und sein Vater wendeten ihre Pferde Kwasinabu und Egon. Sie verließen den Kriegspfad, der ohnehin nur noch über diesen Hügel führte. Hinter ihnen preschten die Kavallerie und die Krieger der Komantschen diesen Hügel hinauf. Als sie oben auf dem Hügel angekommen waren, hörten Carl und sein Vater wieder das Kriegsgebrüll, das nun ein Kriegsgeschrei war. Dann verschwanden sie aus ihrem Blickfeld über die Kuppe. Das Geschrei wurde noch einmal lauter und schriller, aber dann waren die beiden schon wieder so nah am Eichenfluss, dass sie nur das friedliche Plätschern hören konnten. Sie hatten keinen einzigen Schuss gehört. Das freute Carl sehr, denn es bedeutete, dass die Ranger zu überrascht gewesen waren, um einen Schuss abzufeuern. Das war auch das erste, was Carl erzählte, als er in Friedrichsburg bei Otfried seine Freunde Moh Wi und Ebi Huutsu traf.

Am Abend saßen Carl und sein Vater wieder im Lager der Nemenee. An den Feuern mussten Carl und Moh Wi immer wieder erzählen, wie sie den Apatschen die beiden Pferde gestohlen hatten. Wenn Indianer nämlich etwas fast so sehr lieben wie das Jagen, dann ist es das Geschichten erzählen – und weil sie keine Bücher hatten, erzählten sie alle ihre Geschichten an den Lagerfeuern. Die Geschichte, die Moh Wi und Carl an diesem Abend wieder und wieder erzählen mussten, sollte von nun an für immer zu den Geschichten der Nemenee gehören.

In den nächsten Tagen waren alle noch vorsichtig. Niemand konnte sagen, ob sich noch mehr Apatschen, die sich als Komantschen verkleideten, oder Ranger, die sich als Siedler ausgaben in der Gegend herumtrieben.
Die Freundschaft zwischen den Nemenee und den Preußen aber war stärker als je zuvor. Man hatte sie gegeneinander aufstacheln wollen und hatte nur erreicht, dass aus guten nun beste Freunde wurden. Otfried besuchte mit einem Zug Kavallerie zum ersten Mal das Lager der Nemenee, und am nächsten Tag besuchten die Ältesten mit einem Trupp Krieger zum ersten Mal Friedrichsburg. Und bei beiden Besuchen führten Carl und Moh Wi zusammen die Besucher über die Ebene und durch den Fluss. Als der Winter kam, der viel, viel milder war als in Elberfeld im Bergischen Land, war die Wagenburg schon längst wieder abgebaut und die Preußen-Leute und die Antilopen-Leute besuchten sich wieder regelmäßig, um miteinander Wissen, Kunsthandwerk und Geschichten auszutauschen.
Carl erzählte Moh Wi, was er während seiner Abwesenheit in Texas erlebt hatte, und Moh Wi erzählte Carl von der Büffel-Jagd in Oklahoma. In allen Details erklärte Moh Wi, wie sie sich mit den Kiowas getroffen und dann in der weiten Prärie an die riesigen Büffelherden herangepirscht hatten. Sie hatten sich und ihre Pferde mit Hörnern und Fellen als Büffel verkleidet und konnten sich so ganz nah an die Tiere anschleichen. Im rechten Moment wurden die Felle dann abgeworfen und die Jagd begann. Carl hatte ja gesehen, wie schnell diese Büffel laufen konnten und während Moh Wi erzählte, stellte sich Carl vor, wie die Nemenee von den Rücken ihrer galoppierenden Pferde aus mit Pfeilen und Speeren Büffel jagten.
Im Frühling schickten die Ältesten der Antilopen-Leute ihre Reiter zu allen Klans der Penateka-Komantschen. Zum ersten Vollmond im März begannen die Beratungen und die Klans versammelten sich auf der anderen Seite des Eichenflusses. Es waren tausende. Die Honig-Leute, die Wurzel-Esser, die Fluss-Leute, die Büffel-Esser, die Nomaden-Leute, die Fisch-Esser, die Holz-Leute und viele mehr. Es wurden so viele, dass sich die Texas-Ranger für Monate nicht mehr blicken ließen.
Als historischer Festtag war der 9. Mai gewählt worden – es war auf den Tag genau ein Jahr nachdem sich Moh Wi und Carl zum ersten

Mal am Eichenfluss begegnet waren. In einer festlichen Zeremonie in Friedrichsburg an der Vereinskirche - die auch endlich ein Dach bekommen hatte - wurde ein Friedensvertrag zwischen den deutschen Siedlern und den Komantschen geschlossen. Aber damit waren die Feierlichkeiten nicht vorüber. Die Preußen verliehen Moh Wi und Carl Orden – die allgemeinen Ehrenabzeichen für besondere Verdienste um den Staat. Und die Häuptlinge der Nemenee übergaben den Beiden Adlerfedern – die höchste Auszeichnung für einen Krieger. Als der Jubel der Anwesenden abgeklungen war, legte Otfried Hans Freiherr von Meusebach seinen Adelstitel nieder. Er wollte von nun an ein normaler Bürger der neuen Welt sein und einfach John Otfried Meusebach heißen. Am Ende seiner Rede sagte er zu den Nemenee:
„Wenn mein Volk eine Weile mit Euch gelebt hat und wenn wir uns gegenseitig besser kennen, dann mag es vorkommen, dass einige heiraten möchten. Bald werden unsere Krieger Eure Sprache lernen. Wenn sie dann wünschen, ein Mädchen aus Eurem Stamm zu heiraten, sehe ich darin überhaupt kein Hindernis, und unsere Völker werden so viel bessere Freunde. Ich schätze meine roten Brüder nicht geringer, weil ihre Haut dunkler ist, und ich halte nicht mehr vom Volk der Weißen, nur weil ihre Hauptfarbe heller ist.“
Den Rest des Tages und die ganze darauffolgende Nacht feierten sie alle zusammen ein großes Pauwau. Überall wurden große Feuer entzündet und es wurde gelacht, getrommelt und getanzt. Die Nemenee brachten den Preußen-Leuten ihren Freudentanz bei und die Preußen lehrten die Komantschen, Polka zu tanzen – dann brachte Luke, der jetzt Tosa Pui hieß, allen den Adowa-Tanz der Ashanti aus Ghana bei. Es roch nach Bratwürstchen und Büffelsteak, und zumindest die deutschen Siedler und sogar Schwester Ursel tranken das eine oder andere Bier. Auch Frieda und Pui, die Schäferhündin und der Kojote, bekamen so viel Wurst und Büffel und auch Büffelwurst, bis sie nicht mehr wollten.
Moh Wis und Carls Geschichten wurden noch lange an den Lagerfeuern erzählt. Die Komantschen erzählten sie ein wenig anders als die Siedler, die alten Hasen im Wilden Westen erzählten sie wieder ein bisschen anders. Ganz anders erzählten sie die Apatschen und auch die Texas-Ranger … aber sie alle erzählten ihre Geschichte noch lange, nachdem die beiden schon alte Männer waren und auch noch lange, nachdem sie in die ewigen

Jagdgründe gegangen waren. Der Friede, den die Beiden zwischen dem Volk der Komantschen und den deutschen Siedlern gestiftet hatten, wurde nie mehr gebrochen.

Die Geschichte ist kein Märchen und könnte in der Tat so oder ähnlich passiert sein. Ich habe mir zwar die Handlung ausgedacht, aber ich habe versucht, mich an das zu halten, was wir von damals wirklich noch wissen, auch wenn sich Bücher, Berichte und Urkunden aus dieser Zeit manchmal widersprechen:

Vertrag zwischen den Komantschen
und
der deutschen Einwanderungsgesellschaft

Der Generalkommissar der deutschen Einwanderungsgesellschaft , John O. Meusebach ... im Namen der Deutschen, die hier leben ... und die Häuptlinge des Komantschen Volkes ... haben den folgenden privaten Vertrag des Friedens und der Freundschaft vereinbart:
1. Den deutschen Siedlern und Kolonisten zwischen den Gewässern des Llano und des San Saba soll es erlaubt werden, jeden Teil des Landes zu besuchen und dabei von dem Volk der Komantschen und ihren Häuptlingen beschützt zu werden … die Komantschen können ebenfalls in die deutschen Kolonien, Städte und Siedlungen kommen und sollen keinen Grund haben, sich zu fürchten, sondern können gehen, wohin sie wollen … sie genießen Schutz, solange sie auf dem rechten Pfad bleiben.
2. In Bezug auf die Siedlungen am Llano versprechen die Komantschen die deutschen Kolonisten nicht zu stören oder in irgendeiner Weise zu belästigen, sondern ihnen zu helfen und sie zu warnen, wenn fremde Indianer-Stämme kommen, um Pferde zu stehlen oder die Kolonisten in irgend einer Weise zu bedrohen. - Genauso versprechen die Deutschen, den Komantschen gegen ihre Feinde zu helfen, sollten sie in Gefahr sein, oder ihre Pferde gestohlen werden ...
3. Die Komantschen und ihre großen Häuptlinge gewähren Herrn Meusebach und seinen Nachfolgern das Privileg das Land zu vermessen ...
4. Schließlich verpflichten sich beide Parteien, jede Anstrengung zu unternehmen, den Frieden und die Freundschaft zwischen Deutschen und Komantschen immer aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken und immer auf dem rechten Pfad zu bleiben.
Dies zu beurkunden setzen wir hier unsere Handabdrücke, Zeichen und Siegel. Geschehen zu Fredericksburgh am Wasser des Rio Piedernales am neunten Tag im Mai des Jahres Anno Domini 1847.

John O. Meusebach - Nokakwek - Friedrich Strubberg - Santa Anna

Matasane - Felix von Blücher - Tosho Wescheke - Jean von Coll

Pochan Sanachego - John F. Torrey - Moora Kitop - R.L.Neighbors

Es gab wirklich die hundertzwanzig deutschen Siedler, die nach sechzehn Tagen auf dem Planwagen am 8. Mai 1846 in Texas den Ort Friedrichsburg gegründet haben, und das war nach Neu Braunfels die zweite deutsche Kolonie in Texas. Beide Städte gibt es immer noch – sie heißen Fredericksburg und New Braunfels. Der Eichenfluss heißt heute Oak-River, was Eichenfluss bedeutet. Der Winfried-Bach wurde in Winfried-Creek umbenannt, und das heißt natürlich Winfried-Bach.
Und es gibt tatsächlich diesen Friedensvertrag, den die Preußen und die Komantschen ein Jahr und einen Tag nach ihrer Ankunft geschlossen haben. Und Historiker wissen heute, dass es der einzige Vertrag mit den Ureinwohnern der Neuen Welt ist, der nie gebrochen wurde.
Alle anderen Verträge sind früher oder später von den Weißen gebrochen worden. Nur nicht dieser eine Vertrag.
In Texas, im San Saba County, steht noch heute ein Gedenkstein, der daran erinnert, und jedes Jahr feiern die Nachkommen der deutschen Siedler in Friedrichsburg und die Nachfahren der Komantschen ein großes Pauwau, um den ewigen Frieden zwischen Preußen und Nemenee zu feiern.
Denn es gibt natürlich auch die Komantschen, und was ich über ihr Leben und ihre Sprache geschrieben habe, ist so echt, wie wir das heute noch wissen können, denn wie auch ihre Büffel wurden die Komantschen von den Weißen Siedlern – mit Ausnahme der Preußen – fast völlig ausgelöscht. Von den ursprünglich zwölftausend Komantschen und den Millionen Büffeln sind nur sehr wenige übriggeblieben.
Auch Otfried Hans Freiherr von Meusebach gab es wirklich, er soll auch gesagt haben, was ich als Ende seiner Rede geschrieben habe, und er legte tatsächlich seinen Adelstitel nieder und wurde später als John Meusbach in den Senat von Texas gewählt. Er starb als alter Mann mit 85 in seiner neuen Heimat. Auch Moh Wi hat es wirklich gegeben, ich weiß aber nicht, ob er und Carl wirklich Freunde waren.
Ich weiß nur, dass Moh Wi zwanzig Jahre später ein sehr gefürchteter Häuptling wurde, der aber niemals die deutschen Siedler angegriffen hat.

Die nächste Geschichte handelt auch von den Ureinwohnern Amerikas und noch einmal von der Dummheit der Menschen, die manchmal auch nur ein einfaches Missverständnis sein kann.

Ich habe diese Geschichte später noch mehrmals und immer etwas anders erzählt bekommen, aber zum ersten Mal habe ich sie gehört, als ich Mitte der neunziger Jahre in Florida war. Dort traf ich einen Seminolen, der sagte, dass er an der staatlichen Seminolen-Universität unterrichtete und er hat mir die Geschichte damals ungefähr so erzählt ...

HARTER WINTER



Nachdem vor etwa hundertfünfzig Jahren die Indianer endgültig von ihrem eigenen Land vertrieben worden waren, hatten diese gefragt, wo sie mit all ihren Leuten denn nun hingehen sollten. Der weiße Mensch hatte ihnen daraufhin einige karge Stücke Land reserviert. In diesen Reservationen sollten sie nun leben. Es war weit weg von den Orten an denen die Indianer aufgewachsen waren und auch längst nicht so schön dort. Weil der weiße Mensch Angst hatte, die Indianer könnten einfach wieder weglaufen, baute er in der Nähe jeder Reservation ein kleines, befestigtes Fort für einige seiner Soldaten. Die sollten gut aufpassen, dass die Indianer auch da bleiben.
Im Herbst des ersten Jahres in ihrer neuen Heimat weit im Norden fragten Krieger ihren Häuptling und Medizinmann, wie viel Feuerholz sie für den bevorstehenden Winter suchen sollten. Sie waren ja alle zum ersten Mal an diesem Ort und kannten das Klima noch nicht. Der Häuptling sah sich den Himmel an und sagte „Sammelt besser etwas mehr Holz, für den Fall dass ein harter Winter uns an diesem Ort überrascht.“ Eigentlich wusste der Häuptling aber auch nicht so genau, womit sie rechnen mussten, denn er war ja ebenfalls neu in der Gegend. Aber er hatte eine Idee. Der weiße Mensch, der es sogar über das große Wasser geschafft hatte und mit seinen modernen Waffen und seiner Technik alle roten Menschen besiegt hatte, würde doch auch sicher großes Wissen über das Wetter und die Jahreszeiten haben. Also setzte sich der Häuptling am folgenden Tag seinen 'Weißer-Mensch-Hut' auf und ging er zu dem Fort seiner Reservation. Dort angekommen fragte er den Offizier „Kann mir der weiße Mensch mit seinem großen Wissen sagen, ob es ein harter Winter werden wird?“ Der Offizier nickte „Ja, ich denke schon es wird ein harter Winter!“
Der Häuptling ging zurück zu seinem Stamm und sagte seinen Kriegern, dass sie noch mehr Feuerholz sammeln sollten, denn der weiße Mensch habe sein Wissen mit ihnen geteilt und vor einem harten Winter gewarnt. Also zogen die Krieger wieder aus und sammelten mehr Feuerholz. Als sie mit dem Holz aus den weit entfernten Wäldern zurück kamen, berichteten sie dem Häuptling, dass sie weiße Menschen beim Holz sammeln getroffen hatten. Der Häuptling war erstaunt. Wenn die Weißen mit all ihrer modernen Technik auch mehr Holz brauchten, würde es sicher ein sehr strenger Winter werden. Zur Sicherheit setzte er sich wieder seinen

Hut auf und besuchte am nächsten Tag erneut den Offizier, um noch einmal nachzufragen „Ist der weiße Mensch sicher, dass es ein harter Winter werden wird?“ Der Offizier antwortete: „Ja, ja … es wird mit ziemlicher Sicherheit ein sehr strenger Winter werden.“
Der Häuptling eilte zurück und schickte seine Krieger aus, noch mehr Feuerholz zu sammeln. Der mächtige weiße Mensch habe ihn vor einem extrem harten Winter gewarnt, sagte er ihnen. Die Krieger sammelten tagelang von morgens bis abends Feuerholz. Sie berichteten, dass die Weißen auch sammelten und dass nicht mehr viel übrig sei. Sie fragten den Häuptling, ob sie ein paar der Bäume fällen sollten. Der wollte vor seiner Entscheidung lieber noch einmal den Offizier befragen, also setzte er sich wieder den Hut auf und machte sich auf den Weg zum Fort. Er fragte den Offizier noch einmal „Ist der weiße Mensch sicher, dass es ein sehr strenger Winter wird?“ und der Offizier sagte „Oh ja … wir sind uns ganz sicher, dass es der strengste Winter wird, denn wir je erlebt haben!“ Der Häuptling machte sich nun Sorgen um seinen Stamm. Er wollte jetzt auch den Zauber kennenlernen, der es den weißen Menschen ermöglichte, schon im Herbst zu wissen, wie kalt es im Winter werden wird. Also fragte er weiter „Woher habt ihr das Wissen über den Winter?“ Der Offizier antwortete „Das ist einfach. Niemand kennt dieses Land so gut, wie die Indianer. Also beobachten wir, wie viel Holz die Indianer sammeln und die sammeln so viel Holz, dass wir annehmen müssen, dass es der härteste Winter aller Zeiten wird.“
Der Häuptling bedankte sich und ging lachend zurück zum Lager seines Stammes. Er hatte verstanden, dass ihr eigenes Holzsammeln das einzige Zeichen ist, das der weiße Mensch für den Winter deutete. Sie waren also auf sich selbst hereingefallen.
Es wurde ein sehr milder Winter mit wenig Schnee und die Krieger mussten für eine sehr lange Zeit nicht mehr Holz sammeln gehen.

Manchmal ist Dummheit nur ein Missverständnis, und ein Missverständnis ist eigentlich immer nur das, was passiert, wenn man nicht genug miteinander redet.

Xhbalenque
Esch-Pa-Len-Ke

oder

Pancho, Pablo und Paco Panther auf Reisen



Ihre Namen klangen natürlich ganz anders, aber weil wir ihre wirklichen Namen in all unseren Sprachen weder schreiben noch aussprechen könnten, nehmen wir hier einfach ähnliche Namen aus ihrer Heimat. Paco, Pablo und Pancho waren Jaguare, aber weil ihr Fell ganz und gar schwarz war, galten sie eigentlich als schwarze Panther. Raubkatzen werden nämlich immer dann Panther genannt, wenn sie ganz schwarz sind – auch wenn es eigentlich Ozelote, Leoparden, Pumas oder, wie in diesem Fall, schwarze Jaguare waren.
Pancho war der älteste der drei Brüder – eine ganze viertel Stunde älter als Pablo und eine halbe Stunde älter als Paco, das Nesthäkchen. Sie lebten noch bei ihrer Mutter im Dschungel von Brasilien – in einem Sumpfgebiet, das die Brasilianer Pantanal nennen und das ungefähr so groß wie Deutschland ist. In diesem riesigen Sumpf gab es keine Straßen oder Städte, denn einmal im Jahr, zur Regenzeit, wurde fast das ganze Gebiet völlig überschwemmt. Nur einige wenige Menschen lebten in kleinen Siedlungen am Rand des Sumpfgebietes, noch weniger zogen als Nomaden hindurch. und deshalb hatten die drei jungen Panther noch nie Menschen gesehen.
Weil ihre Mutter - Paulina Panther - aber fand, dass die Drei nun, am Ende der Regenzeit, alt genug waren und weil ein Besuch bei den Menschen immer ein großer Spaß war, schnurrte sie eines Morgens: „Wollt ihr, dass ich euch heute die Menschen zeige?“ Die Drei dösten noch aneinander gekuschelt in der Morgensonne. Aus dem Knäuel aus pechschwarz schimmernden Pfoten, Schwänzen, Ohren und Nasen hörte sie nur ein müdes „Hmmm?“ Paulina lächelte und die hellgrünen Augen funkelten wie Edelsteine in ihrem schwarzen Gesicht. Sie fauchte laut „Anakonda!“ und das schwarze Knäuel zuckte zusammen, dann sprangen sie blitzschnell und, wie ihre Mutter fand, nicht anmutig genug, auf ihre zwölf Pfoten. Die Drei sahen sich erschreckt um, alle Muskeln bereit, sofort irgendwo hin oder weg zu springen. Pancho entspannte sich als erster, streckte sich und gähnte. „Regt euch ab! Das war ein Trick!“ Er setzte sich hin, hob seine Pranke, entspannte sie, fuhr die Krallen ein, und als aus der Pranke wieder eine Pfote geworden war, rieb er sich damit den Schlaf aus den Augen. „Wir sind doch schon viel zu groß, um von einer Anakonda gefressen zu werden!“ seufzte er

müde. Seine Mutter wollte etwas einwenden, aber als sie ihre drei Kater da stehen sah, dachte sie, dass Paco, Pablo und Pancho wirklich sehr groß geworden waren, schon größer als ihre Mutter selbst. Pablo legte sich wieder hin „Ach Mama!“ stöhnte er. Nur Nesthäkchen Paco stand noch und sah sich ängstlich um. „Aber es gibt doch auch sehr große Anakondas, oder?“ fragte er seine Mutter. „Ach, Paco!“ stöhnten seine Brüder im Chor. „Das haben wir doch im Unterricht geklärt!“ grummelte ihre Mutter, die auch ihre Lehrerin war.
Weil nämlich die Entfernungen im Pantanal so groß sind, gibt es keine Schulen für kleine oder große Raubkatzen. Alle werden direkt vor Ort im Dschungel von ihren Müttern unterrichtet. Paco setzte sich neben seine Brüder „Ich weiß, was du uns gesagt hast. Aber du hast auch gesagt, dass der Dschungel jeden überraschen kann und dass du auch nicht alles weißt!“ Seine Mutter kam graziös auf Paco zu und rieb ihre langen Schnurrhaare an den seinen – ein Jaguar-Küsschen. Pancho und Pablo warfen sich einen kurzen Blick zu und verdrehten die Augen, aber sagten nichts. Ihre Mutter baute sich elegant vor ihnen auf und sah sie ernst an „Den heutigen Ausflug beginnen wir etwas früher als sonst. Erinnert ihr euch, wo ich euch zum ersten Mal gezeigt habe, wie man Krokodile fängt?“ Pablo grinste „Ich erinnere mich nur noch daran, wie der Alligator, den Paco fangen sollte, ihn beinahe gefressen hat!“ Paco fauchte ihn an „Dieser blöde Kaiman war größer als er aussah!“ Pablo und Pancho lachten und stupsten ihre Köpfe zusammen. Das machten sie immer, wenn einer von ihnen einen guten Witz gemacht hatte. „Aufpassen, Jungs!“ fauchte ihre Mutter, die von nun an für den Rest des Tages ihre Lehrerin sein würde. „Wir werden bis zu der Stelle mit den Krokodilen gehen und heute gehen wir noch weiter. Wir überqueren zwei Flüsse und gehen zur Siedlung der Menschen, wo wir uns einen Riesenspaß machen werden … die Menschen werden diesen Tag für Generationen nicht vergessen, das verspreche ich euch!“ Sie schnurrte und die Drei kicherten. Pauline stand auf und gab Paco ein Jaguar-Küsschen, dann wollte sie Pablo auch eins geben, aber der drehte den Kopf so schnell zur anderen Seite weg, dass er dort beinahe seinem Bruder Pancho ein Küsschen gegeben hätte. „Wir sind langsam wirklich zu alt für sowas ...“ Seine Mutter schnurrte „Für sowas ist man niemals zu alt. Stell dir vor der Dschungel überrascht uns heute und eine riesige

Anakonda frisst mich … wärst du dann nicht froh, wenn du deiner Mama noch ein Küsschen gegeben hättest, statt den großen Panther zu spielen!“ Pablo grummelte „Es gibt keine so großen Anakondas und ich spiele nicht den großen Panther, ich bin ...“, aber weiter kam nicht, denn sie rieb schon ihre Wange an seine, dann drückte sie sanft ihr Kinn zwischen seine Ohren und schließlich mit ihrer Stirn gegen sein Kinn. Das war kein Jaguar-Küsschen, das war ein dicker Jaguar-Schmatzer! „Bitte, Mama …!“ schnurrte er. „Sei froh, dass ich dir nicht ausgiebig den Kopf lecke! Du wirst auch noch mein kleiner Panther sein, wenn du nicht nur groß, sondern auch erfahren bist!“ Dann sah sie Pancho an. Der verdrehte die Augen „Ich bin der Älteste und ich finde ...“ aber dann überlegte er es sich anders und gab seiner Mutter auch ein Küsschen. Sie lächelte ihn an, drehte sich geschmeidig um und fauchte „Ich will wie immer hinter mir keinen Ton hören und wenn ich mich umdrehe, dann will ich jede von euren Pfoten in einem meiner Pfoten-Abdrücke sehen! Haltet die Spur!“ Dann senkte sie den Kopf, starrte für einen Moment in den dichten Urwald vor ihr und ging mit kraftvollen Schritten los. Hinter ihr folgten Paco, Pablo und Pancho genau in ihrer Spur.
Sie schlichen wie Schatten auf Samtpfoten durch das Unterholz. Für ihre Mutter war es eine einfache Sache. Sie war hier aufgewachsen und kannte den Sumpf wie ihre eigene Pfote. Die jungen Panther hinter ihr hatten es sehr viel schwerer. Die mussten genau darauf achten, wo ihre Mutter ihre Pfoten hingesetzt hatte und in ihre Spuren treten. Gleichzeitig mussten sie aber auch alles, was in ihrer Nähe zu sehen, zu riechen und zu hören war, aufmerksam mit ihren Augen, Nasen und Ohren beobachten. Pauline wusste, dass es nicht leicht für die jungen Panther war, aber alle Jaguare, auch sie selbst, hatten es einmal so lernen müssen. Wenn sie dann später ihren eigenen Pfad gingen, würden ihre Sinne so geschärft sein, dass keine Mücke ihrer Aufmerksamkeit entgehen konnte. „Zeit, für einen Test“, dachte sie, als ein Windhauch ihnen den Duft einer Gruppe Tapire entgegenwehte. Sie blieb wie erstarrt stehen und Paco wäre beinahe in sie hineingelaufen. Sie drehte sich um und flüsterte „Aus welchem Grund bin ich stehengeblieben?“ Paco zuckte mit den Schultern. „Wegen Paco!“ flüsterte Pablo hinter ihm. Seine Mutter sah ihn fragend an „Es ist meistens wegen Paco!“ kicherte Pablo

und weil sie hintereinander standen, kicherte Pancho von ganz hinten „Kopfstupser!“ Seine Mutter zischte „Aus welchem Grund bin ich stehengeblieben?“ Pancho flüsterte von ganz hinten „Wegen der Tapire, die so ungefähr 50 Panther-Sprünge vor uns sind und bis hier stinken!“ Seine Mutter nickte „Habt ihr Hunger?“ Alle schüttelten den Kopf. „Dann weiter …!“
Sie überquerten den Sumpf, wo sie Krokodile gejagt hatten und auch die beiden Flüsse. Schließlich, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kamen sie in ein Tal. Der Bergriff Tal wäre in den flachen Pantanal-Sümpfen etwas übertrieben. Es war eher eine flache Senke. Schon von Weitem konnten sie etwas riechen und hören, was für die drei jungen Panther völlig neu war. So laut waren sonst nur die Grillen, Frösche und Papageien und das auch nur, wenn sie einen sicheren Platz zum Lärmen hatten. Hier aber quäkten und brüllten und quiekten irgendwelche Kreaturen, als wären sie ganz allein im Wald. Und sie rochen … nach so ziemlich allem, nach was man im Urwald riechen konnte. Die Drei wechselten lächelnd Blicke – das mussten die Menschen sein, von denen ihre Mutter sagte, dass sie nicht zu beschreiben wären. Panther mussten sie einfach mit ihren eigenen Augen sehen. Pauline kletterte auf einen riesigen alten Baum am Rand der Mulde, aus der dieser Krach kam. Der Baum überragte alle anderen Bäume des Waldes. Pauline ließ sich in einer Astgabel nieder und ihre Kater suchten sich auch gemütliche Plätze auf den breiten Ästen. Zwischen den Baumkronen der kleineren Bäume hindurch konnten sie unten in der Senke bis zum Boden schauen.
Dort unten liefen sie einfach durcheinander wie ein Wurf junger Wildschweine. Menschen! Auf zwei Beinen, manchmal auch auf allen Vieren – es waren sicher vierzig oder fünfzig Stück. „Sie sehen lustig aus!“ flüsterte Paco „wie große Äffchen!“ - „Sie sehen lecker aus!“ kicherte Pablo. Pancho gab ihm grinsend einen Kopfstupser und leckte sich die Nase. „Sie haben schöne Federn!“ sagte Pancho. „Das sind nicht ihre Federn. Sie behalten oft die Felle und Federn von den Tieren, die sie essen und schmücken ihre eigene nackte Haut damit!“ belehrte ihn seine Mutter. „Haben die kein eigenes Fell?“ wollte Paco wissen „Oder Federn?“ Pauline Panther schüttelte den Kopf. „Nur ganz wenig Fell!“ „Und wie schmecken sie?“ wollte Pablo wissen. Pauline sah ihn lange an und schnurrte dann „Das wissen nur die Krokodile.“ Die Drei hoben ihre

Köpfe und sahen ihre Mutter an „Wenn ich gewusst hätte, dass wir sie nicht essen, dann hätte ich doch eben besser noch einen Tapir verspeist!“ grummelte Pablo. „Das viele Laufen hat mich hungrig gemacht!“.
Pancho fragte, warum man die Menschen nicht essen könne. Seine Mutter setzte sich auf, hob den Kopf hoch und blickte über das grüne Meer aus Baumkronen, das unter ihnen im Wind wogte. „Das haben wir Jaguare noch nie getan!“ Sie machte eine lange Pause. „Sie sind giftig!“ Ihre Söhne sahen sie verwundert an. „Aber ich denke, die Krokodile fressen sie manchmal...“ meinte Pancho. Seine Mutter legte sich wieder in die Astgabel „Mit den Krokodilen ist es etwas anderes. Wir haben noch etwas Zeit bis zum Sonnenuntergang, also lasst mich erzählen, warum wir keine Menschen fressen. Unsere Aufgabe war seit jeher, über den Wald zu wachen. Dafür zu sorgen, dass niemand dem Wald Schaden zufügt, damit alles im Gleichgewicht bleibt. Aber irgendwann kamen die Menschen in den Wald – die meisten aus dem Norden. Sie waren furchtbar!“ Ihre Mutter schloss die Augen und schüttelte sich angewidert. „Sie haben getötet, zerstört und ganze Landstriche verdreckt. Unsere Vorfahren, die Jaguare und besonders die schwarzen Panther mussten natürlich etwas tun. So lustig die großen Äffchen auch aussahen, sie mussten lernen, sich zu benehmen. Aber die erfahrensten unter unseren Vorfahren warnten davor, sie zu fressen. Sie wussten, das man selbst verrückt werden kann, wenn man verrückte Tiere frisst – und dass die Menschen verrückt waren, konnte ja jeder sehen. Krokodilen schadet das nicht, weil sie ohnehin etwas anders sind.“
Sie nickte nach unten und die Drei schauten wieder herunter in die Senke, wo die Menschen einen Kreis gebildet hatten und bei einem niedlichen Tanz einen lustigen Gesang von sich gaben, der so ähnlich klang, wie Papageien, die sich streiten. „Offensichtlich verrückt, aber irgendwie niedlich!“ flüsterte Paco, als er die großen Äffchen herumtanzen sah. Seine Mutter sah mitleidig auf die Menschen herunter „Sie leiden unter diesem bemitleidenswerten Irrsinn. Aber zum Glück sind Jaguare und besonders schwarze Panther sehr klug … zumindest, wenn sie ihren Müttern gut zuhören...“ Die drei jungen Panther rissen widerwillig ihre Blicke von den lustigen Äffchen unter dem Baum los. Sie sahen ihre Mutter wieder aufmerksam an und die fuhr fort „Weil unsere

Vorfahren die verrückten Menschen also nicht fressen konnten, haben sie diese auch nicht getötet, sondern versucht, sie zu erziehen. Wenn sie sich also wieder im Wald daneben benommen haben, ist ihnen ein schwarzer Panther erschienen und hat sie angefaucht. Und was glaubt ihr, ist passiert?“ Paco hob den Kopf und fragte „Sie haben sich nassgemacht?“ Pablo lachte „Sie sind einfach auf der Stelle umgefallen wie ein Opossum!“ Ihre Mutter schüttelte den Kopf. Pancho grinste „Sie haben das Gleiche gemacht wie wir, wenn Mama uns angefaucht hat … sie haben sich dran gewöhnt!“ Seine Mutter lächelte ihn an und Pablo gab ihm einen Kopfstupser. Pauline fragte „Und was hab ich gemacht, wenn ihr nicht mehr auf mein Fauchen gehört habt?“ Pablo verzog das Gesicht, denn er erinnerte sich am besten, als er grummelte „Dann gab´s Dresche. Im Nacken gepackt und geschüttelt oder im Nacken gepackt und auf den Boden gedrückt oder im Nacken gepackt und über den Fluss gehalten oder im Nacken gepackt und über einen Ameisenhügel gehalten oder im Nacken…“ Pauline lachte „Schon gut, schon gut … und könnt ihr euch vorstellen, dass jemand so verrückt ist, dass er noch länger als Pablo braucht, um zu lernen?“ Pablo grinste breit und hielt seinem Bruder Pancho die breite Stirn hin. Pancho schüttelte den Kopf und fauchte „Dafür gibt´s keinen Stupser. Das war nicht lustig, das war peinlich, alter Panther!“
Seine Mutter zog ihre Stirn in Falten und all drei passten wieder auf. „Sie haben sehr viel länger gebraucht als Pablo, um zu lernen. Es hat Generationen gedauert. Die Jaguare haben sie so sehr verdroschen, dass sie blutend und weinend nach Hause liefen. Das war sicher eine schwere Aufgabe, denn die Äffchen sind ja tatsächlich irgendwie sehr niedlich in ihrer Unbeholfenheit … und wir sind ja keine Untiere. Ihre Welpen zum Beispiel sind immer nur erschreckt und angefaucht worden und nie wurde einer von den Erwachsenen getötet. Irgendwann hatten unsere Vorfahren ja dann auch Erfolg bei der Dressur der großen Äffchen. Weiter im Norden waren die Jaguare so erfolgreich, dass sie wie Götter verehrt wurden und die Menschen ihnen Pyramiden aus Stein gebaut haben. Die Menschen begriffen endlich, dass die Jaguare eine Aufgabe haben und dass die Menschen solange weiter verhauen werden, bis sie sich ordentlich verhalten. Es stellte sich sogar heraus, dass die Äffchen trotz ihres Wahnsinns ziemlich lernfähig sind und sogar selbst Probleme lösen können, statt immer nur

welche zu machen. Unsere Ahnen waren natürlich mächtig stolz und besuchten die lustigen neuen Bewohner des Waldes oft und gern. Und weil die Menschen sich respektvoll benahmen, wurden sie auch nicht mehr im Nacken gepackt. Irgendwann freuten sich die Menschen sogar, wenn unsere Vorfahren sie besuchen kamen. Im Norden ist es so weit gegangen, dass die Jaguare fest auf den Pyramiden gewohnt haben und die Menschen für sich jagen ließen." Die drei sahen sich verwundert an und ihre Mutter nickte „Ja, das war natürlich weder für die Jaguare noch für die Menschen gut und auch der Wald hat schwer gelitten. Irgendwann haben die Jaguare sich geeinigt, dass Pyramiden bauen und Menschen besuchen verboten werden sollte. Und seither verhalten sich alle Menschen hier und in allen Wäldern, über die Jaguare wachen, vorbildlich. Sie machen nichts kaputt, haben Respekt vor ihrer Beute, nehmen nur was sie wirklich brauchen und lassen nichts verkommen. Sie stören einfach nicht mehr!"

Pancho fragte „Was machen wir dann hier, wenn Besuche bei den Menschen verboten sind?" Seine Mutter strahlte über das ganze Gesicht. „Nur in der Ausbildung besuchen wir noch die Menschen … und heute ist euer Tag. Ich war als junges Panther-Mädchen schon bei den Menschen hier. Sie kommen jedes Jahr vorbei und sind sehr lustig. Ihr werdet sehen! Wenn die Sonne gleich untergeht, dann schleichen wir uns da runter. Seht ihr die kleinen, runden Höhlen, die sie sich aus Stöcken und Blättern im Kreis aufgebaut haben – darin schlafen sie … also normalerweise, aber nicht heute!" Sie kicherte. „Wir schleichen uns also von hinten jeder an so eine Höhle heran und wenn ihr mich fauchen hört, dann springen wir alle auf eine Höhle!" Pauline sah ihre Kater mit funkelnden Augen an. Die guckten nur verständnislos. „Und was dann...?" fragte Pablo schließlich. Ihre Mutter lächelte „Das seht ihr dann schon … es gibt nur zwei Regeln: Erstens: Die Menschen werden nicht gefressen und möglichst nicht verletzt. Zweitens: Sollten sie euch einen spitzen Stock unter die Nase halten, dann krallt euch den Stock einfach mit euren Krallen. Der Stock ist aus Holz und die Äffchen haben keine Krallen … also haben sie keine Chance, den Stock in ihren Händen zu halten. Wir wissen nicht, warum sie das nicht begreifen und es auch nach vielen Generationen weiter mit Stöcken versuchen, aber manchmal tun sie es immer noch. Das ist aber kein Grund, sie zu verletzen!"

Als die Sonne sich langsam über dem Horizont senkte, schlichen vier schwarze Schatten von einem großen Baum am Rande der Senke und verschwanden im Unterholz. Die Guato-Indianer in dem kleinen Lager bemerkten davon nichts. Sie bereiteten sich auf die Rückkehr der Jäger vor, die immer bei Sonnenuntergang mit der Beute des Tages aus dem Wald zurückkehrten. Die Guatos waren die einzigen Nomaden unter den hier lebenden Indianern und zogen das ganze Jahr im Pantanal umher. Sie waren bei allen anderen Stämmen als die besten Jäger bekannt. Die Frauen entzündeten Feuer, die Alten schärften Werkzeuge zum Zerteilen der Beute und die Kinder säuberten Schalen, mit denen sie später das Blut der Beutetiere auffangen würden. Plötzlich war ein Rascheln im Gehölz hinter ihren runden Hütten zu hören und alle im Lager hörten auf zu arbeiten und horchten in den Wald. Wieder raschelte es, diesmal näher. Im nächsten Augenblick ertönte der Ruf der Guatos. Die Jäger waren von ihrer erfolgreichen Jagd zurückgekehrt. Immer zwei von ihnen trugen einen langen Ast auf der Schulter, und daran hing die Beute. Zwei Tapire und zwei Wildschweine. Alle von den vierzig Guatos würden heute genug zu essen haben. Das dachten sie zumindest, aber in diesem Moment hörten sie ein wildes Fauchen aus dem Wald.
„Der Ya Guar! Dort oben!“ schrie einer der Männer und zeigte zum Dach einer der Hütten. „Ya Guar etehu! Schwarzer Panther“ rief der Anführer. „Da ist noch einer und da und da!“ Die Guatos sahen sich um und auf vier der acht Hütten saßen pechschwarze und sehr große Panther. Einer der Jäger drehte sich um, und als er den Panther direkt über sich auf dem Dach einer Hütte sitzen sah, hob er erschreckt seinen Speer und stieß zu. Der Panther wich geschmeidig aus, dann hob er eine Pranke und schlug damit nach dem Speer. Zwei Krallen blieben im Holz stecken und mit einem Ruck flog der Speer über die Hütte in den Wald. Der Panther fauchte den Jäger an und dieser sank dort, wo er stand auf die Knie.

„Gut gemacht, Paco!“ fauchte Pancho seinem Bruder zu und Pablo schnurrte „Wie niedlich, seht nur, jetzt hocken sie sich alle hin …“ Ihre Mutter Pauline verdrehte die Augen „Wenigstens haben sie mit dem Geschrei aufgehört. Ihre Stimmen tun in meinen Ohren mehr weh als die blöden Papageien!“ fauchte sie und legte sich auf das

Dach ihrer Hütte. „Passt auf … jetzt geht es los!“ zischte sie den Dreien zu. Paco, Pablo und Pancho legten sich auch hin und beobachteten die kleinen Äffchen. Einige von ihnen krochen auf allen Vieren zu den Tieren, die sie gefangen hatten. Sie murmelten etwas, dann quiekten die Wildschweine und Tapire kurz. Bald danach krochen vier der Menschen mit vier Schalen zu den vier Hütten, auf denen die vier Panther saßen. Sie stellten die Schalen davor ab und hockten sich wieder zu den anderen Menschen. Pauline sah ihre Jungs an „Sind sie nicht zauberhaft, diese großen Äffchen? Wenn ihr Blut mögt, könnt ihr da runter springen und die Schalen austrinken...“ Paco sah seine Mutter fragend an „Trinkst du denn nichts?“ Pauline Panther schloss die Augen ganz fest und schüttelte den Kopf so sehr, dass ihre Ohren schlackerten. „Nein...“ fauchte sie „ich mache mir nichts aus Blut. Ich finde das mit dem rohen Fleisch schon nicht optimal, aber was kann ein Panther schon anderes essen. Euer Onkel Pedro Panther hat bis ins hohe Alter Schildkröten geknackt und sich irgendwann die Zähne an einer abgebrochen. Von da an aß er nur Früchte. Das geht auch. Allerdings er hatte immer Verdauungsprobleme und bewegte sich nur noch so langsam wie ein Faultier. Aber Blut trinken? Vielen Dank … nicht für mich!“ Pablo und Pancho waren von ihren Hütten gesprungen und schleckten das Blut aus den Schalen wie kleine Kätzchen Milch aus einem Teller. „Außerdem,“ fauchte ihre Mutter und sprang auch von ihrer Hütte „möchte ich mir nicht den Appetit auf den Hauptgang verderben!“ Sie legte sich vor die Hütte und schob mit der Pfote ihre Schale zur Seite. „Welchen Hauptgang?“ fragte Paco und kam als letzter auch von seinem Dach herunter. Seine Mutter schnurrte „Die großen Äffchen versuchen es immer erst mal mit Blut. Sie machen sich nämlich auch nichts daraus und sind froh, wenn sie es los sind, weil der Geruch viele Tiere anlockt. Jetzt passt gut auf …!“

Sie stand auf und ging langsam auf die Guatos zu, die alle noch in der Mitte des Lagers hockten. Sie sah sich kurz um, dann fauchte sie einen von den Männern an. „Wenn der Jaguar aber nicht mit Blut zufrieden ist, bringt ihr die Vorspeise, nicht wahr?“ Sie drehte sich elegant um, stolzierte wieder zu ihrer Hütte und ließ sich davor nieder. Wieder krochen die großen Äffchen durcheinander und brachten wieder vier Schalen. „Was ist diesmal in den Schalen?“ wollte Pablo wissen und Pauline antwortete: „Was die Menschen

sonst nicht so gern selbst essen. Knochen, Innereien … ich mag Knochen“ Damit nahm sie einen dicken Knochen aus der Schale vor sich, knackte ihn mit zwei Bissen und leckte das Mark heraus. Nicht Löwen oder Tiger, sondern Jaguare haben nämlich das stärkste Gebiss unter den großen Raubkatzen. Knochen oder auch Schildkröten können sie mit Leichtigkeit zerbeißen. Pauline knackte in Ruhe noch einen Knochen und noch einen. Auch die drei jungen Panther nahmen sich ein paar der Jaguar-Leckereien aus ihren Schalen. Schließlich stand ihre Mutter auf und schritt wieder zu den Äffchen. Sie fauchte einen von ihnen an, dass er den Hauptgang servieren könne, dann ging sie wieder zu ihrer Hütte und sagte, als sie sich wieder hinlegte: „Der Trick ist, das richtige Äffchen anzufauchen. Es ist immer der Mensch mit den meisten Federn am Kopf. Der scheint der schlauste zu sein. Wenn ihr den anfaucht, dann benehmen sich auch alle anderen respektvoll. Das ist wie bei den Wildschweinen und macht die Sache einfacher...!“ Die drei jungen Panther hatten gelernt, bei der Jagd auf Wildscheine immer beim Chef der Rotte, was meistens eine Chefin war, anzufangen. War das Haupt-Schwein unter Kontrolle, waren alle anderen zahm wie Frischlinge.
Der Hauptgang kam heran gerutscht. Je zwei kleine Äffchen schoben eines ihrer Beutetiere zu den Hütten, vor denen die Panther lagen, dann krochen sie schnell wieder zu den anderen Menschen zurück. Pablo grummelte „Ich will aber lieber Wildschwein und nicht Tapir!“ Pancho, der Älteste stand auf, ging zu Pablo und schnurrte „Dann tausch doch einfach mit mir!“ Pablo und Pancho tauschten die Plätze und dann gab es endlich etwas Richtiges zu Fressen. Pauline und Pablo hatten Wildschwein, Paco und Pancho Tapir. Während sie genüsslich fraßen, begannen die Menschen einen leisen Gesang und wippten dabei, da wo sie knieten, hin und her. Pancho schluckte ein Stück Tapir herunter und grinste zu den anderen herüber „Ich verstehe schon, warum die Jaguare im Norden auf den Pyramiden bleiben wollten … das ist toll!“ und seine Mutter sagte „Ja, nicht wahr? Es ist wie Abendessen mit Unterhaltung. Panther schlägt sich den Bauch voll und Äffchen macht Kunststücke!“ dann wurde sie ganz ernst „Deshalb machen wir es auch nicht mehr so oft, das Menschen-Besuchen. Es ist sehr spaßig, aber eben nicht natürlich. Wir sind die Wächter des Waldes, nicht die Herrscher des Waldes. Das ist ein Unterschied!“

Nachdem die vier Panther mit hängenden Bäuchen in die Nacht verschwunden waren, stand der Anführer der Guatos auf „Erhebt euch, Guatos!“ rief er seinen Leuten zu „Unser Stamm ist von den Geistern des Waldes auserwählt worden. Wir werden die weißen Eroberer nicht mehr fürchten müssen, denn noch nie ist ein Stamm von vier schwarzen Panthern beschützt worden. Wir müssen die Weißen endlich nicht mehr fürchten!“

Spät in der Nacht, wieder auf ihren Wohnhügel zurückgekehrt, kuschelten sich die vier satten Panther aneinander und alle träumten von den lustigen kleinen Äffchen.
Die drei jungen Panther konnten die Menschen nicht vergessen und obwohl ihre Mutter es verboten hatte, wollten sie unbedingt noch einmal hin und sie beobachten. Beobachten war ja nicht besuchen. Aber vorher hatten sie noch eine Menge Prüfungen zu bestehen: Sie mussten ihrer Mutter zeigen, dass sie wussten, wie sie einen Kratzbaum richtig markierten und wie sie über schwankenden Lianen Flüsse überquerten. Sie mussten bissige Schnappschildkröten aus trübem Wasser fischen, ihrer Mutter drei Korallenschlangen - die giftigsten Schlangen des Waldes - bringen und bei Nacht ohne Mondlicht Brüllaffen in Bäumen jagen.
Eine Woche später bekamen sie ihre Chance, die Menschen zu beobachten. Mutter Paulina schickte sie los – sie sollten allein in verschiedene Teile des Waldes und den Tag dort verbringen. Es war eine besondere Aufgabe für die jungen Panther, denn die Trompeten- oder Ipe-Bäume blühten und die blühen im Panatanal in einer für Panther sehr unpraktischen Farbe: Von blass rosa bis knallig pink. Ganze Wälder waren pink und auch der Boden war mit einer Schicht Laub aus rosa Blüten bedeckt. Schwarze Panther fielen in dieser Umgebung auf wie bunte Hunde. Aber das störte Pancho nicht und er lief schon mit einem bestimmten Plan los. Als er außer Sicht war, bog er ab und machte sich auf den Weg zu den Menschen. Am Sumpf, wo sie Krokodile gejagt hatten, traf er Pablo. Die beiden grüßten sich wortlos, gaben sich einen Kopfstupser und liefen gemeinsam weiter in Richtung Menschen. Am ersten Fluss trafen sie Paco, der sich nicht so recht herüber traute. Als er seine Brüder sah, grinste er verlegen und mit ihrer Unterstützung überquerte auch er beide Flüsse. Weil sie diesmal nicht auf ihre

Mutter hatten achten müssen, waren sie früher an der Senke als bei ihrem ersten Besuch. Sie kletterten auf den großen, alten Ipe-Baum und sahen hinab ins Lager. Da liefen sie herum, die niedlichen großen Äffchen. „Siehst du den Chef?“ fragte Pancho und Pablo antwortete „Ja... der vor der Höhle mit den vielen Federn am Kopf!“

Unten im Lager war die Aufregung groß. Nicht wegen der Drei auf dem Baum – die hatten die Guatos nicht gesehen. Aber die Jäger waren früher zurückgekommen und hatten von Weißen berichtet, die sich auf dem Weg zum Lager befänden. Der Anführer sprang auf, als er das hörte und rief „Sie sollen nur kommen. Die Jaguare werden uns beschützen!“

Die Weißen, die sich durch den Busch auf das Lager zubewegten und dabei mit ihren Macheten einen Pfad in den dichten Dschungel schlugen, waren auch Jäger und auch sie wollten in diesem Wald Beute machen. Es waren zwei Franzosen und zwei Brasilianer mit Gewehren und sie suchten nach Jaguaren. Sie waren schon seit Monaten im brasilianischen Bundesstaat Moto Grosso unterwegs, dort, wo auch die vier Panther lebten. Sie hatten aber in der ganzen Zeit noch nicht einmal einen Jaguar gesehen – Spuren von Jaguaren hatten sie viele gesehen, aber nicht mehr. Sie waren verzweifelt, als sie im Lager der Guatos eintrafen.

Der Chef der Guatos wollte nicht unhöflich sein und keinen Krieg mit den gefürchteten Weißen beginnen, also sagte er seinen Leuten, sie sollten die Waffen niederlegen. Er fragte die Weißen, was sie wollten, aber die antworteten in einer oder vielleicht auch zwei völlig unverständlichen Sprachen. Das einzige Indianische Wort, das sie zu kennen schienen war „Ya Guar!“ Der Anführer war zufrieden. Diese weißen Fremden wussten also, dass dieser Stamm unter dem Schutz der Waldgötter stand. Er nickte dem Weißen zu, hob seinen Zeigefinger und sagte „Ya Guar etehu!“ dann streckte er vier Finger hoch und sagte den Weißen, dass nicht nur ein schwarzer Panther, sondern gleich vier diesen Stamm schützten. Er drehte sich zum Wald um, wohin die vier Panther beim letzten Mal verschwunden waren und wollte zeigen, von wo seine Beschützer kommen würden, als er die drei Panther auf dem rosa Baum sitzen sah.

„Er hat uns gesehen!“ fauchte Pancho oben auf dem Baum. „Rückzug, Panther. Wir sind nicht zu Besuch hier!“ Alle drei sprangen in zwei, drei Sätzen vom Baum und verschwanden, so schnell sie das in der rosa Umgebung konnten. „Hast du die anderen Äffchen gesehen?“ fragte Pablo, als sie den ersten Fluss überquert hatten und wieder langsamer liefen. „Die Hellen? Das muss eine andere Gattung gewesen sein. Sie waren etwas größer und rochen komisch.“ - „Das machen wir nie wieder!“ hörten sie Paco ängstlich hinter sich. „Ach, Paco!“ riefen die Beiden im Chor und gaben sich schnell einen kleinen Kopfstubser, ohne dabei stehenzubleiben.

Im Lager der Guatos stand ein zufriedener Häuptling – seine schwarzen Beschützer hatten sich nur kurz gezeigt und die Weißen waren sofort dahin zurückgelaufen, woher sie gekommen waren.

Auf der anderen Seite des Guato-Lagers liefen die Jäger nach Hause und besprachen dabei atemlos, wie schnell sie mit mehr Männern und mehr Ausrüstung wieder zurück sein konnten.

Eine Woche später waren Pancho, Pablo und Paco wieder einen Tag allein in den Wald geschickt worden und hatten sich wieder auf dem Weg dorthin getroffen. Sie kamen diesmal noch schneller an die Senke, in der die Menschen wohnten. Aber die großen Äffchen waren nirgends zu sehen oder zu hören und nur noch ganz schwach zu riechen - die Menschen waren anscheinend weitergezogen. Aber an dem großen Baum war etwas Neues. Es war ziemlich lang und breit und hoch. Es erinnerte an einen hohlen Baum, nachdem er umgestürzt war, aber dafür war es zu eckig. Sie entschieden, das Ding Holzhöhle zu taufen, denn es roch nach Holz … und nach Fleisch. Die Drei schlichen näher und schauten in das offene Ende der Holzhöhle. Ganz hinten in der Höhle lag ein dickes Stück Fleisch. „Tapir!“ stellte Pablo fest. Pancho schüttelte den Kopf und roch noch einmal genauer hin. „Es ist Wildschwein!“ - „Tapir!“ wiederholte Pablo und dann sagte er „Ich geh es holen!“ Pancho hielt ihn zurück.
So waren die Drei schon seit ihrer Geburt. Pancho als der Älteste war der Nachdenkliche und Überlegte, Pablo war der verfressene Draufgänger und Paco war eher ängstlich und vorsichtig –

zumindest für einen Jaguar, der in ganz Amerika König war und keinen natürlichen Feind hatte – abgesehen von den Moskitos. „Warte mal, alter Panther!“ fauchte Pancho „erstens hab ich das Fleisch zuerst gerochen und zweitens wissen wir nicht, ob die Holzhöhle nicht einstürzt, wenn wir reingehen. Sieht nicht sehr stabil aus!“ Pablo machte einen Satz und sprang auf das Dach der Holzhöhle. Nichts passierte. „Siehst du!“ fauchte Pablo von oben „Hält doch!“

Er sprang wieder runter und wollte schon durch das offene Ende in die Höhle gehen, als ihn sein älterer Bruder wieder zurückhielt „Es riecht nach Menschen! Sie müssen eben noch hier gewesen sein. Warum haben die das Fleisch nicht heraus geholt?“ Pablo zuckte mit den Schultern „Weil sie verrückt sind, vielleicht?“ Pancho drängte sich an Pablo vorbei in die Höhle und fauchte ihn an „Ich habs aber trotzdem zuerst gerochen!“ Pablo folgte ihm. Paco schaute seinen älteren Brüdern durch den Eingang der Höhle nach. „Ist es wirklich sicher?“ „Ach Paco!“ hallte es ihm aus der Höhle entgegen. „Das ist die eigenartigste Höhle, in der ich je war...“ sagte Paco, als er auch hinein ging. Pancho leckte an dem Stück Fleisch und drehte sich grinsend zu Pablo um „Ist Wildschwein, alter Panther!“ sagte er. Pablo leckte auch daran, dann biss er hinein. Durch seine zusammengebissenen Kiefer grummelte er „'s hängt irgendwie fest!“ Paco zuckte zusammen und flüsterte „Das gefällt mir nicht!“ Pancho, der Älteste, schüttelte den Kopf. „Warum sollten die Menschen das Fleisch da liegen lassen?“ fragte er seine Brüder und plötzlich hatte er das Gefühl, dass es eine Falle sein könnte. Irgend etwas stimmte ganz und gar nicht. „Lass es!“ fauchte er Pablo an. Zwischen seinen Kiefern antwortete der „Ich hab´s gleich … !“ Pancho fauchte wieder. „Pablo, lass es!“ aber in diesem Moment löste sich das Fleisch und Pablo, der sich mit allen vier Pfoten gegen den Widerstand gestemmt hatte, fiel auf seinen Hintern – das Fleisch zwischen den Zähnen und ein zufriedenes Grinsen im Gesicht. In diesem Moment stürzte mit lautem Krachen eine weitere Wand herunter und versperrte den Ausgang aus der Holzhöhle. Alle drei sahen zu der Wand, wo vor einer Sekunde noch der Ausgang gewesen war. Paco kreischte „Was war das?“ und Pablo sagte „Die Höhle ist eingestürzt!“ Pancho setzte sich hin und schaute seine Brüder an „Das ist peinlich, Panther! Peinlich ist das...“ Dann hörten sie die Menschen quiekend und schreiend

näher kommen. „Vielleicht können die uns raushelfen!“ fauchte Pancho und im nächsten Moment schauten schon vier Köpfe durch die Schlitze in die Holzhöhle. Pancho schaute sie sich alle vier genau an. Das war die andere Gattung Äffchen – die Helleren. Und sie trugen keine Federn am Kopf. Pancho wusste nicht, welcher von ihnen der Chef war, also fauchte er den ersten an, der etwas näher an die Schlitze in der Wand der Höhle herankam. „Mach das Ding auf!“ und der Mensch schien ihn verstanden zu haben. Er holte etwas und dann machte er sich an die Arbeit, sie aus der Höhle zu befreien. Das dachte Pancho zumindest, als er einschlief.

Die Jäger schüttelten sich die Hände und beglückwünschten sich. „Die sind ein Vermögen wert!“ sagte einer. „Drei Stück! Pechschwarz und riesengroß. Ein Glücksfang!“ freute sich ein anderer. Sie öffneten vorsichtig die Falle und einer von ihnen stupste den Panther an, der ihnen am nächsten lag. „Wenn die wach wären, würden sie dir schon im Gesicht sitzen. Das Chloroform wirkt immer!“ Vier Jäger waren nötig, um jeden der Panther aus der Falle zu tragen. Sie wurden vermessen – alle drei waren von der Nase bis zum Schwanzansatz knapp über zwei Meter lang und über hundertvierzig Kilo schwer. Sie wurden in einzelne Käfige gelegt und gerade, als die Jäger den dritten Käfig schlossen, sagte einer von ihnen. „Der hier wacht schon wieder auf!“

Pancho öffnete die Augen und versuchte den Kopf zu heben. Alles war verschwommen und sein Schädel schien schwer wie ein Fels zu sein. Er gähnte „Alter Panther!“ Dann hörte er Paco von irgendwo: „Pancho? Bist du da? Was ist passiert?“ Pancho grummelte „Zu viele Fragen auf einmal ...“ Panchos Kopf wurde etwas leichter, aber fing an weh zu tun. Langsam konnte er klarer sehen. Er war wieder in einer Holzhöhle, aber diesmal war sie viel kleiner und an einer Seite war keine Wand, sondern Stäbe, durch die er zwar nach draußen schauen konnte, aber zwischen denen kaum genug Platz war, um die Pfote hindurch zu stecken. Eindeutig eine Falle. Sie waren auf einen Trick der großen, verrückten Äffchen hereingefallen. „Pancho?“ hörte er seinen Bruder Pablo rufen. „Wo seid ihr zwei?“ fragte Pancho. „Andere Holzhöhle!“ antwortete Pablo knapp. „Ich auch!“ rief Paco und fügte noch leise hinzu „Ich hab Angst!“. Pancho hob den Kopf, der noch etwas

wackelig auf seinem Hals zu sein schien, dann streckte er sich und sah durch die Stangen nach draußen. Sie waren immer noch unter dem großen Trompeten-Baum nahe der Senke. Aber seine Brüder oder die anderen Holzhöhlen konnte er nicht sehen, nur riechen und hören. „Wir müssen aus diesen Höhlen raus. Wenn wir heute Abend nicht bei Mama sind, fallen wir durch die Prüfung und müssen noch ein ganzes Jahr bei ihr lernen!“ fauchte Pancho und Pablo seufzte „Außerdem wird sie sicher sauer sein ...“ Paco wimmerte „Jetzt hab ich noch mehr Angst!“

„Iiih-Aaah“ schallte es aus dem Wald. „Der Wagen ist da!“ rief einer der Jäger. Von der anderen Seite der Senke rumpelte ein Eselskarren heran. Die Panther in den Käfigen wurden unruhig und als der Esel das Fauchen hörte, blieb er sofort stehen und drehte erschreckt seine langen Ohren nach vorne. Die Jäger mussten die Käfige ein ganzes Stück bis zu dem Karren tragen, denn der Esel weigerte sich, auch nur einen Schritt weiter auf diese fauchenden Bestien zu zumachen. Erst als die drei großen Kisten auf dem Karren waren und der Esel die Panther hinter sich hörte, bewegte er sich wieder – sogar wesentlich schneller, als er gekommen war.

Pablo flüsterte aufgeregt „Hast du schon mal so ein Tier gesehen?“ „Das kommt nicht aus dem Wald. So wie die hellen Menschen nicht hierher gehören...“ flüsterte Pancho zurück. „Das Tier riecht wirklich gut. Dürfen wir denn Tiere essen, wenn sie nicht aus dem Wald kommen?“ Pancho überlegte, aber sein Kopf tat weh und das Rumpeln seiner Holzhöhle machte es nur schlimmer. „Wenn wir diesem Tier den gleichen Respekt erweisen wie unserer Beute im Wald, dann geht das sicher in Ordnung!“ Paco fragte leise „Wo bringen sie uns hin?“ Pancho fauchte zurück „Woher soll ich das wissen? Ich kann dir nur sagen, wo wir herkommen …“
Nicht nur Brieftauben haben einen hervorragenden Orientierungssinn, sondern auch Jaguare und überhaupt die meisten Tiere. Sie können sich fast nicht verlaufen, weil sie sich immer genau bewusst sind, woher sie kommen und finden so immer wieder zurück. Aufmerksam beobachteten die Drei also die Landschaft, obwohl diese sich für Tage nicht veränderte. Sie bekamen täglich frisches Fleisch und Wasser durch einen Spalt unter der Gittertür ihrer Kisten. Sie rumpelten und holperten nach

Osten, wurden nach einigen Tagen von dem Eselskarren auf ein Pferdegespann umgeladen, dann ging es noch schneller ostwärts. Schließlich erreichten sie nach Wochen das Meer. Während sich der Wagen die Serpentinen hinunter wand, blickten drei junge Panther mit großen hellgrünen Augen auf das weite Blau. „Was ist das für eine Ebene?“ fragte Paco. „Vielleicht ist der Wald da unten blau statt grün. Oder es ist blaues Gras...“ antwortete Pablo. Pancho sagte „Es riecht nach Fisch und Wasser. Ich glaube, es ist ein großer Fluss.“ Pablo erwiderte „Wenn das alles Wasser ist, dann ist es sicher der größte Fluss des Waldes!“

Im Hafen wurden sie auf ein Dampfschiff verladen. Weil sie für die beiden Franzosen, die ihre Panther nicht aus den Augen ließen, einen enormen Wert darstellten, wurden sie nicht in einen stickigen Laderaum gebracht, sondern unter einem Vordach an Deck festgezurrt. Mit der nächsten Flut liefen sie aus und steuerten nach Nord-Osten. Es rumpelte nicht mehr, dafür schwankte und schaukelte es langsam und es machte einen fruchtbaren, stampfenden Krach, der einfach nicht aufhörte. Sehen konnten sie sich immer noch nicht – nur hören und riechen.

„Sie bringen uns über diesen großen Fluss!“ sagte Pancho am nächsten Morgen, und „Sie bringen uns immer noch über den Fluss!“ am Morgen des dritten Tags auf See. Am vierten Tag sagte er „Immer noch auf dem Fuss!“ Am nächsten Morgen sagte er nur noch „Was für ein Fluss!“ Nach einigen Tagen stand die Sonne mittags direkt über ihnen, und nicht mehr, wie sie es kannten, im Norden. Nach einer Weile war sie mittags sogar im Süden zu sehen. Es war verwirrend, aber die Panther wussten immer noch sehr genau, aus welcher Richtung sie gekommen waren.

Sie erreichten das andere Ufer erst nach vier Wochen. Die drei Kisten wurden wieder auf einen Pferdewagen geladen und es ging weiter nach Osten. Die drei jungen Panther schauten hinten vom Wagen aus ihren Kisten auf die Sonne, die im Süd-Westen versank. Irgendwo da hinten wartete ihre Mutter seit Wochen auf sie und, da waren sich zumindest Paco und Pablo ganz sicher, sie war stocksauer.

Am nächsten Tag wurden ihre Kisten abgeladen und dann dürften die Drei zum ersten Mal ihre Transportkisten verlassen. Diese waren zwar groß genug gewesen, um sich ordentlich zu strecken, aber eben nicht, um herumzulaufen. Das war das erste, was sie taten, als sie ihre Kisten verließen. Eigentlich war es auch das einzige, was sie tun konnten, denn sie waren aus der Kiste heraus und direkt in drei Käfige hinein gekommen. Und die neuen Käfige war auch nur zwei Jaguar-Schritte lang und zwei Jaguar-Schritte breit und keinen halben Jaguar-Sprung hoch. Also liefen sie herum … im Kreise herum und herum und herum.
Zu Hause waren sie mit ihrer Mutter jeden Tag für Stunden gelaufen. Ihre Mutter hatte gesagt, es gebe für einen Panther kein Problem, das sich nicht lösen ließe, indem sie sich entweder direkt darauf zu oder direkt davon weg bewegen würden. Aber hier konnte sie nur in einem sehr engen Kreis laufen – zwei Schritte nach Norden, dann zwei nach Osten, für zwei Schritte nach Süden und mit weiteren zwei Schritten nach Westen waren sie wieder da, wo sie losgegangen waren. Für den ganzen Weg brauchten sie zwischen drei und fünf Sekunden. Aber es war besser als in den kleinen Holzhöhlen. Sie konnten sich zwar nicht sehen, aber hören und riechen. „Was stinkt hier so?“ fragte Pablo. Als Antwort kam ein unverständliches Gebrüll. „Und was war das?“ wollte Paco wissen. Pancho sagte, während er weiter im Kreis lief: „Ich hab ihn nicht verstanden, aber er klingt, als wäre er mächtig wütend!“

Es war ein windiger Tag und die weißen Planen, mit denen die neue Attraktion noch verhüllt war, mussten besonders fest angebunden werden. Eine Menschenmenge hatte sich versammelt und lauschte einer Rede, die ein dicker Mann mit Zylinder hielt. Schließlich sagte dieser: „...und damit Sie nicht länger warten müssen, eröffne ich hiermit die neue Raubkatzen-Ausstellung des Botanischen Gartens!“ Er gab ein Zeichen und die Seile, mit denen die weißen Tücher befestigt waren, wurden gelöst. Einen Moment flatterten sie wie Fahnen im Wind, dann fiel der Vorhang zu Boden und gab den Blick auf die lange Reihe der Käfige frei.

„Guck mal, Menschen!“ rief Pablo und blieb mitten in seiner Runde stehen. „Die sind aber ganz schön nah … ist das jetzt ein Besuch?“ fragte Paco und Pablo wimmerte „Wenn das ein Besuch ist, dann

kriegen wir noch mehr Ärger mit Mama!“ Pancho sagte gar nichts. Er ging ganz nah an die Stangen heran, die auf einer der vier Seiten seiner neuen Höhle den Weg nach draußen versperrten, aber auch den genaueren Blick auf die Menschen ermöglichten. Er suchte die Menschen durch die Stangen hindurch nach ihrem Anführer ab. Die Chefs schienen hier, wie bei den Wildschweinen, alle Weibchen zu sein, dachte Pancho verwundert, und als die mit den meisten Federn an ihrem Kopfschmuck an seiner Höhle vorbeiging, fauchte er sie an, sie solle den großen Äffchen sagen, dass sie sofort aufmachen sollen, weil die Panther nach Hause mussten. Die Anführerin fiel auf der Stelle um … wie ein Opossum.

Nach einigen Tagen hatte sich die Aufregung sowohl unter den Tieren in den Käfigen, als auch unter den Menschen davor gelegt. Es kamen immer weniger Besucher, und nach einigen Wochen waren die einzigen, die länger blieben, die Maler. Sie saßen zu zweit oder zu dritt vor den Käfigen an ihren Staffeleien und malten die Raubkatzen oder skizzierten ihre Bewegungen und Posen auf großen Blöcken.
Wenn in den Morgenstunden die Sonne viel Licht in die Käfige warf, dann waren die drei schwarzen Panther bei ihnen besonders beliebt, denn im Sonnenlicht war ihr schwarzes Fell besonders schön.

„Es wird immer kälter!“ bemerkte Pablo eines Morgens. „jedesmal, wenn ich ausatme, kann ich es sehen!“ Paco rief von nebenan. „Geht mir auch so … zuerst fand ich das kühlere Wetter ja wirklich angenehm, aber so langsam fange ich an zu frieren...“ - „Ich muss etwas schlafen!“ sagte Pancho und legte sich ganz nach hinten in seiner Höhle in den Schatten. Die drei Äffchen, die vor seiner Höhle saßen und abwechselnd durch die Stangen auf ihn und dann auf ihre Holzgestelle gestarrt hatten, machten enttäuschte Geräusche „Ja ich weiß,“ fauchte Pancho, „ihr wollt mich laufen sehen … ihr seid verrückt, ihr großen Äffchen!“ Pablo fragte „Was haben sie denn davon, wenn du läufst und sie dich dabei sehen?“ Pancho gähnte „Ich weiß es nicht … sie wollen es einfach.“ Pablo stand nun auf und begann zu laufen. Wieder war ein enttäuschter Laut von zwei Menschen zu hören. „Eigenartig! Meine Beiden wollen, dass ich sitzen bleibe. Aber ich muss mir mal ein wenig die Beine

vertreten...“ Pancho schloss die Augen und rief „Paco? Schläfst du noch? Setzt dich doch mal hin!“ Nach einem Augenblick kam Bewegung in die Menschen vor den Käfigen. Die beiden, die vor Pablos Höhle gesessen hatten, nahmen ihre Holz-Gestelle und zogen vor die Höhle von Paco und diejenigen, die vorher dem laufenden Pancho zugesehen hatten, gingen eine Höhle weiter zu Pablo. „Ich glaube, die sind nicht ganz so dumm!“ sagte Paco, als er seine Pose korrigierte, bis die zwei Äffchen vor seiner Höhle zufriedene Gesichter machten und sich wieder entspannten. Pablo lief im Kreis und immer, wenn er an der Seite mit den Stangen vorbeikam, lächelten die drei Äffchen vor seinem Käfig ihn an. „Wir machen es abwechselnd“ rief Pablo „einer geht, einer sitzt, einer schläft.“ Pancho machte die Augen nicht mehr auf sondern dachte darüber nach, was die Verrückten da draußen wohl von ihnen wollten. Darüber schlief er ein.
Er wachte erst wieder auf, als am Abend durch eine Klappe das Essen in seine Höhle kam. Er leckte einmal kräftig mit seiner rauen Zunge über das große Stück Fleisch. Er hörte die anderen Klappen und dann hörte er seinen Bruder Pablo „Es riecht nicht nach den Tieren, die sie vor ihre Holzfahrzeuge spannen und es ist auch kein Tier, das wir aus dem Wald kennen ... aber es ist das beste Fleisch, dass ich je gegessen habe“ Pancho leckte noch einmal genüsslich über sein Stück Fleisch und nickte „Stimmt ... was immer das für ein köstliches Tier ist, es verdient unseren besonderen Respekt …“ dann biss er hinein und murmelte „es fehlen nur ein paar Knochen darin...“ Nachdem sie sich alle drei satt gegessen hatten, beobachteten sie still, wie die Sonne im Südwesten versank. Aus dieser Richtung waren sie gekommen und da mussten sie auch wieder hin. Als es dunkel war und auch die fremdländischen Laute der anderen Mitgefangenen verstummt waren, flüsterte Pablo „Pancho? Was glaubst du, warum sie uns hierher gebracht haben?“ Pancho fragte sich das schon, seit er in der kleinen Holzhöhle in Brasilien aufgewacht war und ihre Reise begonnen hatte. „Ich nehme an, die Menschen waren nicht glücklich mit dem Besuchsverbot für Jaguare. Sie wollen wieder von uns gesehen werden, also haben sie uns hergebracht, wo wir sie ansehen müssen. Sie halten uns für Götter … du darfst nicht vergessen, dass wir es mit Verrückten und bei der helleren Sorte offensichtlich auch noch mit einer überaus primitiven Gattung zu tun haben ...“ Ihr

kleiner Bruder Paco meldete sich aus der Nachbarhöhle „ich glaube nicht, dass sie so primitiv sind. Ich habe heute gesehen, was sie hier machen und es war sehr schön.“ - „Was haben sie denn gemacht, dass du keine Angst davor hattest?“ fragte Pancho. „Kopfstubser!“ rief Pablo. „Ihr seid gemein!“ fauchte Paco und eine der fremden Katzen fauchte noch lauter aus einem der Käfige zurück. „Tschuldigung!“ sagte Paco laut und flüsterte dann weiter. „Die Menschen machen da etwas – ich weiß nicht genau wie – aber es kommt dabei etwas heraus, das genauso aussieht wie wir!“ Paco erklärte weiter „Als ihr beiden heute geschlafen habt, oder im Kreis gelaufen seid, habe ich versucht, mit den Äffchen Kontakt aufzunehmen...“ Pancho lachte. „Das letzte Äffchen, das ich angefaucht habe, musste weggetragen werden!“ Pablo lachte auch und rief von nebenan laut „Kopfstubser!“ und die fremde Raubkatze beschwerte sich wieder - über den Lärm, wie die Panther vermuteten, denn sie konnten es wirklich nicht verstehen ... nur, dass da jemand sehr wütend war und eine beeindruckende Stimme hatte.
„Also,“ flüsterte Paco „erinnert ihr euch, wie sich Pablo immer in die kleine Höhle geflüchtet hat, wenn Mama sauer war? Da hat sie ihn immer nur herausgekriegt, wenn sie ...“ Pablo fiel ihm ins Wort „...wenn sie die Sache mit der Pfote gemacht hat!“ Paco sagte „Genau. Also habe ich das heute mit den Äffchen auch probiert. Ich habe die Pranke durch die Stangen gesteckt und dann ganz langsam die Krallen eingezogen und dann mit der entspannten Pfote gewinkt. Mama hat immer gesagt, ihre Pfoten hätten etwas Magisches, und hier hat es auch gewirkt. Als sie das gesehen haben, sind sie nach einem Moment näher gekommen, und weil ich dann auf die Blätter in ihren Händen gestarrt habe, haben sie mir die gezeigt ...“ Pancho schloss die Augen und fragte gelangweilt „Und was war da so besonders dran?“ Paco flüsterte aufgeregt „Da war eine Abbildung von mir drauf. Wie ein Spiegelbild im Wasser, nur das es sich nicht bewegt hat!“ Pancho machte die Augen wieder auf „Eine Abbildung von dir?“ fragte er ungläubig. „Ja, von mir!“ flüsterte Paco noch aufgeregter „Erinnert ihr euch an die kleine Ecke, die mir die Schnapp-Schildkröte aus meinem Ohr gebissen hatte? Die war da sogar abgebildet. Ich dachte auch zuerst, wie verrückt die sind, dass sie eine Abbildung machen, um sie mir dann zu zeigen, wo ich doch direkt vor ihnen saß, aber vielleicht nehmen

sie mich so mit nach Hause, um mich da noch besser verehren zu können …“ - „Verehren?“ fragte Pablo lachend „Sie verehren dich?“ Paco sagte „Ich hab noch mehr gesehen. Sobald sie gemerkt hatten, dass ich mich für diese Abbildungen interessiere, haben sie stolz mehr gezeigt. Da waren auch Abbildungen von dir Pablo und von dir auch Pancho!“ - „Bist du sicher?“ fragte Pancho „Ich werde doch wohl meine Brüder an ihren Barthaaren erkennen. Aber das ist immer noch nicht alles. Ich habe auch die fremden Katzen gesehen, die hier so streng riechen und so rumschreien … die sehen vielleicht komisch aus!“ Er wartete darauf, dass seine Brüder fragen würden, wie komisch sie aussahen, aber die hörten nur gespannt zu, also flüsterte Paco nach einer kurzen Pause weiter. „Einer scheint Flecken zu haben wie Onkel Pedro, und ein anderer hat Streifen anstelle von Punkten und noch ein anderer hat überhaupt kein Muster, aber dafür ganz lange Haare am Kopf, wie ein Wildschwein. Aber im Gesicht sahen sie uns allen ähnlich …“ Für einen Moment war es ganz still, dann sagte Pancho „Wisst ihr, was das bedeutet?“ Es blieb ganz still und Pancho beantwortete seine Frage selbst. „Es bedeutet, dass ich Recht hatte. Die Menschen-Äffchen wollen uns wieder mehr verehren. Sie haben in allen Wäldern die Wächter gefangen und sie lebendig hierher gebracht. Versteht ihr? Sie wissen jetzt, dass Jaguare und andere Wächter einfach wieder von den Pyramiden heruntersteigen und zurück in den Wald gehen, wenn sie sich verehrt genug fühlen … deshalb haben sie die Pyramiden jetzt so gebaut, dass wir nicht weglaufen können. Sie halten uns in ihrem Wahnsinn für Götter und verehren uns und füttern uns mit frischem Fleisch ohne Knochen. Das ist doch genau so, wie Mama uns das von den Jaguaren auf den Pyramiden erzählt hat. Und wir wären doch schon längst auf dem Weg nach Hause, wenn diese Stäbe nicht wären ...“ Pablo streckte sich und gähnte „Also eigentlich habe ich schon damals, als Mama davon erzählt hat, gedacht, dass es mir ganz gut gefallen würde, auf einer Pyramide zu wohnen und die Menschen für mich jagen zu lassen...“ Pancho fauchte „Das kommt davon, dass du nie richtig aufpasst. Mama hat auch gesagt, dass es weder für die Jaguare noch für die Menschen gut war und dass der Wald gelitten hat!“ Pablo erschrak und hörte auf sich strecken. Ihre Ausbildung zum erwachsenen schwarzen Panther war deshalb so schwierig und wichtig, hatte ihre Mutter immer betont, weil sie als Wächter

des Waldes dafür zu sorgen hatten, dass der Wald nicht litt. Der Wald war die Welt in der sie lebten und diese Welt war den Jaguaren als Ganzes heilig. So suchten sie auch ihre Beute aus. Sie durften nie zu viele von einer Gattung fressen, nie zu junge Tiere oder Mütter, die sich noch um ihre Jungen kümmerten, denn darunter hätte der Wald gelitten. Ohne ihre Mutter wären auch die Jungen gestorben, ohne die jungen gab es keine neue Generation von Beute und ohne die Beute konnten Jaguare selbst auch keine Jungen bekommen – alle waren Teil des ewigen Kreislaufs. Deswegen waren das Wohlergehen des Waldes und der Respekt vor ihrer Beute und der Aufgabe, die sie im Wald erfüllten, das Wichtigste für die jungen Panther. Pablo schluchzte „Wenn jetzt auch noch der Wald leidet, weil wir seit Wochen weg sind, dann wird Mama uns am Nacken über einen Ameisenhügel halten, egal wie groß und schwer wir sind … und diesmal wird sie nicht nur drohen, sondern mich sicher fallen lassen!“ Pancho beruhigte ihn „Wir müssen nur schnell hier raus...bevor Mama merkt, was los ist!“ Am nächsten Tag versuchten auch Pablo und Pancho den Trick ihrer Mutter und winkten mit ihren magischen Pfoten einige der verrückten Äffchen näher und ließen sich ihre Abbildungen zeigen. „Sie sind auf jeden Fall wahnsinnig!“ stellte Pancho fest „aber die Abbildungen sind wirklich schön!“

„Sind sie nicht wundervoll?“ fragte ein Künstler den anderen, als dieser sich neben ihm niederließ und auch begann, den laufenden Panther zu malen. „Ja, fantastisch!“ schwärmte der andere Maler „gerade zu dieser Tageszeit, wenn das schwarze Fell in der Sonne schimmert. Ihre makellose Schönheit ist überwältigend einfach und dabei einfach überwältigend.“ Der erste Maler nickte und sagte „Gerade dieses unbefleckte schwarze Fell ist eine wirkliche Herausforderung für jeden Maler. Sollen doch andere Tiger und Leoparden malen. Die schwarzen Panther aber sind die schönsten auf einem guten Bild!“ Gerade als die beiden sich wieder ihren Gemälden widmeten, legte sich der Panther in eine Ecke und machte die Augen zu. „Schade … !“ seufzte der Maler, der gerade erst gekommen war. „Nicht so schlimm. Ich sehe gerade, dass der Panther im Nachbarkäfig aufgestanden ist...“ Die beiden nahmen ihre Stühle und Staffeleien und rückten einen Käfig weiter. Ein weiterer Künstler kam ihnen entgegen und setzte sich vor den

dritten Panther, der gerade aufgewacht war und sich ganz weit vorn am Gitter in die Sonne setzte.

Pancho war mit Sitzen dran, Pablo lief im Kreis und Paco schlief sein wohlverdientes Mittagsschläfchen – er war den ganzen Vormittag im Kreis gelaufen. Pancho sagte „Einer von denen hat mir eine Abbildung hingehalten, die seine Anführerin neben den Stangen meiner Höhle zeigt. Eine von denen mit vielen Federn am Kopfschmuck … als ich sie mir angesehen habe und mein eigenes Abbild daneben, da habe ich die Äffchen irgendwie beneidet. Sie können stinken und sich so bunt schmücken, wie sie wollen. Und sie sind dabei irgendwie so schön.“ Ohne stehenzubleiben sagte Pablo „Das stimmt … am Anfang fand ich sie auch nur niedlich, aber sie sind wirklich schön. Wie Papageien, aber noch bunter und unterschiedlicher!“ Pancho versuchte sich nicht zu bewegen, damit die Äffchen vor seinem Käfig sich nicht aufregten und schön weiter lächelten. „Deshalb beneide ich sie. Schau dir uns an. Wir sind wie Schatten. Wir sind nicht nur die Wächter des Waldes, wir sind auch die Geister des Waldes … keiner ist so farblos und unauffällig wie wir. So wie Mama es uns beigebracht hat: Wir sind immer nur unsichtbar!“

„Sind sie nicht wunderschön?“ schwärmte einer der Künstler wieder vor dem Käfig und begann seine Sachen zusammen zu packen. Am Himmel zogen dunkle Wolken auf. Nach und nach verschwanden die Künstler in ihre Ateliers. Nur ein Mann blieb sitzen. Er war schon seit dem Morgen da und saß die ganze Zeit nur vor diesem einen Panther-Käfig und machte sich Notizen in ein kleines Buch.

„Was will der eine da noch?“ fragte Pablo. Pancho sagte „Ich weiß es nicht, aber er sieht mich die ganze Zeit nur an, egal was ich mache...“ Pablo hörte auf im Kreis zu laufen, ließ sich fallen und stöhnte „Dann mache ich mal eine Pause ...“ Pancho sah den Mann an. Er sah freundlich aus, denn er hatte Schnurrhaare, wie manche von den männlichen Äffchen und er sah Pancho immer direkt in die Augen – nicht wie die meisten zuerst auf seine Zähne. „Der ist irgendwie anders als die andern Äffchen! Seine Abbildung scheint auch sehr klein zu sein“ sagte Pancho und dann sagte er noch „Ich glaube, er ist nicht ganz dicht!“ Pablo lachte „Die sind doch alle

verrückt!“ Pancho erwiderte „Das mein ich gar nicht. Der hier ist wirklich undicht. Dem läuft Wasser aus den Augen und aus der Nase!“ Pablo stand wieder auf, kam näher an die Stangen heran, um besser sehen zu können und sagte dann „Ich denke, der ist nicht nur verrückt, sondern auch krank ...“ Pancho steckte seine Pranke durch das Gitter, zog die Krallen ein und winkte den Menschen mit seiner Pfote näher. Der stolperte ungläubig heran. Pancho sah nur auf das Ding, das er in seinen krallenlosen Fingern hielt. Er bemerkte Panchos Interesse sofort und zeigte ihm seine Abbildung. Pancho war enttäuscht „Ich kann gar nichts erkennen. Er kritzelt nur … aber trotzdem scheint er sehr zufrieden zu sein und nicht krank. Aber undicht ist er immer noch!“

Mitten in der Nacht fielen zwei Schatten von der Mauer in den botanischen Garten. Sie stöhnten auf und torkelten dann aus den Büschen auf den Gehweg, wo sie geräuschvoll gegen einen Mülleimer stießen. Die beiden Männer erstarrten vor Schreck, sahen sich einen Augenblick an und machten dann beide laut „Psssst!“, bevor sie sich weiter bewegten. „W`sss tu ich hier, Rainer?“ flüsterte der eine und andere lallte betrunken zurück. „Du sollst ihn selbst sehen, diesen traurigen Gott der Schönheit … is gleich da vorn!“ - „Psssst!“ machte der erste wieder und hielt sich an einer der Gaslampen fest, die den Gehweg erleuchteten. Der, den er Rainer genannt hatte, versuchte ihn weiterzuziehen, aber er hielt sich mit aller Kraft fest und lallte „Ich bin doch wegen der Sammlung alter Holzschnitte in Paris und nicht, um nachts in den botanischen Garten einzubrechen!“ Rainer lallte zurück „Geh bitte, Franz, lass halt los! Du musst ihn sehen … jetzt!“ Franz ließ los und zusammen torkelten sie weiter. „Da ist er … meine Inspiration!“ lallte Rainer und zeigte durch das Gitter.

„Pancho, du hast Besuch, mein Panther“ flüsterte Paco. „Ich seh´s schon!“ antwortete dieser und ging zu den Stäben, hinter denen sich die beiden Äffchen aneinander festhielten. Auch wenn das Licht der Gaslaternen den Platz vor seiner Höhle nur schwach erleuchtete, konnte Pancho mit seinen scharfen Augen sofort erkennen, wer der eine von beiden war. „Es ist der undichte Mensch!“ sagte er und eine der fremden Katzen fauchte etwas Unfreundliches. Pancho grinste „Er ist noch undichter als vorher.

Jetzt läuft es ihm auch aus dem Mund und es ist kein Wasser, soweit ich das riechen kann ...“

„Geht´s wieder, Rainer?“ fragte Franz. Rainer nickte, wischte sich den Mund mit einem Taschentuch ab und rief laut „Es is eine Schande!“ und dann flüsterte er „eigentlich müsste ich ihn zum Dank freilassen aus seinem viel zu kleinen Käfig...“ Franz sah ihn lange an und lallte dann „Wie willst du das anstellen, ohne dabei gefressen zu werden?“ - “Is ganz einfach!“ lallte Rainer „Komm, ich zeig´s dir!“ Sie torkelten auf die Rückseite der langen Käfigreihe. Rainer zeigte auf die Metalltore, die die Ausgänge in der Rückseite der Käfige verschlossen. „Siehst du die Seile für die Türen? Sie gehen alle bis zum Dach und wieder runter zu dem Hebel … wir klettern mit der Leiter da vorn auf das Dach und dann ziehen wir an dem Seil und lassen ihn raus … er kann uns gar nichts tun …“ - „Weil wir dann auf dem Dach sind …!“ beendete Franz den Satz für ihn. Sie schwankten zur Leiter, stellten diese an die Rückseite der Käfige und kletterten auf das flache Dach der Käfigreihe. „In welchem Käfig sitzt deine Inspiration denn?“ wollte Franz wissen. Rainer überlegte. „Im achten oder neunten Käfig von rechts ...“ Franz lallte „Im achten oder im neunten?“ Rainer überlegte wieder und sagte dann „Neunten!“ sie zählten die Käfige ab und zogen fest an dem Seil, bis sich unten die Tür hob.

„Meine Höhle geht gerade auf, Panther!“ rief Paco. „Spring sofort raus!“ rief Pancho. „Bist du sicher?“ fragte Paco ängstlich „Ach Paco!“ riefen seine Brüder im Chor. Paco machte die zwei Schritte bis zu dem Loch, das sich gerade in der Wand aufgetan hatte und schaute nach draußen. Nichts zu sehen. Er fasste all seinen Mut zusammen und machte eine großen Satz durch das Loch nach draußen. Über ihm hörte er ein Wispern. Er schaute nach oben und sah die beiden Menschen über den Rand des Daches schauen. „Die Beiden sitzen oben auf den Höhlen und scheinen zu glauben, ich könnte sie weder hören noch sehen!“ rief Paco seinen Brüdern zu. „Sag ihnen, sie sollen unsere Höhlen auch aufmachen!“ fauchte Pancho. Paco war mit einem Satz oben auf dem Dach. Die beiden Äffchen lagen auf dem Bauch am Rand des Daches und starrten ihn erschreckt an. „Könnt ihr bitte meine Brüder auch rauslassen?“ schnurrte Paco. Seine Brüder hörten ihn und riefen in Chor „Ach

Paco!“ Paco ging etwas näher an die beiden heran und fauchte „Aufmachen! Sofort!“ - „Sehr gut, Paco!“ hörte er Pablo rufen. Paco rümpfte die Nase und rief „Sie bewegen sich nicht und mindestens einem ist ein Missgeschick passiert!“ Pablo lachte „Du meinst er hat sich nassgemacht, wie du, als wir zum ersten Mal einer Anakonda begegnet sind?“ Pancho rief „Kopfstubser!“ Paco fauchte die Menschen noch einmal an und endlich bewegten sie sich. Allerdings kletterten sie wieder herunter. Paco sprang nach unten auf den Boden und stellte sich unter die Leiter. Nun kletterten sie wieder nach oben. Paco sprang hinterher und drängte sie über die Höhle von Pancho. „Aufmachen!“ fauchte er wieder.

Die beiden knieten vor ihm und sabberten. Paco verstand das irgendwie. Er hatte selbst oft Angst gehabt, als er noch kleiner gewesen war und selbst jetzt, wo er größer war, machten ihm noch immer manche Dinge Angst. Die Äffchen taten ihm leid und er versuchte es mit dem Pfoten-Trick. Er zeigte seine Pranke und sie quiekten irgendwelche unverständlichen Geräusche. Dann fuhr er die Krallen ein und streichelte dem einen mit der Pfote sanft über den Kopf. Der hörte sofort auf zu wimmern und sah Paco mit großen Augen an. Paco tippte mit seiner Pfote auf den Rand des Daches. Der Mensch kroch an den Rand des Daches und sagte irgend etwas, das Paco nicht verstand. Er tippte wieder auf den Rand des Daches. Der Mensch griff mit seinen Händen über den Rand und kurz darauf hörte er Pancho rufen „Ich komme!“ Im nächsten Augenblick stand er neben Paco auf dem Dach. Die beiden hatten sich nicht mehr gesehen, seit sie in der Falle in Brasilien eingeschlafen waren. Sie drückten ihre Köpfe und Schultern aneinander, gaben sich einen dicken Jaguar-Schmatzer und schnurrten glücklich dabei. Dann fauchte Pancho die beiden Menschen an „Lasst Pablo raus!“ Die beiden fingen sofort wieder an zu sabbern. „Nicht so...“ sagte Paco und zeigte Pancho den Pfoten-Trick. Pancho streichelte den beiden sanft über den Kopf, dann drängte er sie vorsichtig weiter zur nächsten Höhle, und einen Moment später stand auch Pablo neben ihnen auf dem Dach. Er fauchte als erstes die beiden Menschen an. Dann drehte er sich zu Pancho und Paco um und sie alle kuschelten, schmusten und schmatzten für einen Moment.

Franz war schon zum nächsten Käfig gerobbt und sagte dabei stotternd und bibbernd „Ich lasse so viele Tiere frei, wie ihr wollt, wenn ihr mich nur nicht auffresst!“ Er drehte sich um und da saß nur Rainer und schüttelte mit dem Kopf „Sie sind weg!“ flüsterte er. „Wohin?“ fragte Franz leise. „Einfach verschwunden“ flüsterte Rainer „Ich habe nur einen kurzen Moment zu dir gesehen, und als ich mich wieder herumgedreht habe, waren alle drei weg.“ Franz stand auf und half Rainer, auch aufzustehen. „Lass uns auch verschwinden. Ich bin plötzlich völlig nüchtern und brauche frische Hosen!“

Pancho, Pablo und Paco waren schon über die Mauer des Botanischen Gartens hinweg. „Was haben die bloß mit dem Wald gemacht?“ fragte Paco. Pablo sah sich um und zuckte mit den Schultern. „Sie haben ihn weg gemacht ... und die wenigen Bäume die noch stehen, haben auch schon alle keine Blätter mehr!“ Pancho schaute nach oben und sagte „Mama rät immer: Von oben hat Panther einen besseren Überblick!“ Sie kletterten auf den nächsten Felsen und stellten dabei fest, dass die Felsen hier voller Wohnhöhlen für große Äffchen waren. Als sie oben angekommen waren, schauten sie über die Landschaft. Sie sahen fast keine Bäume, aber die Siedlung der Menschen - die sich hier bis zum Horizont erstreckte - leuchtete in vielen tausend Lichtern. Pancho schüttelte angewidert den Kopf und flüsterte traurig. „Es ist noch viel schlimmer als ich es mir vorgestellt habe. Sie haben den ganzen Wald zerstört, so weit wie wir sehen können. Wahrscheinlich haben sie deshalb alle Wächter der Wälder in diese Höhlen gesteckt … ohne uns Wächter ist der Wald völlig schutzlos ... wir müssen zurück in unseren Wald, um Mama und die anderen Jaguare zu warnen!“ Paco und Pablo guckten ihn betreten an. „Vorschläge?“ fauchte Pancho. Pablo nickte in Richtung Westen. „Seht ihr den einen ganz großen Baum mit den Lichtern, der da so tot und ohne Äste steht? Von da oben können wir sicher bis nach Hause gucken!“ Poncho sah nach Westen und nickte „Ich bezweifle, dass es ein Baum ist, aber die Idee ist gut.“ Sie machten sich auf zu dem Baum.

Die drei schwarzen Panther liefen über die Dächer von Paris nach Westen. Weil ein Jaguar aus dem Stand sechs Meter weit und mit

Anlauf noch weiter springen kann, hatten sie keine Probleme, ungesehen bis zu den Luxemburg Gärten zu gelangen, wo sie zum ersten Mal die Dächer verließen und durch den Park schlichen. Auf der anderen Seite angekommen, sprangen und kletterten sie wieder auf die Dächer und liefen weiter nach Westen, bis sie zum Marsfeld gelangten, an dessen anderem Ende der Eiffelturm steht.
„Das ist kein Baum!“ sagte Pancho, als sie sich durch den nächtlichen Park schlichen „... und die Bäume, die hier so eigenartig in Reih und Glied wachsen, sehen auch weder glücklich, noch wie ein Wald aus.“ Paco bemerkte ängstlich „Ich habe den ganzen Weg keine Wächter mehr gerochen … es gibt hier keine wie uns – deshalb sind die Bäume so komisch und die Menschen hier so besonders verrückt!“ Pablo sah nach oben und staunte „Ist wirklich riesengroß … auch wenn es kein Baum ist!“ Sie erreichten die Wurzeln des Baumes, der keiner war und Pancho roch daran, dann rieb er seinen Kopf an der Rinde, um seinen Duft zu hinterlassen und weil er es immer so machte, streckte er sich anschließend so weit er konnte daran hoch und kratzte mit den zehn Krallen seiner beiden Vorderpranken an dem Baum herunter. Seine Brüder kniffen ihre Augen zu und drehten ihre Ohren weg, als sie das Geräusch hörten, das Panchos Krallen machten. „Ist nicht mal Holz!“ stellte Pancho fest. „Daran hochzuklettern wird auch für uns nicht einfach sein!“ Paco flüsterte ängstlich „Gibt es keinen anderen Weg?“ und sah sich um „Da hinten scheint ein Pfad zu sein, der nach oben führt … seht ihr?“ Seine Brüder schauten sich auch um und Pablo flüsterte „Da hinten sitzen zwei Menschen!“ Pancho beobachtete die Beiden einem Moment und flüsterte dann beruhigt „Die sind miteinander beschäftigt, genauso wie die andren Beiden da hinten – sie werden uns nicht bemerken. Also los …wir nehmen den Pfad nach oben!“

Etwa eine halbe Stunde später schlichen drei Panther die enge Wendeltreppe hinauf, die zur Spitze des Eiffelturms führt. Ganz oben angekommen setzten sie sich nebeneinander und sahen traurig über die Stadt. Sie blieben, bis das erste schwache Licht den Himmel im Osten erhellte, dann stiegen sie ab und rannten über die Dächer der Stadt weiter nach Süd-Westen am Fluss entlang. Unter ihnen erwachte die Stadt. Fuhrwerke und Handkarren klapperten über das Kopfsteinpflaster und in den

Hinterhöfen weinten Babys und Mütter riefen nach ihren Kindern.

Ein kleiner Junge sah verschlafen aus seinem Dachfenster und erblickte die größte schwarze Katze, die er je gesehen hatte. Gerade, als er näher an das Fenster rannte, um ihr hinterher schauen zu können, sprang eine zweite an seinem Fenster vorbei, die ihm noch größer erschien. Er blieb wie angewurzelt stehen, als im gleichen Moment eine dritte Katze an seinem Fenster vorbei sprang. Nun drehte er sich um und rannte vom Fenster weg und schrie „Papa!“ Aber als er mit seinem verschlafenen Vater wieder an dem Fenster ankam, war weit und breit nichts zu sehen. Ein Stück weiter stand eine Frau auf einem kleinen Balkon und holte Wäsche von einer Leine. Sie sah die drei großen schwarzen Katzen ganz deutlich direkt über sich von einem Dach zum nächsten springen. Sie lief schreiend in ihre Wohnung, und als sie mit ihrem Mann wieder auf den Balkon kam, war da nichts mehr zu sehen. Zwanzig oder dreißig Menschen sahen an diesem Morgen drei enorme schwarze Katzen, aber niemand glaubte ihnen, dass es Panther gewesen seien. Und als die Sonne aufging, hatten die drei großen Katzen längst den Rand der Stadt erreicht und waren in den Wäldern verschwunden.

Nachdem die Sonne etwas höher gestiegen war, machten sie in einer kleinen Lichtung eine Pause. Sie schmusten und kuschelten eine Weile in den warmen Sonnenstrahlen, dann liefen sie weiter. Sie blieben zwar in den Schatten und verhielten sich völlig lautlos, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatten, aber sie liefen nicht mehr hintereinander, sondern nebeneinander und sie liefen viel schneller als sie es mit ihrer Mutter getan hätten. Paco machte das ein wenig Sorge „Wenn es hier in den Wäldern nun riesige gestreifte Wächterkatzen gibt, wie sie auf den Abbildungen der Menschen waren?“ Pablo lachte und antwortete „Dann würden wir endlich mal eine von denen sehen. Wir sind nach unserer Flucht hinter die Höhlen gesprungen und sofort weggerannt. Wir haben uns weder die anderen Katzen angesehen, noch haben wir den Menschen gesagt, sie sollen die anderen frei lassen! Wir sind einfach unserem Instinkt gefolgt. Wir haben das Problem gelöst, indem wir uns schnell davon wegbewegt haben!“
Pancho wurde langsamer und blieb stehen. Seine Brüder hielten

auch an. Pancho setzte sich, machte ein nachdenkliches Gesicht und sah über seine Schulter zurück dahin, wo sie hergekommen waren „Ob wir zurück gehen und die anderen auch befreien sollten?“ fragte er und funkelte die Brüder aus seinen geschlitzten Pupillen an. „Ach Pancho!“ riefen seine Brüder im Chor. Er sah sie verwundert an und Pablo fauchte „Wenn du schon zu viel nachdenkst, dann denk auch über alles nach. Die großen Äffchen haben längst bemerkt, dass wir nicht mehr da sind … was glaubst du wie viele Menschen jetzt da auf uns warten?“

Nur drei Männer standen vor den leeren Käfigen mit den Nummern Neun, Zehn und Elf. Einer hatte eine Mütze auf und zwei trugen Zylinder. Der erste Zylinder sagte leise „Nein, keine Polizei … wir haben unglaubliches Glück!“ Der andere Zylinder drehte sich zu ihm um und fragte „Was ist daran Glück?“ Der erste Zylinder sagte „Diese drei Panther waren schwarze Jaguare!“ Der andere schüttelte seinen Zylinder „Mein Gott … Jaguare haben den stärksten Kiefer unter allen Raubkatzen …!“ Der erste Zylinder beruhigte ihn „Sie sind auch die scheusten aller Raubkatzen … wenn sie nicht gesehen werden wollen, werden sie nicht gesehen. Sie können sehr schnell laufen und sehr weit springen. Die sind längst über alle Berge. Sie werden einen Wald suchen und Rehe schlagen und wir werden nie wieder von ihnen hören … hoffe ich! Wir haben in diesen Käfigen Löwen, Tiger und Leoparden, die alle dafür berühmt und berüchtigt sind, Menschen zu töten oder sogar zu fressen – würden diese Raubkatzen frei durch Paris laufen, wäre das sicher eine Katastrophe … aber es gibt bis heute keinen einzigen Beweis dafür, dass ein Jaguar je einen Menschen getötet hat.“ - „Was tun wir also?“ wollte der zweite Zylinder wissen „Wir bestellen bei den Großwildjägern drei neue Jaguare. Wir sagen, die drei Panther wären erkrankt und in ein paar Tagen können wir dann sagen, sie wären eingegangen. Kein Sterbenswörtchen zu Niemandem, verstanden? “ Der Mann mit der Mütze nickte und die beiden Zylinder nickten.

Einige Straßen weiter saßen zwei völlig verkaterte Männer in einem Café und tranken Kaffee. „Ich hatte einen verrückten Traum ...“ flüsterte der eine und nippte an seiner Tasse. „Das war kein Traum!“ zischte der andere und sagte dann „Wir werden nie wieder darüber

reden … zumindest, bis wir in der Zeitung lesen, dass wir darüber reden müssen, weil durch unsere Schnapsidee jemand verletzt wurde. Bis dahin ist das Thema gestorben!“

Am Abend hoben sich die Nasen der drei Panther hoch in die Luft. Sie trugen die Köpfe beim Laufen sonst immer gesenkt, aber etwas roch ganz hervorragend. „Riecht ihr das auch?“ fragte Pablo. „Das ist das Fleisch …“ antwortete Pancho und Paco beendete seinen Satz „... das Fleisch, das jeden Abend durch die Klappe in die Höhle kam!“ Pancho grinste seine Brüder an und fragte leise „Wollt ihr auch herausfinden, wo das leckere Fleisch herkommt?“ Alle drei grinsten und schlichen dem Geruch nach. Auf einer großen Lichtung sahen sie ihre Beute. Es war ein großes braunes Tier mit zwei gefährlich aussehenden Hörnern auf der Stirn und einem dicken Hautsack zwischen den Hinterläufen. Es stand einfach da und fraß Gras. Sie kletterten auf einen Baum am Rande der Lichtung und warteten bis das Tier näherkam. Pancho flüsterte „Pablo an die Hinterbeine, Paco auf den Rücken, ich nehme den Kopf!“. Das Tier war schon in Reichweite, als es plötzlich den Kopf hob und direkt zu ihrem Baum sah. Pancho fauchte „Jetzt!“ und die Muskeln der drei Brüder katapultierten sie in die Luft. Drei weit aufgerissene Mäuler voller langer Zähne und zwölf Pranken mit insgesamt vierundfünfzig messerscharfen Krallen sprangen durch die Luft. Sie landeten genau wie geplant, noch bevor das große Tier auch nur einen Schritt machen konnte. Pablo hielt die Hinterbeine zusammen und brachte das Tier ins Straucheln, Paco auf dem Rücken brachte es zum Kippen und Pancho am Kopf brachte es schließlich zu Fall. Mit einem dumpfen Geräusch landeten alle vier im Gras. Pancho hielt dem Tier mit beiden Pranken die Schnauze zu und flüsterte in das große, braune Ohr „Danke, dass du uns hilfst, Kraft für unseren langen Weg zu bekommen. Mögen deine Nachfahren die Pflanzen genießen, die aus unseren Gräbern sprießen werden.“ Das braune Auge, das ihn gerade noch groß angestarrt hatte, entspannte sich, dann klimperte es einmal mit seinen langen Wimpern und schloss sich. Pancho wartete, bis das Tier noch einmal tief durchgeatmet hatte, dann brach er mit einem einzigen Biss das Genick.

In den folgenden Wochen überquerten die drei schwarzen Panther Eisenbahnlinien, Straßen und Flüsse. Jaguare und Tiger sind die einzigen großen Katzen, die ausdauernd schwimmen können. Weil sie sich schnell, lautlos und immer in den Schatten bewegten, fielen sie kaum noch Menschen auf. Sie bewegten sich immer genau nach Süd-Süd-West auf das Gebirge der Pyrenäen zu. Dort fingen sie die leckersten Wildschweine, die sie je gefressen hatten. Hätte man die Spur aus verspeisten Kühen, Hühnern, Rehen und Wildschweinen auf einer Karte verbunden, hätte man eine gerade Linie erhalten. Diese verlief direkt von Paris zur süd-spanischen Hafenstadt Cadiz, und damit zeigte diese Linie genau nach Brasilien. Ganz genau zeigte die Linie wie der Zeiger eines Kompasses im Süd-Westen des Landes auf einen großen Sumpf, den die Brasilianer 'das Pantanal' nennen, was eigentlich nur Sumpf auf Portugiesisch bedeutet.
Aber niemand wusste von der Spur aus Beutetieren, und so fand niemand heraus, dass die drei Panther schon längst in Süd-Spanien an der Küste saßen, sich den Sonnenuntergang über dem Atlantik anschauten und dabei eine Kuh verspeisten.
„Über diesen breiten Fluss schwimme ich aber ganz sicher nicht!“ sagte Paco und leckte sich zufrieden seine Nase. Pancho gähnte satt „Das musst du auch nicht … ich erinnere mich nämlich hier an dem großen Fluss wieder, wo ich die leckeren Hörner-Tiere zum ersten Mal gerochen habe!“ Seine Brüder sahen ihn erwartungsvoll an. Pancho grinste „ Am anderen Ufer, als sie uns verladen haben. Sie bringen die Wächter von dort hier hin und die Hörner-Tiere von hier auf die andere Seite. Wir müssen nur herausfinden, wo das ist, aber die Viecher riechen so gut, dass wir ihrer Spur sicher leicht folgen können.“ Die Panther folgten ihren Nasen bis zur einer Bucht, und im Schutz den Nacht schlichen sie eine dünne Landzunge entlang auf eine menschliche Siedlung zu – das war die erste Siedlung, der sie sich näherten, seit sie geflohen waren. Sie schlichen wieder über die Dächer und kurz darauf blickten sie hinab auf eine kleine Herde Hörner-Tiere. Diese wurden gerade von den Menschen auf ein großes Ding getrieben, das am Ufer im Wasser schwamm. Es sah so ähnlich aus wie das, auf dem sie selbst über den breiten Fluss gebracht worden waren.
„Dieses Gefährt bringt uns über den Fluss!“ flüsterte Pancho. „Es sieht ein wenig anders aus als das Gefährt, auf dem wir über den

Fluss gekommen sind. Unseres hatte nur einen Baum ohne Äste, der geraucht hat. Dieses hat drei Bäume, die völlig mit Lianen bewachsen sind, und das hier stinkt auch nicht so!“ Paco sah seine Brüder an und grinste „Ein Gefährt mit drei Bäumen für uns drei Panther-Brüder!“ Pancho nickte ihm zu und flüsterte „Wir nehmen es!“ Einige Stunden später, als alles ruhig war und es ganz langsam heller wurde, schlichen sich die drei Brüder von ihrem Dach ans Ufer. Sie kletterten ungesehen über die schwankenden Lianen, die vom Ufer bis auf das Gefährt reichten. Dort erkundeten sie kurz ihre Umgebung und nickten sich lächelnd zu. Die Menschen und ihre Hörner-Tiere waren in einen anderen Teil des Gefährtes. Die Panther konnten sie riechen und rufen hören, aber nicht sehen. Sie versteckten sich in einer kleinen Höhle im Boden, die kaum größer war als die Holz-Höhle, in der sie auf dem Hinweg gesessen hatten. Aber diesmal waren sie zu dritt in nur einer Höhle. Außerdem war der Boden mit zusammengerollten Lianen bedeckt. Aber das alles machte ihnen überhaupt nichts aus. Sie kuschelten sich eng zusammen und trotz des Blökens der großen Äffchen und der Hörner-Tiere schliefen sofort ein.
Paco wurde als erster wach. Die Höhle schwankte leicht und dann schaukelte sie ein wenig mehr. Paco öffnete die Augen und hob den Kopf. Das war kein Traum. Es wackelte wirklich alles. „Ich glaube, wir sind schon auf dem Fluss!“ flüsterte Paco aufgeregt. Pancho und Pablo öffneten auch ihre Augen. „Es schwankt!“ flüsterte Pablo und Pancho fragte von ganz hinten „Könnt ihr was erkennen?“ Paco, der ganz vorne saß streckte sich vorsichtig bis zum Ausgang der Höhle. „Das Land ist nicht mehr da und die Bäume haben jetzt große weiße Blätter!“ Pancho grummelte „Und die Menschen?“ Paco nickte „Die sind auch da. Ich sehe nur drei, aber es riecht nach mehr!“ Pablo und Pancho streckten sich auch und robbten mit den Bäuchen flach auf dem Boden bis zum Ausgang ihrer kleinen Höhle. Das Loch nach draußen war so schmal, dass sie ihre Köpfe übereinander durchstecken mussten, um gleichzeitig sehen zu können, was draußen vor sich ging. „Wir bewegen uns!“ stellte Pablo fest. Pancho flüsterte „Und zwar auf die untergehende Sonne zu! Also schon ganz richtig! Wenn wir auf der anderen Seite sind, müssen wir nur noch am Ufer entlang nach Süden laufen, bis wir zu Hause sind!“ - „Müssen wir solange hier drin bleiben?“ fragte Paco und Pancho schüttelte energisch den Kopf und flüsterte „Auf gar

keinen Fall! Da wir ja sowieso schon bei Mama durch unsere Prüfung gefallen sind, weil wir abends nicht zurück waren, sind wir eigentlich noch in unserer Ausbildung. Wir machen eine Ausnahme und besuchen diese Menschen, statt sie nur zu beobachten. Wie bei den Äffchen zu Hause in der Senke schnappen wir uns den mit den meisten Federn am Kopfschmuck, und wenn der gehorcht, tun das auch alle anderen!“

Der Kapitän des Schiffs 'Esperanza' war ein zufriedener Mann. Spanien war wieder einmal in seinem Kielwasser und er segelte in diesem Monat schon die zweite Ladung Rinder von Cadiz nach Progreso in Mexiko. Seine Mannschaft bestand, abgesehen von seinem Steuermann, aus mexikanischen Maya-Indianern. Sie waren fleißig und gehorsam und dazu kosteten sie fast nichts. „Wenn das kommende Jahr auch so gut läuft wie das vergangene,“ dachte sich der Kapitän „dann kann ich mir bald auch einen Dampfer aus Stahl leisten! Nicht umsonst habe ich mein Schiff 'Hoffnung' getauft.“

Glücklich setzte er seine neue Kapitänsmütze auf, auf deren schwarzem Schirm vier goldene Albatros-Federn jedem zeigten, dass er der Kapitän war. Er lächelte seinen portugiesischen Steuermann an, der sich vom Ruder kurz zu ihm umdrehte und ihn dann mit großen Augen anstarrte. „Pa...Pa...!“ stotterte der Portugiese ohne sich zu rühren. „Papa?“ fragte der Kapitän und sagte dann „Nenne mich Capitão auf Portugiesisch oder El Capitán auf Spanisch, aber bitte nicht Papa!“ Sein Steuermann hatte sich nicht einen Millimeter bewegt und stotterte nur wieder „Pa... Pa... Panteras!“ Der Kapitän drehte sich auch um und hinter ihm - auf der Brücke am achteren Ende seines Windjammers - standen drei große schwarze Jaguare und funkelten ihn aus hellgrünen Augen an. Ihre stämmigen Beine waren gebeugt, ihre Köpfe gesenkt und ihre Muskeln angespannt wie bei jeder Katze kurz vor dem Sprung. Als Kapitän eines Segelschiffs war er es gewohnt, laute Befehle zu geben, aber nun versagte seine Stimme „Panteras!“ flüsterte er und glaubte, im nächsten Augenblick aufgefressen zu werden. Aber die Panther rührten sich nicht, fixierten ihn nur alle drei mit ihren Augen. „Panteras!“ sagte er etwas lauter und als die Drei sich noch immer nicht auf ihn gestürzt hatten, wie er es erwarte, schrie er aus vollem Hals „Paanteeeraaaas!“

Einige Indios kamen auf die Brücke des Schiffs gestürzt und fielen sofort auf die Knie, als sie die drei schwarzen Panther sahen. „Paanteeraas!“ schrie der Kapitän wieder. „Das sind schwarze Ya-Guar!“ sagte einer der knienden Maya-Indianer ehrfürchtig „Sie sind Esch-Pa-Len-Ke! Wichtige Gottheit nicht nur für Maya, auch für Tolteken, Olmeken, Azteken und Inka!“ sagte er und fügte dann noch stolz hinzu „Aber nur wir Maya stammen direkt von den Ya-Guar ab! Keine Angst: Sie fressen niemals Menschen!“ Den Kapitän beruhigte das nur wenig, denn er stand den Dreien am nächsten und wollte sich noch immer nicht bewegen. Er befahl dem Steuermann, der hinter ihm stand, er solle sich einen Bootshaken nehmen. Der Steuermann fragte, ob der Kapitän denn keine Waffe an Bord habe und der antwortete, dies sei kein Kriegsschiff. Der Steuermann sah zu den Panthern, dann zu den Maya, dann zu seinem Chef. Er bewegte sich ganz langsam und vorsichtig, als er sich schließlich den Bootshaken nahm.

„Der eine da hat einen spitzen Stock!“ fauchte Pablo und allein sein Fauchen reichte, dass der Mensch den Stock wieder fallen ließ. „Jetzt will ihr Anführer nach dem Stock greifen …!“ fauchte Paco und Pancho grinste „Der hat es sich auch besser überlegt … gut so, dann muss er nicht verdroschen werden.“ fauchte er, dann ging er langsam an den Anführer heran. Als Pancho ganz nah war, zeigte er dem Menschen seine Pranke, dann fuhr er die Krallen ein und streichelte ihn mit seiner Pfote. Der Anführer der Menschen entspannte sich etwas. Dann plapperte er kurz wie ein Papagei, der andere Mann drehte an irgendeinem Holzding und die Sonne begann sich zu bewegen. Paco sah nach oben, als er bemerkte, wie sich die Schatten auf dem Boden veränderten. „Ihr Wahnsinn hat Methode … seht mal, der dreht an diesem Ding und die Sonne bewegt sich...“ Pancho sah sich um und hielt seine Schnurrhaare in den Wind „Der dreht nicht die Sonne!“ fauchte Pancho wütend „Der dreht uns mit dem ganzen Gefährt … die wollen zurück ans Ufer. Pablo, schnapp dir den anderen!“ Während Pancho dem Anführer seine Krallen zeigte, sprang Pablo an dem hoch, der das hölzerne Ding drehte „Wir müssen auf die andere Seite!“ fauchte er ihn an. Der drehte immer noch, aber langsam wanderte die Sonne wieder über den Himmel nach Süd-Westen, wo die Drei auch hinwollten. „Sie sind nicht dumm. Sie wissen, dass wir sie verhauen könnten,

wenn sie nicht machen was wir wollen“ stellte Pancho fest und Pablo sagte „Die Dunkleren scheinen sogar zu wissen, wie man uns zu Hause richtig begrüßt, wenn man ein Mensch ist. Seht nur, die knien immer noch und können es nicht glauben, dass wir wirklich hier sind. Ich kann es selbst kaum glauben“ lachte Pablo und ließ den Mann in Ruhe, der das runde Holzding nun nicht mehr drehte. Pancho lief vom Anführer der Menschen weg, durch die Gasse, die die aufgeregten Menschen ihm gebildet hatten bis zum ersten Baum. Er schnupperte, dann rieb er sich daran, schließlich stellte er sich daran auf und kratzte genüsslich mit seinen Vorderpfoten tiefe Furchen in die glatte Rinde des Baumes. Paco wollte auch, aber Pancho fauchte ihn an „Drei Brüder – drei Bäume!“ Paco lief bis zum zweiten Baum, der ein Stück weiter genau in der Mitte dieses schwimmenden Gefährts stand. Paco sah daran hoch. Dieser mittlere Baum war auch der höchste von den dreien. Er schüttelte den Kopf und lief noch einen Baum weiter. Dieser war der kleinste. Er markierte ihn als seinen und lief wieder zurück zu Pancho. Pablo kam ihm grinsend entgegen, ging zu dem großen Baum in der Mitte und markierte ihn mit tiefen Kratzern und seinem Duft. Pancho rief „Ich übernehme die erste Wache!“ dann kauerte er sich unter seinem Baum zusammen, sah kurz nach oben und war mit einem guten Jaguar-Sprung schon fast bis zur Hälfte den Baum herauf. Paco rollte sich unter Panchos Baum zusammen und beobachtete aufmerksam den Anführer der Menschen und das andere helle Äffchen. Pablo ging auf Entdeckungstour. Zu jedem Kratzbaum gehört immer auch ein Territorium und das wollte er nun genauer kennenlernen. Er brachte die Äffchen dazu, ihm alle Höhlen aufzumachen und dafür zu sorgen, dass sie offen blieben. Dann traute er sich hinein. Seine Brüder würden ihm schon helfen, sollten die Menschen wieder versuchen, ihn einzusperren.

„Es sind Geister!“ sagte Tatscha zu den anderen Maya, als der schwarze Panther an ihnen vorbeischritt, ohne sie dabei besonders zu beachten. „So wie die Legenden unserer Ahnen es erzählen. Sie laufen mitten unter uns und sie töten uns nicht! Esch-Pa-Len-Ke! Es sind drei Wanderer aus dem Reich der Götter, und wir müssen ihnen helfen, an ihr Ziel zu kommen!“ Die anderen Maya nickten zustimmend und sahen dem Panther nach, der sich gerade in der Vorratskammer umsah.

Die Esperanza hatte günstige Winde, die sie schnell nach Westen trieben. Nach nur drei Wochen, in denen die drei Brüder nur drei Kühe verspeisten, erreichten sie die Küste der Yucatan-Halbinsel und segelten daran entlang nach Westen, um in Progreso an Land zu gehen. Aber als die Panther die grünen Bäume an der Küste sahen und den Duft des anderen Ufers witterten, hielt sie nichts mehr zurück. Sie sprangen einfach ins Wasser, schwammen an Land und verschwanden sofort im Dschungel. Sie drehten sich nicht einmal nach den staunenden Menschen auf dem Schiff um, die mit nichts als einer verrückten Geschichte zurückblieben, für die sie nur ein paar Kratzer am Mast als mickrigen Beweis hatten.

„Wir sind noch nicht zu Hause!“ schnurrte Pancho, als sie wieder in einer Lichtung kuschelten „Wir essen eine Kleinigkeit, schlafen etwas und heute Nacht geht es weiter!“ In den ersten Nächten hielten sie sich am Ufer des riesigen Flusses und liefen nach Süden. Als Paco die erste Korallen-Schlange fand und Pablo den Kratzbaum eines anderen Jaguars entdeckte, wussten sie, dass sie auf dem richtigen Weg waren. Sie kamen auch an den alten Pyramiden vorbei – die mit den Abbildungen der Jaguare darauf. Genau wie ihre Mutter es erzählt hatte. Die meisten Pyramiden waren vom Dschungel überwuchert, und auf der ersten, auf die sie kletterten fanden sie einen fremden Jaguar, der dort wohnte und sie mit lautem Fauchen verjagte. Trotzdem überredete Pablo den ängstlichen Paco und den skeptischen Pancho, auf jede Pyramide, an der sie vorbei kamen, heraufzuklettern. Sie lagen oben auf den Pyramiden, blickten über den Wald und freuten sich sogar, als sie die nervigen Brüllaffen zum ersten Mal wieder hörten. Sie rochen auch immer häufiger andere Jaguare, aber da diese sich normalerweise aus dem Weg gehen, wenn sie nicht gerade Brüder sind, bekamen die Drei keine anderen Wächter zu sehen. Aber sie sahen den Unterschied, den die Wächter in diesem Wald machten. Diese Pflanzen waren alle dicht, kräftig und grün. Dieser Wald war im Gleichgewicht, wie alle Wälder, über die Jaguare wachten. Sie liefen nach Süden, manchmal mussten sie ihre Richtung ein wenig anpassen, weil der ganz große Fluss den Verlauf seines Ufers änderte. Sie kamen trotzdem jeden Tag ein gutes Stück voran, und der einzige Mensch, den sie sahen, war so mit seinem Holzgestell beschäftigt, dass er sie anscheinend gar nicht wahrnahm.

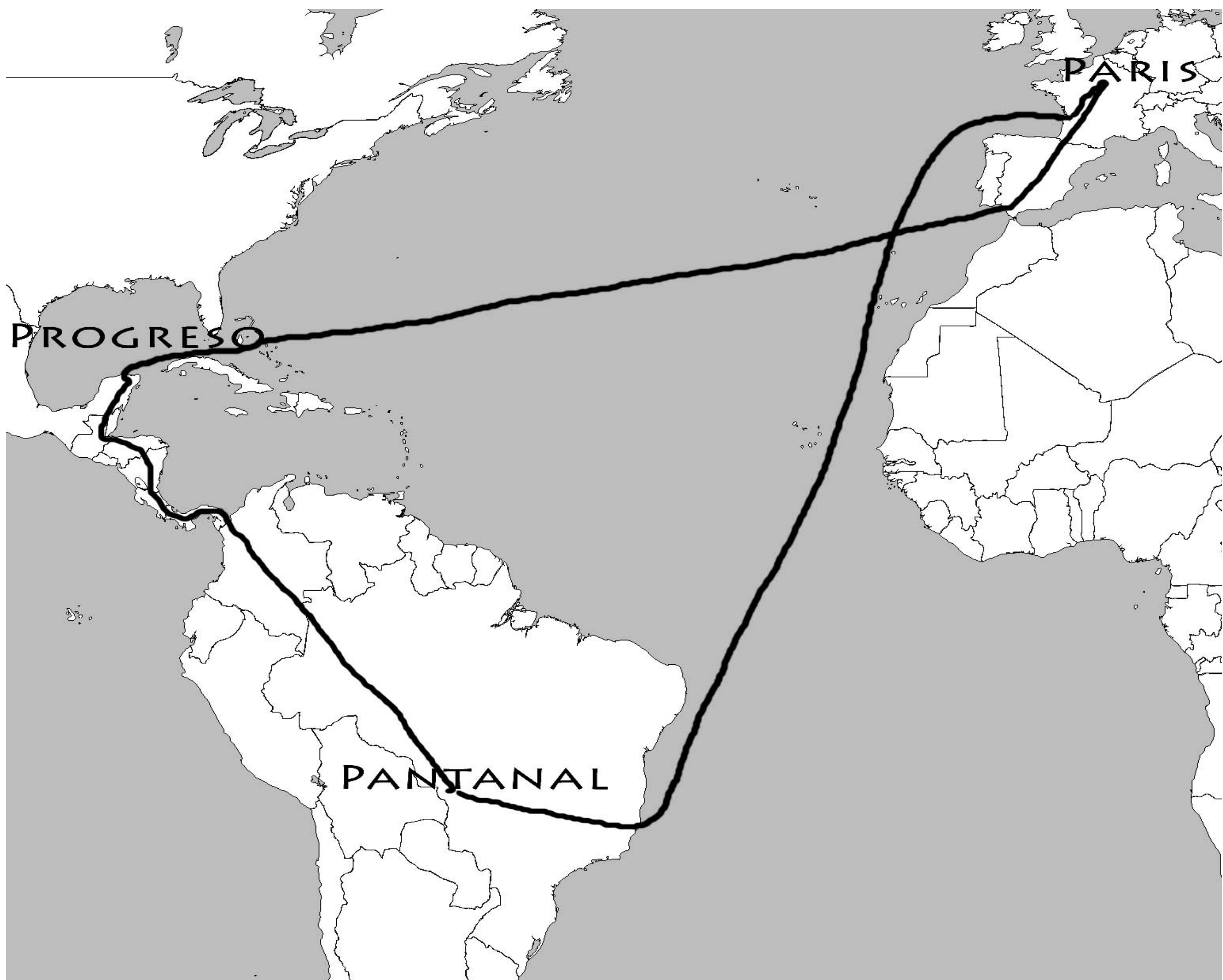
Der Fotograf war mit seinem Fotoapparat nach Kolumbien gereist, um dort in der Provinz Panama ein Foto von den Kindersoldaten zu machen, die im Kolumbianischen Bürgerkrieg kämpften. Ganz früh am Tag hatte er sich in der Nähe der Provinz-Hauptstadt aufgebaut, weil ihm gesagt worden war, dass die zehn- oder zwölf-jährigen Soldaten jeden Morgen an dieser Stelle vorbeiziehen würden. Er bereitete seinen Fotoapparat vor. Er hatte sich gerade unter das schwarze Tuch gestellt, das hinten an seiner Kamera hing und im Schatten auf den Sucher geschaut. Direkt vor ihm kamen drei schwarze Panther angelaufen. Obwohl er wusste, dass sie sich zu schnell bewegten, drückte er den Auslöser. Auf dem Foto war später nur ein dunkler Schatten zu sehen, der sich durch die untere Hälfte eines Fotos von einem leeren Wald zog.

Die Drei ließen den Bürgerkrieg in Panama hinter sich und in den Darien-Sümpfen überquerten sie die Landbrücke nach Süd-Amerika. Sie durchquerten Kolumbien und waren bald wieder in ihrer Heimat Brasilien, wo sie den mächtigen Amazonas-Fluss durchschwammen und weiter nach Süden liefen.

Die Tiere und Pflanzen wurden immer vertrauter, und als sie schließlich ihre niedlichen Äffchen wiederfanden - die ersten Menschen, die sie je gesehen hatten - da wussten Paco, Pablo und Pancho, dass sie fast wieder zu Hause waren. Sie liefen weiter, bis ihnen auch Flüsse und Bäume wieder vertraut erschienen, dann suchten sie ihren alten Wohnhügel.

Ihre Mutter war genau da wo sie gewesen war, als sie losgegangen waren. Sie beugte sich gerade über zwei kleine Jaguare, die nicht viel größer waren, als der Kopf ihrer Mutter. „Mama...!“ rief Paco und ihre Mutter drehte sich um. Sie funkelte die Drei böse aus ihren großen Augen an. „Die ist wütend!“ flüsterte Pablo, als er ihr Gesicht sah. Sie fauchte „Macht, dass ihr wegkommt!“ Pancho hob den Kopf hoch und legte ihn schräg „Aber Mama...?!“ schnurrte er, und sie fauchte noch einmal „Haut ab!“, dann kam sie mit Klauen und Zähnen auf sie zugesprungen. Die Brüder machten einen erschreckten Satz zurück. „Verschwindet!“ fauchte sie noch einmal, als sie sich herumdrehte und wieder zu ihren beiden Kleinen ging.

Pablo, Paco und Pancho drehten sich traurig um und schlichen mit hängenden Köpfen weg. Als sie außer Sichtweite waren, ließen sie sich in einer Lichtung zu Boden sinken. Eine Stimme sagte „Nehmt es nicht so schwer!“ Die drei Brüder schreckten hoch und sahen sich um. Ein Panther kam aus einem Baum gesprungen und schritt langsam auf sie zu. Der Panther war schnee-weiß. Als er bei den staunenden Brüdern angekommen war, rieb er seinen Kopf an einem nach dem anderen und gab jedem von ihnen einen dicken Jaguar-Schmatzer. Dann lächelte er sie an und sagte „Moderne Jaguar-Frauen sind so. Sie dulden keine männlichen Jaguare in der Nähe ihrer Kinder … sie sagen, sie hätten ihre Gründe, aber sie verraten sie nicht. Akzeptiert es einfach und besucht sie erst wieder, wenn ihre Kleinen die Jaguar-Ausbildung bei ihr abgeschlossen haben. Dann ist sie auch wieder besser drauf …“ Paco fragte „Wer bist du?“ Pablo fragte „Was machen wir bloß?“ und Pancho fragte „Wie sollen wir denn jetzt unsere Ausbildung abschließen …?“ Der weiße Panther setzte sich vor sie hin und sagte „Kraft meines Amtes als Groß-Wächter des Waldes erkläre ich Eure Ausbildung für beendet. Ihr habt alle mit Auszeichnung bestanden ...“ Paco und Pablo fragten „Wer bist du?“ und Pancho fragte „Wie haben wir den unsere Prüfung bestanden?“ Der alte Panther stand auf, drehte sich herum und sagte „Ihr könnt mir ja erzählen, wie ihr die Prüfung bestanden habt – ich nehme an, durch euren großen Willen. Ich bin sehr daran interessiert, was ihr erlebt habt. Komm mit mir!“ Paco, Pablo und Pancho fragten im Chor „Wer bist du?“ Der weiße Panther drehte sich noch einmal um und lächelte. „Ich bin euer Papa!“



Die Reiseroute der Panther

Ein Maya namens Ruben - mit dem ich südlich von Progreso in Unterwasserhöhlen getaucht bin - erzählte mir die Legende von den Jaguaren als Wächter des Waldes, was nur eine ihrer vielen Aufgaben ist, wie er mir erklärte. Auch die Raubkatzen-Käfige in Paris gab es vor etwa hundert Jahren wirklich, und tatsächlich haben viele Künstler diese besucht und als Inspiration genutzt. Panther-Kunstwerke wurden aber leider nur sehr wenige aus dieser Zeit bekannt. Es gab einen berühmten Maler namens Franz Marc. Er malte fast sein ganzes Leben nur Tiere, unter anderem auch die drei Panther des Königs Jussuf, und er machte eine wunderschöne Statue von einen sitzenden Panther, der über seine rechte Schulter nach hinten schaut.
Und ein Dichter namens Rainer Maria Rilke schrieb nach einem Besuch im Jardin des Plantes in Paris das folgende Gedicht, das eines meiner liebsten Gedichte ist – das kann auch daran liegen, dass es das kürzeste Gesicht ist, das ich als Kind auswendig lernen musste:

Der Panther

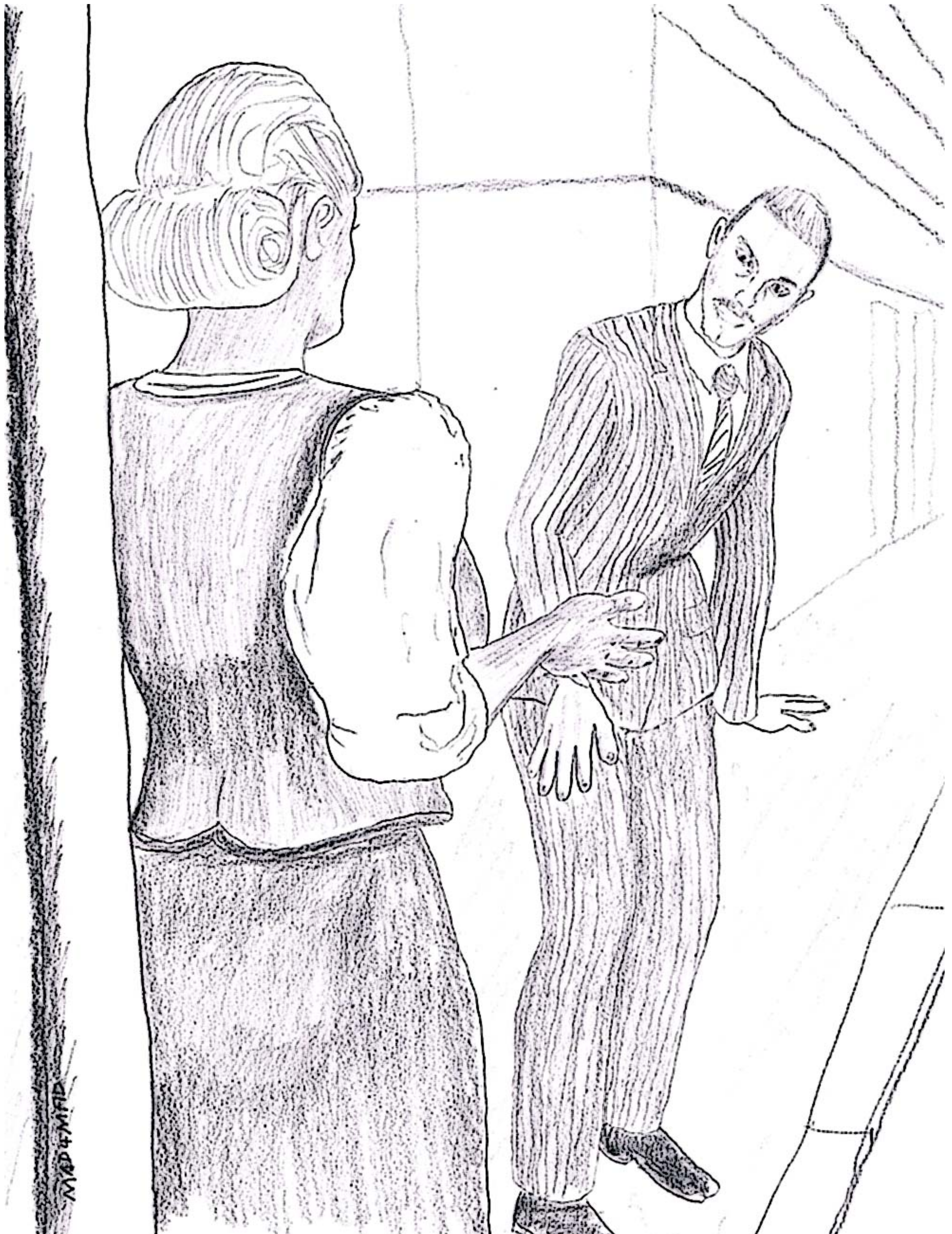
Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.

Rainer Maria Rilke,
Jardin des Plantes, Paris
am 6. November 1902

Meister Sammbach



Ein Mann in Wien beschloss, sich einen Anzug schneidern zu lassen. Das war zwar teurer als ein Anzug von der Stange, aber er hatte noch nie einen richtig guten Anzug besessen. Also ging er zum besten Schneider der Stadt, dem allseits bekannten Meister Sammbach. Dieser galt als einer der Besten seines Fachs im ganzen Land.

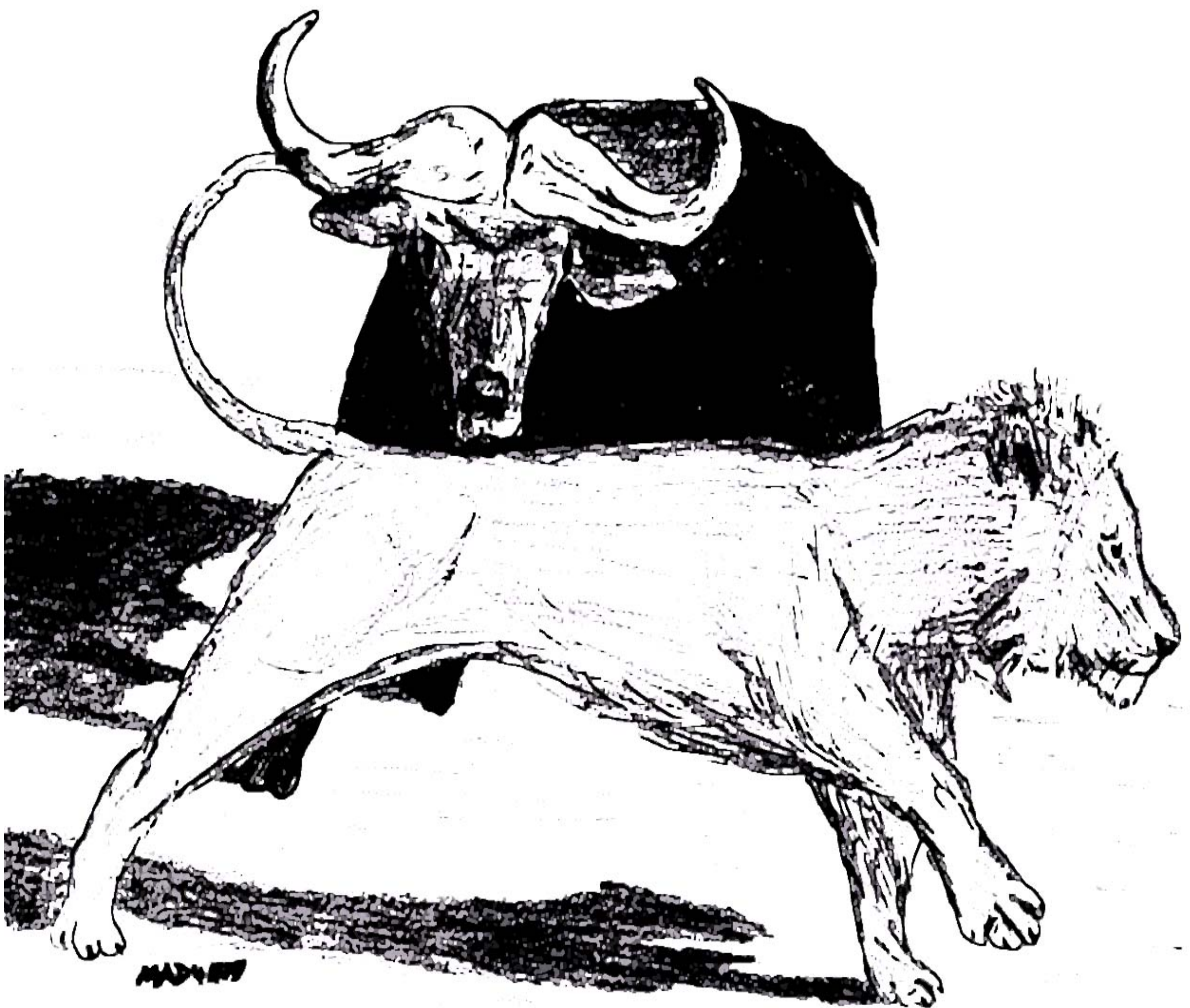
Meister Sammbach ließ den Mann einen Stoff auswählen, dann nahm er die Maße des Kunden und sagte ihm, er solle ein paar Tage später zu einer kurzen Anprobe wiederkommen – was der Mann auch tat. Wieder einige Tage nach der Anprobe war der Anzug fertig und der Mann ging zum Meister, um ihn abzuholen.

Als der Herr in seinem neuen Anzug vor einem großen Spiegel in der Schneiderei des Meisters stand, fiel ihm auf, dass der Stoff auf dem Rücken einige Falten warf. Vorsichtig sagte er „Meister Sammbach, ich möchte mich wirklich nicht beschweren, aber da sind Falten auf meinem Rücken!“ Der Meister schüttelte entrüstet den Kopf und sagte „Das liegt sicher nicht am Anzug, sondern an der Art, wie Sie stehen … sehen Sie, wenn sie ihre Schultern etwas mehr nach vorne nehmen und sich ordentlich hinstellen, dann verschwinden auch sofort die Falten. „Schon,“ sagte der Herr „aber nun sind die Ärmel etwas kurz!“ Der Meister schüttelte wieder den Kopf „Das ist nicht der Anzug, sondern ihre Haltung. Wenn sie die Arme etwas mehr so halten, dann sitzen auch die Ärmel perfekt.“ - „Aber nun fällt der Stoff an den Knöpfen so eigenartig...“ sagte der Kunde, und wieder korrigierte der Meister die Position des Herrn ein wenig. Nach vier oder fünf weiteren Korrekturen an der Körperhaltung saß der Anzug überall perfekt. Der arme Herr konnte zwar kaum noch atmen, so verkrampft und krumm stand er da, aber der Anzug war einfach großartig.

Während der stolze Anzugträger auf seinen Bus wartete, sprach ihn eine Frau an und sagte „Was für ein wunderschöner Anzug. Ich wette, Meister Sammbach hat diesen Anzug geschneidert!“ Der Herr im Anzug flüsterte, denn er konnte in dieser Haltung nur schwer atmen „Woran haben sie das gesehen?“ und die Frau antwortete „Nur jemand, der so talentiert ist, wie Meister Sammbach, kann etwas so Wundervolles schneidern, für jemanden, dessen Körperhaltung so verkrüppelt ist wie die Ihre!“

Fühlt sich etwas falsch an, hat das sicher einen guten Grund ...

Bea
und der Aufstand
gegen die Könige der Tiere



„Komm, wir gehen!“ sagte Käthe. Es war schon den ganzen Morgen ruhig am Wasserloch gewesen. Kalle und Käthe Kroko hatten sich am Vormittag in der Sonne aufgewärmt und krochen nun ins Wasser zurück. Sie wären gern noch länger geblieben, aber ein Teil der Herrscherfamilie war am Wasserloch eingetroffen – Kalle und Käthe mochten die hochnäsigen Löwen nicht. Die kamen immer in einem ganzen Rudel und vertrieben alle anderen Tiere … auch diejenigen, die wie die Krokos hier wohnten. „Wenn sich nur mal einer von denen allein hierher trauen würde...“ grollte Kalle durch seine langen Zähne und folgte Käthe ins Wasser. Seine Frau beruhigte ihn „Reg´ dich nicht auf, Kalle! Am Ende sind wir alle gleich … dann kommen die Hyänen und die Geier.“ Sie nahm seinen Vorderfuß und sagte: „Komm, wir suchen uns ein paar Vögel, die beim Trinken am Ufer nicht genug aufpassen. Du isst doch so gern Geflügel!“ Kalle Krokos Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Aber das kannte Käthe schon, denn Kalles Ausdruck veränderte sich nie.

Die Löwinnen wollten sich einen schönen Nachmittag am Wasserloch machen. Lamberta von und zu Löwe schritt wie immer vorne weg. Ihr folgten ihre beiden Schwestern Liliana und Liselotte von und zu Löwe und denen folgten ihre drei Nichten Litessa, Livanda und Lätitia von und zu Löwe. Sie waren unbeschwert und fröhlich, als sie durch die Savanne schlenderten. „Ich bin immer noch etwas übersättigt!“ seufzte Liselotte und Liliana kicherte „Adel verpflichtet eben!“ Lamberta blieb stehen, schaute über ihre Schulter nach hinten und flüsterte „Bitte, meine Damen … tut wenigstens so, als wäret ihr euch dieser Verpflichtung bewusst!“ dann sah sie wieder nach vorn, hob den Kopf noch etwas höher und schritt majestätisch weiter.

Ein ganzes Stück weiter weg hüpfte Bea Büffel fröhlich um ihre Eltern herum. „Gehen wir wirklich? Gehen wir wirklich?“ fragte sie immer, wenn sie am Kopfende ihres Vaters oder ihrer Mutter vorbeikam „Wenn ich es doch sage!“ stöhnte ihr Vater Balthasar, aber da war Bea schon wieder weiter gehüpft und aus seinem Sichtfeld verschwunden. „Wann gehen wir denn? Wann gehen wir denn?“ fragte Bea und hüpfte weiter um ihre Eltern herum. Ihre Mutter Barbara, die von allen nur Bärbel genannt wurde, wartete,

bis Bea wieder vor ihrem großen Kopf auftauchte und sagte dann „Wenn du so viel Energie hast, dann gehen wir jetzt gleich!“ Bea blieb direkt vor ihnen stehen und fragte nur „Wirklich?“ Ihr Vater Balthasar gab ihr einen dicken Kuss auf ihre noch ganz kleinen Hörnchen und sagte „Sag doch schon mal den anderen Bescheid!“ Bea hüpfte noch zweimal auf und ab, dann rannte sie so schnell sie konnte zur Herde, die friedlich in der Savanne graste. Bea blökte so laut sie konnte: „Wer will mit zum Wasserloch?“

Lamberta von und zu Löwe hielt einen ihrer ausgiebigen Vorträge über Haltung, Einstellung und Gesinnung der Löwenfamilie und über ihr Verhältnis - wenn man es denn so nennen mochte - zu den gewöhnlichen Tieren in ihrem Reich. Und wenn sie von ihrem Reich und dem Reich der Löwen sprach, dann meinte sie eigentlich ihr eigenes, ganz persönliches Reich. Sie war die Königin und ihr alter Mann, der 'König der Tiere', hatte außer in der Brunftzeit nicht in Erscheinung zu treten. Es war ihr Territorium, so weit das Auge reichte und ihr Auge reichte sehr weit.
Sie hielt in ihrem Vortrag plötzlich inne und setzte ihr tadelndes Gesicht auf. Livanda und Litessa korrigierten ihre Haltung in der Annahme, ihre gelangweilten Posen seien der Grund für die Unterbrechung in den Ausführungen ihrer Tante. „Mir scheint´s ...“ begann Lamberta und ihre Nichten setzten sich noch gerader hin „Mir scheint´s ...“ wiederholte sie noch einmal besonders verstimmt „Mir scheint´s einige der gewöhnlichen Tiere haben noch nicht verinnerlicht, dass sie nur zu erscheinen brauchen, wenn ich hungrig bin!“ und dann fügte sie mit einem Kichern hinzu „So wie der König es tut...“ Alle Löwinnen drehten ihre Köpfe und versuchten zu erkennen, wer das arme Tier war, das Lambertas Missfallen auf sich gezogen hatte. Es war mehr als ein Tier. „Es sind doch nur die Büffel!“ seufzte Liselotte, aber Lamberta war nicht zu beruhigen und zischte „Das ist keine Entschuldigung!“ Liliana kicherte „Doch, eigentlich ist das eine hervorragende Entschuldigung, denn nur die Nashörner sind noch kurzsichtiger als die Büffel! Sie werden uns nicht gesehen haben ...“ Lamberta warf ihr einen langen, strengen Blick zu und Liliana hörte mit dem Kichern auf. „Mir scheint´s...“ begann Lamberta nach einer langen Pause wieder „Mir scheint´s, wer nicht sehen will, muss fühlen!“ Liselotte sah Lamberta an „Ist das wirklich nötig? Wir sind noch

etwas träge von unserem Fest ...“ Lamberta fauchte zurück „Haltung! Einstellung! Gesinnung!“ Mit einem bedauernden Kopfschütteln schaute sich Lamberta zu den anderen Löwinnen um und sagte knapp „Meine Damen ...Jagd-Formation!“

„Was ist jetzt los?“ fragte Karl Kroko seine Frau „Warum sind die Löwen in Angriffs-Position gegangen?“ Sie legte ihren Vorderfuß auf den Seinen. „Ist vielleicht nur eine Übung. Oder es ist wegen der vielen Hufe, die da kommen … fühlst du sie auch im Bauch?“ Kalle grummelte „Ich bin ja nicht taub …“ Seine Frau sagte besorgt „Das sind sicher die Büffel – die waren lange nicht mehr hier!“ Kalle knurrte „Das gibt sicher Ärger!“ und seine Frau beruhigte ihn wieder: „Es wird schon gutgehen, denn die Löwen haben gestern Abend bis tief in die Nacht gefressen und gefressen und gefressen!“ Kalle sagte einen Moment nichts, dann brummte er „Das ist kein Grund für die hohen Herrschaften! Die gehen sicher nicht weg, nur wegen ein paar gewöhnlich stinkender Büffel, die an ihrem freien Tag an das große Wasserloch kommen wollen!“

Bea Büffel hüpfte nicht mehr. Der Weg zum Wasserloch war ganz schön weit gewesen und die Sonne war heute noch heißer als sonst, fand Bea.
Sie war zwar nicht das einzige Kalb in der Herde, aber das kleinste, und nur Bea hatte noch dieses blöde Babyfell. Es war ganz dicht und auch noch schwarz. Bea mochte dieses Fell überhaupt nicht und konnte es kaum abwarten, auch ihre Haare endlich zu verlieren. Wenn sie nicht schon kleine Hörnchen gehabt hätte, hätte sie wie ein Baby ausgesehen.
Es war Bea sooo heiß. „Wie weit ist es denn noch?“ fragte sie und Bärbel Büffel stöhnte „Das hast du schon vor zehn Schritten gefragt!“ Bea schaute von unten ihre Mutter an „Wann sind wir denn da?“ Ihre Mutter lächelte sie nur an. „Mir ist heiß!“ Sie lächelte wieder. „Ich hab Durst!“ Sie lächelte. „Mehr gehen, weniger reden!“ sagte sie irgendwann und ging weiter.
Schließlich kamen sie zum Wasserloch … zu dem großen Wasserloch und nicht diesem kleinen Tümpel, wo sie sonst immer hingingen. „Kann ich schwimmen gehen?“ fragte Bea, die versuchte mit ihrem Vater Schritt zu halten. Der ging, wie meistens, vorneweg und schnaufte „Noch nicht, meine Prinzessin!“

Er nannte sie oft Prinzessin, und auch wenn Balthasar Büffel meistens vorne ging und die anderem ihm folgten, wollte er kein Anführer sein, und so war Bea nicht wirklich eine Prinzessin. Sie war nur seine Prinzessin und das fand Bea viel schöner als jedermanns Prinzessin zu sein. „Warum kann ich denn noch nicht schwimmen gehen?“ wollte Bea wissen. Balthasar Büffel war es auch zu heiß, schließlich musste er auf seinen Beinen einen fast vier Meter langen und weit über eine Tonne schweren Körper tragen. Er schüttelte seine mächtigen Hörner „Das weißt du doch … es gibt hier zwei Krokodile in dem großen Wasserloch und wenn sie Besuch haben, sind es auch manchmal vier. Ich sehe nach, wo sie sind und wenn sie friedlich in der Sonne liegen, dann kannst du schwimmen gehen … einverstanden?“ Bea nickte „Dann geh bitte zurück zur Herde!“ schnaufte ihr Vater. „Hast du die Krokodile schon gesehen?“ fragte Bea „Nein, meine Prinzessin … das Wasserloch ist viel zu groß, als das ein Büffel es ganz sehen könnte. Jetzt geh zurück zur Herde! Ich beeil mich ...“ Balthasar beschleunigte seine Schritte. Bea rannte ihm nach „Womit beeilst du dich?“ ihr Vater drehte sich um und rief laut „Bärbel?!“ dann wandte er sich wieder zu Bea „Geh zur Herde. Ich beeile mich und gehe einmal um das Wasserloch herum, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist und dann kannst du ins Wasser!“ Bea lief ihm immer noch nach „Musst du wirklich ganz herumlaufen? Das dauert doch ewig!“ Balthasar gab ihr einen Kuss auf ihre Hörnchen „Bärbel, kannst du sie bitte zur Herde bringen?“ fragte er Barbara, als die näher herangekommen war. „Wohin gehst du?“ fragte Bärbel ihn „Ich gehe einmal herum und schaue nach, wo die Krokos sind und ob sie Besuch haben.“ Bärbel schnaufte „Alleine? Warte doch auf alle anderen ...“ Bea stupste ihre Mutter aufgeregt an „ Auf alle warten? Bis Oma Brigitte einmal um das Wasserloch gegangen ist, geht die Sonne unter!“ und dann sagte Bea enttäuscht „... mir ist so heiß und ich will schwimmen gehen!“ Balthasar lief los und rief „Ich bin gleich zurück!“ Bärbel rannte ihm nach. „Warte doch noch ... die anderen sind doch schon fast da! Es ist gefährlich hier!“ Aber Balthasar lief weiter am Ufer des Sees entlang „Bring Bea zur Herde!“ schnaufte er wieder. Bärbel erwiderte „Die Herde ist doch direkt hinter uns!“ Balthasar wurde langsamer „Ich will doch nur schnell einmal herum und nach dem Rechten sehen. Das geht ganz schnell ...“ Bärbel ging weiter neben ihm her und wollte das nun klären.

Bea lief ihnen nach und ein kleines Stück weiter hinten folgte die Herde. „Geh doch bitte mit ihr zurück ...“ wiederholte Balthasar, aber Bärbel ging weiter und fragte „Warum?“ Balthasar ging noch langsamer und seufzte „Weil es gefährlich ist!“ Bärbel sah ihn triumphierend an und fragte „Warum gehst du dann allein?“ Balthasar blieb abrupt stehen, nickte mit dem Kopf und schnaufte „Weil ich fast dreitausend Pfund wiege und mich wehren kann … und weil meine Prinzessin schwimmen gehen will!“ Bärbel sagte „Dann...“ aber weiter kam sie nicht, denn Balthasar machte laut „Pscht!“ und schnüffelte. Sie sah ihn wütend an „Ich lass mich doch von dir nicht an'pscht'en, du …“ aber sie konnte ihren Satz wieder nicht beenden, denn Balthasar Büffel riss seinen tonnenschweren Körper herum und schrie „Bea lauf! Lauf! LÖWEN!“
Er hörte hinter sich schon das Signal der Jagd-Gesellschaft, und dann hörte er die Pranken, die sich mit achtzehn Krallen pro Löwe in den Boden krallten und ihnen nachliefen. Balthasar versuchte, hinter Bea zu bleiben, die nicht so schnell laufen konnte. Bea wiederum wollte näher bei ihrem Vater sein und wurde langsamer, damit er sie einholen und beschützen konnte. Als er neben ihr war, rief er „Lauf weiter und bleib ganz dicht bei mir!“

Lamberta fühlte sich jung und wild, wenn sie jagte. Sie lebte für die Jagd. Oft jagte sie nur zum Spaß, ohne dass sie wirklich Appetit auf das verspürte, was immer gerade vor ihr flüchtete. Es war die Perfektion der Bewegung und das Gefühl von Macht über Leben und Tod, was Freude in ihren tristen Alltag bei Hofe brachte.
„Ich nehme die Kleine!“ fauchte sie und preschte auf der linken Seite an ihrem Rudel vorbei – genau hinter dem kleinen Büffel her. Liselotte hatte keine Lust zu jagen und rief „Die Kleine ist doch noch viel zu jung!“, aber Lamberta hörte nicht hin. Sie näherte sich von hinten und brüllte einmal laut, und schon trennte sich dieses dumme, kleine Büffel-Mädchen von ihrem Vater und lief allein. Es war so einfach! Es wäre beinahe schon langweilig, aber sie lebte für diesen einen Moment: kurz bevor sie zum Sprung ansetzte, alle Glieder angespannt und aufs äußerste konzentriert. Das war der Moment, in dem sie wirklich herrschte. Alles andere war nur Tradition und Protokoll, aber dieser Moment, wenn sie ihre Untertanen aus einer Laune heraus zum Tode verurteilte, dieser Moment war in der Tat herrschaftlich.

Bea rannte so schnell ihre kleinen Beine sie trugen. Sie konnte schon das böse Lachen der Löwin hinter sich hören. Sie musste nur in der Nähe ihrer Eltern bleiben und es bis zur Herde schaffen. Aber die Herde, die eben noch ein kurzes Stück hinter ihnen gewesen war, rannte nun ein großes Stück vor ihnen her. Bea folgte mehr ihren Ohren, denn sie war die jüngste und damit die kurz-sichtigste in der ganzen Herde. Selbst wenn sie so scharfe Augen gehabt hätte wie die Löwen, hätte sie nur eine Staubwolke vor sich gesehen. Alle Büffel rannten einfach nur weg.
“Nach rechts! Lauf nach rechts!“ rief ihr Vater“ - „Was war noch mal rechts und was war links?“ fragte sich Bea und hörte im gleichen Moment ein Fauchen, ganz nah, rechts hinter ihr. Erschreckt lief sie ein ganz klein wenig nach links. Ein junges, unerfahrenes und 250 Kilo schweres Büffel-Mädchen kann aber in vollem Lauf nicht nur ein ganz klein wenig nach links laufen – wenn dann noch der Boden sanft nach links abfällt, dann wird in einer Sekunde aus dem Ausweichen ein Abbiegen. Bea lief weit nach links, viel zu weit von ihrem Vater weg und viel zu schnell um noch lenken zu können, als in ihrem kurzen Blickfeld ein Busch auftauchte und direkt dahinter das Ufer des Wasserlochs. Bea versuchte trotzdem abzubremsen. Als sie langsamer wurde, spürte sie, wie sie ihren massigen Körper wieder besser unter Kontrolle bekam. Sie korrigierte ihre Laufrichtung ganz leicht nach rechts und tatsächlich kamen der Busch und das Ufer nicht mehr direkt aus sie zu „Ich kann es schaffen!“ dachte Bea glücklich. „Alles wird gut, wenn ich nur daran glaube … das sagt Mama immer!“

Lamberta kostete ihren Moment bis zum letzten Augenblick aus. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie ihren Moment ein wenig zu lange ausgekostet hatte. Dieses Büffel-Mädchen war bis ans Ufer gerannt und Lamberta hatte den Moment und die Perfektion der Bewegung so genossen, dass sie jetzt viel zu schnell die sanfte Böschung herunterjagte. Viel zu schnell, um noch bremsen zu können. Sie hatte sich verschätzt – und das ihr, der Herrscherin persönlich. Und nun bremste diese dumme Büffel-Göre auch noch ab. Nun würde es sich nicht verhindern lassen.
Lamberta sprang ab und schon in der Luft war ihr klar, dass sie erstens zu schnell gelaufen und zweitens zu früh abgesprungen war. „Eine schändliche Vorstellung!“, dachte sie, als sie nach dem

dicken Hinterteil des Büffel-Mädchens griff und dabei merkte, dass sie auch noch mit ihrer Vorderpranke von den dichten Haaren des kleinen Büffels und mit der Hinterpranke vom Ufer abrutschte. Der Gedanke war unerträglich: Sie, die Königin der Tiere, landete jeden Moment erfolglos und überhaupt nicht grazil in einem gewöhnlichen Busch, während dieser Büffel-Trampel elegant darum herum lief und verschwand.
„Du entkommst mir nicht..." fauchte sie und hielt sich an den Hinterhufen der Kleinen fest. Sie riss den kleinen Büffel um, aber dieses Kalb wog mehr als sie selbst. Zusammen überschlugen sie sich und krachten in den Busch. Der Busch, der ja nur ein gewöhnlicher Busch war, konnte weder den Büffel, der eine viertel Tonne wog, noch den Löwen, der weitere hundertfünfzig Kilo wog, aufhalten. Die beiden rauschten einfach durch den Busch hindurch. Lamberta dachte missmutig „Auch das noch!", als sie das Wasser auf sich zukommen sah und im nächsten Moment hinein stürzte. Und als wäre es der Schmach noch nicht genug, landete dieses gewöhnliche Büffel-Mädchen im gleichen Moment mit ihrem fetten Hintern in Lambertas Gesicht und drückte sie unter Wasser.

Käthe Kroko stieß ihren Mann Kalle an. „Jetzt sieh dir das an, Karl!" Sie sagte immer Karl zu Kalle, wenn sie wütend war. „Die haben sich das Büffel-Mädchen gegriffen. Willst du nicht mal rüber ..." Sie sah sich zu Kalle um, aber der war bereits abgetaucht. Käthe tauchte auch und folgte ihm.

Bea war unter Wasser und spürte die Löwen unter ihrem Hintern strampeln. „Geschieht dir Recht, doofer Löwe!" dachte Bea und streckte die Nase über Wasser, um Luft zu schnappen. Das Strampeln unter ihr wurde verzweifelter und Bea stand auf. Die Löwin tauchte schnaufend direkt vor ihrer Nase auf. Bea fand, dass die Löwin sehr lustig aussah. Wasser lief ihr aus dem Bart, ihre Augen waren rot und tränten und ihre Ohren hingen schlaff nach unten. „Ich hab auch Wasser in den Ohren!" prustete Bea fröhlich.

Lamberta konnte es nicht fassen. Diese freche Göre machte sie nicht nur lächerlich, sie machte sich auch über die Königin lustig. Sie schüttelte den Kopf, um sich des Wassers zu entledigen und brüllte „Liselotte! Komm her und hilf mir mit diesem ungezogenen

Ding!“ Liselotte schüttelte den Kopf „Man soll mit vollem Bauch nicht baden!“ Lamberta brüllte „Löwen baden nicht, Löwen jagen nur!“ Liliana sprang übereifrig an Liselotte und auch an ihrer Tante Lamberta und dem Büffelchen vorbei ins kühle Nass – diese Chance konnte sie sich nicht entgehen lassen, denn Baden war außerhalb der Jagd unziemlich für Löwen. „Hör auf zu planschen!“ schrie Lamberta ihre Schwester an und dann gab sie dem Büffel-Mädchen eine schallende Ohrfeige.

Bea blökte laut „Mama!“, dann drehte sie sich so schnell sie konnte um und lief zum Ufer, aber sie war noch nicht ganz aus dem Wasser, da hielt sie die eine Löwin am Nacken fest und die zweite, die gerade über sie hinweg ins Wasser geplumpst war, legte Bea den Arm um die Schulter und fauchte sie böse an. „Lass mich los, du blöder Löwe!“ schimpfte Bea und dann warf sie ihren Kopf hin und her. Sie spürte, wie ihr kleines Horn den blöden Löwen rechts von ihr mitten auf die Nase traf.

„Wo ist Bea?“ brüllte Balthasar und machte eine Vollbremsung. Seine Hufe zogen eine vier Meter lange Spur in den Boden, bevor sein massiges Gewicht zum Stehen gekommen war. Bärbel drehte sofort um, lief zurück in Richtung des Wasserlochs und rief „Hol du die Herde … wenn die Löwen Bea haben, greife ich sie in zwei Minuten an … mit oder ohne euch!“
Balthasar rannte, so schnell er konnte, der Herde nach. Es war nicht einfach, eine Herde Büffel auf er Flucht zu stoppen und sie umzudrehen. Aber Balthasar hatte die Letzten in der Herde schon fast eingeholt.

Käthe und Kalle Kroko waren ganz nah ans Ufer herangetaucht und beobachten die Löwen und das Büffel-Mädchen, die bis zum Bauch im Wasser standen. Immer mehr Löwinnen waren ans Ufer gekommen und hatten sich sogar ihre Pfoten nassgemacht, bei dem Versuch die Kleine aus dem Wasser zu ziehen, aber die stand einfach da und rührte sich nicht von der Stelle, so sehr die Löwen auch zogen und zerrten. Schließlich waren alle sechs Löwinnen direkt am Wasser.

Lamberta konnte das Geblöke nicht mehr ertragen und hielt dem Büffel-Mädchen die Schnauze zu. Dann gab sie einige knappe Befehle, wie ihre Schwestern und Nichten sich hinzustellen und wo sie anzupacken hätten, damit sie diese Jagd schnell beenden konnten und dabei nicht auch noch gesehen würden. „Zu spät!“ kicherte Liliana „Da hinten stehen Touristen und schauen uns schon die ganze Zeit zu!“ Lamberta war außer sich vor Scham und Zorn und fauchte, sie sollten sich alle endlich richtig hinstellen und ziehen. Dabei hatte sie anscheinend übersehen, dass sie direkt vor dem Büffel stand. Als ihre Schwestern auf ihren Befehl hin zusammen zogen und das Kalb ein Stück weiter ans Ufer wuchteten, machte dieser trampelige Büffel einen kleinen Schritt vorwärts und trat Lamberta auf ihre linke Pfote.
Lamberta bewahrte Haltung und ließ sich nicht anmerken, wie weh es tat. Kleine Blessuren waren das Risiko dieses Sports. Weil sie sich nichts anmerken ließ, packten die anderen Löwinnen noch einmal kräftig zu und zogen das Kalb noch weiter an Land. Und weil Lamberta ihre Pfote nicht unter dem Huf wegziehen konnte und im Weg stand, stolperte der Büffel direkt über sie hinweg. Sie rappelte sich auf der anderen Seite wieder auf und machte ein schmerzverzerrtes Gesicht. Wenn sie etwas mehr hasste, als das Gefühl nass zu sein, dann war es das Gefühl schmutzig zu sein und nun war sie beides.

Käthe Kroko krächzte „Die haben sie gleich aus dem Wasser! Schnapp sie dir, Karl!“ Der legte seine Füße ganz flach an den Körper und mit einer schnellen Bewegung schoss er nach vorn wie ein Torpedo. Seine mächtigen Kiefer klappten auf und erwischten die Löwin genau da, wo er es geplant hatte: Am rechten Bein. Er packte zu und zog fest daran … etwas zu fest, denn durch die ruckartige Bewegung entglitt ihm das nasse Fell. Kalle hatte noch nie einen Löwen geschnappt und noch nie einen nassen Löwen gesehen. Er grummelte etwas von einer großen Gelegenheit, als er wieder abtauchte und war richtig wütend, aber das sah Käthe ihm nicht an. „War das schon alles?“ fragte sie. „Du sollst nicht die Löwin schnappen, sondern die Kleine. Wenn die Löwen sie erst mal aus dem Wasser haben, können wir nichts mehr für sie tun!“

Lamberta konnte es nicht fassen. Dieses unverschämte Krokodil hatte nach ihrer königlichen Pfote geschnappt und es tat wirklich weh. Nicht wie eine Jagdsport-Verletzung, sondern es tat richtig unerträglich weh. Sie schaute wütend auf die Stelle im Wasser, wo das Krokodil abgetaucht war. „Hat man so etwas schon gesehen?“ fragte sie und schüttelte den Kopf, dann drehte sie sich zu Liselotte um, die ebenfalls erstaunt aufs Wasser und dann auf die humpelnde Lamberta schaute. Diese fauchte: „Erinnere mich daran, meinen Gemahl hierher zu schicken, damit der diesen Reptilien eine Lektion erteilt!“
Sie schaute noch einmal ungläubig aufs Wasser, da tauchte das Krokodil erneut auf und schnappte abermals nach Lamberta.

„Die ist schon zu weit weg!“ schimpfte Käthe Kroko „Du sollst dir die Kleine schnappen, Karl!“ Kalle fauchte die Löwin an und diese sprang noch weiter zurück. Kalle fauchte wieder und die Löwin sprang wieder. Das machte Spaß! Er fauchte noch einmal, dann hörte er seine Frau „Die Kleine, Karl … die Kleine!“
Er robbte weiter ans Ufer und nun sprang nicht nur die eine Löwin zurück, sondern fast alle. Er war allein mit dem Büffel im Wasser und die Löwinnen hielten das Kalb von Land aus fest. Kalle robbte noch ein Stück weiter, und als seine furchterregenden Zähne neben dem Kopf des Büffel-Mädchens waren, flüsterte er „Mach dir keine Sorge, mit dem Gebiss trage ich auch meine eigenen Kinder durch die Gegend!“
Als er an ihr entlang robbte, dachte er sich „Meine Kinder sind allerdings auch kleiner!“ Er warf seinen Kopf hoch und dann versuchte er die Kleine im Nacken zu packen. Aber sie war einfach zu groß … auch, um sie 'vorsichtig wegzutragen'. Er bemerkte wie die Löwinnen versuchten, das Kalb an Land zu ziehen – an Land hatte er keine Chance gegen sechs Löwinnen. Karl fauchte „Aber nicht mit mir … die Kleine bleibt hier!“. Er packte ein Bein der Kleinen und zog daran.

Bea blökte laut „Auuuaa! Das tut doch weh!“ und dann blökte sie noch lauter „Mama! Löwen und Krokodile!“ Sie trat feste mit dem Huf nach dem Krokodil, aber es ließ einfach nicht los, biss sogar noch fester zu und zog sie ins Wasser zurück. Bea trat noch einmal

fester zu und schimpfte „Was soll das? Da komm ich doch gerade her … da sind doch die Löwen!“ Bea sah sich erschreckt um. Die Löwen waren ja gar nicht mehr im Wasser. Sie waren alle an Land und wollten sie mit sich ziehen. Sie drehte sich wieder zu dem Krokodil um und wimmerte „Bloß nicht loslassen, Krokodil! Bloß nicht loslassen!“

Bärbel stand am Wasserloch und schnupperte nach Bea. Sie warf den Kopf hin und her und schimpfte „Wenn ich nur nicht so kurzsichtig wäre … und wo bleibt nur Balthasar mit der Herde? Eine Minute ist schon um und ich warte nicht länger als zwei, bevor ich Bea allein suchen gehe ...“

Lamberta zog selbst nicht mehr an dem Büffel-Mädchen. Sie war nass und schmutzig, ihre Nase blutete, die linke Pfote war unter den Huf des Büffels geraten und das rechte Bein war vom Krokodil gebissen worden, und zu allem Überfluss war ihre Schmach auch noch von Touristen beobachtet worden.
Sie stand nun in sicherer Entfernung zu dem aufsässigen Krokodil und dem widerspenstigen Büffel-Trampel. Sie erteilte den anderen Löwinnen Anweisungen. So funktionierte es ohnehin besser. Sie hatten das Kalb schon fast an Land und wenn es sein musste, dann würden sie das Krokodil eben mit aus dem Wasser ziehen.

Käthe rief von hinten „Stell dich nicht so an, Karl, und zieh fester!“ Kalle presste zwischen seinen fest verschlossenen Kiefern hervor „Ich zieh ja schon so fest ich kann … die ziehen mich mit raus!“ Die Löwen zogen wieder an dem Kalb und Kalle war schon zur Hälfte aus dem Wasser. Das gefiel ihm nicht. Kalle verlor seinen Vorteil, wenn er nicht im Wasser war. Er machte einen letzten verzweifelten Versuch mit einigen wilden Bewegungen, den Löwen die Kleine zu entreißen, aber dafür musste er seine Füße anheben und im nächsten Moment wuchteten die Löwen das Kalb so weit an Land, dass Kalle merkte, wie seine Hinterfüße nun auch aus dem Wasser gezogen wurden. Er schaffte es nicht. „Mist!“ schimpfte er, ließ die Kleine los und sprang zurück ins Wasser.

Einer der Löwen hielt Bea die Schnauze zu und so konnte sie nicht nach ihren Eltern rufen. Sie wurde weiter an Land geschleppt, weg von dem Krokodil und vom Wasser. Bea war auf einmal sehr froh, dass sie noch ihr Babyfell hatte. Sie spürte, wie die Löwenzähne immer wieder an ihren dichten, nassen Haaren abrutschten. Nur die Krallen von dem doofen Löwen, der ihr die Nase zuhielt, taten wirklich weh und sie konnte nicht mit ihren Hörnchen um sich schlagen. Ihre Mutter hatte ihr beigebracht in einem solchen Notfall ihre Beine unter sich zusammenzufalten und sich mit ihrem ganzen Gewicht darauf zu legen. So kamen die blöden Löwen nicht an ihre Beine oder ihren Bauch und wenn ein kleines, dickes Büffel-Mädchen sich nicht bewegen will, dann können auch sechs Löwen nicht viel dagegen tun.

Balthasar hatte die Herde gerade erst zum Stehen gebracht „Wir müssen zurück!“ rief er, als der Lärm der Hufe endlich verklungen war. „Die Löwen haben vielleicht Bea!“ Einer der Büffel sagte „Aber es sind Löwen. Es sind sogar sechs Löwen!“ Balthasar rief „Jeder einzelne von uns wiegt mehr als die sechs Löwen zusammen und wir sind fünfzig! Es ist egal, wie viele Zähne und Klauen die haben … wir sind im Recht, wir sind mehr und wir sind stärker!“ Die Büffel sahen sich an, nickten sich zu und riefen im Chor „Los geht´s, Büffel!“ Dann liefen sie geschlossen zurück zum Wasserloch. Ihre Geschwindigkeit war etwas langsamer, so kurz nach der Flucht, aber sie waren nun keine flüchtende Herde mehr, sondern eine aufgebrachte Horde, die schnaubend und schnaufend zurück zum Wasserloch eilte.

Lamberta war zufrieden mit der Arbeit der Löwinnen. Sie versuchte Haltung zu wahren und nicht zu humpeln, als sie wieder näher heranging und ihre Befehle gab „Haltet sie gut fest! Haltet ihr das Maul zu! Dreht sie um! Ihr sollt sie umdrehen!“ Liliana kicherte „Da kommen die Büffel wieder …!“ Lamberta lächelte böse und fauchte „Sie sollen ruhig kommen und sehen, was wir mit der Kleinen machen. Das wird ihnen eine Lehre sein...!“

Käthe stieß Kalle an „Siehst du, Karl! Da kommen schon ihre Eltern mit der ganzen Herde … du hättest nicht so schnell aufgeben sollen!“ Kalle knurrte zurück „Ich hab noch nicht aufgegeben!“

Balthasar ging schnell vorneweg, dahinter folgte Barbara und dann die jungen Bullen, die es kaum erwarten konnten, ihre Hörner auszuprobieren. Dahinter kam der Rest der Herde. Balthasar blieb stehen und schnüffelte. „Ich rieche sie, aber ich kann nicht sagen, wo!“ Bärbel schluchzte „Ich höre sie nicht, Balthasar! Wo ist Bea?“ Die Herde war nun wieder eng zusammen. Alle schnüffelten und horchten. Balthasar atmete tief ein und brüllte so laut er konnte „BEA … WO BIST DU?“

Bea hörte ihren Vater rufen, aber sie konnte nicht antworten, weil der Löwe ihr immer noch die Nase zuhielt. Die scharfen Krallen taten wirklich weh an ihrer empfindlichen Nase, wo sie auch kein Babyfell hatte. Aber sie wollte jetzt nach ihren Eltern rufen … sofort! Sie spannte ihren Nacken an und dann schüttelte sie ihren Kopf so fest sie konnte. Die Krallen machten tiefe Kratzer in ihre Nase und es tat ganz furchtbar weh, aber selbst wenn sie gewollt hätte, konnte sie ihren massigen Kopf nicht einfach anhalten, wenn er einmal in Bewegung war. Sie fühlte, wie ihre Hörnchen zwei der Löwen am Kopf trafen und der eine ihre Nase endlich losließ. Bea holte tief Luft und brüllte „Mama! Papa!“

Im Wasser schlug Kalle seiner Käthe auf die Schulter und zischte. „Sie haben die Kleine gehört! Sie kommen! Jetzt kriegen die Löwen endlich die Prügel, die sie schon lange verdient haben!“
Käthe legte wieder beruhigend ihren Vorderfuß auf seinen. „Du hast doch heute schon eine Löwin gebissen! Warum müssen Jungs immer raufen?“ Kalle knurrte zurück „Sind keine Jungs, sind Löwinnen!“

Litessa sah die Büffel am Ufer entlang auf sich zukommen und rannte ohne weitere Überlegung davon. Lamberta schimpfte ihr nach, aber sie war schon zu weit entfernt, um ihren Tadel noch zu hören.
„Haltung, meine Damen!“ sagte Lamberta zu den vier noch verbliebenen Löwinnen. Als sie im nächsten Moment die Büffel hinter sich näherkommen hörte, dann fühlte wie der Boden unter ihrem wütenden Getrampel erzitterte und schließlich auch noch einer dieser dummdreisten Büffel seine Hörner in ihren Allerwertesten stieß, verlor sie selbst ihre Haltung. Sie sprang auf

und lief auf die andere Seite der Löwinnen, damit sie die Büffel besser im Auge behalten konnte. Dann setzte sie sich hin und sagte wieder „Haltung, meine Damen! Macht einfach weiter … wir sind die von und zu Löwes!“ Die anderen Löwinnen, die auch aufgestanden waren, ohne das Kalb loszulassen, setzten sich murrend wieder neben die Beute und hielten sie fest. „Wie geht es nun weiter?“ flüsterte Liselotte besorgt.

„Papa!“ rief Bea, als sie sehen konnte, weshalb der Löwe von ihrem Kopf weggesprungen war. Ihr Papa kam noch etwas näher und fragte „Kannst du aufstehen?“ Bea wimmerte „Papa, die halten mich fest!“ und dann schnaufte sie wütend „Sag den blöden Löwen, sie sollen mich wieder loslassen!“ Ihr Vater sagte „Du machst das ganz toll. Bleib nur noch einen Moment sitzen. Ich sag dir, wenn du aufspringen und zu Herde rennen kannst!“ Sie schüttelte wild ihren Kopf und traf wieder einen Löwen auf die Nase. Der Löwe jaulte auf und schlug ihr dafür mit seiner Pranke auf den Kopf. „Aua!“ blökte Bea „Das tut doch weh, du doofer Löwe!“

Bärbel war noch nie so nah an Löwen herangegangen, aber sie konnte Bea endlich sehen und sie schien unverletzt zu sein. Bärbel drehte sich für eine Büffel-Kuh erstaunlich schnell um, wandte den gefürchteten Löwen einfach den Rücken zu und brüllte zur Herde „Die Löwen haben Bea!“
Die jungen Bullen waren ihr am nächsten und Schulter an Schulter mit Balthasar rückten sie nun wie eine Mauer vor. Aber kurz vor den Löwen blieben sie stehen, weil diese fauchend ihre Zähne zeigten. Bärbel rief laut „Wenn ihr nichts tut, tue ich es selbst …!“ und stürmte einfach los, direkt auf die Löwin zu, die neben der Gruppe saß und die Anführerin zu sein schien.

Lamberta sah den tonnenschweren und recht erregten Büffel auf sich zustürmen und zögerte. Sie dachte für einen kurzen Moment über ihre Haltung, ihre Einstellung und Gesinnung nach. Sie dachte an ihr Verhältnis zu den gewöhnlichen Tieren und an die Touristen, die sie beobachteten. Und sie dachte daran, wie nass und schmutzig sie war und wie sehr ihre Nase, ihre Beine und ihr Rücken schmerzten. Sie dachte, wenn sie noch weiter nachdenken würde, würde die wütende Kuh sie womöglich noch überrennen,

also entschloss sie sich schließlich auszuweichen, aber dabei wenigstens elegant und herrschaftlich zu wirken. Aber es zu spät! Sie sprang zwar noch ab und konnte dem zornigen Stoß der Hörner ausweichen, aber sie war viel zu nah für ein elegantes Manöver. Im Verlauf ihres ungelenken Sprungs sah sie, wie die Kuh lächelnd den Kopf etwas neigte und damit die Spitze ihres linken Horns direkt in Lambertas Flugbahn hielt. Sie konnte nicht mehr ausweichen. Mit der ganzen Kraft ihres Sprungs schlug sie sich einen Eckzahn und drei Schneidezähne an dem Ende des Horns aus.

Im Wasserloch schlug Kalle wieder mit seinem Vorderfuß auf Käthes Schulter und rief „Hast du das gesehen, Käthe?“ Käthe nickte und sagte „Ich wünschte, ich hätte es nicht sehen müssen … aber es geschieht der Alten schon recht!“

Bärbel trat der Löwin noch mit ihren Hufen hinterher. Sie sah, dass diese weglief, dann drehte sie sich zur Herde um und brüllte „Habt ihr gesehen, wie einfach das ist, wenn man eine Tonne wiegt und fünfzig Verwandte dabei hat?“ Sie lief wieder zur Herde und sagte zu den jungen Bullen „Macht euch keine Sorgen. Löwen sind genauso gewöhnliche Tiere wie wir. Sie empfinden Schmerzen wie wir. Sie bluten wie wir.“ Balthasar sagte „Und sie verlieren Zähne wie wir“ Einer der jungen Bullen nickte nach vorn und blökte „Und sie kommen zurück wie wir … dreh dich mal um!“ Bärbel schaute sich um und sah die Löwin, die sie gerade erst aus ihrem Sichtfeld verjagt hatte.
Die Löwin murmelte irgendetwas unverständliches vor sich hin, ihre Nase blutete, sie hatte nur noch drei Fangzähne und humpelte … aber sie humpelte geradewegs wieder auf Bea zu, die immer noch von den restlichen Löwinnen festgehalten wurde. Bärbel wurde wütend und brüllte laut „Verschwinde endlich, alte Hexe!“ Als diese sie nur wütend ansah, rannte Bärbel schnaubend los … direkt auf die Löwin zu.

Lamberta konnte es nicht fassen. Dieser gewöhnliche Büffel griff sie schon wieder an. Beim ersten Zusammenstoß hätte man es noch als einen unglücklichen Unfall abtun können, aber das war nun ganz klar Majestätsbeleidigung!

Was würden die Touristen von den Löwen halten? So etwas konnte sie nicht dulden, also fauchte sie. Diese Kuh kam weiter auf sie zu. Sie fauchte noch einmal, besann sich dann und trat einen schnellen Rückzug an.
Aber wieder hatte sie zu lange gezögert, über ihre Stellung und die Anmaßung dieses Büffels nachgedacht. Noch bevor sie wirklich loslaufen und Flucht-Geschwindigkeit erreichen konnte, war die rasende Kuh bei ihr. Lamberta bemerkte, dass sie durch ihre neue Zahnlücke lispelte, als sie den Büffel warnte „Laff daf fein … du wirft daf bereuen!“ aber die Kuh hörte nicht und rammte ihr ganzes Gewicht in das Hinterteil von Lamberta. Der Zusammenprall gab ihr zwar einen Schubs, so dass sie endlich schneller wurde, aber ihr Schweif, der eben noch hoch erhoben ihre Herrschaftlichkeit verkündete, hing nun schlaff hinter ihr herunter. Die Kuh hatte ihren Schweif gebrochen. Auf schmerzenden Pfoten rannte Lamberta weiter und dachte „Hoffentlich dreht die bald um … ich kann nicht mehr!“ und dann dachte sie noch „Waf follen die Touriften von mir denken?“

Bärbel stampfte hinter der Löwin her und merkte, dass diese wieder etwas schneller wurde, aber sie wusste auch, dass die Löwen nicht ausdauernd waren. Ein Büffel konnte viel länger schnell laufen. Normalerweise half das, um vor Löwen wegzulaufen. Die Löwen gaben viel zu schnell auf und so konnten die Büffel vielleicht entkommen. Wenn aber der Büffel hinter dem Löwen herläuft und der Büffel länger laufen kann, dann bedeutet das ganz sicher, dass der Löwe nicht entkommen wird.
Bärbel schnaufte „Ich krieg dich! Heute krieg ich mal dich“ und die Löwin konnte ihr Schnauben sicher schon fühlen. Dann dachte sie an Bea. Sie machte eine Vollbremsung, drehte sich und rannte zur Herde zurück. Wieder bei der Herde schaute sie sich noch einmal um, aber diese Löwin blieb verschwunden. Sie ging noch ein paar Schritte, um sich trotz ihrer schlechten Augen auch sicher sein zu können, dann drehte sie sich wieder zur Herde „Habt ihr Bea?“ fragte sie die jungen Bullen. Sie hörte Balthasar rufen „Die anderen Löwen haben sie noch!“
Bärbels Herz pumpte noch immer wie wild, und sie war auch immer noch mächtig wütend. „Wo sind sie?“ brüllte sie und hörte Bea rufen „Mama!“ Sie stapfte aufgeregt an der Herde entlang zum Ufer,

dann tauchte Bea endlich in ihrem Blickfeld auf. Ohne nachzudenken machte Bärbel drei entschlossene Schritte auf die Löwen zu, wobei ihre Hörner tief gesenkt und ihr kleiner Schweif hoch erhoben waren. Sie schaufelte die erste Löwin auf ihre Hörner und warf sie hoch in die Luft.

Liselotte wurde hochgeschleudert und wollte sich mit ihren Pranken vor den Hörnern schützen, dabei verfing sich eine der Krallen ihrer linken Pfote im Horn der Büffel-Kuh. Nur ein beherztes Zugreifen mit ihrer rechten Pfote konnte sie vor einem unsanften Sturz bewahren, aber sie riss sich dabei die eine verhakte Kralle aus. Sie jaulte auf, drehte sich in der Luft und landete ausgerechnet auf ihrer Schwester Liliana. Gemeinsam wären sie beinahe auch noch in das nahe Gewässer gestolpert, aber sie konnten sich rechtzeitig fangen. Liliane fauchte „Ich ziehe mich zurück!“, dann rannte sie einfach am Ufer entlang davon. Liselotte sah, wie ihrer Schwester beim Rückzug sofort zwei dutzend Büffel nachsetzten. Sie wusste, dass keinerlei Maß an Haltung, Gesinnung oder Einstellung ihr hier noch helfen konnten. Sie drehte sich ebenfalls um und rannte in die entgegengesetzte Richtung davon.

Bea wollte jetzt sofort aufstehen und zurück zur Herde. Nur einer der Löwen hielt sie noch fest, und der war sicher nicht stark genug für ein entschlossenes Büffel-Mädchen. Sie versuchte aufzustehen, aber der doofe Löwe hielt sie einfach an ihrem Popo fest. Ihr Papa brüllte „Lasst sie los!“, rannte auf die Löwen zu, die noch übrig waren. Sie konnte das dumpfe Geräusch hören, als sein Horn den Löwen neben Bea am Kopf traf. Alle anderen Bullen der Herde kamen jetzt ganz nah, und die Löwen neben ihr rückten näher an Bea heran. Dann stieß ein Bulle den Löwen auf ihrer rechten Seite und Bea fühlte, wie auch der Löwe, der sie von hinten festhielt, erschreckt losließ. Ihr Papa sah sie an und rief „Jetzt, Bea! Steh auf!“ Bea streckte ihre Beine und stand einfach auf. Sie konnte fühlen, wie die Löwen versuchten, sie am Boden zu halten, aber sie stemmte sich einfach kräftig dagegen und stand.
Aber als sie zu ihrem Papa laufen wollte, hielt ein Löwe sie weiter von hinten fest. Ihr Papa stürmte an Bea vorbei und Bea hörte wieder dieses Geräusch, wenn sein Horn einen Löwen traf. Der Löwe jaulte, aber ließ nicht los. Ihr Papa wollte noch einmal

zustoßen, aber als der Löwe das sah, ließ er sie endlich los und Bea ging an ihrem Papa vorbei in die Herde. Balthasar drehte sich um und leckte Bea über den Rücken. Bea ging in die Mitte der Herde, strahlte die anderen Büffel an und sagte stolz „Ich war schwimmen!“ Oma Brigitte Büffel beugte sich zu ihr herunter, leckte ihr über die Nase und sagte besorgt. „Du blutest ein wenig, mein Kind!“ Bea grinste sie an und sagte „Du solltest mal die Löwen sehen!“

Käthe und Kalle Kroko sahen noch vergnügt zu, wie die jungen Bullen die letzten Löwen vom Wasserloch verjagten. Die Herde wurde wieder ruhiger, und schließlich kam sogar das kleine Büffel-Mädchen wieder aus dem Wald der Büffel-Beine hervor. Sie hüpfte zum Wasser, drehte sich zur Herde um und rief etwas, was die Krokos nicht verstanden, dann blökte einer der Bullen etwas zurück. Das Büffel-Mädchen am Ufer stampfte wütend mit ihrem kleinen Huf in den Schlamm und sah traurig auf das Wasser.
Käthe sah Kalle an und fragte „Na, Kalle … willst du es jetzt mal probieren?“ Kalle schüttelte den Kopf, drehte sich um und schwamm ans andere Ufer, wo er sich in die Sonne legte und über sein Wasserloch zu den Büffeln auf der anderen Seite schaute. Käthe kam auch aus dem Wasser und legte sich neben ihn. Kalle sagte zufrieden „Es war ein so schöner Tag! Soll die Kleine doch ruhig etwas baden gehen!“ Käthe sah zu dem Büffel-Mädchen hinüber und fragte dann „Warum geht sie dann nicht ins Wasser?“ Kalle überlegte kurz und antwortete dann „Sie können nicht sehen, dass wir auf der anderen Seite liegen … sag doch einfach was!“ Käthe räusperte sich ausgiebig, denn Krokodile benutzen ihre Stimme eher selten, um etwas lautes zu rufen.

Bärbel und Balthasar standen auf der sanften Böschung, die zum Ufer des Wasserlochs führte, als sie ein Geräusch hörten, dass wie ein sehr lautes Rülpsen klang. Balthasar lächelte Bärbel an und die drehte sich zu Bea um und rief „Die Krokos sind auf der anderen Seite in der Sonne … geh ruhig ins Wasser, bis wir Bescheid sagen!“ Bea hüpfte fröhlich ins Wasser und Bärbel drückte sich an Balthasar. „Mein Held!“ sagte sie und fügte hinzu: „Ich werde in Zukunft mehr auf dich hören. Wenn du allein um das Wasserloch gehen willst, werde ich nicht mit Bea hinterherlaufen und sofort

wissen wollen, warum das jetzt sein muss!“ Dann lächelte Barbara und sagte „Ich werde dich einfach später fragen, was das sollte...“ Balthasar sah zu Bea, die im Wasser herumhüpfte, dann sah er Bärbel an. In ihrem linken Horn steckte der Eckzahn eines Löwen und im rechten Horn eine Kralle. Balthasar lächelte und sagte: „Bärbel, du bist die beste Mutter, die ich je kannte!“

Auf der anderen Seite stieß Käthe ihren Mann an und fragte „Kalle, sag mal … lächelst du?“ Kalle kicherte „Ich bin ein Krokodil … ich habe nur einen Gesichtsausdruck“ und dann grinste er noch breiter. Käthe legte ihm ihren Vorderfuß auf den seinen und vor lauter Glück vergoss sie ein paar dicke Krokodilstränen.

Das Video, nach dem ich mir diese Geschichte ausgedacht habe, ist allein unter dem Titel 'Battle at Kruger' schon über siebzig Millionen Mal angesehen worden. Die wenigsten Menschen verstehen die Geschichte, die sich hinter diesen etwa acht Minuten langen Video verbirgt. Es tauchten später noch mehr Bilder und andere Videos auf … Beweise, dass sich immer mehr Büffel, Gnus, Elefanten und Giraffen gegen die Löwen wehren und sie sogar töten, wenn es sein muss. Vielleicht war das schon immer so, aber möglicherweise hat der Mann namens Frank, der dieses Video in Süd-Afrika gemacht hat, ohne es zu wissen einen historischen Moment eingefangen – der Moment in dem die Büffel sagten: “Jetzt haben wir endgültig genug!“

Was ich auf anderen Fotos, Filmen und Videos von den so gerne sprichwörtlich genommenen Löwenmüttern gesehen habe, war weniger schön. Sie mögen ja sehr angriffslustig sein, wenn Menschen ihren Löwenbabys zu nahe kommen, aber wenn ein neuer Löwenmann zum Rudel kommt, ist es eine ganz andere Geschichte. Weil die neuen Löwenmänner nicht die Kinder eines Fremden bei sich haben wollen, fangen sie einfach an, ein Baby nach dem anderen zu töten. In den seltensten Fällen versuchen die so gerühmten Löwenmütter einzugreifen und das Verbrechen zu verhindern. In den meisten Fällen schauen sie einfach zu und in manchen Fällen helfen sie sogar mit, weil sie es kaum erwarten können, sich nicht mehr um die alten Kinder kümmern zu müssen. Sie wollen nur möglichst schnell mit diesem tollen, neuen Löwenmann andere Kinder haben.

Ich weiß nicht, ob die Jaguar-Mütter besser sind, wenn sie alle Männer, auch ihre älteren Söhne verscheuchen, solange sie sich um ihren kleinen Kinder kümmern, aber es ist sicher besser für die Kleinen.

Ich weiß auch nicht ob die familiären Büffel-Mütter bessere Mütter sind, wenn sie ohne zu überlegen auf ein Rudel Löwen losgehen und zum Wohl ihrer Kinder sogar ihr eigenes Leben einsetzen.
Ich weiß nur, dass ich diese Mütter immer sehr bewundert habe, wenn sie in Filmen, Romanen oder auch in Geschichten wie den meinen auftauchten. In meinem eigenen Leben habe ich leider nur eine solche Mutter getroffen, und das war unglücklicherweise nicht meine eigene – ob das glücklicherweise Deine Mutter gewesen ist, das kannst nur Du allein wirklich wissen.

Die nächste Geschichte habe ich zum ersten Mal von einem alten Mönch im Kloster Steinfeld gehört. Dir habe ich sie abends im Auto erzählt, als wir auf dem Ring in Köln neben dem Gereonshof und dem Hildeboldplatz im Stau standen.

Der neue Bischof von Köln



Im Jahre des Herrn 787 starb der alte Bischof von Köln und unter den vielen hohen Geistlichen der Stadt gab es nun Streit darum, wer der nächste Bischof werden sollte. Niemand von ihnen wollte verzichten, ging es in Köln doch um eines der reichsten Bistümer der Christenheit.

Kaiser Karl der Große hörte von dem Streit, als er zur Jagd in den Wäldern bei Aachen weilte. Er unterbrach seine Jagd sofort, schwang sich auf sein Ross und ritt die ganze Nacht bis nach Köln. Im Morgengrauen kam er, kurz vor der Stadt, zu einem kleinen Kirchlein und hörte die Glocke zur Frühmesse rufen. Der Kaiser entschied sich, zu beten und die Messe zu hören, bevor er in die Stadt ritt, um den Streit der Geistlichkeit zu schlichten.
Niemand erkannte den Kaiser, denn er trug immer noch die grüne Jägers-Tracht und wurde von den Menschen für einen einfachen Waidmann gehalten.

Die Messe und die Predigt gefielen dem Kaiser sehr gut und so trat er nach dem Ende der Frühmesse an den Altar und gab eine goldene Gulden-Münze für den Opferstock.
Der einfache Priester des Kirchleins nahm den Gulden und gab ihm dem Jägersmann, der eigentlich Kaiser Karl war, zurück. Dann sprach er „Guter Freund! Hier werden keine Gulden-Münzen geopfert … dies ist zu viel!“
„Es ist Gold, Priester ! Behaltet es ruhig für Eure Kirche.“ antwortete Karl, aber der Priester lehnte ab und sagte „Was soll meine kleine Kirche mit dem Gold? Aber ich sehe, Ihr seid ein Jäger. Meine Bibel braucht einen neuen Lederumschlag, denn der alte ist kaputt und gerissen. Ich bitte Euch, schickt mir ein Stück der Haut vom nächsten Reh, welches ihr erlegt. Daraus will ich mir einen neuen Umschlag für meine Bibel machen, damit sie wieder sicher umhüllt ist. Den Gulden behaltet nur für Euch selbst, guter Jäger!“
Der Kaiser fragte die Menschen vor dem Kirchlein nach der Lebensweise des Predigers und er erfuhr, dass sie alle den Priester für einen frommen und rechtschaffenen Mann hielten.
Karl der Große ritt nun nach Köln hinein und traf sich mit den hohen Geistlichen, die sich nicht auf einen neuen Bischof einigen konnten, so sehr Karl sie auch ermahnte.

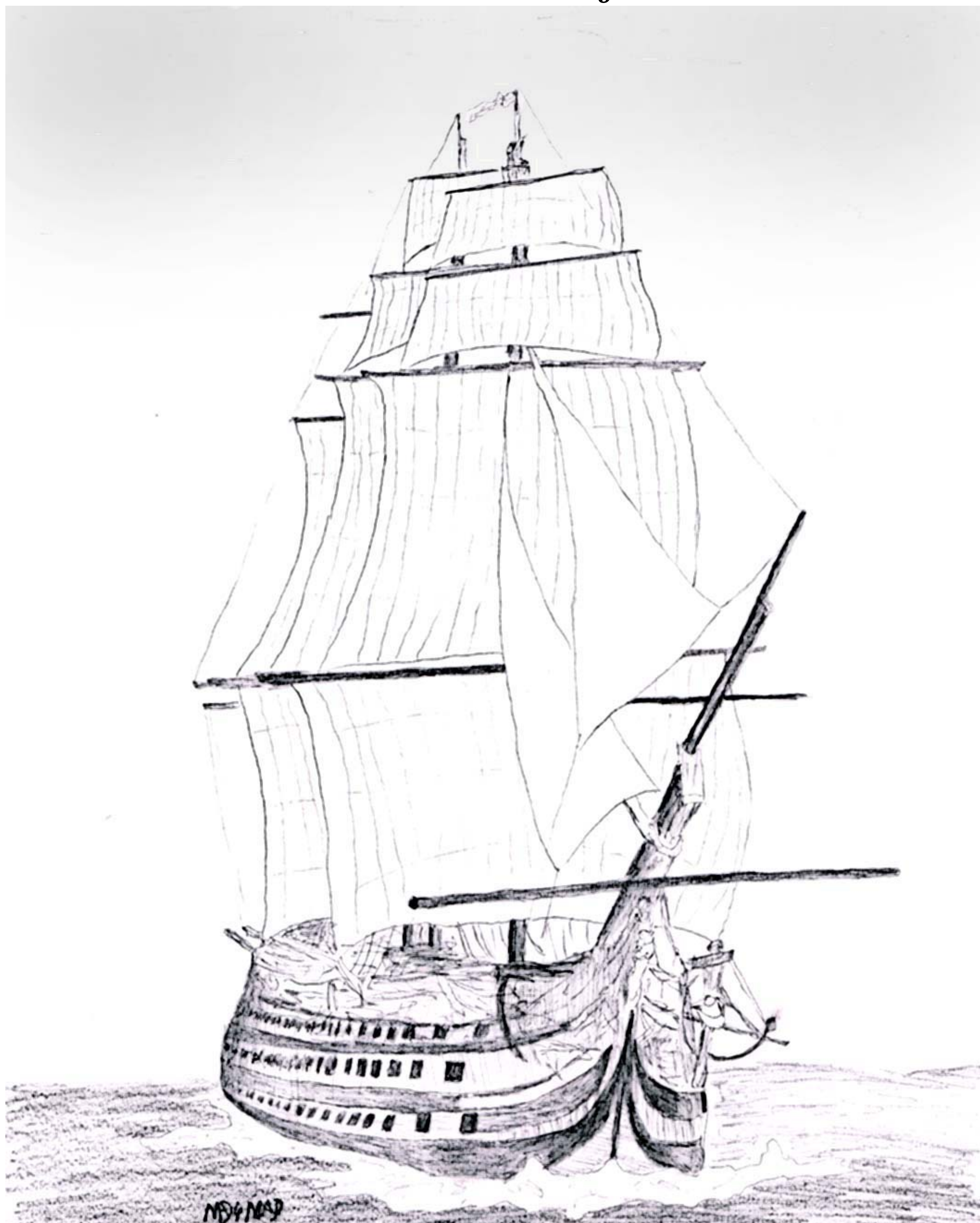
Als der Kaiser genug von den eitlen Geistlichen und ihrem Streit hatte, sprach er „So will ich, Kaiser Karolus, nun zur Tat schreiten und selbst einen neuen Bischof für das Bistum Köln bestimmen!“
Er schickte nach dem einfachen Priester, der vor den Mauern der Stadt in einem kleinen Kirchlein predigte, der ihm seinen Gulden zurückgegeben und stattdessen um ein kleines Stück Leder gebeten hatte. Der Name des Priesters war Hildebold und er wurde zum neuen Bischof von Köln ernannt.

Hildebold wurde ein guter Freund des Kaisers, der ihn später zum ersten Erzbischof machte. Hildebold begann mit dem Bau des ersten Doms von Köln, dessen Baustelle beim großen Stadtbrand im Jahre 810 zerstört wurde. Er gründete die Kölner Domschule und stiftete die Kölner Dombibliothek. Er gab Kaiser Karl die letzte Ölung und krönte Karls Sohn Ludwig zum neuen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.
Hildebold regierte Köln noch bis 818 und liegt in St. Gereon zur Rechten des Altars begraben.

Mutiny aboard HMS Earth

Mutenie abord his mädschestis ship Örth

Meuterei an Bord seiner Majestät Schiff Erde



850 Seemänner - 100 Kanonen - drei Masten - ein Schiff: Die Erde. Seiner Majestät Schiff 'Erde' war seinerzeit nicht nur eines der größten Kriegsschiffe, sondern auch eines der modernsten – ein Wunderwerk der Technik und das Flaggschiff der Flotte.
Die 'Erde' segelte zurück in die Heimat. In der Karibik war das gefürchtete Kriegsschiff für Monate unterwegs gewesen und hatte fette Beute gemacht: Spanisches Gold und Silber, französische Edelsteine und Pelze und mehrere Truhen voller Münzen. Das Schiff lag tief im Wasser, hart am Wind und machte gute Fahrt. Die Besatzung war allerbester Stimmung, denn erstens ging es endlich wieder nach Hause, zweitens hatten sie drei Seeschlachten gewonnen, aber dabei nicht einen Mann verloren und drittens erwartete jeden einzelnen von ihnen ein Anteil an der besonders fetten Beute – wenn sie erst im Heimat-Hafen angekommen waren.
Die Stimmung unter den Offizieren war weniger gut. Sie waren zwar auch auf dem Weg in die Heimat und würden auch einen Anteil der Beute bekommen - sogar einen größeren Teil als die Mannschaft -aber das reichte ihnen nicht. Weil nicht einer der 850 Seemänner auf dieser Reise verloren gegangen war, würden die Offiziere mit der gesamten Mannschaft teilen müssen. Das bedeutete kleinere Anteile für die Offiziere. Die hatten das schon genau durchgerechnet und wussten bereits, dass noch nie in der Geschichte der Königlichen Marine irgendein Offizier je so große Anteile ausgezahlt bekommen hatte. Aber sie wollten mehr. Also fassten die Offiziere einen Plan …
Zur damaligen Zeit war ein großer Teil der Mannschaft nicht freiwillig an Bord eines Kriegsschiffes. Sie waren zum Dienst in der Marine verurteilt worden, oder - wie in den meisten Fällen - hatten sie einfach einen Knüppel über den Kopf bekommen und waren am nächsten Tag auf See aufgewacht. Es war erlaubt, normale Menschen einfach auf ein Schiff zu entführen. Es war deshalb erlaubt, weil es ja ein Schiff seiner Majestät war und alle gewöhnlichen Menschen im Land waren Untertanen seiner Majestät. Der König konnte mit ihnen machen, was er wollte. Wenn also seine Offiziere nicht genug Leute für ihr Schiff hatten, durften sie sich welche holen – ob die Leute mitwollten, oder nicht. Die Offiziere waren Adelige und so waren die gewöhnlichen Leute auch ihre Untertanen. Das Leben dieser Untertanen war weniger wert als das eines Pferdes.

Also dachten sich die Offiziere der 'Erde', wenn sie nicht mit der ganzen Mannschaft teilen wollten, mussten sie eben einen großen Teil der Mannschaft loswerden. Verluste waren ja eingeplant, und wenn es in den Seeschlachten keine Toten gegeben hatte, mussten sie einfach auf der Rückfahrt mehr Leute verlieren. Jeder Mann, der nicht im Hafen eintreffen würde, bedeutete einen größeren Anteil für die Offiziere.
Als erstes steuerten sie einen weit nördlichen Kurs. Die Offiziere hofften, so bald in möglichst viele und schwere Stürme zu geraten. Das verwunderte die Mannschaft ein wenig, aber sie dachten sich noch nichts dabei. Als aber am nächsten Tag das Wasser und das Essen neu eingeteilt wurden, brach Unruhe unter den Männern aus. Sie hatten den gegnerischen Schiffen nicht nur deren Schätze, sondern auch die Verpflegung abgenommen. Die Lagerräume waren voll bis oben hin, trotzdem bekamen sie nur noch einen Becher Wasser und ein Stück Brot. Und selbst das wenige Wasser und das verfaulte Brot bekamen nur die, die arbeiteten. Wer gerade nicht zur Arbeit eingeteilt war, bekam nur ein paar Krümel und einen Schluck Wasser, wenn die Kameraden bereit waren, etwas abzugeben. Die Unruhe der Mannschaft hielt an. Sie wussten sehr genau, wie voll die Lagerräume waren, denn es waren einfache Männer aus der Mannschaft, die den Offizieren weiter das feinste Essen zubereiten mussten.
Aber die Offiziere waren ja auch Adelige. Die Mannschaft bestand nur aus gewöhnlichen Menschen, und so mussten diese die neuen Regeln murrend akzeptieren. Während die wenigen Offiziere es sich gut gehen ließen, wurden immer mehr Seeleute krank. Die Mannschaft hätte vielleicht auch weiter brav gehungert, wenn die Offiziere sich nicht einen Spaß daraus gemacht hätten, an Deck zu essen. Da wo alle Seeleute sie sehen konnten, setzten sich die Hohen Herren zu Tisch und speisten und tranken vorzüglich. Sie verhöhnten die Mannschaft sogar und boten den hungernden Männern, die die ganze Arbeit machten, nicht einmal ihre abgenagten Knochen an, sondern warfen die Abfälle über die Reling ins Wasser. Die Offiziere wollten, dass die Mannschaft wütend wird und meutert. Dann könnten die Offiziere ihre Waffen nehmen und die unbewaffneten Männer erschießen. Mit jedem Schuss würde ihr Anteil an der Beute steigen.
Es dauerte nicht lange und aus der unruhigen Mannschaft war eine

aufgebrachte Mannschaft geworden. Sie beschwerten sich immer lauter und offener bei den Offizieren, und eines Nachts kam es letztendlich zur Meuterei. Die Männer hatten die Waffenkammer aufgebrochen, und als die Offiziere den bewaffneten Seeleuten begegneten, wurde zum ersten Mal geschossen. Die Schusswechsel an Deck dauerten eine ganze Weile und schließlich mussten die Offiziere sich in ihren Kabinen ganz hinten im Schiff verschanzen. Sie hatten die Verzweiflung der Mannschaft unterschätzt und gegen achthundert wütende Seeleute hatten die wenigen Offiziere einfach keine Chance. Sie waren in einer ausweglosen Situation, zumindest, wenn sie nicht mit der Mannschaft teilen wollten, und sie wollten nicht teilen – auf gar keinen Fall würden sie mit diesen Meuterern teilen. Meuterei war auch dann verboten, wenn die Offiziere alles getan hatten, um die Mannschaft zur Meuterei zu treiben.

Die Offiziere machten einen neuen Plan, um die Männer loszuwerden. Einer von ihnen schlich sich unter Deck in die Kabine des Schiffs-Arztes und besorgte etwas Gift, dann vergiftete er alle Wasserfässer, an die er ungesehen herankommen konnte. Fünfzig Seeleute starben, während die Offiziere, verbarrikadiert in ihren Kabinen, Wein und Rum tranken. Aber am Abend begann es zu regnen und so konnten die Seeleute ihre Wasserfässer mit frischem Wasser füllen.

Die Offiziere - besoffen von Rum, Wein und Macht - hatten eine Idee. Sie würden einfach Feuer legen. Die Mannschaft würde das Feuer zwar wieder löschen, aber sie würden dabei viele Männer verlieren. Dann würden die Offiziere einfach so lange immer wieder Feuer legen, bis nur noch ein paar Seeleute übrig wären. Diese könnten die Offiziere dann leicht überwältigen. Der erste Offizier erklärte sich bereit, als erster unter Deck zu schleichen. Er ging zur Kombüse und zerbrach eine Öllampe.

Das Feuer breitete sich rasend schnell aus. Als der erste Offizier wieder in der Kabine eintraf, hatte das Feuer bereits die Pulverkammer erreicht. In einem letzten klaren Moment sagte der Kapitän „Gute Güte, das habe ich nicht bedacht … wir sitzen ja alle in einem Boot!!“ Im nächsten Moment explodierte die Pulverkammer.

Niemand hörte jemals wieder etwas von dem Schiff und seiner Mannschaft oder den Schätzen, die es geladen hatte.

Wenn ich Dir ein Buch mit Geschichten schreibe, dann darf natürlich eine Unterwasser-Geschichte nicht fehlen … auf der kleinen Antillen-Insel Bonaire in der Karikbik traf ich Frau Dr. Sylvia Earle. Sie erklärte mir, dass es genug Menschen gebe, die sich darum kümmern, dass immer ausreichend Hühner, Kühe und Schweine vorhanden sind. Aber im Meer kümmere sich niemand und alle würden immer nur nehmen. Sie gab mir den folgenden Rat:
„Stell dir vor," sagte sie „wie es ist, ein Fisch im Meer zu sein. Nicht nur für einen Moment, sondern wirklich … wie es ist im dunklen Meer zu schlafen und morgens mit der Sonne aufzustehen und dann im Korallenriff ein Frühstück zu suchen ..."
Das konnte ich schon immer gut, denn ich hatte eine sehr gute Vorstellungskraft. Mein Großvater Hans, der Vater meiner Mutter, bei dem ich als Kind viele Jahre gelebt habe, empfahl mir, das Wort 'Vorstellungskraft' anstelle von 'Fantasie' zu benutzen, weil Erwachsene Vorstellungskraft meist interessanter fänden, als Fantasie … er sagte mir, er habe sein ganzes Leben nicht aufgehört, seine Vorstellungskraft zu benutzen und die habe ihm nicht nur im Medizin-Studium sehr geholfen. Er nannte so etwas auch 'Gedanken-Experiment' … er nahm sich ein Thema und dachte es in Gedanken durch – zum Beispiel das Leben eines Fisches.
Ich habe seit dem Zusammentreffen mir Dr. Earle selbst auf all die leckeren Sachen aus dem Meer verzichtet und keine Krabben, Thun- oder Tinten-Fische mehr gegessen. Ich habe versucht, den Menschen zu erklären, warum ich das mache. In den kaum zwanzig Jahren, in denen ich die großen Ozeane und auch einige kleinere Meere betaucht habe, konnte ich zusehen, wie sich der Zustand der See rapide verschlechterte. Ich wollte mich nicht daran beteiligen, denn ich wollte diese unglaubliche Schönheit später noch meinen Kindern zeigen. Wenn dann nichts mehr so schön wäre wie in den alten Filmen, die ich früher gemacht habe, dann könnte ich wenigstens zu Dir sagen, dass ich alles versucht habe, was ich tun konnte und selbst nicht noch mehr kaputt gemacht habe … als ich nun überlegt habe, wen im Meer ich mir für Dich vorstellen wollte, fiel mir ein ganz besonderer Delfin ein … der Kleinste von den vielen Delfinen, denen ich je begegnen durfte.

Ein Tag im Leben des jungen Dellon



Weil ich eine kleine Delle in meiner Rückenflosse habe, nennen mich alle Dellon. Ich bin heute ein Jung-Delfin von 9 Sommern und lebe schon nicht mehr zu Hause. Derzeit ziehe ich mit meinen Kumpels umher und kein Meer ist vor uns sicher. Aber ich erinnere mich noch gut, wie ich als kleiner Delfin-Junge das erste Mal im Meer war.
Ich war damals gerade sechs Monate alt und lebte natürlich schon immer im Meer … aber das Meer bestand für mich bis zu diesem Tag aus nur einer kleinen und flachen Bucht.
Dort lebte ich mit meiner Mutter, meiner Oma, meinen Tanten und meinen großen Schwestern. Ich war der einzige Junge in der Gruppe, aber damals störte mich das noch nicht – ich war ja noch nicht einmal halb so groß wie die Anderen. Das ist bei uns Delfinen immer so … wenn wir noch klein sind, leben wir mit Müttern, Tanten und Schwestern ... bis wir alt genug sind, selbst loszuziehen.
Meine Mutter weckte mich ganz früh, als es gerade erst hell wurde. Wir Delfine schlafen an der Wasseroberfläche, weil wir ja Luft atmen müssen und deshalb sind wir beim Schlafen nicht ganz wach und nicht ganz eingeschlafen – wir dösen.
Meine Mutter hat mich zum Aufwecken immer ganz vorsichtig angehoben, damit ich kein Wasser in die Nase bekomme, sollte ich mich beim Wachwerden erschrecken. Unsere Nasen sind zwar schon ganz weit oben auf unserer Stirn und eigentlich nur ein Nasenloch, aber wir können sie auch wie den Mund schließen, damit kein Wasser reinkommt. Trotzdem kann es ja sein, dass man gerade was Schönes träumt und dann wird man geweckt … schon hat man Wasser in der Nase und einen Hustenanfall. Deshalb hat meine Mutter mich immer nur geweckt, indem sie unter mich getaucht ist und mich ganz sanft hochgehoben hat.
Das war schön … aber wo war ich?
Mein erster Tag im Meer! Sie weckte mich also kurz, nachdem es hell wurde und sagte mir, dass mein großer Tag gekommen sei: Wir würden aus der kleinen und flachen Bucht heraus und in das große und tiefe Meer hineinschwimmen.
Ich war ganz aufgeregt damals, denn alle in unserer Gruppe erzählten immer vom blauen Meer. In der kleinen Bucht waren die einzig blauen Dinge der Himmel über der Bucht und manchmal das, was die Menschen in die Bucht hinein warfen. Zumindest sagten alle immer sofort „Lass das fallen! Das kann man nicht essen! Das

ist von den Menschen!“ - auch wenn es so blau wie der Himmel war und wir Delfine mögen dieses Blau sehr. Ich wusste aber damals noch nicht, weshalb. Ich wusste nicht einmal, was das bedeutete „Das ist von den Menschen! Das haben die Menschen ins Wasser geworfen!“ Die Anderen erzählten aber auch sonst nicht viel von diesen Menschen, als ich noch ein Baby war und in der kleinen Bucht lebte, in der es keine Menschen gab. Sie sagten alle immer nur, es gebe so viele verschiedene Menschen, dass es zu schwierig sei, das alles zu erklären. Ich solle einfach warten, bis ich größer sei und im blauen Meer würde ich dann sicher welchen begegnen.
Vielleicht würde ich also schon an meinem ersten Tag im Meer einen Menschen sehen … Meer und Menschen!
Ich war sehr, sehr aufgeregt nach dem Frühstück – ich bekam damals noch Milch. Meine Mutter pfiff den Anderen zu, es ginge jetzt los. Meine beiden Schwestern, meine beiden Tanten und meine Oma kamen herbeigeeilt und dann ging es wirklich los. Wir schwammen aus der Bucht heraus, durch den engen Ausgang, an dem ich bis zu diesem Tag nie hatte spielen dürfen.
Ich war ein bisschen enttäuscht, denn hinter dem Ausgang war das Meer genauso wenig blau wie vorher in der Bucht. Nur der Boden war etwas weiter von der Oberfläche weg, als ich es gewohnt war. Wir schwammen weiter und weiter, weg von der Stelle am Himmel, wo es langsam hell wurde.
Der Boden entfernte sich immer weiter von der Oberfläche und irgendwann konnte ich ihn nicht mehr sehen. Ich konnte nur die Echos hören, die vom Boden zurück hallten, wenn meine Mutter und die Anderen ihre Positionslaute von sich gaben. Wir haben zwar keine richtigen Ohren, dafür ist fast unser ganzer Kopf wie riesige Ohren, die nicht nur hören, sondern auch was sagen können.
Wir Delfine geben viele Laute von uns. Wir haben auch sehr viele Worte. Ich konnte damals als kleiner Delfin noch nicht alle und heute lerne ich immer noch jeden Tag welche dazu. Der Name meiner Mutter war mein erstes Wort. Sie hat es mir immer und immer wieder vorgepfiffen, als ich noch nicht mal geboren war – im Wasser geht das, denn da kann jeder sehr gut hören.
Nach der Geburt wusste ich dann sofort ihrem Namen: Mama! Dann hab ich sofort mein zweites und wichtigstes Wort gelernt: Dellon! Mein Name. Jeder Delfin hat einen ganz eigenen Namens-

Pfiff. Das ist unser Name. Mit diesem Pfiff hat meine Mutter mich gerufen und ich sie auch.
Ich hab Mama mal in der kleinen Bucht verloren, als ich noch ein Baby war. Da habe ich mich einfach hingesetzt, geweint und immer meinen Namen gepfiffen „Dellon! Dellon! Dellon!“ So sage ich auf delfinisch „Ich bin hier! Mein Name ist Dellon! Hier bin Ich!“ Meine Mutter schwamm durch die Bucht und hat gepfiffen „Dellon! Dellon! Dellon!“ so sagen alle außer mir auf delfinisch „Wo ist Dellon? Ich suche Dellon? Wo bist du, Dellon?“ Delfinisch ist also eigentlich ganz einfach … dachte ich damals, aber da kannte ich die Menschen ja noch nicht.
Mein erstes Wort benutze ich heute nur noch, wenn ich meine Mutter besuche, denn nur sie hat diesen Namen. Aber das zweite Wort - unsere eigenen Namen - benutzen wir Delfine ein Leben lang. Wenn ich heute mit meinen Kameraden in eine neue Bucht komme, rufen wir alle unsere Namen … das heißt dann heutzutage bei mir als großem Delfin „Hallo, mein Name ist Dellon und ich komme in freundlicher Absicht, um andere nette Delfine kennenzulernen. Wem das nicht passt, der kann sich bei dem Delfin mit Namen Dellon beschweren!“
Die meisten unserer Worte werden nur, ohne ein hörbares Geräusch zu machen, gedacht und wir verstehen sie trotzdem sofort. Das sind so schöne Worte wie 'Liebe' und 'Leckerbissen', aber auch wichtige Worte wie 'gut', 'schlecht' oder 'Angst'. Viele unserer Laute werden gepfiffen – wie unsere Namen oder besondere Begriffe für 'Mensch', 'Fisch', 'Essbar', 'Nicht Essbar!', 'Gefährlich!', 'Lass das!', 'Mach das nicht!', 'Komm her!', 'Sei brav!', 'Benimm dich!', oder 'Bleib immer schön bei mir!'
Das war auch das Wort, das meine Mutter an diesem Morgen immer wieder leise vor sich hinpfiff: „Bleib immer schön bei mir! Bleib immer schon bei mir!“ Ich war, wie schon erwähnt, ziemlich aufgeregt und also blieb ich immer schön bei ihr.
Außerdem können wir nur verstehen, was ein anderer Delfin denkt, wenn wir nah beieinander sind. Ich blieb also brav immer eine Flossenlänge von ihr entfernt. Wenn ich mich mutig fühlte, berührte ich nur gerade so mit meiner Flosse die Ihre. Aber wenn ich ängstlich war, dann hab ich mich ganz nah an ihre Seite gedrückt. Sie wollte weder das Eine, noch das Andere. Ich sollte nicht zu weit neben ihr schwimmen, aber auch nicht zu nah an ihr dran. Als ich

wissen wollte, warum, meinte sie, ich solle auch meine Positionslaute ausprobieren und wenn ich das mit Körperkontakt zu ihr machen würde, dann sei das sehr unangenehm für sie. Ich verstand das zwar nicht, aber ich sollte noch an diesem Tag herausfinden, wie unangenehm das sein kann.
Ich hatte in der kleinen Bucht schon oft mit meinen Postions-Lauten herumgespielt, aber ich hatte noch keine Ahnung, was sie bedeuten. Diese Laute werden auch manchmal gepfiffen – wenn ich mit meinen Kumpanen in eine neue Bucht schwimme. Unsere Namen sind dann auch unsere Positionslaute.
Aber es gibt auch ganz andere Laute, die werden nicht gepfiffen, sondern geklickt. Die machen wir mehr für uns selbst. Wir klicken und dann hören wir auf das Echo. Wenn es zum Beispiel von rechts schneller zurückkommt als von links, dann wissen wir, dass wir rechts näher an den Felsen sind als links. Erwachsene Delfine können das so gut, dass wir in völliger Dunkelheit oder ganz trübem Wasser alles so hören können, fast genauso gut als könnten wir es sehen. Wir erwachsenen Delfine nennen das Sehen-Hören oder Söhren. Wenn Delfine erst groß sind, können wir sehr viel besser und sehr viel mehr Söhren, als als nur mit Sehen oder Hören allein. Wir können uns mit unseren Klicks sogar zeigen, was wir woanders vorher gesöhrt haben, indem wir später das Echo unserer Klicks anderen Delfinen vorklicken und sie dann selbst söhren können, was wir so spannend fanden – einen komisch aussehenden Fisch zum Beispiel. Wir können zwar im Dunkeln nicht immer richtig die Farbe von etwas söhren, aber seine Form und ob es hart oder weich ist, oder ob es Haut oder Schuppen hat. Wie können also schon vorher aus einiger Entfernumg fühlen, wie sich die Oberfläche von etwas anfühlen wird, wenn wir später mit der Nase dranstupsen.
Damals, als ich zum allerersten Mal keinen Boden mehr unter mir sehen konnte, hatte ich noch überhaupt keine Ahnung vom Söhren.
Ich konnte zwar schon alle die verschiedenen Klicks machen, aber ich hatte noch keine Ahnung, wie ich sie einsetzen sollte oder welcher Klick wofür gut ist. Ich konnte meine Echos hören und auch die Echos der Klicks der Schwestern und Tanten, aber ich wusste nicht, was sie bedeuten. Es dauert Jahre, bis wir Delfine jeden einzelnen Klick lesen können, als würden wir ihn sehen.

Alles was ich an meinem ersten Tag im Meer verstand, war dass die Echos immer länger brauchten, um zu uns zurückzukehren. Das bedeutete wohl, der Boden entfernte sich immer weiter von der Oberfläche. Unter uns war es dunkel wie die Nacht und bald waren die Echos nur noch ganz weit entfernt zu hören. Ich fragte meine Mutter besorgt, wie tief das da unten sei und sie antwortete, dass es tiefer sei, als ich je tauchen sollte … ich hatte bis zu diesem Tag noch nie vom Tauchen gehört, denn in der kleinen Bucht war es so flach gewesen, dass meine Mutter oben über die Oberfläche herausschaute, wenn sie sich auf dem Boden der Bucht auf ihre Schwanzflosse stellte. Ich kannte bis dahin nur Schwimmen. Immer schön in der Nähe der Oberfläche, um jederzeit Luft atmen zu können.
Meine Mutter pfiff wieder „Es geht los!", was auch ein sehr wichtiges Wort für Delfine ist. Und dann ging es los! Alle außer meiner Mutter schwammen nicht mehr geradeaus unter der Oberfläche, sondern nach unten in die Dunkelheit. Meine Oma schwamm unter mir – ungefähr so weit weg, wie meine Mama lang war. Meine Schwestern schwammen noch etwas tiefer, so dass ich sie gerade noch erkennen konnte und meine Tanten waren nicht mehr zu sehen. Ich konnte nur noch ihre Positions-Klicks herauf hallen hören. Es hörte sich an, als wären sie sehr tief unten. Sie tauchten!
Meine Mutter merkte, dass ich nun weniger Angst vor der dunklen Tiefe hatte und fragte mich, ob ich es auch mal versuchen wolle. Ich dürfe aber noch nicht so tief tauchen, weil meine kleinen Lungen noch nicht ganz ausgewachsen waren und vom Wasserdruck in größeren Tiefen beschädigt werden könnten. Ich wusste nicht, was das bedeutet, aber sie erklärte, wenn ich als noch nicht ausgewachsener Delfin wirklich tief tauchen würde, würde ich später als großer Delfin nie mehr richtig lange tauchen oder unter Wasser bleiben können und müsste wie die alten oder kleinen Delfine immer in der Nähe der Oberfläche bleiben. „Nicht tiefer als Oma!", pfiff meine Mutter. Ich habe mich nicht sofort getraut, aber dann bin ich doch ganz schnell zu Oma runter geschwommen. Ich weiß noch wie ich dachte „Guck mal, ich tauche!" und ich weiß auch noch, wie meine Oma dachte „Hast du toll gemacht! Jetzt bist du kein Baby-Delfin mehr, sondern ein richtiger kleiner Delfin-Junge!"
Ich war ein mächtig stolzer Delfin-Junge, aber ich war so aufgeregt, dass ich sofort wieder hoch zu meiner Mama musste, um Luft zu

holen. Wir schwammen und tauchten eine Weile. Heute würde ich es nicht mal tiefes Schwimmen nennen, aber damals fand ich, ich war schon ein ganz toller Taucher, nachdem ich nur ein paar Mal so tief wie meine Oma getaucht war.
Dann, als die Sonne endlich aufging, kamen die Echos und damit der Boden wieder näher. Wir hielten plötzlich an. Keine Klicks mehr. Alle wurden ganz still und ich merkte schon, dass etwas ganz Aufregendes in der Nähe sein musste – vielleicht würden sie mir endlich das blaue Meer zeigen. Meine Mutter ließ die Anderen zurück und schwamm nur mit mir ganz leise weiter. Ohne die anderen Delfine hatte ich wieder mehr Angst und blieb ganz nah neben meiner Mutter. Irgendwann sagte sie mir, ich solle tief Luft holen und dann tauchten wir runter … noch ein wenig tiefer, als ich mit Oma getaucht war.
Ich hatte aber keine Angst, denn hier konnte ich den Boden sogar wieder sehen. Ich konnte auch etwas hören. Es war ein sehr eigenartiges Geräusch. Ein Zischen und ein Poltern, die sich immer abwechselten. Zischen. Poltern. Zischen. Poltern. Ich hätte noch mehr Angst bekommen, aber meine Mutter war ganz ruhig und dachte nur „Da vorne sind sie! Gleich kannst du sie sehen!“ Nun wurde ich neugierig. Wir tauchten direkt auf die Geräusche zu und es wurde immer lauter und lauter. „Hol noch einmal tief Luft!“ dachte meine Mutter und wir schwammen noch einmal kurz zur Oberfläche, um uns sofort wieder runter sinken zu lassen. Vor mir konnte ich plötzlich ein Riff erkennen, das langsam aus dem Dunst vor uns auftauchte – das Meer war hier schon wieder zu Ende und ich hatte gar nichts Blaues gesehen!
Noch zwei oder drei Flossen-Schläge und meine Mutter blieb ganz still mitten im Wasser stehen. „Da sind sie!“ dachte sie und ich sah endlich, was sie meinte. Da waren zwei Säugetiere, wie wir es waren, aber sie sahen ganz anders aus. Sie hatten auch Brustflossen, aber die waren ganz lang. Sie hatten beide zwei Schwanzflossen und anstelle einer Rückenflosse trugen sie ein langes, rundes Ding mit sich herum. Irgendwas stimmte mit ihren Körperausstrahlungen nicht. Sie waren wie eingewickelt und ich dachte damals, sie hätten sich vielleicht in irgendwas verfangen, was die Menschen ins Wasser geworfen hatten. Als ich das dachte, pfiff meine Mutter „Das sind Tauch-Menschen!“

Die beiden Figuren am Riff waren also Menschen! Sie drehten uns den Rücken zu und sie waren es auch, die diesen andauernden Krach machten – wahrscheinlich hatten sie uns auch deshalb noch gar nicht bemerkt. Sie zischten und dann ließen sie eine riesengroße Menge Blasen aus ihrem Atemloch – direkt da unter Wasser, ohne aufzutauchen. Das andere Geräusch kam von diesen Blasen, die geräuschvoll und auf direktem Weg zur Oberfläche polterten. Dann zischten sie wieder kurz und dann ließen sie wieder ihre Blasen poltern.
Wir Delfine lassen unter Wasser meist nur dann Luftblasen ab, wenn wir sehr, sehr aufgeregt sind und dann auch nicht so viele Blasen. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, warum die Menschen so aufgeregt waren und weil sie in all dieses Zeug eingewickelt waren, konnte ich auch nicht viel von dem fühlen, was in ihnen vorging. Meine Mutter war aber immer noch ganz entspannt, also hatte ich auch keine Angst.
Heute weiß ich, dass die Menschen sich selbst in diese Sachen einwickeln, wahrscheinlich um sich vor der Kälte des Wassers zu schützen, oder damit man sie nicht so leicht durchschauen kann. Heute weiß ich sehr viel mehr über die Menschen und auch sehr viel mehr über die eigenartigen Dinge, die sie manchmal tun, aber dazu kommen wir noch.
„Menschen sind schon eigenartig!“ meinte meine Mutter, und weil das Wort für Menschen ja ein Pfiff ist, machte sie ein Geräusch und diesmal hörte es einer der beiden Menschen. Er drehte sich zu uns um und sah uns mit großen Augen an. Sogar durch die Sachen in die er eingewickelt war, konnten Mama und ich seine plötzliche Aufregung fühlen. Jetzt war er wirklich sehr aufgeregt und machte noch mehr Blasen als vorher. Aber er hatte keine Angst oder Wut, er wollte auch nicht jagen, sondern freute sich einfach nur. Er drehte sich um und stieß den anderen Menschen an, dann zeigte er mit seiner langen Brustflosse immer wieder in unsere Richtung. Auch nachdem der andere Mensch uns schon längst gesehen hatte und auch aufgeregt Blasen machte.
„Jetzt haben sie uns bemerkt! Bleib ganz ruhig … diese hier tun nichts!“ dachte meine Mutter, aber als ich fragte, ob wir dann etwas näher heran tauchen können, hielt sie mich mit ihrer Brustflosse zurück und meinte, dafür sei ich noch nicht groß genug.

Die beiden Menschen hielten sich an ihren Brustflossen, genau wie Delfine es tun, wenn wir etwas gemeinsam machen – genau wie meine Mama und ich es in diesem Moment taten, weil wir zusammen Menschen anguckten. Wir nennen das Flosse in Flosse.
Meine Mutter war begeistert von Menschen
„Sind sie nicht toll?“ dachte sie „Sie haben Gefühle und Gedanken … genau wie wir. Und sie leben auch zusammen … genau wie wir. Wir können sie auch recht gut verstehen, aber sie weigern sich, uns zu verstehen … kein Delfin weiß, weshalb sie uns nicht verstehen wollen oder können. Vielleicht liegt es daran, dass die Menschen - im Vergleich zu uns - ein kleineres Gehirn haben und auch nicht söhren können. Wenn du größer bist, mein lieber Dellon, immer brav deine Klick-Übungen machst und lernst, richtig zu söhren, dann kannst du durch diese ganzen Sachen hindurch und direkt in ihre Körper hinein söhren. Ihre kleinen Hirne denken, ihre Herzen schlagen und ihre Lungen atmen – genau wie bei uns. Und wenn das Weibchen von den beiden einen kleinen Baby-Menschen in sich hätte, könnte ich den auch sehen. Hat sie aber gerade nicht ...“
Dann mussten wir los. Meine Mutter pfiff den anderen - die außer Sichtweite warteten - zu, dass es weiterginge und wir schwammen die Küste entlang. Ich wollte noch mal zurück zu den Menschen, die uns immer noch nachsahen, als wollten sie nicht, dass wir schon weiter schwimmen. Aber wie Mamas so sind, wollte sie mir noch viel mehr an diesem Tag zeigen und so schwammen wir schnell weiter. Das wurde allerdings auch Zeit, denn ich hatte in der Aufregung gar nicht bemerkt, dass ich mal dringend zur Oberfläche musste, um Luft zu holen. Ich konnte die Menschen noch lange hinter mir zischen und poltern hören.
Mittlerweile bin ich schon vielen dieser Tauch-Menschen begegnet und das sind wirklich die harmlosesten. Die meisten von denen freuen sich immer sehr, wenn sie uns kommen sehen. Deshalb mag ich Tauch-Menschen am liebsten.
Wir begegneten bald noch einem Menschen. Der war zwar auch in irgendwas eingepackt, aber er zischte und polterte nicht. Er machte fast keine Geräusche und tauchte, wie wir Delfine, mit einem Atemzug ab und ließ sich zurück zur Oberfläche treiben, wenn er Luft holen wollte.
Wir nennen sie Delfin-Menschen, weil diese uns von allen Menschen am Ähnlichsten sind. Aber weil sie manchmal auch unter

Wasser jagen, durfte ich nicht stehen bleiben. Meine Mama und meine Oma drängten mich schnell weiter und meinten, ich solle lieber meine Klick-Übungen machen. Aber ich wollte unbedingt noch mal den Menschen sehen, also schwamm ich nur kurz zurück, um mir den Deflin-Menschen anzusehen.
Als ich mich wieder umdrehte, waren alle anderen weg und ich konnte sie nur noch weit weg hören. Ich schwamm ihnen nach und pfiff dabei immer meinen Namen. Meine Mutter kam mir entgegen. Sie war sehr aufgeregt und besorgt und als ich sie so schnell auf mich zukommen sah, wusste ich schon: Das gibt Ärger! Ich weiß noch, wie sie schimpfte „Mach so etwas nie wieder!“
Früher hatte meine Mutter mich, wenn ich nicht brav war, auf das Seegras am Boden der Bucht gedrückt und mich nicht auftauchen lassen. Das ist für alle Delfine das Allerschlimmste – nicht zur Oberfläche zu können! Zumindest dachte ich das bis zu diesem Tag. Diesmal drückte sie mich unter Wasser und hielt mich auf dem sandigen Boden vor dem Riff fest, drückte mir ihre Stirn in die Seite und klickte dann ein paar Mal ganz laut mit ihren Positions-Lauten. Ich konnte jeden einzelnen Klick fühlen. Das war ziemlich unangenehm im Bauch! Das tat sogar richtig weh! Dann ließ sie mich an die Oberfläche zum Atmen und schwamm langsam weiter. Sie pfiff wieder ganz freundlich „Bleib immer schön bei mir! Bleib immer schön bei mir!“ Das tat ich dann auch.
Ich hatte wieder was gelernt. Ich blieb besser bei Mama, wenn sie es sagte und ich verstand nun auch, warum sie nicht wollte, dass ich mich an sie drückte, solange ich meine Klick-Übungen machte. Diese kräftigen Klicks können nämlich sehr heftig sein. Ich habe später als großer Delfin sogar gelernt, damit kleine Fische zu betäuben, damit ich sie leichter fangen kann.
Wir schwammen alle zusammen weiter die Küste entlang. Meine Tanten und meine Oma passten nun mit auf, dass ich brav an der Oberfläche bliebe, meine Klick-Übungen mache und nicht wieder alleine wegschwimme. Dann hörten wir meine großen Schwestern pfeifen „Gefahr!“. Plötzlich sollte ich ganz still sein. Meine Mutter pfiff „Haifisch!“ und dann pfiff sie immer wieder „Alle in Formation! Alle in Formation!“ Meine Mutter, meine Oma und meine Tanten kamen ganz nah an mich heran und schwammen direkt neben mir her. Meine großen Schwestern sausten blitzschnell um uns herum und versuchten, den Hai nicht aus ihren Augen und Ohren zu

verlieren. Dann konnte ich den Haifisch auch sehen. Er war wirklich groß – größer als Mama. So einen hatte ich in der kleinen Bucht noch nie gesehen und alle um mich herum waren sehr aufgeregt. Ich bekam Angst. Wenn ich diesem Hai ein wenig früher allein begegnet wäre, als ich die anderen Delfine kurz verloren hatte, wäre das sicher nicht gut ausgegangen.
Normalerweise sagen wir Delfine, das es das Problem des Haifischs ist, wenn Delfine und Haie sich begegnen. Wir sind schneller und fressen sehr viel mehr Fisch, als Haie das tun. Trotzdem können große Haie natürlich auch uns gefährlich werden, wenn wir nicht aufpassen.
Der Hai drehte seine Runden um uns herum, meine Schwestern versuchten ihn zu verjagen, aber er kam immer wieder und er sah immer mich an. Haie denken nicht so viel wie wir Delfine, aber ich konnte fühlen, dass er mich meinte und ich wusste auch, was er von mir wollte – ich sollte sein Frühstück werden.
Plötzlich kam ein stampfendes Geräusch auf uns zu. Es hörte sich an, als würde ein verletzter Delfin an der Oberfläche zappeln. Das Platschen und Klatschen kam langsam näher und je näher es kam, desto weiter entfernte sich der Hai von uns. Ich dachte schon, das sei unsere Rettung, aber meine Mutter pfiff aufgeregt „Schwimm-Mensch! Mach das nicht, Schwimm-Mensch!“
Schwimm-Menschen und Delfine begegnen sich oft. Es war aber mein erster Schwimm-Mensch und ich wusste damals noch nicht, dass diese Sorte meistens nicht sehen oder hören kann, was um sie herum vorgeht. Sie planschen einfach möglichst schnell und laut an der Oberfläche entlang und wenn sie überhaupt mal was mitkriegen, dann meist nur das, was sich über dem Wasser abspielt.
Der Schwimm-Mensch schien gar nicht zu merken, in welcher Gefahr er schwebte. Meine Mutter, die immer so viel Verständnis und Mitgefühl mit den tollen Menschen hatte, konnte das einfach nicht mitansehen. Sie änderte unseren Kurs und wir schwammen alle ein Stück, bis wir dem Menschen genau im Weg standen. Er kam auf uns zu und bemerkte uns erst, als er schon fast in uns reingeschwommen war. Dieser Mensch hatte sich nur ganz wenig eingewickelt und selbst als Baby-Delfin verstand ich, dass er sich freute uns zu sehen. Sehr sogar. Er hatte wirklich keine Ahnung und dachte überhaupt nicht daran, Angst zu haben.

Das änderte sich im nächsten Moment. Meine Oma drängte mich näher an den Menschen heran und meine Tanten tauchten ganz nah unter uns. Meine Mutter und meine Schwestern schwammen blitzschnell um uns alle herum, wobei sie mit ihren großen Schwanzflossen immer wieder aus aller Kraft auf das Wasser schlugen.
Es machte einen unglaublichen Lärm – noch viel mehr, als der Schwimm-Mensch vorher mit seinem Planschen gemacht hatte. Der Hai ging auf Abstand, aber er kreiste weiter um uns herum und wir alle konnten fühlen und hören, wie der Mensch sich erschreckte und Angst bekam … und zwar vor uns – den Delfinen, die gekommen waren, um ihn zu retten. Er fühlte sich bedrängt und wollte weg, aber das ließen meine Verwandten nicht zu. Menschen sind schon eigenartig. Er verstand überhaupt nicht, was meine Mutter und meine Schwestern machen wollten. Ich verstand es auch noch nicht, aber ich wusste wenigstens, wovor Angst gehabt werden musste.
Die kräftigen Schwanzschläge sollen dem Hai zeigen, wie stark wir Delfine sind und dass wir uns wehren können. Und das laute Platschen der Schwanzschläge auf der Wasser-Oberfläche soll andere Delfine zu Hilfe rufen – dieses laute Klatschen ist nämlich im Meer sehr, sehr weit zu hören. Zum Glück verstanden andere Delfine, was es bedeutete.
Nach kurzer Zeit waren ganz viele große männliche Delfine da, um uns zu helfen. Sie rammten den Hai mit voller Delfin-Geschwindigkeit und der verzog sich endgültig in die Tiefe. Wir entspannten uns alle – nur der Mensch nicht. Als meine Mutter, Schwestern und Tanten wieder auf Abstand gingen, nutzte er eine Lücke und schwamm ganz schnell davon. Er ging direkt ans Ufer und stand dann nur da und schaute uns nach. Er hatte den Hai wahrscheinlich nicht mal bemerkt. Menschen sind wirklich eigenartig. Zuerst schwimmen sie mit dem Haifisch, und kaum ist der Hai verscwunden und das Wasser wieder sicher, rennen sie weg. Umgekehrt wäre es doch richtig. Nicht ins Wasser gehen, solange der Hai da ist und reinkommen, wenn er weg ist – aber welcher Delfin versteht schon die Menschen?
Wir bedankten uns bei den anderen Delfinen, aber sie durften nicht mit uns schwimmen, weil sie alle große Männchen waren und solange ihre Kinder noch klein sind und nicht für sich allein sorgen

können, dulden unsere Mütter eben keine anderen Männchen in ihrer Nähe. Nicht einmal unsere großen Brüder oder Väter und ganz sicher keine Fremden.
Bei all der Aufregung hatte ich gar nicht mitbekommen, wie die Sonne aufgegangen war und nun hoch über uns stand. Um uns herum war alles blau. Wir schwammen etwas weiter raus ins tiefe Wasser, wo wir den Boden nicht mehr sehen konnten, dann hörten alle auf zu klicken. Wir konnten in der Ferne noch die Männchen hören, die natürlich weiter in der Nähe blieben, falls der Hai wieder auftauchte, aber sehen konnten wir sie nicht . Wir sahen nur noch blau. Alles war nur noch blau. Der Himmel war unten hellblau und wurde nach oben immer dunkler. Das Wasser war wie ein Spiegelbild – unten dunkelblau und nach oben hin heller. Es war als würde die Wasseroberfläche und wir mit ihr in der Mitte einer riesigen blauen Kugel schweben.
„Wie findest du das?" dachte meine Mutter und ich konnte überhaupt nicht antworten, so überwältigt war ich von diesem Gefühl. Ich schwebte schwerelos in diesem unglaublichen Blau und verstand endlich, warum alle größeren Delfine immer so glücklich waren, wenn sie vom tiefen, blauen Meer schwärmten und mir immer gesagt haben, dass sie es mir einfach nicht erklären konnten und ich schon warten müsse, bis sie es mir zeigten: Das wirklich durch und durch blaue Meer.
Leider dauerte der Spaß an diesem Tag weniger lange. Sehr nah an der Küste standen hohe Überwasser-Berge und als die Sonne hinter denen verschwunden war, wurde aus dem Blau schnell wieder ein grün und dann ein grau. Ohne blauen Himmel und tiefes Wasser ist Meer auch nicht so schön blau.
Wir sind noch mehr Menschen an diesem Tag begegnet – zuerst den Boot-Menschen. So wie die Tauch-Menschen sich Luft zum Atmen mit ins Wasser nehmen, nehmen sich die Boot-Menschen einfach ein Stück trockenes Land mit auf das Wasser, damit sie nicht nass werden.
Das finden wir Delfine wirklich faszinierend. Wir kennen ja beide Welten und wissen, dass das Leben im Wasser doch viel besser und leichter ist, als in der Luft. Wir sind schwerelos, bis wir auf dem Trockenen liegen. Was für ein Gewicht das außerhalb des Wassers ist! Und Sehen oder Hören und vor allem Söhren funktionieren doch in der dünnen Luft auch nur ganz schlecht. Wir Delfine können ja

sehen, wann die Menschen auf unsere Worte reagieren und sie hören und sehen wirklich nur einen ganz kleinen Teil von dem, was wir sagen. Und wir sagen ja eine ganze Menge, nicht nur, wenn die Tage im Sommer länger sind.
Meine Mutter warnte mich damals vor den Boot-Menschen. Ihre Boote werden von ganz schnell drehenden Schwanzflossen angetrieben, die sehr gefährlich für Delfine an der Wasser-Oberfläche sein können. Und wir sind ja meistens in der Nähe der Oberfläche.
Heute bin ich ja schon ein erfahrener Delfin und mit meinen Jungs spielen wir oft vor den Booten, denn das blaue Meer unter dem blauem Himmel ist noch schöner, wenn wir Delfine uns nicht so anstrengen müssen, um durch diese blaue Kugel zu fliegen. Es macht wirklich große Freude, weil das Wasser, das so ein Boot vor sich herschiebt, uns dann einfach mit schiebt.
Meine Mutter warnte mich aber auch vor den Booten, weil manche davon große Netze hinter sich herziehen, in denen sich ein Delfin leicht verfangen und einwickeln kann.
Meine Tanten erzählten, dass sie schon mal in so einem Netz waren. Aber nicht eingewickelt, sondern sie sind extra hineingeschwommen, um die Fische zu essen, die auch noch alle darin herumgeschwommen sind. Meine Tanten fanden es sehr lustig, dass die Menschen, die das Netz ausgelegt hatten, um Fische zu fangen, nicht verstanden, weshalb die Delfine nicht herausgesprungen sind. Komisch, nicht? Da haben sie den ganzen schönen Fisch da drin und wundern sich, warum die Delfine noch einen Moment bleiben wollten. Meine Tanten konnten ihnen ja ansehen, dass die Menschen keine Delfine fangen wollten, sondern auch nur den Fisch. Meine Tanten haben lachend erzählt, dass sie immer wieder abwechselnd gepfiffen hatten „Wartet! Nur einen noch!“ Irgendwann hatten die Menschen dann das Netz ein kleines Stück aufgemacht ... die Delfine hatten verstanden, dass sie nun wirklich genug gefressen hatten und in dem schönen Netz voller Fische nicht mehr erwünscht waren. Die Menschen teilen nicht mehr so gern wir es tun.
Die alten Delfine, wie meine Oma, erzählen, das es früher anders gewesen ist. Die Alten sagen, dass damals die Delfine überall auf der Welt mit den Menschen gemeinsam gefischt haben. Delfine haben die Fische aus dem Meer in die Netze der Menschen

getrieben, wenn die an der Küste warteten. Die Menschen haben dann die Fische alle gefangen und an Land gezogen, aber sie haben den Delfinen immer einen fairen Anteil abgegeben. Das funktionierte aber nur, solange sie keine Boote benutzten und selbst zu uns ins Wasser kamen. Heute gibt es nur noch wenige Menschen, ganz weit weg in den südlichen Meeren, die mit Delfinen zusammen fischen. Im Nordosten soll es dagegen so schlimm geworden sein, dass die Menschen den Delfin als Feind sehen, der ihnen ihre Fische wegschnappt. Deswegen fangen die Menschen dort auch tausende Delfine. Dabei fangen sie doch schon mehr Fisch, als sie brauchen. Aus den meisten Booten fliegt fast alles, was sie rausziehen nach einer Weile wieder über Bord – dann ist es aber alles schon tot und wenn keine Delfine oder Haie in der Nähe sind, um es zu fressen, dann verfault alles irgendwo in den Tiefen, in die wir nicht tauchen können.

Es wird überhaupt immer schlimmer mit den Menschen. Die schlimmsten Dinge, die sie heute in den Meeren tun, meinen sie wahrscheinlich gar nicht böse. Sie scheinen nur einfach mit ihren kleinen Gehirnen nicht genug über das nachzudenken, was sie tun. Sie machen eine Menge Dreck im Meer und wenn sie im Meer nicht genug zum Dreck machen finden, dann bringen sie Dreck und Abfall und Gift auch vom Land ins Meer. Und sie machen so viel Krach mit all ihrer Technik, dass Delfine an manchen Stellen ihre eigenen Worte nicht mehr verstehen – im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Menschen haben es eben sehr schwer in der dünnen Luft da draußen und vieles, was für uns Delfine ganz normal und alltäglich ist, müssen sie technisch lösen. Dadurch verlieren sie die uralten Fähigkeiten, die fast alle Tiere im Wasser so oder anders haben. Wir nennen es die Verbindung. Die Verbindung erlaubt mir zu spüren, wenn mich ein Hai von hinten schief ansieht, oder zu fühlen, dass ein Mensch sich über mich freut oder vor mir Angst hat. Die Menschen konnten das anscheinend früher auch, aber sie verstehen nicht mehr, was andere Wesen ihnen sagen wollen. Oder es kümmert sie einfach nicht.

Am Abend meines ersten Tages im Meer wollte mir meine Mutter zeigen, wie schlimm diese Verbindungslosigkeit bei Menschen sein kann. Wir besuchten eine Stelle, an der ältere Delfine freiwillig Menschen halfen, sie erforschten und dafür bei ihnen in einer

großen Bucht hinter einem langen Netz lebten. Die Menschen glaubten zwar, die Delfine könnten nicht weg, aber sie waren doch freiwillig da, denn natürlich springen wir auch aus Netzen, wenn wir das wollen. Wir können sehr hoch und sehr weit über das Wasser springen. Meistens sind eben noch so viele leckere Fische in dem Netz, dass wir noch bleiben wollen, wie meine Tanten.
Aber wir sind eben durch unsere Fähigkeiten auch sehr mitfühlende Wesen. Wir können mit dem Söhren nicht nur wirklich in andere Wesen hineinschauen und so vor der Geburt eines Delfin-Babys schon söhren, ob es auch richtig herum in seiner Mama liegt. Wir können uns mit unserem großen Gehirn auch sehr gut in andere Wesen hineinversetzen und verstehen, was sie fühlen.
Die älteren Delfine in der abgesperrten Bucht machten genau das. Sie erforschten Menschen und diese Menschen schienen zumindest verstanden zu haben, dass wir gerne helfen wollen und können. Die Delfine erzählten uns durch das Netz von den schlimmen Fällen, die sie jeden Tag behandelten. Es gab Menschen, die sogar ihre Verbindung zu anderen Menschen verloren hatten. Sie sprachen nicht mal mehr ihre eigene kleine Sprache mit den anderen Menschen. Die älteren Delfine in der Bucht verstanden jeden einzelnen ihrer Patienten und konnten sehen, was mit diesen kranken Menschen los war. Und es war fast immer die Verbindung, die kaputt war – nur noch schlimmer, als bei den 'normalen' Menschen. In fast allen Fällen halfen einfach nur die Zuneigung und Konzentration auf den Kranken, um ihm zu helfen. Es dauerte manchmal sehr lange, bis die Verbindung wieder aufgebaut war und die Kranken wieder sprachen. Die Delfine hinter dem Netz sagten, die Menschen könnten es mit ihren kranken Menschen selbst viel besser machen, aber sie nahmen sich nie genug Zeit, um sich wirklich auf ihre Kranken zu konzentrieren und ihre Zuneigung zu ihnen durch nichts ablenken zu lassen. Deshalb ließen sie es lieber die geduldigen älteren Delfine tun, die dafür auch noch mit Fisch entlohnt wurden und die es immer irgendwann schafften, mit den Kranken Verbindung aufzunehmen und sie schließlich mit kaum mehr als viel Aufmerksamkeit zu heilen. Die Delfine konnten jeden Tag das tun, was sie am liebsten taten: den geheimnisvollen Menschen erforschen und ihm dabei helfen. Wir sind eben mitfühlend, also helfen wir gern.

Es werden auch dauernd Schwimm-Menschen gerettet, ohne dass ein Hai in der Nähe ist. Die Menschen müssen manchmal sogar vor dem Wasser selbst gerettet werden, denn die Menschen schwimmen nicht nur immer ziemlich langsam, sondern auch selten sehr lange. Sie sind die Schwerelosigkeit nicht gewohnt und strampeln wie an Land … bis sie zu müde sind, ihr Atemloch über Wasser zu halten.
An diesem Abend, nach meinem ersten Tag im Meer, fasste ich den Entschluss, später auch ein Menschen-Forscher zu werden.
Und nun, neun Sommer später ist es fast so weit.
Ich ziehe noch ein Jahr durch die Meere und suche mir eine nette Delfin-Dame zum heiraten, und während sie unser Baby aufzieht, wobei wir Delfin-Männchen ja nicht helfen dürfen, mache ich irgendwo ganz allein Menschen-Forschung.
Viele von uns Delfinen widmen ihr ganzes Leben dem Studium der Menschen. Sie verbringen Wochen, Monate und Jahre allein an den Küsten der Meere und versuchen mit Menschen Kontakt aufzunehmen, mehr über sie zu lernen, um sie vielleicht irgendwann sogar richtig verstehen zu können.
Wir Delfine wissen noch sehr wenig über die Menschen, ihre Verhaltensweisen oder ihre Leben, denn das geschieht für uns Delfine unerreichbar auf den Weiten des trockenen Landes und damit außerhalb unserer eigenen Welt. Vielleicht wird sich das irgendwann ändern, wenn die Menschen so weit sind, wieder ins Wasser zurückzukehren, wie es auch die Vorfahren der Delfine einst taten, weil sie schwerelos sein wollten.
In der Nacht nach diesem ersten aufregenden Tag im Meer döste ich an der Oberfläche und träumte. Ich träumte, dass ich der erste Delfin-Forscher sei, der einen klugen Menschen dazu bringt, uns wieder zu verstehen.
Diesen Traum habe ich nie aufgegeben und wer weiß? Vielleicht wird er ja irgendwann wahr … .

Den kleinen Delfin gibt es wirklich. Damals, in der ersten Woche des Jahres 2006 schwamm er als kleiner Delfin nur mit seiner Mama ganz nah an ein Riff.

Über Wasser heißt dieser Ort Lighthouse-Reef oder Leuchtturm-Riff und liegt vor dem damals noch recht kleinen Ort Dahab im Golf von Aqaba.

Ganz früh am Morgen, zum Sonnenaufgang, machten sich am Strand zwei Taucher bereit und gingen vor allen anderen ins Wasser, wo sie dem kleinen Delfin und seiner Mutter begegneten. Frag doch mal Deine Mama – sie war nämlich dabei, als wir diesem Delfin begegnet sind … er hatte ein kleine Delle in der Rückenflosse.

Mittlerweile ist er hoffentlich ein großer Delfin, der mit seinen Freunden fröhlich grinsend die Meere unsicher macht. Vielleicht begegnest Du ihm irgendwann … dann denk doch bitte kurz an mich – das ist dann ein Delfin-Gruß von mir durch Dich an ihn.

Vor Dellon hatte ich das große Glück immer wieder viele, viele und manchmal auch einzelne Delfine zu treffen … aber das sind andere Geschichten, die ich Dir in andere Büchern geschrieben habe, die Du später bekommst.

Zwei Löwen kämpfen in jedem von uns



Sein Großvater hatte ihm erzählt, dass in jedem Menschen zwei Löwen miteinander um die Macht über den Menschen kämpfen.
Der eine Löwe ernähre sich von Wut und Ärger, von Neid und Eifersucht, von Sorgen und Selbstmitleid, von Egoismus und Gier, von Lügen und Missgunst und von Arroganz und Überheblichkeit.
Der andere Löwe ernähre sich von Liebe und Güte, von Freude und Mitgefühl, von Frieden und Hoffnung, von Gelassenheit und Großzügigkeit, von Dankbarkeit und Treue und von Vertrauen und Wahrheit.
Er wollte von seinem Großvater wissen, welche Löwen die stärkeren seien und gewinnen würden und sein Großvater hatte geantwortet, dass immer der Löwe gewinnt, der von seinem Menschen am meisten gefüttert wird.

Möwe Martin



Die Sonne ging auf über der kleinen, rot-braunen Insel, die eine Mütze aus saftig grünen Wiesen zu tragen schien und die von ihren menschlichen Bewohnern heute Helgoland genannt wird – damals aber nannten die Menschen ihre Insel nur 'Deät Lunn', was 'Das Land' bedeutet.
Hoch über der Insel kreiste eine einzelne Möwe. Sie wusste nicht, wie die Insel hieß und die Leute dort unten wussten nicht, dass die junge Möwe da oben auf den Namen Martin hörte. Das kleine Stück Land unter ihm, das Meer drum herum und die Luft darüber – das war Martins ganze Welt. Er kreiste in einem Aufwind und stieg höher und höher. Tief unter ihm kreischte die Sonnenaufgangs-Schicht der Möwen und stritt sich um ein paar Fische, die von den Booten der Menschen aus zurück ins Wasser geworfen wurden. Das interessierte Martin nicht. Er sah nicht einmal hin, denn er hatte etwas anderes, etwas besseres vor.
Martin verlagerte sein Gewicht, nahm den einen Flügel ein wenig nach oben und den anderen ein wenig nach unten. Dadurch kippte er sanft zur Seite und blieb schräg in der Luft. Ganz langsam begann sich die Insel unter ihm zu drehen, als er eine weite Kurve flog. Kaum zeigte sein Schnabel auf die winzige und unbewohnte Nachbarinsel, hielt er seine Flügel wieder gerade und ging in einen langsamen Sinkflug über. Martin segelte über den kleinen Kanal zwischen den beiden Inseln, kippte wieder in eine lange Kurve und drehte eine Runde über der zweiten Insel. Er konnte wenige vereinzelte Möwen erkennen. Die Nachbarinsel hatte keine Klippen und war eigentlich nur ein großer Haufen Sand im Meer. Hierher wurden die ausgestoßenen Möwen verbannt. Niemand würde ihn hier beobachten oder stören, wenn Martin seine Experimente durchführte.
Heute stand der Strömungsabriss auf seinem Programm. Ein 'Strömungsabriss' oder 'Abschmieren' passierte immer dann, wenn Martin zu langsam flog, und zwar so langsam, dass seine Flügel ihn nicht mehr tragen konnten. Dann würde er nicht mehr vorwärts fliegen, sondern abwärts fallen. Möwen passierte so etwas nur ganz am Anfang, wenn sie als junge Küken das Fliegen erlernten. Für eine erwachsene Möwe war ein Strömungsabriss eine Schande. Aber nicht für Martin – für ihn war es eine Übung. Er wollte alles über das Fliegen lernen und er fand, dass ganz langsames Fliegen eine der wesentlichen Grundlagen ist.

Er wollte genau wissen, wie langsam er wirklich fliegen konnte. Er wollte alles über das Fliegen ganz genau wissen. Er segelte über den großen Sandhaufen der Nachbarinsel in eine kleine geschützte Bucht und über dem Wasser begann er seinen Langsamflug. Um die Geschwindigkeit abzubauen, drehte er sich gegen den Wind und klappte seine großen Schwimmfüße aus. Normalerweise wurden die Füße erst kurz vor der Landung ausgefahren und Martin spürte sofort, warum das so war. Der Fahrtwind zog und zerrte an seinen Füßen und ein starkes Zittern ging durch seinen Körper. Er merkte, wie er langsamer und das Zerren an seinen Füßen weniger wurde. Er nahm seinen Schnabel langsam hoch, wodurch er in einen sachten Steigflug überging und dadurch noch langsamer wurde. Der Fahrtwind streichelte seine Füße nur noch und aus dem Rauschen in seine Ohren war ein leises Flüstern geworden. Martin hatte das Gefühl, er würde beinahe in der Luft stehen.
„Das ist noch besser, als ich es mir vorgestellt habe" dachte Martin und lächelte zufrieden. Dann, ganz plötzlich und ohne Vorwarnung, begannen sich die Federn seiner Flügel zu kräuseln. Strömungsabriss! Martin schmierte ab, kippte nach hinten. Der Fahrtwind nahm sehr schnell wieder zu, aber nun schien er genau von unten nach oben zu wehen – Martin flog nicht mehr, er fiel … immer schneller. Der Wind verfing sich in seinem rechten Flügel und wirbelte ihn rechts herum. Dann drückte sich der andere Flügel im Wind und schleuderte ihn anders herum. Hin und her drehend trudelte er völlig unkontrolliert. Er fiel eben noch mit dem Schnabel nach oben und im nächsten Moment zeigte sein Schnabel wieder ins dunkle Wasser unter ihm. Der Horizont drehte und kippte immer wieder und so schnell, dass Martin schwindelig wurde. Das ganze dauerte nur drei oder vier Sekunden.
Unsanft und eigentlich jeder erwachsenen Möwe unwürdig, klatschte er ins Wasser. PLATSCH! Martin richtete sich sofort wieder auf, schüttelte sich und schwamm noch einen Moment auf den kleinen Wellen. „Ich muss es in größerer Höhe versuchen" dachte er zuversichtlich.
Martin war es überhaupt nicht peinlich, ins Wasser gestürzt zu sein. Wollte er etwas Besonderes ausprobieren, musste er sich mit Rückschlägen abfinden. Das war der Preis, den er zu zahlen bereit war, wenn er nur etwas über das Fliegen davon lernen konnte. Martin wollte einfach alles über das Fliegen erfahren.

Für die anderen Möwen in seinem Schwarm war das Fliegen nur Mittel zum Zweck. Ihnen reichte es, wenn ihre Flügel sie raus aufs Meer zum Essen und wieder zurück nach Hause brachten. Sie flogen, um zu essen.
Martin aß nur, um zu fliegen. Er war vom ersten Tag an fasziniert davon, lautlos durch den Himmel zu gleiten. Als er in seiner ersten Flugstunde zum allerersten Mal mit ausgebreiteten Flügeln von den rot-braunen Klippen auf der Sonnenseite der großen Insel gesprungen und durch die Luft gesegelt war, hatte er sich verliebt. In den Himmel, in die Luft und in das Fliegen.
Für ihn war es nicht nur Fortbewegung, für ihn war es Freiheit. Mehr als alles andere liebte Martin das Fliegen. Ihm war klar, dass ihn das bei den anderen jungen Möwen nicht sehr beliebt machte. Sie hielten ihn im besten Fall für eigenartig und die meisten dachten, er sei verrückt.
Auch seine Eltern waren nicht glücklich darüber. „Warum nur," hatte seine Mutter ihn immer wieder traurig gefragt „warum nur, kannst du nicht wie die anderen Möwen sein. Warum kannst du nicht einfach normal sein?" Sein Vater hatte seinen Flügel um Martins Schulter gelegt und ihm den väterlichen Rat gegeben, sich mehr Gedanken um den Fisch zu machen und weniger um das Fliegen „Sieh es doch ein," hatte Martins Vater besorgt gesagt „das Fliegen kann dich nicht satt machen. Wir Möwen ernähren uns von Fisch, das ist seit jeher Tradition und Fisch fliegt nicht durch die Luft. Wenn du etwas lernen willst, dann lerne nicht fliegen, sondern essen. Du musst mehr essen, denn bald werden die Tage wieder kürzer, dann ziehen sich die Fische in tieferes Wasser zurück und die Boote der Menschen fahren auch nicht mehr so oft raus aufs Meer! Sei vernünftig und nutze das Fliegen nur, um essen zu holen."
Auch der Ältesten-Rat seines Schwarms hatte Martin zu einem Gespräch gebeten und ihn deutlich gewarnt. „Es ist ein gefährlicher Weg, den du da gehst" hatte der Vorsitzende ihm gesagt „Alles, was vom Normalen abweicht, bringt Unruhe in den Schwarm, und alles, was Unruhe bringt, ist gefährlich für den ganzen Schwarm. Deshalb ist es wichtig, dass sich jede einzelne Möwe normal verhält!" Martin hatte nichts geantwortet und nur brav genickt. Er wollte ja keinen Ärger machen oder die Anderen gefährden. Er wollte doch nur mehr über das Fliegen erfahren, weil er sich sicher war, dass es für alle Möwen von Vorteil wäre. Aber dem Rat der Ältesten Möwen wurde

nie widersprochen. Martin beschloss brav zu sein und nicht zu versuchen, mehr über das Fliegen zu lernen, als er schon wusste. Er sagte sich, dass es schon richtig sei, nicht zu fliegen, wenn es alle so glücklich machte – alle, außer ihm selbst. Aber wenn viele Möwen glücklich waren, weil eine Möwe traurig war, dann musste er eben dieses Opfer bringen und freiwillig die traurige Möwe sein. Martin hatte es wirklich versucht.

Er war morgens mit der Sonnenaufgangs-Schicht des Schwarms aufs Meer hinaus geflogen. Mit den Anderen und genauso wie die Anderen: Nicht zu hoch und nicht zu tief. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Die Kurven nicht zu eng und nicht zu weit. Er hatte dann stundenlang mit den Anderen gekreischt, sich um die toten Fische gestritten, die die Menschen von ihren Booten warfen. Martin hatte sich sogar freiwillig für die Mittags-Schicht und die Sonnenuntergangs-Schicht gemeldet. Er hatte sich angepasst und war zwar immer satt, aber auch so unglücklich gewesen, dass er sich nach einer Woche weggeschlichen hatte und nun hier in der Bucht der Nachbarinsel schwamm. Heimlich. Hungrig. Glücklich und zufrieden.

„Wenn ich es aus größerer Höhe probiere und unkontrolliert ins Wasser stürze, könnte ich mir wirklich weh tun. Ich könnte mir den Flügel brechen … ich könnte mir sogar den Hals brechen“ sagte sich Martin. „Aber ich muss doch wissen, wie langsam ich wirklich fliegen kann!“ erwiderte er sich selbst „Vielleicht sollte ich die Höhe nur ganz langsam steigern, bis ich mehr über den Strömungsabriss weiß und gelernt habe, nicht mehr unkontrolliert ins Wasser zu fallen.“ Martin wartete auf die nächste Welle, und als sie unter ihm hindurchlief und er ganz oben auf dem Wellenberg war, stieß er sich mit seinen großen Schwimmfüßen kräftig ab. Sein Körper hob sich ein ganzes Stück weit aus dem Wasser, er breitete seine Flügel aus und genau in dem Moment, als er sich auf der anderen Seite der Welle wieder nach unten bewegte, schlug er seine ausgebreiteten Flügel einmal kräftig nach unten. Sein ganzer Körper hob sich sanft aus der Welle, die hinter ihm weiterlief. „Eleganter Start, Martin!“ lobte er sich und kippte nach links, bis er den Schnabel in den Wind gedreht hatte. Drei, vier, fünf kräftige Flügelschläge später spreizte er die Federn seiner Flügel und ließ sich segelnd vom Wind höher tragen.

Martin maß alle Längen, Entfernung und Höhen in Spannweiten. Die Länge der ausgebreiteten Flügel von einer Spitze zur anderen war eine Spannweite und die entsprach bei Martin etwa einem Meter. Als er wieder etwa fünfzig Spannweiten Höhe erreicht hatte, steuerte sich Martin zurück über die kleine Bucht am Sandhügel und versuchte es erneut.
„Füße raus!“ - „Füße sind draußen!“ Zittern. „Schnabel hoch!“ - „Schnabel ist oben!“ Steigflug. Der Fahrwind wurde wieder zum Flüstern. Langsam. Langsamer. Immer noch langsamer. Er stand fast in der Luft und nahm den Schnabel wieder runter. Er hatte das Gefühl, wieder ein ganz klein wenig Fahrt aufzunehmen. Er nahm den Schnabel wieder zurück und wurde wieder langsamer. Martin hatte es unter Kontrolle! Mit ganz kleinen Auf- und Ab-Bewegungen seines Schnabels konnte er seine Geschwindigkeit, die sogar für ihn selbst kaum noch wahrnehmbar war, kontrollieren. Es war großartig. Er segelte einfach mit weit ausgebreiteten Flügeln und gespreizten Federn in der Luft - genau in der langsamsten Geschwindigkeit, die ihm möglich war. Er hatte das Gefühl, die Zeit stünde still. Er hatte ein Gefühl von Perfektion. „Du hast es, Martin!“ jubelte er innerlich.
In diesem Moment kräuselten sich seine Federn. „Vogeldreck!“ dachte Martin noch, dann fiel er schon nach unten. Wieder verfingen sich seine Flügel unkontrolliert in dem Wind, der da immer schneller von unten nach oben zu wehen schien. Er drehte sich rechts herum, dann von unten nach oben, links herum, dann von oben nach unten. PLATSCH! Martin rappelte sich im Wasser wieder auf, schüttelte sich und startete mit der nächsten Welle erneut. „Diesmal konzentriere dich, Martin!“ dachte er auf dem Weg nach oben und dann über der Bucht dachte er gar nichts mehr. Er konzentrierte sich, klappte die Füße aus, nahm den Schnabel hoch, verlangsamte sich, bis er fast stand. Für einen Augenblick genoss er, wie die Zeit still zu stehen schien. Dann wurden seine Augen vor Entschlossenheit zu schmalen Schlitzen und er nahm den Schnabel weit hoch.
Er stand für einen Augenblick ganz still, die Zeit hielt noch einmal kurz an, dann schmierte er ab und fiel. Aber diesmal hatte er es erwartet. Er hatte sogar selbst bestimmt, wann es passieren würde, und so war er nicht überrascht, sondern weiter voll konzentriert. Er spürte den Wind seines Falls, dann das erste leichte Zerren des

Windes an seinem linken Flügel. „Flügel rein!“ Er legte die Flügel ganz an. „Flügel in Parkposition!“ Möwen hatten ihre Flügel in der Luft nie in Parkposition. Am Boden fast immer, aber in der Luft niemals!
Beim Sturz aber half es Martin nun, die Kontrolle zu behalten. Er drehte sich nicht wild um die eigenen Achsen, sondern er fiel einfach. Er fiel wie ein Stein fiel, wenn er von den Klippen rollte, in denen Martin wohnte. Er spreizte nur eine seiner Federn des linken Flügels in den Wind und sofort begann er sich langsam links herum zu drehen. Er drehte sich aber auch noch weiter, als er die Feder wieder einklappte. Er spreizte - nur kurz - eine Feder am rechten Flügel ab und sofort hörte die Drehung auf. Er kontrollierte seinen Sturz! Er hatte wieder etwas gelernt! PLUMPS!
Diesmal war er viel schneller gefallen. Und mit dem Schnabel zuerst eingetaucht. Der Aufprall auf dem Wasser hatte gar nicht wehgetan! Er war einfach durch die Oberfläche geglitten und rauschte nun tief in das Wasser hinein. Glücklicherweise hatte er vor Schreck die Luft angehalten.
Plötzlich sah er den von Algen bewachsenen Grund der Bucht auf sich zurasen. Erschreckt breitete er seine Flügel aus und war sofort erstaunt, wie gut diese im Wasser abbremsten. Viel schneller, als er es bei dieser Geschwindigkeit in der Luft geschafft hätte, kam er - kurz vor dem Grund - zum Stehen. Und dann kam ihm, dort unten im Meer in fünf oder sechs Spannweiten Tiefe, ein Idee. Während die Luft in seinen Federn ihn sanft zurück zur Oberfläche trug, wurde aus der Idee ein Entschluss. An der Oberfläche schüttelte er sich kräftig, atmete tief durch und startete zurück in seinen geliebten Himmel. Der Aufwind wurde von der steigenden Sonne verstärkt und Martin ließ sich diesmal etwas höher tragen.
In etwa hundert Spannweiten Höhe balancierte er sich aus und ließ sich wieder fallen. Mit eingeklappten Flügeln wartete er einen Moment des Sturzes ab, bis er ausreichend schnell geworden war. „Flügel raus!“ Er klappte beide Flügel vorsichtig und genau gleichzeitig aus. FLOBB! machten seine Flügel, als der Wind sich in ihnen fing und sie mit seiner ganzen Kraft sofort voll ausklappte, ohne das Martin etwas tun musste. „Flügel sind raus!“
Er flog wieder. Er war unkontrolliert abgestürzt und hatte sich wieder gefangen. „Das ist es, Martin!“ jubelte er und vergaß für einen kurzen Moment, dass er zwar flog, aber immer noch in einem

steilen Sturzflug auf das Wasser zuraste. Er musste schnell abbremsen „Füße raus!“ - „Füße sind draußen!“ Aber es war schon zu spät. Viel zu schnell und viel zu steil setzte er auf der Oberfläche des Wassers auf. Seine Schwimmfüße tauchten viel zu tief ein und seine rasend schnelle Vorwärtsbewegung wurde jäh gestoppt. Er kippte nach vorn und schlug mit dem Schnabel im Wasser auf. KLATSCH! Nun kamen sofort seine Füße wieder aus dem Wasser und er rollte und überschlug sich noch zwei Mal, bevor er wieder ruhig auf den Wellen schaukelte.

Eine einsame Möwe lachte am Ufer. Martin schüttelte das Wasser ab und rief „Was lachst du?“ und die alte Möwe krächzte vom Strand zurück „Und was machst du?“ Martin setzte seine großen Schwimmfüße in Bewegung und paddelte auf die Möwe am Ufer zu. „Ich lerne Fliegen!“ sagte er nur und wusste schon in dem Moment, in dem er es gesagt hatte, dass es für einen Fremden natürlich verrückt klingen musste, wenn der nichts von Martins Leidenschaft wusste. Eine junge, aber voll ausgewachsene Möwe wollte noch einmal fliegen lernen.

Die alte Möwe aber krächzte nur „Sieht mehr aus, als würdest du abstürzen lernen!“ Martin zuckte mit den Flügeln und sagte traurig „Ich weiß, ich bin verrückt!“ Die andere Möwe lachte wieder „Nein, du bist nicht verrückt. Du bist nur überzeugt. Du bist überzeugt, dass Du etwas auf der Spur bist und du willst nicht aufgeben, dieser Spur zu folgen, bis du weißt wo sie hinführt. Was glaubst du, warum ich hier auf der Sanddüne rumsitze und nicht bei den anderen Möwen an den Klippen auf der Hauptinsel …?“ Martin zuckte wieder mit den Flügeln „Du bist aus dem Schwarm verbannt worden?“ fragte er und wusste schon, dass es die richtige Antwort war.

Auf der kleinen Insel gab es nur Ausgestoßene … und Martin, der das ausnutzte, um hier heimlich an seinem Wissen über das Fliegen zu arbeiten. Die alte Möwe breitete ihre Federn aus, schüttelte sich kurz, um wieder Luft zwischen ihre Federn zu bekommen, dann legte sie die Flügel wieder an und lächelte zu Martin herüber. „Kannst du drauf wetten, dass sie mich verstoßen haben … weil ich Algen gegessen habe.“ Martin sah die andere Möwe verwundert an „Das machen doch alle manchmal im Winter, wenn es nicht genügend Fische gibt!“ Die alte Möwe kicherte „Ich esse aber immer nur Algen!“ Martin sah sie einen Moment an, dann

zuckte er wieder mit seinen Flügeln und sagte „Wenn wir überzeugt sind, dass wir einer richtigen Spur folgen …“ Die alte Möwe fragte „Woher kommt dein Interesse am Fliegen?“ Martin lächelte. Er hatte sich diese Frage selbst schon oft gestellt.
„Ich war schon vom Fliegen fasziniert, seit ich meinem Vater das erste Mal dabei zusehen konnte. Wie er seine Flügel ausbreitete, sich mit einem Lächeln von der Klippe abstieß und einfach durch die Luft davonsegelte – überall hin, wo immer er auch hin wollte, während ich allein zurückbleiben musste“ Martins Augen bekamen einen verträumten Ausdruck … dann schüttelte er kurz den Kopf und sagte „Mein Vater flog aber nur kurz um die Ecke, um etwas Fisch zu essen, den er mir fünf Minuten später als Frühstück hochwürgte! Ich dachte immer, dass meine Liebe für das Fliegen daher kommt, dass ich ihn fliegen gesehen habe. Aber ich glaube mittlerweile, dass es noch viel früher angefangen hat. Als ich noch ein Küken war und mir meine Eltern erzählten, dass gute Möwen in den Möwen-Himmel kommen, wo sie immer fliegen können und dass böse Möwen in die Möwen-Hölle kommen, wo sie nie mehr fliegen dürfen ...“ Martin ließ weg, dass seine Eltern auch gedroht hatten, in der Möwen-Hölle müssten alle immer nur Algen fressen. Die alte Möwe lachte und sagte „War bei mir so ähnlich. Die Fische haben mir leid getan, weil meine Mutter mir als Küken immer gesagt hat, ich soll mit den noch lebenden Beutefischen nicht so lange rumspielen, sondern sie einfach fressen. Weil die kleinen Fischchen auch Angst und Schmerz empfinden würden. Von da an hab ich immer weniger lebende Fische gegessen und nachdem ich voll ausgewachsen war, hab ich nach einem besonders langen Winter einfach weiter Algen gegessen. Manchmal esse ich noch die toten Fische, wenn die Menschen sie zurück ins Wasser werfen, aber ich kann selbst keinem Fisch mehr wehtun … warum glaubst du weiter ans Fliegen?“
Martin sah ins Wasser und sagte leise „Ich weiß es nicht … ich habe einfach immer das Gefühl, dass es doch mehr im Leben geben muss, als immer nur hin und her zu flattern, um abwechselnd zu essen und zu schlafen. Und ich glaube ganz fest, dass das Fliegen der Schlüssel ist, dieses Mehr im Leben zu finden ...“ Die andere Möwe grinste Martin an und krächzte „Aha! Willst du zu anderen Ländern fliegen?“ Martin starrte die alte Möwe nur an. Diese nickte und fragte noch einmal „Willst du das?“

Martin starrte noch einen Moment und dann fragte er langsam „Es gibt noch andere Länder … außer unseren beiden Inseln?“ Jetzt staunte die alte Möwe. Aber nur einen Moment, dann nickte sie und sagte „Richtig, du bist ja viel zu jung. Als ich in deinem Alter war, haben wir jungen Möwen mit unseren Eltern noch Ausflüge zu anderen Ländern gemacht. Ich kenne nur ein anderes Land, aber als ich dort war, konnte ich noch weitere Länder sehen...“ aufgeregt unterbrach Martin „Warum fliegt niemand mehr zu anderen Ländern?“ Die alte Möwe seufzte „Die Ältesten haben es verboten! Sie waren der Meinung, der Kontakt zu fremden Schwärmen bringe zu viel Unruhe und damit zu viele Gefahren für unseren Schwarm.“ Martin nickte wissend.

„Als ich in dem anderen Land war,“ fuhr die alte Möwe fort „lernte ich eine junge Möwe kennen. Sie war wunderschön und hat sich rührend um mich gekümmert, als ich nach meinem ersten Langstreckenflug mit einen Krampf in den Schultern direkt vor ihrer Klippe notlanden musste.“ Die alte Möwe sah verträumt aufs Meer hinaus und sagte leise „Sie war die tollste Möwe, die ich je getroffen habe … wir verliebten uns und wie das so ist, erwarteten wir irgendwann ein gemeinsames Ei. Ihre Familie wollte, dass sie das Ei in ihrem Land ausbrütet, meine Familie wollte, dass sie in unser Land umzieht … es gab einen Streit und ihre Familie beschloss, sie in ein fremdes Land wegzubringen – kurz bevor das Ei kam. Ich habe mein Küken nie gesehen ...“ Die alte Möwe stockte und schluckte. Eine Träne lief über ihren Schnabel. Dann schüttelte sie sich und sagte „ … ist vielleicht auch besser so gewesen. Wenn ihre Familie sie erst weggebracht hätte, nachdem ich das Kleine schon gesehen und in meinen eigenen Flügeln gehalten hätte, dann wäre der Schmerz heute sicher viel größer ...“ Die alte Möwe drehte sich kurz um und Martin konnte sehen, wie ihre Schultern leicht zitterten. Ohne sich wieder zurück zu drehen, krächzte sie nur „Ich habe dich schon lange genug von deinem Fliegen abgehalten … und ich muss auch wieder etwas essen. Möwen müssen sehr viele Algen essen, wenn sie sich davon ernähren wollen. Ich muss eigentlich schon längst wieder Algen abweiden, sonst kann ich heute Nacht vor Hunger nicht schlafen.“ Die alte Möwe trippelte schnell davon „Viel Glück!“ rief sie noch über ihre Schulter „... und Hals und Beinbruch, dass du nicht abstürzt!“

Martin sah der Möwe einen Moment nach, dann sah er nach oben, drückte sich aus dem Wasser, öffnete die Flügel und war mit zwei kräftigen Flügelschlägen schon wieder in den Wind gedreht und auf dem Weg in die Höhen, die ihm die Welt bedeuteten.
Noch etwas höher und etwas weiter vom Ufer weg, wo das Wasser ein paar Spannweiten tiefer war, sah Martin nach unten und erkannte - ganz klein am Ufer - die alte Möwe, die zu ihm heraufschaute und den Kopf schüttelte. Martin ließ sich wieder fallen und raste auf die Oberfläche des Wassers zu. Als die Geschwindigkeit stimmte, fuhr er die Flügel aus. FLOBB! Er nahm den Schnabel hoch und fing seinen Sturzflug sanft ab – so sanft, dass er nur ein oder zwei Spannweiten über dem Meer wieder gerade und völlig ruhig segelte. Er drehte eine weite Kurve und jubelte innerlich. Triumphierend sah er ans Ufer, aber da war nur der leere Strand. Die alte Möwe war verschwunden.
Martin versuchte es bis zum späten Nachmittag noch viele Male, schließlich konnte er aus vollem Segelflug in nur zwei oder drei Augenblicken so stark abbremsen, dass er genau die minimale Geschwindigkeit hielt, die ihm möglich war, ohne durch einen Strömungsabriss abzustürzen. Nicht nur konnte er diesen langsamen Flug nun solange kontrollieren wie er wollte, sondern sogar ganz langsame Kurven dabei drehen, indem er ganz sachte sein Körpergewicht unter den Flügeln verlagerte. Gegen Abend schlich Martin sich im Tiefflug zurück zur Hauptinsel und mischte sich unauffällig unter die Möwen der Sonnenuntergangs-Schicht, die hinter den Booten der Menschen herumflatterten.
Auf dem Weg zurück zu den großen Klippen sah er den Falken bei der Jagd. Martin mochte den Angeber nicht, der immer nur von sich sprach und davon, dass er das schnellste Tier der Welt war. Aber jetzt, wo er ihn langsam fliegen sah, bewunderte Martin die makellose Technik des Falken. Im letzten Sonnenlicht segelte er langsam und doch in engen Kreisen über der großen Wiese, die an Martins Wohn-Klippe grenzte. Martin landete und sah ihm noch einen Moment beim Segeln zu. Er wollte sich gerade abwenden und nach Hause gehen, als der Falke plötzlich wirklich in der Luft stehen blieb. Er schlug wild mit den Flügeln und bewegte sich dabei weder vor noch zurück und auch nicht hoch oder runter. Er stand einfach mitten in der Luft und rüttelte kurz mit seinen Flügeln. „Das versuche ich morgen!“ dachte Martin und im gleichen Augenblick

klappte der Falke seine Flügel ein. Aber nicht in Parkposition, sondern nur, bis sie ganz klein und spitz angewinkelt waren. In einer unglaublichen Geschwindigkeit schoss der Falke pfeilschnell nach unten. Aber er fiel nicht einfach – er flog. Mit seinen angewinkelten Flügeln machte er weiter leichte Kurskorrekturen, während er fast senkrecht auf den Boden zuraste „Das versuche ich morgen auch!“ dachte Martin sich. Erst kurz vor der Wiese öffnete der Falke seine Flügel wieder ganz, fing seinen rasanten Sturzflug ab und landete eher ungelenk auf einer Maus. „Das versuche ich lieber nicht!“ dachte Martin grinsend und watschelte zum ersten Mal seit einer Woche wieder zufrieden nach Hause.

Am nächsten Morgen war er zurück in seiner Bucht. Niemand war dort. Er stieg in über hundert Spannweiten auf – doppelt so hoch, wie die Klippen, in denen er wohnte. Er segelte geradeaus, dann stellte er seine Flügel quer zum Fahrtwind. FLOBB! Er hielt augenblicklich in der Luft an … und stürzte genauso augenblicklich ab.

Er legte seine Flügel an, wie es der Falke getan hatte und ganz von selbst drehte er sich. Aus seinem Fallen wurde ein Sturzflug. Martin grinste zufrieden, als er sich kurz vor der Wasseroberfläche gekonnt abfing und wieder in den Aufwind drehte, um es gleich noch einmal zu versuchen. Er lernte, dass im Sturzflug nur winzige Gewichts-Verlagerungen reichen, um ganz sachte und vorsichtig zu steuern. Bis er den Bogen richtig raus hatte, war er mehr als zehn Mal wie ein Meteor aus Federn ins Wasser gerauscht. Immer und immer wieder. PLUMPS! - KLATSCH! - PLATSCH!

Aber er hatte nicht aufgegeben, und gegen Mittag hatte er seine Experimente in größere Höhen verlegt. Nun wollte er wissen, wie schnell er wirklich werden konnte. Er stieg nun nicht mehr nur hundert, auch nicht mehr fünfhundert, sondern über tausend Spannweiten hoch über die Insel.

Von dort oben waren die Inseln so klein, dass er sie beide ganz sehen konnte, und sie schienen schon fast im Morgendunst zu verschwinden. Martin blieb mitten in der Luft stehen, rüttelte nur sehr kurz mit seinen Flügeln, dann stieß er sich in einer kräftigen Bewegung vorwärts und kippte nach unten. Die Flügel wie ein Falke angewinkelt, schoss er fast senkrecht nach unten. Seine Augen waren nur noch dünne Schlitze und sie tränten im schnellen Fahrtwind. Der Wind in seinen Ohren wurde zuerst ein Rauschen

und schließlich ein Brüllen. Es war fantastisch! Es war ein Durchbruch für ihn und für alle Möwen. Noch nie in der Geschichte seines Schwarms und vielleicht überhaupt noch nie hatte eine Möwe eine solche Geschwindigkeit erreicht. Nicht so schnell wie der Falke, aber schon sehr nahe dran. Martin freute sich. Langsamflug war schon toll gewesen, aber mit dieser Geschwindigkeit eröffneten sich ganz neue Möglichkeiten des Fliegens. Er war so mit seinem Hochgeschwindigkeits-Experiment beschäftigt, dass er seinen Kurs nicht beachtet hatte. Der in größeren Höhen stärkere Wind hatte ihn etwas zu weit über die Hauptinsel getragen und bei seiner jetzigen Geschwindigkeit war er in wenigen Augenblicken schon über den Klippen. Die sanfte Abwärts-Kurve war von ihm so geplant gewesen, dass er mit Höchstgeschwindigkeit kurz über dem Meer seinen Sturzflug abfing und wieder geradeaus flöge. Er hatte aber mit einem leeren Meer gerechnet. Nun sah er, dass er in einem spitzen Winkel direkt auf die Mittags-Schicht seines Schwarms zuraste … annähernd in Falken-Geschwindigkeit. Er wusste von seinen bisherigen Sturzflug-Experimenten, dass ein Ausweichen nicht mehr möglich war. Würde er bei dieser Geschwindigkeit eine schnelle Kursänderung auch nur versuchen, würde ihn der Fahrtwind in tausend kleine Möwen-Teile zerbröseln, und würde er mit einer anderen Möwe zusammenprallen, würden sie sich gegenseitig in zweitausend Teile zerlegen.
Martin konnte nichts mehr tun und so schloss er einfach seine Augen. Nichts passierte. Als er die Augen wieder öffnete, war der Schwarm der Mittags-Schicht schon weit hinter ihm und er stieg in einem langsamen Steigflug an der Insel vorbei, wobei er schließlich auch wieder langsamer wurde.
Es war ein Durchbruch! Martin stieg sofort wieder hoch über die Nachbarinsel und versuchte es gleich noch einmal und noch einmal. Er hielt sich von der Hauptinsel fern, und bis zum Abend war er ein gekonnter Sturzflieger. Der wahrscheinlich erste seiner Art.
Glücklich und auch ein wenig stolz auf seine heimlichen Höchstleistungen flog er viel zu spät zur Hauptinsel zurück. Die Sonnenuntergangs-Schicht war schon nicht mehr über dem Meer zu sehen und es wurde schnell dunkel. Zum Glück war mit dem Sonnenuntergang auch der Vollmond aufgegangen und erhellte das

Land. Bis zu den Klippen begegnete er keiner einzigen Möwe. Sie alle saßen unten vor den Klippen am Strand und scharten sich alle um den Ältesten-Rat.
Als er Martin sah, rief der Vorsitzende „Möwe Martin – lande in der Mitte des Kreises!“ Die Köpfe aller Möwen hoben sich und sahen zu ihm auf. Martin sah zu den Möwen herunter und dachte „Warum wollen sie, dass ich in dem Kreis lande?“ Im Kreis zu landen bedeutete entweder eine große Ehre, wenn eine Möwe zum Beispiel in den Kreis der Ältesten aufgenommen wurde, oder es bedeutete große Schande, wenn eine Möwe verbannt wurde. Martin konnte sich zuerst nicht vorstellen, warum er geehrt oder verbannt werden sollte und dann fiel es ihm wieder ein.
Die Mittags-Schicht – sie hatten seinen ersten großen Durchbruch beobachtet und den anderen davon berichtet und die wollten ihn nun für seine Leistung ehren. „Ich will keine Ehre!“ dachte Martin bescheiden, als in die Mitte des Kreises steuerte. „Ich habe es doch gemacht, weil es mir so viel Spaß bereitet und nicht, um berühmt zu werden. Die Erkenntnisse und die Vorteile sollen doch allen Möwen zu Gute kommen ...“ Er konzentrierte sich, denn er kam für eine Möwe viel zu schnell angeflogen. Im letzten Moment wendete er den neuen Falken-Trick an, stellte seine Flügel quer, bremste elegant kurz über dem Boden, klappte im gleichen Moment seine Füße aus und seine Flügel ein und fiel das letzte kleine Stück sanft auf seine Füße. Ohne zu straucheln oder zu stolpern stand er in der Mitte seines Schwarms. Eine unglaubliche Landung für jede normale Möwe und eine gute Landung für einen jungen Flug-Wissenschaftler, wie Martin einer war. Er verbeugte sich vor den Ältesten und bereitete sich darauf vor seine Ehrung entgegen zu nehmen.
„Möwe Martin, du bist gewarnt worden …“ begann der Älteste und Martin schluckte. Das klang nicht wie der Beginn einer Rede zu seinen Ehren. „Du hast wiederholt die Regeln des Schwarms gebrochen und der Schwarm kann das nicht dulden. Deshalb verbannt dich der Schwarm von der Hauptinsel. Du darfst nicht zurückkehren … hoffentlich wirst du irgendwann verstehen, dass du selbst und dein irriges und rücksichtsloses Verhalten die Gründe für deine Verbannung sind. Wir Möwen leben, um zu essen und nicht um verrückten Träumen nachzujagen.“ Dann drehte sich der große Vorsitzende des Ältestenrats um und mit ihm auch der ganze

Schwarm. Alle zeigten ihm ihre grauen Rücken, auch seine Geschwister und sogar seine Eltern. Niemand sah ihn mehr an.
Aber Martin war noch nicht bereit für die Verbannung – noch nicht ganz. Martin atmete tief ein und auch, wenn dem Ältesten-Rat nie widersprochen wurde, rief er laut „Rücksichtloses Verhalten? Was ist daran rücksichtslos? Ihr habt ja keine Ahnung, welche Möglichkeiten sich für unseren Schwarm und alle anderen Möwen durch meine Erkenntnisse ergeben! Wir können mehr sein als nur flatternde und kreischende Fisch-Sammler …“ Die Möwen standen da wie Statuen und rührten sich nicht ein Stück. Martin sah noch einmal zu seinen Geschwistern und Eltern. Nichts. Stille.
Traurig breitete er seine Flügel aus und hob mit einigen langsamen Schlägen ab. Er segelte sofort aufs Meer hinaus, das unter ihm im Mondlicht glitzerte. Aber er hatte in diesem Moment keinen Blick für die Schönheiten seines ersten Nachtfluges oder überhaupt Spaß am Fliegen. Er war einfach zu traurig. Ein Stück weit vor der Küste drehte er ab und flog zur Nachbarinsel. Aber er hatte nicht vor, in die Verbannung zu fliegen. Er wollte nur einen Tag dort bleiben und seinen Eltern und Geschwistern die Chance geben, sich doch noch von ihm zu verabschieden. Außerdem wollte er noch einmal die alte Möwe finden und sie fragen, in welche Richtung er fliegen sollte, um die andere Insel zu erreichen. Aber nun wollte er nur noch schlafen. Er landete auf einem leeren Strand, plusterte sich auf und machte sich für eine lange und kalte Nacht bereit.
Als Martin am ersten Morgen in der Verbannung wach wurde, war seine Stimmung nicht besser geworden. Er watschelte ins Wasser und paddelte in die kleine Bucht, über der er seine Flug-Experimente gemacht hatte. Er schaukelte einfach in den Wellen und wartete. Niemand kam. Zumindest keine Möwen.
Eine junge Kegelrobbe schwamm in die Bucht, und als sie Martin auf den Wellen hüpfen sah, kam sie neugierig näher und steckte ihren grauen Kopf direkt vor ihm aus dem Wasser. Martin erschrak, aber er flog nicht weg. Robben fraßen zwar keine Möwen, aber sie waren nicht nur neugierig, sondern auch sehr verspielt – und ihre Spiele waren oft sehr rauh und wild. Die Robbe rülpste etwas Unverständliches und Martin sagte „Tut mir leid. Ich verstehe nur Vögel …!“ Die Robbe schüttelte den Kopf, dann tauchte sie ab. Einen kurzen Moment später schoss die Robbe direkt vor Martin senkrecht aus dem Wasser, wobei sie sich so schnell um ihre

eigene Achse drehte, dass das Wasser in alle Richtungen spritzte. Als die Robbe beinahe ganz aus dem Wasser heraus war, schien sie für einen kurzen Augenblick in der Luft stehen zu bleiben. Dann sank sie genauso gerade zurück in das Wasser. Martin starrte auf die Oberfläche, dann stemmte er seine breiten Schwimmfüße in das Wasser, breitete seine Flügel aus und erhob sich in die Luft. In engen Kurven zog er dicht über der Oberfläche seine Kreise. Die Robbe taucht kurz in der Bucht auf und sah sich nach ihm um, dann verschwand ihr Kopf wieder im Wasser.
Martin sah die Robbe ganz nah links vor sich aus dem Wasser schnellen, und während er knapp über dem Meer weiterflog, sprang die Robbe neben ihm her, tauchte ein Stück, dann sprang sie wieder, tauchte, sprang. Martin setzte zu Landung an. Er wurde langsamer, klappte die Füße aus und setzte genau auf dem Kamm einer kleinen Welle auf. Die Robbe steckte wieder den Kopf aus dem Wasser, rülpste etwas und zwinkerte ihm mit ihren schwarzen Augen zu. Martin nickte nur und startete wieder. Er wusste nicht, was die Robbe ihm sagen wollte, aber er verstand, dass auch die Robbe auf der Suche nach dem Mehr im Leben war. Vielleicht war sie genauso ausgestoßen worden, weil auch sie in ihrem Schwimmen mehr sah, als ein Mittel zum Zweck. Martin fühlte sich schon viel besser, denn die Robbe gab ihm das Gefühl, nicht der Einzige zu sein, der mehr aus seinem Leben machen wollte. Die Robbe sprang nun immer wieder in der Mitte der Bucht in einem großen Bogen aus dem Wasser und landete ein Stück weiter. Martin fiel auf, dass die Robbe immer an exakt der gleichen Stelle auftauchte und immer auch ganz genau an der gleichen Stelle landete. Martin schätzte, dass der Bogen, den die Robbe dort wieder und wieder sprang, etwa zwei Spannweiten hoch und etwa zwei Spannweiten breit war. Ihm kam eine Idee. Bei seiner nächsten Runde über die Bucht kippte er steil in eine enge Kurve und flog nun nicht mehr um die springende Robbe herum, sondern direkt auf sie zu. Er nahm den Schnabel herunter und ging mit voll ausgebreiteten Flügeln in einen langsamen Sturzflug über. Mit seinem Schnabel zielte er auf das Wasser, genau zwischen den beiden Stellen, wo die Robbe ihren immer gleichen Bogen sprang. Kurz vor der Wasseroberfläche nahm er den Schnabel wieder hoch und flog dicht über das Wasser. Die Robbe sprang neben ihm aus dem Wasser und direkt über ihn herüber.

Martin war, als würde die Zeit wieder stehen bleiben. Die nasse Robbe glitzerte über ihm in der Sonne und formte einen Bogen, unter dem er durchflog. Die Kegelrobbe war etwa zwei Spannweiten lang, schätzte Martin. Ihre Nase tauchte neben seinem rechten Flügel wieder ins Wasser, da war die Schwanzflosse gerade erst neben seinem linken Flügel aufgetaucht. Er spürte, wie dicke Wassertropfen ihn trafen. Er fühlte die Sonne auf seinen Federn und dann den Schatten, als er unter der springenden Robbe durchflog. Er roch die Luft, die ihm so viel bedeutete. Und plötzlich fühlte er sich wieder lebendig.
Er hatte eine Leidenschaft, und nun war es nicht mehr nur ein Hobby, das er heimlich ausüben musste … nun hatte er eine Berufung. Er würde der beste Flieger unter den Möwen werden und nichts anderes machen, als an seinem Studium des Möwen-Flugs arbeiten. Er drehte mit einer steilen Kurve und landete in der Bucht. Die Robbe tauchte vor ihm auf, rülpste, blinzelte und riss ihr Maul weit auf. Martin riss den Schnabel auch weit auf, zwinkerte ihr zu und sagte „Danke, dass du mich wieder daran erinnert hast, warum ich hier bin … nicht hier in der Verbannung, sondern hier auf der Welt.“ Die Kegelrobbe sah ihn an, blinzelte und dann tauchte sie ganz langsam ins Wasser ab, während sie Martin ansah. Martin schaute auf die Stelle, an der sie verschwunden war. Er konnte sie im klaren Wasser immer noch sehen. Sie schwebte direkt unter der Oberfläche und sah ihn von dort weiter an, dann tauchte sie wieder auf und zwinkerte mit ihren großen schwarzen Augen. Dann ließ sich die Robbe wieder ganz langsam absinken. Als sie unter der Oberfläche verschwunden war, glaubte Martin zu verstehen, was sie von ihm wollte. Er beugte sich vor und steckte den Kopf unter Wasser. Die Robbe nickte ihm zu dann drehte sie sich um die eigene Achse. Martin nickte auch und nahm den Kopf wieder aus dem Wasser. Er holte tief Luft und steckte seinen Kopf wieder ins Wasser. Es war alles ein wenig verschwommen, aber er konnte sehen, wie die Robbe anfing, Unterwasser-Kunststücke vorzuführen.
Zwischen seinen Atempausen zeigte sie ihm Manöver, die er im Flug nie wagen würde. Blitzschnelle Richtungsänderung, ganz kleine Kreise und immer wieder dieses wunderbare Schrauben um die eigene Achse. Martin sah der Robbe buchstäblich atemlos zu. Dann hatte er einen Einfall. Er startete in die Luft und ließ sich vom

Aufwind auf eine ausreichende Höhe tragen, dann ging er in einen Falken-schnellen Sturzflug über und ganz kurz, bevor er die Oberfläche des Wasser erreichte, fuhr er die Flügel ganz ein. PLUMPS! Die Robbe hatte ihn schon erwartet und kam herangeschwommen, als Martin schnell bis zum Boden der Bucht durchtauchte, wo er sich mit seinen Flügeln abbremste. Während die Luft in seinem Gefieder ihn langsam wieder an die Oberfläche trug, drehte die Robbe Kreise um ihn herum und kam dann mit ihm zusammen zum Luft-Schnappen an die Oberfläche. Sie rülpste ein paar Mal aufgeregt und tauchte sofort wieder ab. Martin startete wieder und kurz darauf war er erneut unter Wasser.
Die Kegelrobbe und Martin spielten bis in den späten Nachmittag miteinander. Sie brachte ihm sogar zwei Mal kleine Fische, die sie gefangen hatte. Aber als die Schatten langsam länger wurden, tauchte eine ganze Gruppe Kegelrobben in der Bucht auf. Die Robbe sah Martin noch einmal an, rülpste leise und zwinkerte. Dann verschwand sie unter die Oberfläche und blieb verschwunden.
Martin fühlte sich wieder allein. Seine Eltern oder Geschwister waren den ganzen Tag nicht aufgetaucht. Er fühlte sich nun wirklich verstoßen. Ein Stimme krächzte vom Ufer „Hast einen Freund gefunden, was?“ Martin drehte den Kopf und da am Ufer stand die alte Möwe, die nur Algen und hin und wieder einen toten Fisch fraß. „Genau im richtigen Moment!“ dachte Martin und paddelte das kurze Stück ans Ufer und watschelte zu der Möwe „Hast einen Freund gefunden, was?“ fragte die alte Möwe wieder, als Martin näher gekommen war. „Wohl eher eine verwandte Seele ...“ sagte Martin. „Wir haben nur Rülpser und Krächzer gewechselt, aber kein Wort des anderen kapiert … und trotzdem haben wir uns für Stunden hervorragend verstanden, auch ohne uns zu verstehen.“
Die alte Möwe lächelte und sagte „Eine weitere Offenbarung, die das Fliegen dir eingebracht hat!“ Martin fragte „Was meinst du damit?“ Die Möwe schaute ihn an und antwortete „Wenn du nicht deinem eigenen Weg gefolgt wärst, hättest du weder mich, noch die Robbe kennengelernt und würdest immer noch glauben, diese beiden Inseln wären die ganze Welt!“ Martin sah traurig aufs Meer und sagte „Wenn ich dem Weg des Schwarms gefolgt wäre, müsste ich nun nicht in der Verbannung sitzen!“ Die alte Möwe fragte mit einem begeisterten Unterton „Wirklich? Sie haben dich auch

verbannt?“ Martin flüsterte „Ja … sogar meine eigen Familie. Und ich verstehe nicht wirklich warum. Es wurde doch niemand verletzt…“ - „Doch ...“sagte die Möwe lachend „Ihre Regeln und Traditionen hast du schwer verletzt. Aber mach dir keine Sorgen, sie werden darüber hinwegkommen. Und dir haben sie damit einen Gefallen getan!“ Martin nickte „Ich kann jetzt meine ganze Zeit dem Fliegen widmen ...“ Die alte Möwe lachte „Und das ist erst der Anfang. Wenn jemand wie du einem neuen Weg folgt, dann warten jeden Tag neue Offenbarungen und Erkenntnisse auf ihn. Die anderen Möwen glauben in deinem Alter schon alles zu wissen, was sie wissen müssen – zum Essen und zurück zu fliegen, ihre Küken aufzuziehen und denen dann beizubringen, wie sie zum Essen und zurück fliegen können. Aber du hast einen neuen Weg eingeschlagen und wolltest mehr lernen, mehr erfahren, mehr wissen … und nun bist du auf diesem Pfad der Erkenntnis und Offenbarung. Du weißt schon jetzt mehr über das Fliegen und auch über Kegelrobben als dein ganzer Schwarm!“ Martin nickte - nicht mehr traurig - und die Möwe fuhr fort „Du weißt auch heute schon viel mehr, als du selbst noch gestern über deinen Schwarm und deine Familie zu wissen glaubtest!“ Martin nickte wieder – diesmal energisch. Die alte Möwe sagte grinsend „Du weißt, dass es noch ein paar andere Länder gibt, wo auch Möwen leben! Und du weißt auch, dass irgendwo jenseits des nächsten Regenbogens vielleicht schon dein Platz auf dich wartet“ Martin nickte – fröhlich. Die alte Möwe schüttelte den Kopf und sagte „Was du aber noch nicht weißt, ist die richtige Richtung!“
Martin hörte auf zu nicken und drehte seinen Kopf zu der alten Möwe. Die grinste ihn an, so breit sie das mit ihrem Schnabel konnte und sagte „Frag mich einfach – vielleicht hilft’s!“ Martin fing auch an zu grinsen so gut er konnte und fragte: „Kannst du mir bitte sagen in welche Richtung ich fliegen muss?“ Die Möwe zeigte nach Süden und sagte lächelnd „Genau unter der Mittagssonne!“ Martin strahlte nun und hüpfte um die andere Möwe herum „Danke, danke … wie heißt du eigentlich? Mein Name ist Martin und wie heißt du?“ Die alte Möwe sah ihn an und fragte „Worauf wartest du?“ Martin grinste wieder und fragte ungläubig „Du meinst, ich soll noch heute losfliegen? Die Sonne geht bald unter! Und ich will doch wissen, wie die alte Möwe heißt, die mir den Weg gezeigt hat“ Die Möwe sah ihn wieder einen Augenblick still an und antwortete dann

lachend „Ich bin die alte Möwe ... was interessiert dich mein Name, wo doch ein ganzes Leben voller Entdeckungen, Erkenntnisse und Offenbarungen vor dir liegt und auf dich wartet. Verliere doch keine Zeit mehr mit der alten Möwe und flieg los!“
Martin sah ihn an, dann watschelte er ein paar Schritte ans Ufer, drehte er sich auf seinen großen Füßen in den Wind und sah zur Sonne. „Wie weit ist es, alte Möwe?“ fragte er, ohne den Blick vom Horizont zu abzuwenden. Die alte Möwe rief „Als ich in deinem Alter war, hätte ich es nicht mehr so kurz vor der Dunkelheit bis zu den anderen Ländern im Süden geschafft … aber für einen Falken-schnellen Flieger wie dich müsste es noch zu schaffen sein, bevor es dunkel wird.“ Martin drehte ruckartig den Kopf zur alten Möwe, dann stapfte er zu ihr zurück und fragte lächelnd „Du hast mich gesehen?“ Die alte Möwe nickte und sagte „War nicht zu übersehen!“ Martin kam noch ein Stück näher und fragte „Und? Wie fandest du es?“ Die alte Möwe schüttelte den Kopf und stöhnte „Du bist total irre, Möwe Martin! Dein Weg ab hier wird entweder ein sehr, sehr langer und schöner Weg oder einfach nur ein sehr kurzer, wenn du dich nicht beeilst und losfliegst! Dann wird dich nämlich trotz deiner Geschwindigkeit die Dunkelheit einholen und du wirst in die dunklen Wellen krachen und sterben. Flieg los, Martin! Ich wünsche dir alles Gute und in meinem Herzen bin ich bei dir!“ Martin drehte sich wieder in Wind, sah zum Horizont und sagte „Danke, alte Möwe! Ich werde dich nie vergessen! Auch, wenn ich nicht weiß, wie du heißt!“ Dann breitete er seine Flügel aus und eine Windböe hob ihn langsam in die Luft, ohne dass er mit den Flügeln schlagen musste. „Leb wohl!“ rief die alte Möwe unter ihm. „Leb wohl, alte Möwe!“ rief Martin und kippte in eine lange Kurve, die ihn hoch über die Inseln trug.
Er kreiste höher, als er je zuvor bei seinen Experimenten geflogen war. Sicher zwei-, vielleicht sogar dreitausend Spannweiten hoch über dem einzigen Land, das er kannte. Er drehte den letzten Kreis über seiner Heimat und dann, als sein rechter Flügel auf die Abendsonne zeigte, brachte er seine Flügel in die Horizontale, nahm den Schnabel runter und ging in einen sachte schneller werdenden Sinkflug über. Das Land verschwand unter ihm und er sah nicht zurück. Von der Robbe und der alten Möwe hatte er sich verabschieden können und für alles andere lohnte sich der Blick zurück nicht.

Im Sinkflug glitt er sehr schnell durch den rotglühenden Abendhimmel. Nicht schnell für Martin oder einen Falken, aber enorm schnell für eine Möwe. Trotzdem konnte er nichts als Wasser vor sich erkennen. Außerdem schienen das Meer und der Himmel am Horizont immer mehr zu verschmelzen – es wurde dunkel. Die Sonne war schon im Meer versunken und Martin stieg wieder ganz hoch in den schnell verblassenden Himmel auf. Er konnte nicht schätzen, wie hoch er war, denn er sah nur ein einziges dunkles Grau unter sich. Er ging wieder in einen langen Sinkflug über, aber dann schien ihm seine Geschwindigkeit doch zu langsam, denn es war fast dunkel, also winkelte er seine Flügel etwas mehr an und wurde schneller und schneller, während er in das dunkle Grau flog. Wäre nicht das Rauschen des Fahrtwindes in seinen Ohren gewesen, hätte er nicht sagen können, ob er schnell oder langsam flog, oder sogar stillstand. Alles um ihn herum wurde dunkler und grauer, desto tiefer er durch die Luft sank. Plötzlich konnte er wieder die Wellen auf sich zukommen sehen.

Er fing seinen Sinkflug ab und ließ sich vom Wind zurück in eine größere Höhe tragen. Noch bevor er die Wellen im dunklen Grau unter sich wieder aus den Augen verlor, tauchte direkt vor ihm eine Insel auf. Land! Endlich! Es wurde auch Zeit, denn das Grau wurde langsam zu einem Schwarz. Als Martin näher kam, sah er, dass das Land größer war als das aus dem er kam. Aber auch viel flacher. Soweit er das in der Dunkelheit erkennen konnte. Er hatte das Land gefunden. In einem Nachtflug! Er war sehr glücklich. Allerdings auch eher nachtblind. So schnell das Land aufgetaucht war, so schnell verschwand es in der Dunkelheit und war völlig mit dem Schwarz des Meeres verschmolzen, als er es endlich erreichte. Er konnte in der Dunkelheit unter sich die Brandung an den Strand rollen hören und konnte so seine Höhe schätzen. Er war hoch genug, um nicht im Dunkeln in einen Baum oder eine Klippe zu krachen. Er kippte in eine Kurve und kreiste über dem Geräusch der Brandung durch den nun völlig schwarzen Himmel. Wenn das Geräusch von unten näher kam, schlug er mit den Flügeln, bis er wieder stieg, dann segelte er wieder lautlos und lauschte in die Dunkelheit.

Endlich konnte er einen blassen Schimmer am Horizont erkennen. Darauf hatte er gewartet. Er wusste, dass einen Tag nach Vollmond der Mond zwar später aufgeht, aber dann immer noch sehr hell ist.

Während er seine Warteschleifen durch den Nachthimmel zog, stieg der Mond langsam höher, und als er endlich hoch genug stand, dass Martin den Strand unter sich erkennen konnte, setzte er zur Landung an. Im extremen Langsamflug schwebte Martin auf den hellen Sand zu, der im Mondlicht leuchtete. Er verschätzte sich nur wenig und musste nur etwas mit den Flügeln schlagen, aber bei Tageslicht wäre ihm, als Flug-Wissenschaftler, diese Landung sicher peinlich gewesen. Aber es war ja dunkel, und als er sich umsah, nachdem seine Flügel endlich in Parkposition waren, konnte er auch niemanden sehen – was aber nicht bedeutete, das niemand da war, denn er war ja wirklich ziemlich nachtblind.
„Bist du irre?“ fragte ihn eine Stimme aus der Dunkelheit. Martin erschrak und sah sich um. „Wer ist da?“ fragte er in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. „Bist du irre?“ fragte die Stimme wieder, diesmal aus einer ganz anderen Richtung. Martin hätte Angst bekommen, aber die Stimme klang freundlich und gütig. „Wo bist du?“ fragte Martin in die andere Richtung. Gegen das Mondlicht konnte er einen Vogel auf sich zufliegen sehen, und obwohl dieser Vogel direkt vor ihm landete und Martin auch den Luftzug seiner Flügel spüren konnte, machte der große Vogel dabei nicht das leiseste Geräusch. Gegen den hellen Sand und das Mondlicht konnte Martin nur seine dunklen Umrisse erkennen. Der Vogel sah auf den ersten Blick eher unsportlich aus, fand Martin. Auf seinem gedrungenen Körper saß ohne einen erkennbaren Hals ein großer, runder Kopf. Aber Martin war erstaunt, denn der Fremde bewegte sich völlig lautlos, bis er schließlich wieder fragte „Bist du irre?“ Martin schüttelte nur den Kopf und fragte den Fremden, vor Erstaunen flüsternd „Wie hast du das gemacht?“ - „Bist du irre?“ fragte der Fremde wieder „Du bist eine Möwe und mit deinen Augen solltest du nachts nicht …“ dann verstummte der Vogel und drehte seinen großen Kopf fast ganz nach hinten und wieder zurück, dann flüsterte er „Flieg los! Jetzt!“ und startete sofort lautlos in den Nachthimmel.
Martin stieß sich kräftig vom Strand ab und flog auch wieder in den dunklen Himmel. Mit seinen Augen konnte er nur den hellen Mond und den Streifen hellen Sand unter sich wirklich erkennen. Alles andere um ihn herum war einfach nur schwarz. Martin neigte sich leicht schräg in eine Kurve und kreiste über dem Strand. „Und jetzt?“ fragte Martin sich laut und die Stimme sagte direkt neben

ihm „Da war eine Katze! Du bist anscheinend nicht irre!“ Martin sah sich um und direkt neben ihm segelte der fremde Vogel im Mondlicht – wieder ohne jedes Geräusch. Martin lachte „Woher willst du wissen, dass ich nicht irre bin?“ fragte er den Vogel. Der sagte mit seiner freundlichen Stimme „Ich hatte dir gerade gesagt, dass du als Möwe nachts nicht fliegen solltest, weil das irre ist und im nächsten Moment habe ich dir gesagt, dass du sofort wieder losfliegen sollst. Und du bist deinem Instinkt gefolgt und sofort losgeflogen … ein Irrer hätte zuerst gefragt: 'Warum?'. Du bist nicht irre! Aber jetzt müssen wir dich auf meinen Baum bekommen. Kannst du einigermaßen fliegen?“ Martin lachte laut auf „Ja, bei Tageslicht komme ich schon klar!“ - „Gut!“, sagte der Vogel „Bist du auch schon mal nach Gehör gelandet?“ Martin sagte nichts … er überlegte, wie das möglich sein solle. Der Fremde lachte „Dann wird das eine interessante Erfahrung für dich werden!“, damit verschwand er in die Dunkelheit.

Martin kreiste weiter und überlegte, wie er nach Gehör landen sollte – noch dazu in einem Baum. „Hier!“ hörte er die freundliche Stimme unter sich, und dann wieder „Hier!“ und wieder „Hier!“. Martin sah in die Richtung, aus der die Stimme kam, und tatsächlich konnte er gegen den hellen Sand einen großen schwarzen Schatten erkennen. Das musste der Baum sein. Der fremde Vogel rief weiter „Hier!“ - „Hier!“ - „Hier!“ Martin konnte sich an seinem Rufen orientieren und in einem kleinen Kreis um den Baum fliegen … aber landen? Martin konnte keine einzelnen Äste erkennen. Aber es war etwas, was er im Experiment nie gewagt hätte und was er nun einfach tun musste – würde er es überleben, war das ein erneuter Durchbruch – der Blindflug. Martin beendete seine Warteschleife und flog mit dem Wind den hellen Streifen des Strandes entlang, dann wendete er in einer sehr engen Kurve und segelte zurück in Richtung des Baumes – genau darauf zu. Er konzentrierte sich und vertraute auf das, was er über das Fliegen schon gelernt hatte und sicher wusste. „Füße raus!“ - „Füße sind draußen!“ - „Schnabel hoch!“ - „Schnabel ist oben!“ „Flügel und Federn ganz weit!“ - „Flügel und Federn sind ganz weit!“ Immer langsamer segelte er auf den Baum zu und hörte schon das „Hier!“ - „Hier!“ - „Hier!“ Er flog ganz langsam und in der Dunkelheit konnte er nicht erkennen, wie langsam, denn er sah nur den hellen Streifen unter sich und konnte nicht einmal sagen, wie hoch er war. Doch plötzlich war ihm wieder,

als würde die Zeit stehen bleiben und er wusste, dass er nun im perfekt langsamen Flug war. Plötzlich wurde ihm auch bewusst, warum er in diesen Momenten das Gefühl hatte, die Zeit würde stehen bleiben: Er machte selbst kein Geräusch mehr und der Fahrtwind streichelte ihn nur noch. Als er, so langsam er konnte, dem Baum näherkam, wurde aus dem „Hier!“ - „Hier!“ plötzlich ein „Tiefer!“ - „Tiefer!“ - „Rechts!“ - „Rechts!“ - „Höher!“ und schließlich schrie die eben noch so freundliche Stimme ganz aufgeregt „Abbrechen! Abbrechen! Flieg eine Kurve und versuch es noch einmal!“
Martin klappte die Füße ein und kippte zur Seite, flog eine Kurve und orientierte sich an der Stimme des Fremden. Er flog wieder den Strand entlang, drehte und versuchte es erneut. „Hier!“ - „Hier!“ - „Sieht gut aus!“ rief die Stimme aus der Dunkelheit. „Genau geradeaus! Etwas nach links! … Jetzt langsamer!“ Martin rief „Noch langsamer und ich falle …!“ Aber dann erinnerte er sich an den Falken, der in der Luft gestanden hatte. Er hatte seine Flügel in einer Achterbewegung durch die Luft gerührt. Martin begann mit den Flügeln zu schlagen und dabei stellte er sich vor mit jeder seiner Flügelspitzen eine **8** zu malen „Sehr beeindruckend!“ rief die Stimme. „Funktioniert es?“ fragte Martin, der nur den dunklen Schatten des Baumes sah. „Ein wenig nach vorne!“ Martin hatte keine Ahnung, wie er das anstellen sollte – er fand es schon schwer und anstrengend genug, auf der Stelle zu fliegen. Martin malte mit den Spitzen seiner Flügel eine leicht schräge ***8*** und die Stimme rief: „Hervorragend. Nur noch ein kleines Stück!“ Martin spürte, wie seine Füße gegen einen Ast stießen und sofort griff er mit seinen Krallen danach.
Nachdem er einen sicheren Stand gefunden hatte, hörte er auf mit den Flügeln zu schlagen und faltete sie in Parkposition. Durch die Äste konnte er noch den Mond erkennen, aber seine direkte Umgebung war völlig dunkel „Eugen!“ stellte sich die freundliche Stimme vor „Eule Eugen!“ - „Martin...“ keuchte Martin und versuchte wieder zu Atem zu kommen. „Möwe Martin!“ Eugen lachte „Ich kann sehen, dass du eine Möwe bist.“ Martin fragte ungläubig in die Dunkelheit „Du kannst mich jetzt gerade sehen? Hier im dunklen Baum?“ Die Eule lachte „Du kennst wohl keine Eulen, was?“ Martin antwortete nicht, sondern schüttelte nur ganz leicht den Kopf, um die Eule zu testen. Eugen sagte „So schwach, wie du den Kopf

schüttelst, scheinst du dir nicht sicher zu sein ...“ Martin lachte und sagte „Entschuldige Eugen … ich wollte nur wissen, ob du mich wirklich sehen kannst!“ Nun lachte Eugen „Möwe Martin, ich sehe viele Dinge, die du nicht sehen kannst ... wo kommst du denn so spät noch her?“

Martin erzählte Eugen was passiert war. Von der alten Möwe und der Verbannung und seiner Leidenschaft für das Fliegen. Eugen hörte nur zu, stellte ein paar Fragen und sagte schließlich einfach „Du solltest etwas schlafen. Wir reden Morgen weiter!“ Martin schlief sehr schnell ein.

Im Morgengrauen wurde er wieder wach. Er öffnete die Augen und sah sich um. Hier war er im Dunkeln gelandet? Und das war Eugen? Vor ihm saß die Eule und schlief. Martin schloss die Augen auch wieder und döste noch etwas, während er dem Meeresrauschen zuhörte. Schließlich stand er auf und streckte seine Flügel, die von dem Langstreckenflug in der Nacht zuvor noch etwas steif waren. Er versuchte leise zu sein und Eugen nicht zu wecken, aber als er einen seiner Füße hob, um die Krallen etwas zu entspannen, machte er ein Geräusch und sofort öffneten sich die großen Augen der Eule. Martin erschrak. Die Augen, die ihn da anstarrten waren wirklich sehr groß.

„Guten Morgen!“ sagte Eule Eugen freundlich, während seine Augen Martin weiter anstarrten, als sei er eine Maus und damit das Eulen-Frühstück. „Ich schaue Morgens immer so aus den Federn!“ kicherte Eugen. „Es ist das helle Licht ...“ Martin flüsterte „Entschuldige Eugen, ich wollte dich nicht wecken!“ Eugen schüttelte seinen großen, runden Kopf „Ich war schon wach!“ lachte er und dann sagte er ernst. „Ich habe über deine Geschichte nachgedacht, Martin und ich finde, die alte Möwe hat Recht: Dein Schwarm hat dir wirklich einen Gefallen getan, indem er dich ausgestoßen hat. Und mehr noch: eigentlich müsste es ihnen leid tun. Nicht nur, weil sie dir Unrecht getan haben, sondern weil sie so dumm waren, dass sie eine außergewöhnliche Möwe wie dich überhaupt verbannt haben. Glaube mir, Möwe Martin, ich sehe viel mehr als andere Vögel und ich sehe Großes in dir. Nicht nur dein Fliegen, sondern du selbst bist etwas ganz besonderes – eigentlich sind wir das alle, aber nur die Wenigsten können es so umsetzen wie du ...“ Martin nickte „Ja, es ist wirklich sonderbar. Ich habe es doch nur gut gemeint ...“

Die Eule legte ihren großen Flügel um Martins Schulter und flüsterte „Zeigst du mir etwas von deiner Kunst, bevor die Sonne aufgeht …?
Martin war begeistert, endlich jemanden gefunden zu haben, der seine Flugkünste wirklich zu schätzen wusste. Bis zum Sonnenaufgang machte er die wahrscheinlich erste Luft-Akrobatik-Schau aller Zeiten. Er flog mir voll ausgefahrenen Füßen, Flügeln und Federn ganz langsam an Eugens Baum vorbei. Dann stieg er in engen Kurven hoch auf, um sich sofort wieder mit Falken-Geschwindigkeit in einen halsbrecherischen Sturzflug zu werfen, den er direkt vor dem Baum und erst ganz kurz vor dem Boden wieder abfing. „Großartig! Fantastisch!“ rief Eugen aus seinem Baum.
Als die Sonne aufgegangen war und Eugen nicht mehr so lange in den immer heller werdenden Himmel schauen konnte, landete Martin neben der Eule auf dem Ast. „Du bist die talentierteste und begabteste Möwe, die ich je fliegen sah!“ lobte Eugen. „Nur an deinem Langsam-Flug kannst du noch etwas arbeiten!“ Martin sah Eugen erstaunt an. Der Langsamflug war seine Spezialität. Das war das einzige Gebiet, auf dem er schon alles zu wissen glaubte, also sagte er etwas enttäuscht „Ich dachte, wenigstens darüber hätte ich schon alles gelernt...“ Eugen lächelte, schüttelte den Kopf und sagte dann „Ich habe schon viel gelernt und gesehen und selbst ich lerne noch jeden Tag dazu. Ein Vogel kann immer noch mehr erfahren, Martin. Du bist erst am Anfang deines langen Weges!“ Eugen sah Martin ernst an und Martin nickte „Ich verstehe!“
Eugen nickte auch und kicherte dann „Um deinen Langsamflug zu verbessern, musst du nichts lernen und nichts verstehen!“ Martin drehte den Kopf und schaute die Eule erstaunt an. Eugen lachte nur und sagte „Manchmal ist das so … es gibt viel zu lernen, was man nicht verstehen kann. Für deinen Langsamflug musst du lernen, zu fühlen. Du musst lernen, deinen Federn zu vertrauen. Lass die Luft und die Federn entscheiden, wie sie fließen wollen und wehre dich nicht dagegen, sondern fließe mit ihnen. Du hältst deine Federn zu verkrampft. Du versuchst, der Luft, durch die du fliegst, deinen Willen aufzuzwingen. Versuche, dich der Luft anzupassen und gleite mit ihr ... das ist schon das ganze Geheimnis!“ Martin schaute Eugen kurz an, dann nickte er, breitete seine Flügel aus und sagte „Entschuldige mich einen Moment,

bitte!“, dann stürzte er sich von ihrem Ast und flog ein paar Runden ganz langsam und fast völlig lautlos um den Baum. Er konzentrierte sich auf die Wurzeln seiner Federn und entspannte sie immer weiter. Er spürte, wie die Zeit stehen blieb. Der Fahrtwind spielte mit den Federn, die Martin völlig locker ließ und die sich dadurch dem zärtlich flüsternden Fahrtwind besser anpassten, als Martin es bewusst je gekonnt hätte. Er landete strahlend vor Begeisterung. Er hatte wieder etwas über das Fliegen gelernt.
Er unterhielt sich fast den ganzen Tag und die folgende Nacht mit Eugen. Martin konnte nicht genug bekommen von den weisen Ratschlägen der Eule. Er hatte zwar das Gefühl, dass er alles, was Eugen ihm an Weisheit mit auf den Weg gab, selbst schon irgendwie gewusst hatte, aber Martin hätte es nie bewusst so formuliert, wie Eugen es konnte. Eugen war eine Offenbarung für Martin und der lernte ganz neue Aspekte des Fliegens.
Am dritten Tag im neuen Land war ideales Flugwetter. Ein stetiger Wind wehte, die Luft war klar und der sonnige Himmel leuchtete tiefblau. Martin drehte eine Runde über das Land und als er immer höher stieg und immer weiter sehen konnte, da entdeckte er die anderen Länder. Im Westen konnte er zwei oder vielleicht sogar drei erkennen. Und im Süden lag ein Land, das so groß war, dass seine Küsten im Dunst am Horizont verschwanden. Es musste riesig sein und es war viel näher als der Weg, den er aus seiner Heimat bis an diesen Ort geflogen war. Das riesige Land sah zum Greifen nah aus. Martin ging in den Sturzflug über und steuerte Eugens Baum an. Aber der war nicht da. Martin wartete bis zum Nachmittag. Vergeblich. Schließlich fiel Martin ein, was Eugen ihm gesagte hatte, als Martin sich für die vielen Weisheiten bedanken wollte. „Wenn der Schüler so weit ist,“ waren Eugens Worte gewesen „dann erscheint der Meister. Und wenn der Schüler ihn nicht mehr braucht, dann verschwindet der Meister genauso, wie er gekommen ist.“ Martin schaute auf den Ast, wo Eugen immer gesessen hatte und sagte „Danke, Eule Eugen. Ich werde dich niemals vergessen!“
Möwe Martin segelte gemütlich in der Abendsonne zu dem großen Land im Süden. Weil er es für eine Insel hielt, beschloss er einfach geradeaus weiter nach Süden zu fliegen bis er die andere Seite erreichen würde, aber bald ging die Sonne unter. Weil Martin nicht schon wieder im Dunkeln landen wollte, suchte er sich rechtzeitig

einen geeigneten Landeplatz. Bisher kannte er Inseln nur als ein Stück Land mit lauter Wasser drum herum, aber über diesem Land sah er zum ersten Mal den umgekehrten Fall. Wasser mit lauter Land drumherum. Er steuerte das große Gewässer an.
Die Oberfläche war spiegelglatt und Martin machte eine absolut perfekte Wasserlandung. Kaum schwamm er auf dem ruhigen Wasser, das ganz anders roch, als er es von Wasser gewohnt war, kam ein großer weißer Vogel auf ihn zugeschwommen. Martin hatte so einen Vogel noch nie gesehen. Er war wie eine Erscheinung. Sein schneeweißes Gefieder leuchtete golden im Licht der untergehenden Sonne. Martin erschreckte sich etwas, als er ganz nahe gekommen war. Dieser Vogel war der größte Vogel, den Martin je gesehen hatte und er fühlte sich wieder wie ein Küken, als sich der riesige Vogel zum ihm herunterbeugte und sagte „Tolle Landung, mein Freund. Mein Name ist Schwan Stefan und ich bin sehr erfreut, deine Bekanntschaft zu machen!“
Schwan Stefan stellte sich als ein sehr freundlicher Zeitgenosse heraus, der nur einmal kurz sehr wütend wurde, als ein Hund sich seinem Nest genähert hatte. Martin war erstaunt. Er hatte noch nie gehört, dass ein Vogel am Boden einen Hund in die Flucht geschlagen hatte. Der Schwan brachte Martin ein paar Tricks bei und schärfte ihm ein, diese nur zu benutzen, um sich zu verteidigen, aber niemals, um anzugreifen.
Stefan lebte das ganze Jahr auf dem Gewässer, das er Teich nannte, aber er war sehr stolz auf seine arktische Herkunft. Er hatte dem staunenden Martin erklärt, dass die Arktis so weit im Norden liege, dass dort fast immer Winter ist – deshalb war er auch so weiß … um sich in Schnee und Eis zu tarnen. Er erklärte Martin auch, dass die Insel, auf der sie sich nun befanden, im Osten am weitesten reichte. Wie weit, das wusste er selbst nicht. Martin bedankte sich am nächsten Morgen und flog in den Osten. Als er in großer Höhe der aufgehenden Sonne entgegenflog, dachte Martin über das nach, was der Schwan ihm zum Abschied mitgegeben hatte „Wir großen Vögel,“ hatte Stefan feierlich gesagt „sind die Krone der Schöpfung, denn wir haben die Möglichkeit, frei zu wählen, was wir tun wollen. Wir können uns jederzeit in den Himmel erheben und überall, wo wir wollen, wieder niederlassen. Meine Vorfahren hatten genug von Schnee und Eis, also sind sie einfach nach Süden geflogen und haben sich hier niedergelassen. Andere

Tiere haben diese Möglichkeit gar nicht, weil sie nicht fliegen, oder nur herumflattern können. Nutze diese Möglichkeit. Lerne das Land kennen und dann lass dich nieder, wo es dir gefällt … wenn du Schnee und Eis magst, dann flieg nach Norden!“
Martin korrigierte seinen Kurs nach Süd-Osten, denn er mochte den Winter nicht sonderlich. Er wollte die Süd-Küste der großen Insel erreichen und dann weiter nach Osten fliegen und sehen, wie groß das Land noch war. Er fand noch ein weiteres Gewässer, das er so noch nie gesehen hatte. Das Wasser reichte so weit er sehen konnte, aber es war ganz schmal und hatte Land auf beiden Seiten. Als Martin sich das Gewässer näher ansah, stellte er fest, dass es eine Strömung, kleine Wellen und sogar Fische gab. Martin aß sich satt und beschloss dem Wasser nach Süd-Osten zu folgen. Er flog und flog und das Gewässer wurde immer schmaler und schmaler. Schließlich musste er unterhalb der Baumkronen fliegen, um das Wasser nicht aus den Augen zu verlieren. Aber irgendwann war es so wenig Wasser, dass auch keine Fische mehr darin zu finden waren.
Martin stieg wieder hoch in den Himmel auf und flog weiter nach Süd-Osten. Als er dem Wasser gefolgt war, hatte er gar nicht bemerkt, wie bergig und zerklüftet das Land geworden war. Er sah kein Wasser und immer noch keine Küste. Martin beschloss den nächsten Vogel zu fragen, dem er begegnete und er hatte Glück. Vor ihm kreiste ein großer, dunkler Vogel hoch über dem Wald. Martin näherte sich und flog schließlich neben ihm her, so dass sich ihre Flügelspitzen fast berührten. Der andere war wieder ein sehr großer Vogel. „Entschuldige bitte, ich will wirklich nicht stören … !“ Der Vogel sah ihn nicht an und starrte weiter nach unten, als er sagte „Du störst nicht. Was gibt´s?“ Martin sagte „Ich heiße Martin und suche die Küste im Süd-Osten … kannst du mir bitte sagen, in welcher Richtung ich sie am schnellsten finde?“ Der Vogel drehte seinen Kopf ganz langsam zur Seite, als könne er sich von dem Blick auf das Land unter sich nicht losreißen. Er sah Martin zum ersten Mal an. Dann sagte er „Angenehm Martin. Ich heiße Adler Alexander … aber du kannst Alex zu mir sagen ...“ Der Adler sah wieder nach unten und zischte „Folge mir!“, dann stürzte er sich im Sturzflug mit angewinkelten Flügeln nach unten. Martin folgte ihm und konnte ihn sogar einholen. Der Adler bremste kurz vor dem Boden ab, indem er seine beachtlichen Flügel ausbreitete und

landete auf dem Boden. Martin zog direkt daneben wieder den Schnabel hoch, neigte sich in eine enge Kurve und landete neben Alex. Der zerlegte mit seinen spitzen Krallen und seinem scharfen Schnabel gerade etwas, das er gefangen hatte. „Willst du etwas Fleisch, Martin … was bist du eigentlich für ein Vogel?“ Martin zuckte mit den Schultern „Ich hab noch nie Fleisch probiert … ich bin eine Möwe.“ Nun zuckte Alex mit den Schultern „Möwe? Nie gehört … iss mal was – siehst dünn aus.“ Damit warf er ein Stück rotes Zeug in Martins Richtung. Der fing es geschickt mit dem Schnabel auf und schluckte es runter. Es war warm und verglichen mit Fisch hatte es etwas zu wenig Salz, fand Martin. Als Alex sein Mittagsmahl beendet hatte, sagte er Martin, dass er nichts von einer Küste im Süd-Westen wüsste, was aber nichts bedeuten müsse, denn er würde nicht sehr weit verreisen. Martin beschloss, einfach weiter nach Osten zu fliegen. Er bedankte sich bei Adler Alexander und sagte „Dann werde ich mich mal wieder auf die Flügel machen!“ Der Adler breitete seine Flügel aus und zeigte seine beeindruckenden Federn. Jeder seiner Flügel war so lang wie Martins gesamte Spannweite. Martin kam sich noch kleiner vor als bei Schwan Stefan. Adler Alex sagte lachend „Flügel sind was für Spatzen und Bienen. Vögel wie du und ich haben Schwingen!“ Martin wiederholte das Wort „Schwingen ...!“ Alex nickte und stieß sich vom Boden ab. Er kreiste noch einen Moment und rief „Mögen dich deine Schwingen immer sicher tragen, Möwe Martin“ dann schlug er kraftvoll mit seinen eigenen Schwingen und verschwand über dem Wald. Martin sah ihm nach, dann entfaltete er seine Schwingen und startete nach Osten.
Er flog bis zum Einbruch der Nacht, dann landete er in der Nähe eines Gewässers und schlief auf einem Baum. Am nächsten Morgen aß er etwas Fisch und flog weiter – immer genau nach Osten. Das Land unter ihm erstreckte sich immer weiter und weiter, aber glücklicherweise war es voll mit Teichen und diesen anderen langen und fließenden Gewässern.
Nach vielen Tagen traf er an einem dieser Gewässer zwei eigenartige Vögel, die auf langen, roten Beinen durch das Schilf am Ufer spazierten und etwas zu suchen schienen. Martin landete und stellte sich vor, aber die beiden machten nur „Pssst! Pssst!“, dann gingen sie langsam weiter und starrten dabei nach unten. Martin beobachtete sie und sah, dass sie hin und wieder etwas mit ihren

langen und spitzen Schnäbeln aufhoben und aßen. Schließlich kamen sie zu Martin und stellten sich als Störche vor – Samira und Samuel. Das lange, dünne Gewässer nannten sie Fluss. Sie sagten, sie seien gerade damit fertig, ihre Jungen groß zu ziehen und wollten in den kommenden Tagen - je nach Flugwetter - in den Süden fliegen. Die beiden waren sehr nett und erzählten ihm, sie würden das in jedem Winter so machen. Sie trafen sich mit vielen anderen Storch-Pärchen und flogen alle zusammen an einen Ort, an dem es warm und schön war. Sie luden Martin ein, doch mit ihnen zu fliegen. Alles war so ungezwungen und freundlich, dass Martin gern zusagte.
Drei Tage später war Martin mit den Störchen unterwegs nach Süden. Sie flogen in einer kleinen Gruppe – zehn Störche und eine Möwe. Bald kamen weitere Störche von überall her und schlossen sich ihrer Gruppe an. Je weiter sie nach Süden flogen, desto mehr Störche wurden es. Nach einer Woche waren es fast tausend Vögel, die in einem großen Schwarm nach Süden flogen. Sie legten jeden Tag lange Strecken zurück und schliefen bei Nacht an kleinen Teichen und Flüssen. Nach einigen Tagen wurden die Pflanzen spärlicher und das Land unter ihnen war mehr braun und gelb als grün. An einem Morgen, als sie schon so weit südlich waren, dass es kaum noch Pflanzen gab, stolzierte Samuel auf seinen langen Beinen zu Martin und fragte „Bist du schon einmal in Formation geflogen, Martin?“ Martin lächelte, als er sagte: „Nur zwei Mal ganz kurz. Einmal mit einer Eule in einer dunklen Nacht und einmal mit einem Adler in den Bergen!“ Nun lächelte Samuel und erklärte Martin „Wir fliegen heute in Formation mit tausend Vögeln! Im Formationsflug musst du wissen, was du tust: Entweder du führst, oder du folgst, oder du gehst aus dem Weg!“ Martin grinste und antwortete „Dann will ich führen!“ Samuel nickte und flüsterte „Ich hatte gehofft, du würdest das sagen, weil wir ein Meer überqueren müssen und du ein echter Seevogel bist … wir müssen in Richtung der Nachmittagssonne.“
Kurz darauf startete Martin und kreiste über den Störchen. Die stiegen einer nach dem anderen auf und formierten sich hinter Martin zu einer langen Kette. Sie flogen alle dicht hinter einander und es sah aus, als würde eine Möwe eine lange Kette aus Störchen durch den Himmel ziehen.

Martin steuerte auf das blaue Meer zu, das er aus dieser Höhe schon am Horizont sehen konnte. Ein starker und stetiger Rückenwind wehte die lange Vogelkette darauf zu und niemand musste mit den Flügeln schlagen. Als Martin das Meer näherkommen sah, fiel ihm auf, wie lange er schon auf Teichen und Flüssen unterwegs gewesen war und wie sehr er das Meer vermisst hatte. Er ging in einen Sinkflug und als sie endlich die Küster erreicht hatten, segelte die ganze lange Kette in nur einer Spannweite Höhe über die Wellen. „Was machst du?“ fragte Samuel ihn von hinten und Martin antwortete nur „Genießen!“ und dann atmete er die salzige Seeluft tief ein. Sie flogen tief über das Meer.
Martin konnte ein großes Fischerboot erkennen, das vor ihnen auf dem Meer schaukelte. Jede normale Möwe wäre einfach rechts oder links vorbei gesegelt, aber Martin war keine normale Möwe. Er steuerte direkt darauf zu und kurz bevor er gegen die Bootswand gekracht wäre, zog er hoch, flog ganz knapp über das Fischerboot hinweg und ließ sich sofort auf der anderen Seite wieder bis kurz über die Oberfläche sinken. Hinter ihm machten es tausend Störche genauso nach. Nur eine Spannweite über den Köpfen der staunenden Menschen flog ein Storch nach dem anderen in einer nicht enden zu scheinenden Kette.
Schließlich kamen sie ans andere Ufer, und da es dort zu Martins großer Enttäuschung überhaupt keine Pflanzen mehr gab, herrschten über den weiten Sandflächen extrem starke Aufwinde. Während Martin in eine lange Kurve steuerte und die lange Kette sich nach oben schraubte, fragte er Samuel: „Wie geht es nun weiter?“ Martin hörte ein Lachen hinter sich. „Weiter in die gleiche Richtung über das Meer aus Sand … einfach weiter geradeaus!“ Martin sah von der Küste unter ihnen bis zum Horizont nur Sand und fragte unsicher „Bist du sicher, dass wir dort Wasser finden?“ Er hörte Samuel hinter sich lachen „Flieg einfach! Das Wasser kommt und du kannst es nicht verfehlen. Vertraue mir … du wirst das Wasser finden!“
Martin schaute über die unendliche Wüste und schluckte. Aber wenn die Störche es schon geschafft hatten und sich ihrer Sache so sicher waren … Martin lenkte den Zug der Störche weg von der Küste und direkt über den Sand. Er schaute sich noch ein paar Mal um, aber irgendwann war das Meer hinter ihnen nicht mehr zu

sehen. Er war darüber geflogen und hatte sich nicht einmal einen salzigen Fisch gegönnt. Alles was Martin für eine sehr lange Zeit sah, waren die heiß brennende Sonne am blauen Himmel und der Sand unter sich. Sand, hin und wieder ein vereinzelter Felsen, Strauch oder sogar mal ein Baum, aber hauptsächlich sah er Sand. Schließlich tauchte ein dunkler Schatten am Horizont auf.
Martin dachte schon, wieder an einer Küste angekommen zu sein, aber als sie näher heran geflogen waren, konnte Martin sehen, dass es ein großer Fluss war, der sich mitten durch die Wüste schlängelte. Auf beiden Seiten des Flusses waren breite Streifen aus Wäldern und Wiesen. Martin hörte Samuel hinter sich sagen „Siehst du? Da ist der große Fluss … du hast ihn gefunden! Jetzt folgen wir einfach immer dem Fluss weiter in Richtung Mittagssonne.“ Martin war schon lange keinem Fluss mehr gefolgt und beim letzten Mal hatte er schon am Mittag des ersten Tages die Quelle erreicht. Aber dieser riesige Fluss schien nicht enden zu wollen. Am Abend war der Fluss nicht einmal ein klein wenig schmaler geworden.
Sie landeten an einem großen Feld aus feuchtem Schilf. Die Störche waren begeistert von der Route, die er gewählt hatte. Besonders hatten ihnen der tiefe Überflug des Fischerbootes und die staunenden Menschen darauf gefallen. Martin fing sich sein Abendessen am Flussufer, während die Störche das Schilf absuchten. In dieser Nacht schliefen sie in Bäumen am Fluss und am nächsten Morgen flogen sie weiter – immer dem Wasser folgend, aber nun nicht mehr in Formation. Samuel hatte ihm erklärt, dass sie nur Formation flogen, wenn die Orientierung schwierig war – also bei Nebel, in der Dämmerung, über dem Meer oder der Wüste. Diesem Fluss konnte jeder folgen, der sehen konnte – ein weithin sichtbarer Streifen in der sonst unendlich scheinenden Wüste aus Sand. So flogen sie in einem lockeren Schwarm nach Süden – immer mehr Störche kamen dazu und nach einigen Tagen konnte Martin sie nicht mehr zählen – er wusste nur, dass er die einzige Möwe unter ihnen war.
Als der Fluss sich teilte, folgten sie zwei Mal dem rechten und dann einmal dem linken Verlauf des Wassers. Das Tal, durch das sich das Wasser zwängte wurde langsam schmaler und sie kamen in eine bergige Landschaft. Als sie die Berge hinter sich gelassen hatten, erreichten sie riesige Teiche, die sich bis zum Horizont

erstreckten. Am Ufer wuchsen die Pflanzen üppig und in saftigem Grün. Große und sehr große Tiere, die Martin noch nie gesehen hatte, grasten friedlich auf den Wiesen. Es war wie das Paradies. Sie ließen sich am Ufer des Teiches nieder und waren mit dieser letzten Landung im Winterquartier der Störche angekommen.
Martin war fasziniert von dem neuen Land, und während die Störche in der Sonne saßen, sich den Buch vollschlugen und einfach nur Urlaub machten, entdeckte Martin die Umgebung. Bei seinen Rundflügen über die neue Landschaft lernte er einige lustige Vögel kennen, die sich Geier nannten. Sie waren großartige Segelflieger, mit denen man sich hervorragend über Aufwinde und Sinkgeschwindigkeit unterhalten konnte. Sie waren am Boden ziemlich chaotisch und fraßen Tiere, die schon lange tot waren. Martin hatte die ersten Male starke Verdauungsprobleme von ihrem Essen bekommen.
Er traf auch einige entfernte Verwandte der Störche, die Marabus hießen und das ganze Jahr über im sonnigen Süden lebten. Sie waren weniger lustige, sondern sogar sehr ernste Vögel. Martin führte mit ihnen lange Gespräche über Leben und Tod und sie warnten Martin vor den hier lebenden Katzen, die tatsächlich so groß waren, wie sie für Martin aus der Luft ausgesehen hatten.
Nach nur wenigen Wochen wollten Samira, Samuel und die anderen Störche wieder nach Hause fliegen, aber Martin wollte noch bleiben und mehr über dieses Land erfahren. Also bedankte er sich bei den Störchen und verabschiedete sie, indem er sie noch bis zu den Bergen begleitete. Er kreiste, bis am Abend alle Störche weggeflogen waren.
Martin blieb auch, als die Störche nach ihrem Besuch im nächsten Jahr wieder fragten, ob er nicht mit ihnen zurückkommen wollte. Erst im dritten Jahr fühlte er langsam wieder den Drang, weiter zu ziehen und so schloss er sich dem Rückflug der Störche in diesem Jahr an.
Er stellte über dem Meer überrascht fest, dass die Störche seinen Trick mit dem Tiefflug übernommen hatten und dabei genau wie er dicht über die Boote der Menschen flogen, auch wenn Martin sie nicht führte. Als es weiter im Norden langsam wieder kühler wurde, verabschiedete Martin sich von den Störchen und drehte nach Osten ab, um neues Land … um einfach Mehr zu entdecken.
Er flog für Wochen und Monate über zerklüftete Berge und

fruchtbare, grüne Täler. Schließlich kam er zu einem Gebirge, über das er nicht herüberfliegen konnte, so sehr er sich auch anstrengte. Es war einfach zu hoch. Wie gern wäre er dort oben um die schneebedeckten Gipfel gekreist, aber sie blieben unerreichbar – was Martins Interesse und Begeisterung noch steigerte. Er war an die Grenzen seiner Flugfähigkeiten gestoßen.

Er flog südlich an dem Gebirge vorbei und folgte den vielen Flüssen, die ihn schließlich ans Meer führten. „Endlich das Meer!“ dachte Martin und stürzte sich ohne zu überlegen in einem steilen Sturzflug darauf zu. Kurz vor der Wasseroberfläche fuhr er seine Schwingen völlig ein und … PLUMPS! Martin schoss in die Tiefe, bremste sich ab und ließ sich wieder an die Oberfläche treiben. Er fing ein paar salzige Fische und dann flog er glücklich weiter an der Küste entlang – er nahm sich vor, vorerst am Ufer dieses Meeres zu bleiben, denn kein Vogel konnte ihm sagen, wie breit dieses Meer war und ob man auf die andere Seite fliegen konnte. Auf seiner Reise, die ihn bald an der Küste entlang wieder nach Norden führte, traf er schwarze Schwäne und bunte Vögel. Er stieß am Meer auch wieder auf andere Möwen, aber die Schwärme akzeptierten keine Fremden, und da Martin bei jedem Zusammentreffen der bessere Flieger war, bestimmte er den Abstand zu den anderen Möwen. Bei netten Möwen-Mädchen flog er manchmal etwas näher und bei angriffslustigen Jung-Möwen hielt er einen größeren Abstand.

Nach einer langen Reise wurde es im Norden immer kühler. Zuerst fand Martin es sehr angenehm, denn das rauhe Klima und das dunkle Meer erinnerten ihn an seine Heimat. Schließlich kam er in ein Land, in dem die Berge Feuer spuckten und übelriechendes Gas verströmten. Martin entschied, dass er weit genug nach Norden geflogen war und drehte wieder nach Osten ab. Er wollte einer Kette von Inseln so lange folgen, bis die Vögel sagen würden, dass es nicht weiterging. Aber das passierte nicht. Die Vögel wussten immer noch von mindestens ein oder zwei Inseln in Richtung Sonnenaufgang. Wenn Martin diese Inseln erreichte, dann sprachen die Vögel immer noch von weiteren Inseln im Osten und schließlich erreichte er wieder ein großes neues Land. Er folgte der Küste nach Süden und es wurde wieder wärmer.

Eines Morgens, als Martin gerade an dem breiten Strand einen salzigen Fisch frühstückte, flog ein großer Vogel dicht über das

Wasser auf Martin zu. Der Vogel landete direkt vor Martin und der musste wieder einmal aufschauen, so groß war der Fremde. Er hatte einen riesigen Schnabel und ebenso übergroße Schwimmfüße. Er watschelte auf Martin zu und fragte „Was ißt du da?“ - „Eine Sardine.“ antwortete Martin und fügte noch schnell hinzu „Ich wusste nicht, dass das her dein Territorium ist!“ Der Vogel lachte und Martin sah, dass die nackte Haut unter seinem Schnabel dabei lustig wippte. „Kein Problem!“ sagte der fremde Vogel freundlich „Es gibt genug Fisch für alle hier … ich bin Pelikan Piet und wie heißt du?“ Martin entspannte sich wieder „Möwe Martin ...“ antwortete er. Der Pelikan watschelte um Martin herum und erklärte dabei: „Jetzt ist die Sonne nicht gut zum fischen … wir haben den ganzen Tag Zeit. Warst du schon mal 'Schlörfen'?“ Martin schüttelte den Kopf und sagte „Ich glaube nicht … ich weiß nicht mal was das ist.“ Piet hüpfte vor Freude „Spitze, Kumpel!“ lachte er „Du bist genau an die richtige Küste gekommen, um schlörfen zu lernen. Wir machen das hier täglich … komm mit, ich zeig´s dir!“, damit flog Piet los und Martin folgte ihm.

Piet flog die Küste entlang und ging gekonnt in ein einen Sinkflug über. Er flog ganz niedrig über das Wasser und dann genau am Kamm einer der Wellen entlang, die an den breiten Strand rollten. Martin flog ein Stück über und hinter Piet und bewunderte die perfekte Kontrolle, die der Pelikan da im wunderbar langsamen Flug dicht über dem Wasser zeigte. „Komm runter und flieg hinter mir her!“ rief Piet über seine Schulter. Martin nahm den Schnabel etwas herunter und sank langsam und vorsichtig tiefer, bis er auf gleicher Höhe hinter Piet an der Welle entlang flog.

„Fühlst du es?“ rief Piet. „Jaaa!“ brüllte Martin gegen das Rauschen der Wellen „Es ist absolut einmalig!“ Und das war es tatsächlich. Obwohl er wusste, dass er ganz langsam flog, war das Wasser ihm so nah, dass er das Gefühl hatte, darüber hinweg zu rasen. Die Welle schob in ihrer Bewegung auch die Luft vor sich her und diese Luftwelle konnte er nun entlang gleiten. Solange er im richtigen Winkel blieb - und den konnte er in seinen Federn fühlen - schob ihn die Luft beinahe. Er konnte die Höhe halten ohne sich anzustrengen. Kichernd dachte Martin „Wenn man das überhaupt Höhe nennen kann … “ Kamen sie zu nah ans Ufer, ließen sie sich einfach über die Welle hinweg zu nächsten Welle tragen.

Wieder war Martin, als hätte er einen ganz besonderen Punkt auf seinem Weg erreicht. Diese Art von Fliegen hatte etwas ganz Besonderes. Etwas Verspieltes und Sinnloses, aber dabei in der Kontrolle der Flugmanöver so Perfektes. „Wenn man es gut beherrscht," rief der Pelikan „dann geht sogar das hier ..." Piet beugte seine Schwingen leicht nach unten und auf der Seite, die der Welle zugewandt war, berührte seine Flügelspitze das Wasser und zog eine lange Spur in die Welle.
Martin wollte es auch sofort versuchen, aber er nahm die Flügel zu schnell herunter, verlor nur ganz leicht an Höhe und seine Flügelspitze berührte nicht nur die Welle, sie tauchte fast bis zu Martins Schulter ins Wasser ein. Sofort wurde er herumgeschleudert und noch bevor er wusste, was eigentlich passiert war, schlug er schon im Wasser auf. Zum Glück war er sehr langsam geflogen und er überschlug sich nur ein Mal, bevor sein Körper sich wieder - wie er es bei allen Wasservögeln tut - ganz von selbst aufrichtete und auf der Oberfläche schaukelte. Piet kam zurückgeflogen und landete lachend neben Martin. „Sowas kommt vor!" sagte er und fragte Martin dann „Willst du es noch einmal versuchen?"
Sie flogen, oder besser: sie schlörften noch den ganzen Tag durch die Wellen. Zwischendurch saßen sie am Strand und unterhielten sich mit den anderen Pelikanen über das Schlörfen, dann kamen wieder ein paar besonders große Wellen und alle starteten sofort, um sich hinein zu stürzen.
Am späten Nachmittag ließ Martin seine Federn trocknen und sich von der Sonne aufwärmen, als vier junge Pelikane neben ihm landeten. Der erste schnauzte Martin an „Was willst du eigentlich hier, Möwe!" und der zweite Pelikan rief „Genau! Hau ab, Möwe!" Die vier umringten ihn und kamen immer näher. In der Luft wäre er ihnen einfach weggeflogen, aber hier am Strand und zu Fuß konnte er nichts tun. Die großen Vögel waren ihm schon so nah gekommen, dass er nicht mehr genug Platz zum Öffnen seiner Schwingen hatte. Die vier Pelikane waren nicht so groß wie Piet, aber sie waren wesentlich größer als Martin.
Einer von ihnen sagte „Vielleicht musst du erst was drauf bekommen ..." und hackte mit seinem übergroßen Schnabel nach Martin. Der wich geschickt aus. Martin sah einen kurzen Moment Bilder von seinem langen Weg vor seinem geistigen Auge

auftauchen. Die alte Möwe, die ihn in seiner Heimat verabschiedet hatte. Eule Eugen auf ihrem Ast im dunklen Baum. Den schneeweißen Schwan Stefan, wie er einem Hund nachjagt. Der Adler Alex, der ihm ein Stück Fleisch zuwirft. Die Störche, die im Tiefflug über ein Boot im Meer segeln. Die ernsten Gesichter der Marabus.

Martin war doch nicht so weit gekommen, um sich hier mit seinen neuen Freunden zu streiten, aber wenn die Pelikane es so haben wollten, dann sollten sie sehen, wie gut er seinen Körper auch am Boden beherrschte. Martin knurrte „Wenn ihr es unbedingt wollt, dann könnt ihr natürlich zu viert einen Kleineren verprügeln, aber ihr werdet es auf jeden Fall schwer bereuen!“ Der Pelikan hinter ihm beugte sich über seine Schulter und fragte flüsternd „Ach ja? Was willst du tun, damit wir es bereuen?“

Martin mochte so etwas überhaupt nicht, aber er hatte sich geschworen, er würde - wie der Schwan es ihm beigebracht hatte - jeder Katze, jedem Hund und auch jedem Vogel zeigen, dass es keine gute Idee war, Martin verletzen zu wollen. Wenn sie es doch taten, dann würde er sie auch verletzen. Er würde niemals wie ein Fisch einfach nur zappeln und hoffen, dass es bald vorbei sei. Er würde sich verteidigen, wenn er angegriffen würde und sie würden es bereuen. Martin sagte ganz ruhig und ohne lange zu überlegen. „Ich werde mich schnell nach hinten beugen und dir mit meinem Hinterkopf auf den Schnabel hauen. Gleichzeitig ramme ich meine Ellenbogen den beiden neben mir in die Bäuche und dann hab ich Zeit, mich um den Letzten zu kümmern!“ Martins Plan ging auf.

Der Pelikan, der hinter ihm stand stellte sich bildlich vor, wie Martin ihm mit einer schnellen Kopfbewegung auf den Schnabel hauen würde und trat zwei Schritte zurück um Martin zuvorzukommen. Die beiden neben ihm hörten, was er vorhatte und gingen auch einen Schritt zurück, um ihre Bäuche zu schützen; dabei beugten sie sich aber vor, damit Martin keinen Platz zum Ausbreiten seiner Schwingen hatte. Sie waren ihm nun noch näher mit ihren empfindlichen Schnäbeln. Der vierte, der vor ihm stand und der nicht genau wusste, was Martin mit ihm vorhatte, kam näher und fragte „Ach ja?“ Martin sagte nichts mehr. Er spannte seine Muskeln an, wie er es im Sturzflug tat und konzentrierte sich darauf, was nun passieren würde. Genau das, was er gesagt hatte, nur ganz anders. Er hatte vor, dem Pelikan, der da gerade von vorne ganz

nah kam, mit der Stirn auf den Schnabel und den beiden nahen neben ihm mit den Ellenbogen von unten unter die Schnäbel zu hauen. Er war sich sicher, ihre großen Schnäbel waren empfindlich und alle Drei würden dann zurückweichen und der Eine hinter ihm störte ihn nicht beim Starten. Er wäre in der nächsten Sekunde in der Luft und damit uneinholbar für die großen Pelikane. Plötzlich flatterte ein großer Schatten heran und landete zwischen den anderen Pelikanen. Es war Piet und er brüllte „Lasst ihn in Ruhe … der gehört zu mir!“

„Was waren das für Spinner?“ fragte Martin, als die vier schimpfend abgeflogen waren. Piet schüttelte den Kopf und sagte „Das sind junge Pelikane, die gerade erst das Schlörfen entdeckt haben und sich nun für etwas ganz Besonderes halten. Sie wissen nicht wohin mit ihrer Kraft und gehen allen auf die Nerven mit ihren Versuchen, zu beweisen, dass sie auch schon große Pelikane sind. Sie sind nicht besonders und sie begreifen das Wesen des Schlörfens nicht … aber du, Martin, du bist eine ganz besondere Möwe. Ich habe dich gesehen da draußen in der Brandung. Du konntest es wirklich fühlen!“ Martin nickte und fragte dann „Was war es aber, was ich da gefühlt habe?“ Der alte Piet lächelte ihn mit seinem breiten und langen Schnabel an und sagte „Es ist der Moment der Selbst-Erkenntnis. Der Moment, in dem du dich selbst verlierst und wieder findest.“

Piet legte seinen Flügel um Martins Schulter und flüsterte „Hast du Hunger?“, dann startete er plötzlich, flog über das Meer und rief „komm, ich zeig dir, wie wir hier fischen!“ Martin folgte ihm. Sie segelten dreißig oder vierzig Spannweiten hoch über den Wellen zu einer Stelle, wo schon einige Pelikane kreisten. Von weitem konnte Martin sehen, wie sich einzelne von ihnen mit angewinkelten Flügeln und geöffnetem Schnabel ins Wasser stürzten. „Natürlich!“ dachte Martin „Warum bin ich nicht selbst darauf gekommen? Warum habe ich noch nie mein Sturztauchen zum Jagen eingesetzt? Das Fliegen nutzen, nicht nur um zu den Fischen hinzukommen, sondern auch, um sie zu fangen!“

Als sie näher an die Stelle herangekommen waren, konnte Martin auch sehen, warum hier so viele Pelikane kreisten. Im Wasser, dicht unter der Oberfläche schwammen die Sardinen in Schwärmen. Die Pelikane stürzten sich ins Meer, und wenn sie wieder hoch kamen, war die nackte Stelle unter ihrem Schnabel wie

ein Ballon angeschwollen. Sie pressten sofort das Wasser aus ihrem Schnabel – meist, indem sie den prall gefüllten Hautsack zwischen ihrem langen Hals und ihrem Schnabel einklemmten. Die Fische blieben drin und wurden geschluckt. Dann hoben sie ab und stürzten sich wieder aus der richtigen Höhe ins Wasser für den nächsten Gang ihrer Mahlzeit.
Martin wollte es auch versuchen. Er PLUMPSte ins Wasser und weil er einen viel weniger massigen Körper hatte als die Pelikane tauchte er tiefer ins Wasser ein. Noch während er pfeilschnell in die Tiefe raste, öffnete er seinen Schnabel und sofort hatte er zwei Sardinen quer darin. Er konnte nur eine davon festhalten und ließ sich mit ihr wieder nach oben treiben.
Merkwürdig vertraute Augen lächelten ihn an, kurz bevor er die Oberfläche erreichte. Martin kam im nächsten Moment oben an, schluckte seine Beute und schnappte nach Luft. Dann beugte er sich vor und steckte den Kopf zurück ins Wasser. Die merkwürdig vertrauten Augen gehörten einer Robbe. Sie sah etwas anders aus als seine Freundin in der Bucht auf der Verbannungs-Insel, aber es war eine Robbe. Sie schraubte sich grinsend um die eigene Achse, während Martin sie ansah. Er nahm den Kopf aus dem Wasser, um Luft zu holen und da schaukelte Piet vor ihm auf den Wellen. „Schon satt?“ fragte er Martin. Der schüttelte den Kopf und schaute noch einmal kurz unter die Oberfläche … die Robbe war verschwunden. Er startete mit Piet zu einer neuen Runde Sardinen und im Formationsflug stürzten sie sich gemeinsam auf den nächsten Gang.
Martin und Piet wurden sehr gute Freunde. In dieser neuen Welt gab es zwar nicht so viele und große Tiere, die an Land lebten, aber im Wasser zogen wahre Riesen an der Küste entlang. Wale von so enormer Größe, wie Martin sie nie zuvor gesehen hatte. Er war mit Piet auf einem von ihnen gelandet, als der sich an der Oberfläche in der Sonne wärmte. Das riesige Tier trieb einfach auf dem Rücken und streckte den Bauch aus dem Wasser. Martin war über das trockene Stück gewatschelt und hatte bis zur riesigen Fluke am Ende des Wals geschaut. Martin schätzte, das ganze Tier hatte sicher eine Länge von über dreißig Spannweiten. Irgendwann hatte sich dieser Fleischberg dann langsam umgedreht und eine große Fontäne Luft und Wasser aus seinem Kopfende gespritzt. Martin war nach vorne gewatschelt und hatte dann am Rand in das

riesige Auge dieser Insel geschaut. Der Wal hatte so geschnauft und gebrummt, dass Martin und Piet das Zittern noch in der Luft spürten, nachdem sie vor Schreck beim ersten Mal kurz hochgeflogen waren. So groß, wie der Wal war, so friedlich und freundlich war er auch. Einen ganzen Nachmittag hatte der Wal an der Oberfläche verbracht und hatte die Beiden die Küste auf und ab getragen. Und Martin hatte sich zum ersten Mal wirklich gewünscht, er würde auch mit Säugetieren sprechen können. Dieser riesige alte Wal hatte - da war sich Martin sicher - viel zu erzählen über das Meer.
Martin gefiel es sehr gut in der neuen Welt. Die Pelikane führten ein freies Leben an der Küste. Sie wanderten auch mit den Jahreszeiten nach Süden oder Norden die Küste entlang, aber bei ihnen gab es keine Regeln, wie bei den Störchen. Jeder entschied selbst, wann und wie weit er zog. Auch Piet und Martin entschieden das jedes Jahr von Neuem, aber für viele Jahre entschieden sie sich, zusammen umher zu ziehen. Sie trafen sogar beide am gleichen Strand ihre große Liebe – Piet eine Pelikan- und Martin eine Möwen-Frau. Und sie beschlossen am gleichen Strand zu bleiben und zusammen ihre Küken aufzuziehen. Als die Küken im nächsten Jahr aus dem Nest waren und unbedingt ihre eigenen Wege fliegen wollten, zogen sie weiter zusammen die Küste auf und ab. Zwei Pelikane namens Pia und Piet und zwei Möwen, die auf die Namen Maria und Martin hörten. Sie waren für mehrere Jahre sehr glücklich und schlörften täglich.
Dann in einem besonders kalten Winter zogen sie weiter nach Süden als sonst und zum ersten Mal roch der Ostwind nicht nur nach Land, sondern nach einem Meer … nach einem anderen Meer. Martin fragte Piet danach und der sagte ihm, dass die Insel hier schmaler sei und man so weit im Süden oft die andere Seite riechen konnte.
Martin wollte unbedingt die andere Seite sehen und überredete Maria, Piet und Pia mit ihm zu fliegen. Sie warteten ein paar Tage auf den richtigen Rückenwind und dann flogen sie an nur einem Tag über das Land zur anderen Küste. Sie war zerklüftet mit kleinen Buchten und sie war mit einem dichten Wald bewachsen. Die wenigen Strände, die es gab, waren weniger breit und das Schlimmste war, dass die Wellen zu klein zum Schlörfen waren. Sie blieben trotzdem ein paar Tage und am vierten Morgen ihres

Aufenthalts an der neuen Küste wurden die Wellen endlich brauchbar. Sie alle schlörften den ganzen Vormittag und Martin und Piet machten sogar am Nachmittag weiter, als es gefährlich windig wurde und die Wellen dabei immer größere Höhen erreichten. Schließlich wurden der Wind und auch die Wellen so stark, dass sie Schutz suchen mussten. In der gleichen Nacht zog der schlimmste Sturm auf, den Martin je erlebt hatte und er hatte schon an vielen Meeren gelebt. Der Sturmwind peitschte so viel Gischt aus den Wellen hoch, dass der Regen salzig schmeckte. Mitten in der Nacht wurde es so schlimm, dass der Wind Bäume ausriss und mit sich forttrug.

Als Martin am nächsten Morgen in einem Gebüsch wach wurde, waren seine Freunde nirgendwo zu finden. Er suchte sie eine lange Zeit, aber irgendwann rang er sich dazu durch, weiter zu ziehen. Er erkundete das neue Meer, obwohl er sich in diesem Moment wünschte, es nie besucht zu haben.

Das Land unter ihm war verwüstet und so flog er auf das hellblau-grüne Meer hinaus zu einer Insel, die er am Horizont im Osten sehen konnte. Er dachte, er würde einfach wieder den Inseln folgen, bis die lokalen Vögel von einem Weiterflug abrieten. Er flog noch immer auf die Insel zu, als er plötzlich ein böses Lachen hinter sich hörte.

Martin sah sich um und erblickte vier große, pechschwarze Vögel hinter sich. Sie sahen aus wie eine große Mischung aus einer Möwe und einer Schwalbe. Einer von ihnen nickte ihm zu und krächzte laut „Rück den Fisch raus, dann passiert dir nichts!“ Martin grinste und dachte „Dann wollen wir mal sehen, ob die Fremden mithalten können ...“ Er ging in einen steilen Falken-Sturzflug über und raste zum Meer hinab. Hinter sich hörte er das erstaunte Krächzen seiner Verfolger.

Aber Martin war nicht sehr hoch gewesen, als er seinen Sturzflug begonnen hatte und so musste er schnell den Schnabel hochziehen und die vier dunklen Gestalten hatten ihn bald wieder eingeholt. Martin wartete, bis sie direkt hinter ihm waren und ihn fast erreicht hatten. Dann kam sein nächster Trick. „Füsse raus!“ - „Füße sind draußen!“ Martin stellte die Flügel quer und bremste in einem kurzen Moment bis zum perfekt langsamen Flug ab. Die großen Vögel schossen viel zu schnell an ihm vorbei … aber sie bremsten in einem geschickten Manöver ab. Sie zogen ganz steil nach oben

und wendeten senkrecht in der Luft, um sofort wieder in die entgegen gesetzte Richtung zurückzufliegen – auf Martin zu. Der hatte so ein Manöver noch nie gesehen und flog vor Erstaunen einfach langsam weiter. Die schwarzen Vögel flogen im nächsten Moment im Formationsflug langsam neben Martin her. Einer von ihnen fragte krächzend „Auszeit?“ Martin nickte ihm zu und der Fremde fragte „Du hast gar keinen Fisch, oder?“ Martin schüttelte den Kopf. „Dann können wir uns ja alle wieder abregen. Ich bin Fregattvogel Freddy und das ist meine Bande: Franz, Franco und Francois. Wir sind Luft-Piraten!“ Die drei anderen nickten Martin zu und der sagte „Ich bin Martin … und Ihr lebt echt von Überfällen?“ Freddy grinste düster „Ja, aber nicht weil wir klauen wollen, sondern weil wir fliegen wollen. Luftkampf ist reine Flugakrobatik. Es macht einfach Spaß, verstehst du?“
Martin nickte … das verstand er sehr gut. Er hatte großen Spaß am fliegerischen Teil ihrer Verfolgungsjagd gehabt. Freddy sagte grinsend: „... wenn die anderen Vögel ihren Fisch nach Hause tragen, dann nerven wir sie so lange, bis sie aufgeben und den Fisch fallen lassen … den fressen wir dann und sie müssen eben noch mal einen neuen Fisch holen gehen. Aber wir kassieren niemals Vögel ab, die wir an dem Tag schon hatten – wir wollen ja eigentlich keine Probleme machen … es ist nur: die anderen Vögel, die Reiher, Möwen und Kraniche, die fliegen erst so richtig weg, wenn es um was geht, wenn sie einen Fisch verlieren ... es geht also eigentlich nur darum, an den Grenzen des machbaren zu fliegen.“ Martin sah den Fregattvogel an und seine Augen funkelten. „Einen wie dich könnten wir in unserer Bande gut gebrauchen. Hast du Lust bei uns mitzumachen?“ Martin überlegte kurz. Er wollte nicht von Diebstahl leben, aber er wollte auch unbedingt mehr über die Flugkünste der Fregattvögel erfahren und so sagte er schließlich zu und wurde ein Luft-Pirat.
Martin hatte wirklich noch nie so viel Spaß beim Fliegen. Sie spielten zu fünft „Fang den Flucht-Vogel!“ um Martin auf seinen ersten Luftkampf vorzubereiten. Einer der Fregattvögel war der Flucht-Vogel. Er flog davon und die anderen versuchten, von hinten an ihn heran zu fliegen und dem Flüchtenden an einer Feder zu zupfen. Hörte sich für Martin zunächst einfacher an, als es war, denn kaum tauchte er das erste Mal hinter dem Flucht-Vogel auf, drehte dieser sich mit dem Bauch nach oben und fiel kopfüber in

einen Sturzflug. Martin hatte solche Manöver noch nie gesehen und spielerisch lernte er an seinem ersten Tag Loopings, Schrauben, Turm-Wenden und viele Tricks, für die nicht mal die Piraten einen Namen hatten. All diese Kunststücke hintereinander kombiniert machten den Luftkampf so faszinierend.
Am Abend forderte die Piraten-Bande einige Möwen heraus und Martin konnte zum ersten Mal zeigen, was er gelernt hatte. Und das musste er auch. Weil die anderen Vögel hier täglich von diesen Flug-Akrobaten überfallen wurden, hatten sie selbst auch einige Tricks gelernt und flogen besser als alle Möwen in seiner Heimat. Martin erbeutete trotzdem zwei Sardinen von zwei Möwen, und was viel wichtiger war: er hatte noch nie so viel so schnell gelernt und er hatte auch noch Spaß dabei gehabt. Lachend und raubend zogen die fünf monatelang von einer Insel zur anderen.
Nach einiger Zeit war Martin so gut in Luft-Akrobatik, dass die anderen Fregattvögel an der kleineren und wendigeren Möwe verzweifelten. Martin konnte jeden von ihnen in kürzester Zeit an ihren Federn zupfen und wenn er selbst der Flucht-Vogel war, hatten sie keine Chance mehr, ihm zu folgen. Nicht, weil er so schnell, sondern weil er so wendig war. In einer feierlichen Zeremonie in einer Baumkrone auf einer winzigen Insel wurde Martin zum neuen Anführer der Bande gemacht.
Sie folgten den Inseln weiter, bis sie zu einer Küste kamen. Dann folgten sie der Küste nach Süden und nach einigen Tagen fanden sie eine ganze Kolonie von Fregattvögeln. Martins Piraten wurden von vier Fregattinnen an nur einem Abend zu einem sesshaften Leben mit Frau, Küken und Nest bekehrt. Martin verabschiedete sich von seiner ehemaligen Bande und flog allein weiter.
Er folgte der Küste nach Süden bis er einen riesigen Fluss entdeckte und entschied, dem Flusslauf zu folgen. Der Fluss war noch breiter als der im Winterquartier der Störche und seine Ufer waren noch grüner und saftiger. Martin sah auch aus großer Höhe nur den Fluss und seine dicht bewaldeten Ufer. Er musste eine ganze Weile fliegen, bis der Fluss schmaler und schmaler wurde und sich immer häufiger teilte.
Martin traf sehr komische, bunte Vögel. Sie hießen Papageien und konnten so ziemlich jeden Dialekt der Vogelsprache und sogar die Laute von Säugetieren nachmachen. Martin fand sie zum Brüllen komisch, wann immer er sie traf.

Im Quellgebiet des Flusses erreichte Martin ein hohes Gebirge, das ihm wie eine Mauer den Weg versperrte. Martin segelte im Aufwind an den Bergen entlang und suchte eine Stelle, die niedrig genug war, damit er auf die andere Seite fliegen konnte. Aber er fand keine.
Dafür begegnete er dem größten Vogel, den er auf seiner Reise bisher getroffen hatte. Er segelte im wunderbar langsamen Flug vor Martin her. Martin flog näher heran und schließlich neben dem Vogel. Er war überwältigend. Der Vogel sah wie ein Geier aus „Ein großer, nein, ein sehr großer Geier!“ dachte Martin. Als er ihm ganz nah gekommen war, schätzte er die Spannweite des Fremden müsse mehr als drei Mal so groß sein wie seine eigene.
Der große Vogel sah Martin an, stellte sich als Condor Carlos vor und krächzte dann „Na, wie kann ich dir helfen?“ Martin stellte sich auch vor und fragte nach einem Weg über das Gebirge. Der Vogel erklärte sich bereit, Martin zu zeigen, wie man über das Gebirge komme, dann drehte er in den Aufwind und schraubte sich in einer langen Kurve nach oben.
Martin folgte ihm, aber in drei oder viertausend Spannweiten Höhe wurde die Luft so dünn, dass Martin das Gefühl hatte, nicht weiter steigen zu können. Er rief Carlos hinterher „Warte, nicht so schnell, ich kann nicht mehr höher!“ Carlos hielt seine Höhe bei und wurde langsamer, damit Martin näher heranfliegen konnte. Als Martin ihn endlich eingeholt hatte, sagte Carlos „Du kannst es … aber vergiss, was du über langsames Steigen gelernt hast. Du darfst hier in dieser Höhe die Federn nicht so locker lassen wie in der dickeren Luft am Boden. Hier oben musst du die Federn weit spreizen und ganz steif machen, damit du in der dünnen Luft möglichst große Tragflächen hast.“
Martin spannte seine Federn an und merkte sofort den Unterschied. „Ich dachte, ich soll die Federn locker halten!“ Condor Carlos lachte „Was auf der einen Flughöhe gilt, muss auf einer anderen Höhe nicht automatisch auch richtig sein.“
Zusammen stiegen sie immer weiter auf. Martin war nie zuvor so hoch geflogen. Es war plötzlich kalt wie im Winter und das Atmen fiel ihm schwer. Der Fluss am Fuße des Gebirges war im Dunst kaum noch zu erkennen und sie waren schon fast so hoch wie die Gipfel vor ihnen. Der Himmel direkt über ihnen war schwarz wie die Nacht, obwohl die Sonne schien.

Der Kondor hörte endlich zu kreisen und zu steigen auf, dann steuerte er zwischen zwei der schneebedeckten Gipfel hindurch. Martin folgte ihm.
Carlos steuerte einen Felsvorsprung an, der in einer sehr steilen und hohen Wand lag. Er landete dort und rief zu Martin „Setz dich doch!“ Martin musste sich konzentrieren, um von den ständig wechselnden Winden nicht in die Steilwand gedrückt zu werden, aber schließlich saß er neben dem Kondor auf dem Vorsprung. „Was für ein Blick!“ sagte Martin, als er sich umsah. Carlos lächelte ihn freundlich an und fragte „Was tut eine Möwe hier oben?“ Martin zuckte mit den Schultern und sagte „Ich will einfach alles über das Fliegen wissen!“ Der Kondor nickte und sagte leise „Du scheinst schon eine ganze Menge gelernt zu haben … wo kommst du her?“ Martin berichtete ihm, wie alles begonnen hatte und als Carlos immer noch neugierig war, erzählte Martin die ganze Geschichte. Kondor Carlos war begeistert von Martins Hingabe und Leidenschaft und sagte schließlich „Ich habe einen Freund, den du unbedingt kennenlernen solltest. Aber der Weg dort hin ist weit …“ Martin war sofort interessiert und fragte nur „Kann er mir etwas über das Fliegen beibringen?“ Kondor Carlos lachte laut und sagte „Alles über das Fliegen! Ist der beste Segelflieger der Welt!“ Martin nickte aufgeregt und fragte „Wann können wir los und ihn besuchen?“ - „Jetzt sofort, wenn du möchtest …!“ sagte Carlos, stieß sich von dem Felsvorsprung ab und segelte nach Süden – gefolgt von einem aufgeregten Martin.
Die Reise war wirklich lang, aber Carlos war ein freundlicher Vogel mit einem feinen Sinn für Humor. Außerdem verlief das Gebirge, das sie überquert hatten, immer weiter ganz in der Nähe der Küste, so dass Martin Fische fangen konnte und nicht jeden Tag Aas essen musste, was Carlos sehr gerne tat. Außerdem zeigte Martin ihm in den großen Wellen das 'Schlörfen'. Carlos fand es ganz nett, aber er sah Martin lieber dabei zu, als es selbst zu versuchen. Kondor Carlos war schließlich kein Seevogel, und wäre er ins Wasser gefallen, hätte er bis zum Ufer schwimmen müssen. Er brauchte festen Boden unter seinen Füßen, um abzuheben.
Jeden Morgen nach dem Frühstück flogen sie los – immer genau nach Süden an der Küste entlang. Martin war sich sicher, noch nie so weit südlich gewesen zu sein. Sie waren so weit im Süden, dass die Sonne mittags hinter ihnen im Norden stand. Sie flogen den

ganzen Tag und suchten sich am Abend einen Schlafplatz in den Bergen. Schließlich, nach vielen Tagen, war das Gebirge nicht mehr so hoch und die Gipfel nicht mehr schneebedeckt. Die Winde nahmen zu und es wurde kühler. Das Meer und auch der Himmel wurden dunkler. Von dem flacher werdenden Gebirge blieben schließlich nur zerklüftete Inseln übrig.
Sie flogen noch bis zur letzten Insel und landeten auf den südlichsten Felsen. „Wir sind angekommen!“ sagte Carlos. Martin sah sich um. Der Himmel war mit grauen Wolken verhangen und vor ihnen tobte ein dunkles Meer unter dem kräftigen West-Wind. Es erinnerte Martin an die Inselkette, der er hoch im Norden gefolgt war, kurz bevor er seinen Freund Pelikan Piet getroffen hatte. Traurig dachte Martin an Maria, Pia und Piet. Die Landschaft machte ihn noch trauriger. Er konnte außer Carlos weit und breit keinen anderen Vogel sehen. „Wo lebt dein Freund?“ fragte Martin und Carlos nickte mit seinem großen Kopf raus aufs Meer. „Da draußen auf dem Meer. Eigentlich in der Luft über dem Meer!“ Martin sah Carlos erstaunt an. „Er lebt in der Luft?“ Carlos nickte und lachte „Zum Brüten und Fressen wird auch manchmal gelandet … du wirst schon sehen.“
Sie warteten den ganzen Tag und auch wenn Martin nicht bester Laune war, wollte er doch den besten Segelflieger der Welt kennenlernen. Am nächsten Tag war der Himmel blau und das hellte auch Martins Stimmung auf. Das war auch nötig, denn sie warteten viele Tage. Carlos aß nichts, denn er wollte ein besseres Startgewicht für den Rückflug erreichen, aber Martin holte sich hin und wieder einen Fisch. Sie segelten manchmal in den Aufwinden der südlichsten Insel, aber die meiste Zeit saßen sie auf ihrem Fels, starrten auf den Horizont und warteten.
Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang stürzte sich Carlos von der Klippe des Felsen und segelte nach Süden auf das Meer hinaus. „Komm mit!“ rief er. Martin sprang hinterher und flog dem Kondor aufs Meer nach. Es wurde schnell dunkel und Martin hatte schon lange keinen Nachtflug mehr gemacht. Er orientierte sich wie die Störche an seinem Vordervogel und folgte Carlos einfach nur. Dann sah er einen kleinen Vogel vor ihnen durch den Himmel segeln. „Den hast du von Land aus gesehen?“ rief Martin verwundert und Carlos antwortete „Ja, ich hab ganz gute Augen …“

Sie näherten sich dem Vogel und zuerst dachte Martin, es sei eine andere Möwe und Martin bewunderte die Stellung ihrer Schwingen. Ihr Segelflug sah völlig mühelos und leicht aus. „Ja ...“, dachte Martin „Das muss ein Segelflug-Meister sein …!“ Wieder fühlte Martin sich, als hätte er einen ganz besonderen Punkt seiner Reise erreicht.
Sie flogen noch eine Weile auf den Freund von Carlos zu und langsam wurde Martin dabei klar, wie groß diese Möwe wirklich war. Sie war noch größer als Carlos, der neben ihr in Formation ging. Martin steuerte auf die andere Seite. Carlos sagte
„Hallo … schön dich zu sehen. Darf ich dir einen talentierten Freund vorstellen? Das ist Möwe Martin … er ist ein Suchender.“ Die riesige Möwe sah Martin sanftmütig an und sagte freundlich „Ich bin Albatros Albertina … aber Freunde nennen mich nur Alba!“ Carlos rief noch „Ich habe viel von ihr gelernt. Alles Gute, Martin!“ und dann drehte er nach Norden ab. „Danke für alles, Carlos … ich werd Dich nicht vergessen!“ rief Martin und dann segelte er allein mit Alba in die dunkle Nacht hinein.
Der Albatross sagte nichts und glitt einfach weiter nach Osten, den Wind im Rücken. Martin hätte sich eigentlich Sorgen gemacht, über völlig unbekanntem Gebiet durch die Nacht zu fliegen, aber im letzten Licht hatte Alba ihn so freundlich und gütig angelächelt, dass er ihr einfach vertraute.
„Du fliegst schon ganz gut für eine Möwe von der nördlichen Hälfte.“ sagte Alba endlich. Martin fragte verwundert „Woher weißt du, dass ich aus dem Norden komme und welche Hälfte von was meinst du?“ Martin konnte Alba zwar nicht sehen, aber er hörte ihre großen Schwingen neben sich durch die Luft rauschen und dann hörte er sie sagen „Ich bin viel gereist, als ich jung war. Ich war ein richtiger Wander-Albatros … aber du scheinst ja auch schon einen guten Teil der Welt gesehen zu haben. Bist du schon einmal ganz herum geflogen?“ Martin war froh, dass sie sein Gesicht nicht sah, denn er hatte sie im Dunkeln verwirrt angestarrt und dann leise gefragt „Wir können drum herum fliegen? Es geht nicht immer weiter?“ Alba kicherte in der Dunkelheit und sagte „Ja, wir können herumfliegen … ich erkläre es dir später. Erzähl doch bitte erst mal von dir, damit ich weiß, was du schon alles selbst herausgefunden hast ...“
Martin berichtete die ganze Nacht von seinen Erkenntnissen,

seinen Erlebnissen und von seiner langen Reise. Alba hörte interessiert zu, stellte hin und wieder Fragen, wenn sie etwas nicht richtig verstand. Sie nahm auch Anteil und sagte beruhigende Dinge, wenn sie an seiner Stimme hörte, dass er sehr aufgeregt oder traurig war – als er zum Beispiel von der Schlägerei berichtete, die er beinahe mit den jungen Pelikanen gehabt hätte oder von dem Sturm erzählte, der ihn von Maria, Piet und Pia getrennt hatte.
Als es schließlich wieder hell wurde, kam es Martin vor, als habe er die ganze Nacht geredet, aber Alba sagte ihm, die Nächte wären sehr kurz zu dieser Jahreszeit. In der Dämmerung, die länger als die Nacht selbst zu dauern schien, zeigte Martin Alba dann, wovon er ihr in der Dunkelheit nur erzählt hatte. Das Schlörfen und die Luft-Akrobatik, seine Flügelstellungen für den lautlosen, den langsamen und den besonders hohen Flug. Er zeigte ihr den Falken-Sturzflug und das Rütteln der Flügel in einer Achterbewegung, um in der Luft auf der Stelle zu fliegen. Alba nickte immer freundlich und gütig, wie seine Mutter es getan hatte, wenn er als Küken aufgeregt mit etwas Neuem zu ihr gekommen war - das sie natürlich schon längst kannte - sie aber trotzdem voller Begeisterung und Interesse seinen 'neuen' Erkenntnissen lauschte.
Als Martin schließlich außer Atem war und keuchend neben ihr herflog, lächelte sie ihn an und sagte „Du bist fast angekommen. Du weißt schon so ziemlich alles, was ein Vogel über das Fliegen wissen kann. Du musst deine vielen Erkenntnisse nur noch zu einem Ganzen zusammenfügen … und um das zu tun hat dein Weg dich hierher geführt. Nenn mich Alba!“ Sie nickte ihm gütig zu und sagte dann „Wenn der Schüler bereit ist, erscheint der Meister!“ Martin sah sie verwundert an – das hatte Eugen ihm am Anfang seiner Reise auch gesagt.
„Wir beginnen mit deinem Segelflug.“ rief Alba auf einmal und drehte gegen den Wind. Martin holte sie sofort wieder ein und Alba fragte ihn, wie viel Flügelschläge er dafür gebraucht habe. Er wusste es nicht genau. Sie lächelte und drehte wieder ganz plötzlich ab. Martin holte sie wieder ein und diesmal hatte er darauf geachtet und sich seine Flügelschläge gemerkt. Er hatte nur fünf gebraucht, um sie wieder einzuholen. Sie fragte ihn, wie viel Flügelschläge sie in der Zeit gemacht habe. Martin wusste es nicht. Er war zu sehr mit seinen eigenen Schwingen beschäftigt gewesen.

Alba lächelte ihn wieder an und machte erneut eine ganz plötzliche Kursänderung. Diesmal schaute Martin ihr nach, während er versuchte, ihr zu folgen und dabei seine eigenen Flügelschläge zu zählen. Er zählte drei, vier, fünf seiner eigenen, als ihm auffiel, dass Alba nicht mit ihren Schwingen schlug. Sie machte unglaubliche Flugmanöver, die denen der Luftpiraten in Nichts nachstanden, aber sie schlug nicht mit den Flügeln dabei. Sie veränderte nur die Stellung ihrer Federn oder der Flügel – aber sie bewegte ihre Schwingen niemals auf und ab, wie andere Vögel es immer irgendwann taten. Während Martin sie wieder einholte, überlegte er, ob er sie, seit sie sich am Abend vorher begegnet waren, überhaupt schon einmal anders gesehen hatte. Sie segelte einfach mühelos und lies den Wind die Arbeit machen. Es war fantastisch. Nur wusste Martin nicht, wie sie das anstellte. „Es ist ganz einfach …" sagte sie, als er sie fragte, wie sie es machte, einfach nur zu segeln „und du kannst es auch, Martin. Du hast doch schon alles über das Fliegen gelernt, jetzt nutze es doch einfach!"
Sie drehte wieder ab, ohne mehr als ein paar Federn zu bewegen und ganz leicht ihr Gewicht zu verlagern. Martin segelte genauso hinterher, aber als er merkte, dass er nicht folgen konnte, schlug er mit den Flügeln. Einmal. Es gab ihm genügend Schub um die gleiche Geschwindigkeit wie sie zu erreichen. Sie flog nun nicht mehr weg, aber er holte sie auch nicht ein. Er schlug noch einmal mit den Flügeln und nun war er schneller als sie, und nach einem Moment war er wieder neben ihr. Sie lächelte ihn an und er lächelte zurück „Ich hab zwei Flügelschläge gebraucht, um dich einzuholen!" gab er zu. „Nein!" sagte sie – immer noch freundlich, aber bestimmt „Du wolltest zwei Mal mit den Flügeln schlagen. Ich war in einem langsamen Sinkflug, und wenn du mir einfach nur gefolgt wärst, hätte deine Geschwindigkeit nach und nach ganz von selbst zugenommen, und du hättest mich eingeholt. Du, als erfahrener Flieger, weißt das. Aber du hattest die Geduld nicht, darauf zu warten. Du wolltest schneller fliegen. Immer, wenn du höher fliegen oder eine Kurve fliegen wolltest, hast du mit den Flügeln geschlagen." Martin sagte nichts und Alba lachte „Es ist nicht schlimm, Martin. Wir alle fangen als Küken an. Ich bin auch nicht als Segelfliegerin aus dem Ei geschlüpft. Auch mir hat meine Mutter beigebracht, mit den Flügeln zu schlagen, damit ich erst einmal lerne, sicher zu fliegen. Aber so wie für das Fliegen in großen

Höhen andere Regeln gelten, gibt es auch neue Möglichkeiten, wenn ein Flieger größere Erfahrung gesammelt hat … und du hast viel Erfahrung gesammelt, Martin … also wende sie einfach an. Vergiss, was du über das Flügelschlagen gelernt hast. Sie haben dir damals gesagt, dass du herunterfällst, wenn du nicht flatterst und damals hatten sie auch Recht damit. Aber heute bist du … wie alt bist du?“ Martin antwortete „Schon über dreißig Winter – genau weiß ich es nicht.“ Alba nickte „Siehst du, du bist eine alte Möwe geworden und hast es kaum gemerkt. Heute weißt du mehr über das Fliegen als alle anderen Möwen. Sie haben dich verstoßen, aber es war ihr Verlust und dein Gewinn. Der Schwarm, der dich verstoßen hat, den gibt es heute nicht mehr … !“ Martin sah sie erschreckt an.
Alba nickte „Sie haben dich verstoßen, weil du ihre Regeln gebrochen hast. Die Regeln, die sie aufgestellt haben, weil sie Angst vor dem Neuen, vor dem Aufregenden und vor dem Gefährlichen hatten. Ihr Leben war voller Angst, Langeweile und Zorn auf alles Neue und Andere … und so war ihr Leben ganz sicher sehr viel kürzer als das Deine.“ Martin dachte einen Moment lang an seine Eltern und seine Geschwister und er wurde traurig. „Freu dich!“ sagte Alba „so wie der Schwarm damals entschieden hat, dass du für sie nicht mehr existierst, so existiert der Schwarm nun wirklich nicht mehr für dich. Nun kannst du selbst entscheiden, welche von ihren Regeln noch für dich gelten - jetzt wo das Küken, das diese Regeln einmal gelernt hat, auch nicht mehr existiert. Du bist jetzt eine neue Möwe …!“ Martin dachte lange darüber nach, was sie gesagt hatte und schließlich sagte er leise „Ich werde mich an keine ihrer Regeln halten … das waren Regeln für das Küken Martin. Jetzt bin ich der beste Flieger aller Möwen und ich vertraue nur auf das, was ich selbst gelernt habe ...“ In diesem Moment machte Alba eine ruckartige Kurs-Korrektur und Martin schlug einmal mit den Flügeln, um ihr zu folgen. Er merkte es sofort und lachte, dann sagte er „Ich flattere immer noch … es passiert ganz von selbst, ohne, dass ich darüber nachdenke!“ Alba lächelte ihn verständnisvoll an „Es wird eine Weile dauern. Es ist alles nur in deinem Kopf. Vertraue auf das, was du über das Fliegen selbst herausgefunden hast und ...“Alba lachte, drehte in den Wind und rief „... dann lass uns einfach segeln!“ Martin segelte ihr nach, ohne mit den Flügeln zu schlagen. Er holte sie ganz von selbst nach

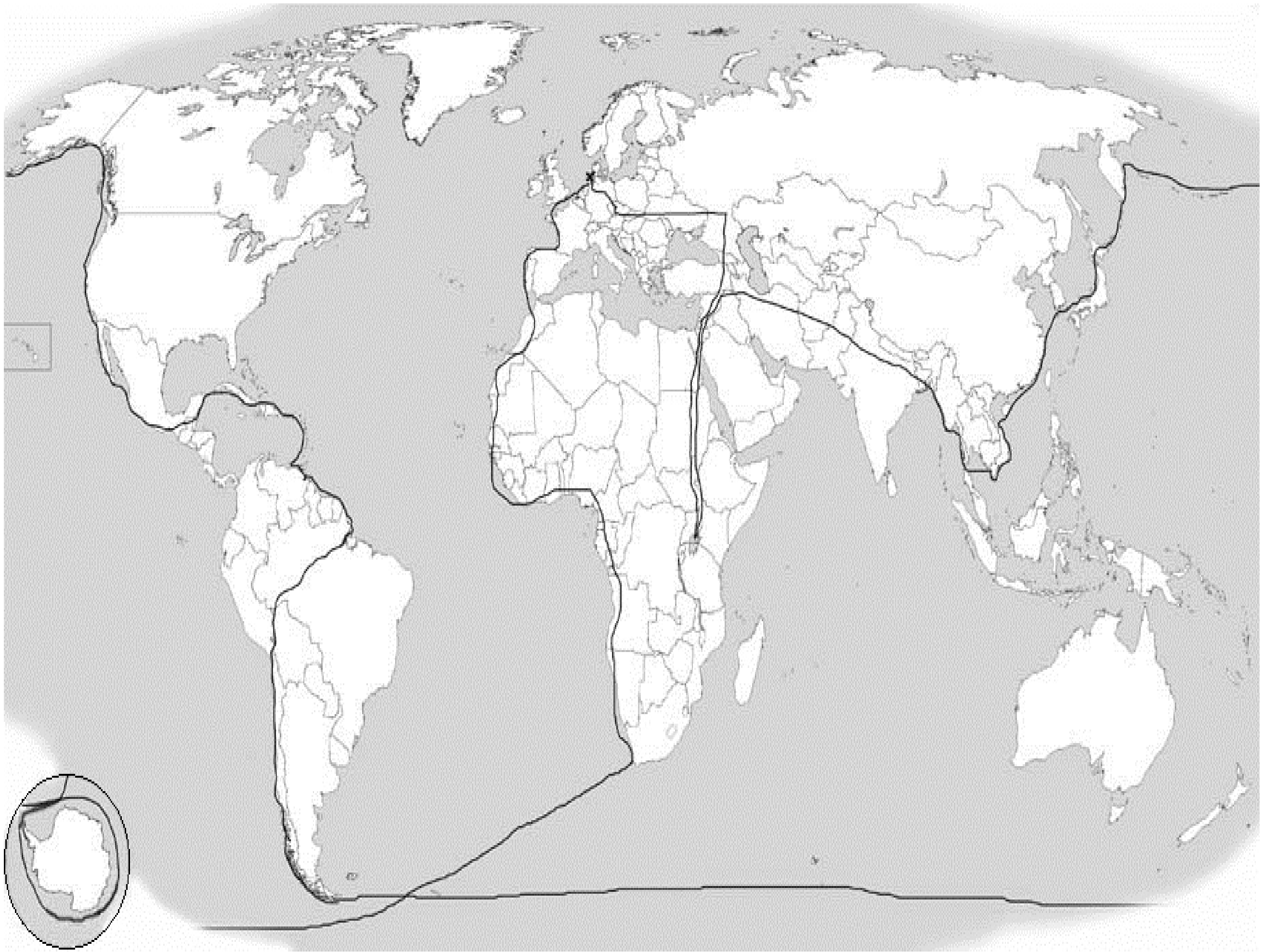
einer Weile ein. Als er wieder neben ihr war sagte sie nichts und Martin sagte auch nichts. Sie flogen einfach immer weiter nach Osten – schweigend, lächelnd, zufrieden. Martin hatte wieder das Gefühl, die Zeit sei stehen geblieben. Als habe er sich verloren und wieder gefunden. Das Gefühl hörte nicht mehr auf. Er war angekommen! Angekommen im Hier und im Jetzt. Seine Vergangenheit war eine verwelkende Erinnerung, seine Zukunft war ihm nicht mehr wichtig. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wo er gerade war und nicht den blassesten Schimmer, wo er hinflog. Er war einfach nur und er war sehr zufrieden damit. Er sah dankbar zu Alba und ganz plötzlich erinnerte er sich an einen Traum, den er als junges Küken hatte. In der Nacht, nachdem er seinen Vater zum ersten mal beim Abheben gesehen hatte, hatte Martin geträumt, zusammen mit seinem Vater zu fliegen und als er neben ihm geflogen war, hatte er ihn dankbar angesehen, so wie er jetzt Alba ansah. Vielleicht war das gar nicht sein Vater gewesen. Vielleicht war es die riesige Alba gewesen. Vielleicht war es aber nur ein Traum. Es war nicht wichtig, denn die Zeit stand für ihn immer noch still.
Aber die Zeit blieb natürlich nicht wirklich stehen, also bekam er irgendwann Hunger und zum ersten Mal seit sie wieder auf Ostkurs gegangen waren, stellte er eine Frage „Wann ißt du mal was?“ Alba lachte erleichtert „Ich dachte schon, du würdest nie fragen. Lass uns landen!“ Martin sah herunter. Da war nur das dunkle Meer. „Wo landen wir?“ fragte er. „Unten!“ rief Alba und war schon in einem steilen Segelflug. Martin folgte ihr und bewunderte ihre Flugmanöver. Elegant dreht sie sich kurz vor der Wasseroberfläche gegen den Wind. Sie verlangsamte ihre Geschwindigkeit so sehr, dass sie fast in der Luft stand, als sie schließlich ihre übergroßen Schwimmfüße ausklappte und ganz sanft auf dem Kamm einer Welle aufsetzte. Martin versuchte neben ihr zu landen und es klappte auch. Aber er fühlte sich noch etwas weniger elegant dabei und als er ihr das sagte, lachte Alba laut „Du solltest mich mal auf festem Boden landen sehen. Das ist bei meiner Größe weniger anmutig!“
Sie aßen ein paar Fische, schliefen etwas, während es kurz dunkel war und dann waren sie schon wieder in der Luft - den Wind im Rücken und immer weiter nach Osten. Beim Start hatte Martin zum ersten Mal gesehen, wie sie mit ihren riesigen Flügeln schlug –

zwei Mal. Also schlug Martin auch nur zwei Mal und segelte ihr nach – geduldig darauf wartend, dass er sie einholen würde. Es dauerte nicht lange und sie segelten wieder nebeneinander her.
Sie flogen für Wochen, ohne Land zu sehen und Martin lernte von Alba weiterhin jeden Tag etwas mehr über das Fliegen. Sie zeigte ihm, wie man ohne Flügelschlag weite Strecken in jede Himmelsrichtung fliegen konnte, indem sie gegen den Wind drehten, sich von ihm schnell in große Höhen tragen ließen und dann langsam in die gewünschte Richtung segelten, bis das Ziel erreicht war, oder erneut in den Wind gedreht wurde, um wieder von vorne anzufangen. Die Albatrosse nannten es 'Kreuzen'. Alba erklärte ihm auch eines Morgens, dass er nun zum zweiten Mal drum herum geflogen sei.
„Richtig!“ erinnerte sich Martin „Du wolltest mir doch erklären, was das bedeutet … drum herum zu fliegen.“ Alba antwortete „Kannst du es dir denn noch nicht denken?“ Martin schüttelte den Kopf. Alba sah ihn an und sagte „Komm wir setzen uns lieber hin.“
Kurz später schaukelten sie nebeneinander auf den Wellen. Alba legte ihren riesigen Flügel um Martin und der hatte das Gefühl, wieder ein kleines Küken zu sein. „Also,“ begann Alba „die Welt auf der wir leben ist … wie eine Kugel!“ Martin wand sich unter ihrem Flügel hervor und sah sie fassungslos an. Alba sagte „Siehst du, deshalb wollte ich es dir nicht in der Luft sagen. Es ist für manche ein Schock. Carlos wäre beinahe von seinem Felsen gefallen, als er begriff, was ich ihm erzählte.“ Martin versuchte sich verzweifelt vorzustellen, wie das möglich sein konnte – eine Kugel. Wie konnten sie auf einer Kugel leben. Alba sagte „Stell dir eine Kugel vor, die so groß ist, dass sie für dich wie flaches Land aussieht, wenn du direkt darüber fliegst!“ Martins Schnabel klappte auf, als er verstand, was das bedeutete. „Wie groß ist die Kugel?“ wollte er nach einem langen Moment des Nachdenkens wissen. Alba zuckte mit den Schultern „Sie ist gigantisch!“ Albas Blick bekam etwas träumerisches, als sie sagte „In meiner Jugend habe ich an der breitesten Stelle drei Monde gebraucht, um wieder da anzukommen, wo ich losgeflogen bin. Deshalb bin ich so weit in den Süden gegangen. Hier gibt es nur noch ein Land, aber das ist ganz unten im Süden. Hier kann Vogel über dem Meer die Kugel umrunden – wieder und wieder. Man kann einfach nur sein – allein. Allein kommt von den beiden Worten Alles Eins.“

Martin schaute sie nur staunend an. Alba nickte „Ja, Martin. Das haben wir beide in der vergangenen Mondphase gemacht. Wir sind einmal herum!“ Plötzlich strahlte Martin Alba an, paddelte näher an den riesigen Albatros heran, drückte sich an die breite Brust, wie er es früher bei seinem Vater getan hatte und sagte nur „Danke Alba!“ Alba sagte „Du bist schon zwei Mal herum. Nach dem, was du mir erzählt hast, hattest du schon deine erste Runde abgeschlossen, kurz nachdem wir uns begegnet sind. Die zweite Runde haben wir dann hier im Süden gemacht, wo der Weg nicht so lang ist ... und jetzt sind wir wieder da – etwas südlich von der Stelle, wo wir losgeflogen sind.“
Sie erklärte ihm alles, was sie auf ihren Reisen über die Welt gelernt hatte. Es gab vier sehr große Inseln auf der Kugel, drei große Inseln, und unendlich viele kleine. Sie beschrieb ihm, wie diese Inseln verteilt waren und welchen Weg er auf seiner langen Reise genommen hatte. Zum Schluss fragte sie ihn, was er nun tun wolle.
Martin überlegte kurz. Wenn die Welt eine Kugel war und ein Vogel einmal herum fliegen konnte, dann könnte er nie irgendwo ankommen. Jeder Schritt, jeder Flügelschlag und jeder Segelflug von etwas weg wäre auch gleichzeitig wieder darauf zu. Schließlich sagte Martin nur „Ich will nach Hause!“ Alba nickte und sagte „Auf einer kugelförmigen Welt verläuft alles in Kreisläufen. Alles fließt, ist immer in Bewegung und Veränderung. Von den Tages- und Jahreszeiten, bis zu unseren ganz eigenen Lebenswegen. Wir können nie den gleichen Wind zwei Mal segeln, denn der Wind und wir selbst sind in ständiger Veränderung. Das muss so sein und das ist auch gut so. Ich werde dir zeigen, wie du nach Hause kommst!“
Sie drehten leicht nach Nord-Ost ab und segelten einige Tage so weiter. Der Himmel und das Meer wurden wieder heller und der Himmel blauer.
Endlich erreichten sie wieder Land und als sie darüber kreisten, knurrte Alba „Windstille! Auch das noch. Jetzt wird meine Landung nicht nur wenig anmutig, sondern regelrecht peinlich!“ Martin grinste, weil er Alba so nicht kannte und er hatte ja schon einen ganzen Monat mit ihr verbracht, ohne vor ihrer Seite zu weichen. „Was ist bei Windstille?“ fragte er und sie stöhnte „Wenn ich keinen Gegenwind habe, der mich in der Luft vor der Landung abbremst, dann muss ich sehr schnell anfliegen, um nicht kurz vor der

Landung wegen eines Strömungs-Abrisses abzuschmieren!“ Martin verstand das Problem nicht „Aber dann flieg doch etwas schneller. Ich kenne niemanden, der so gut fliegt wie du, Alba!“ Der riesige Albatros lachte laut und sagte „Fliegen schon - Laufen nicht so gut“ Alba steuerte in langsamem Sinkflug einen breiten Strand an. Sie flog mit ausgeklappten Füßen in der perfekten Geschwindigkeit für ihre Größe – nur ein ganz klein wenig schneller als ihre Abschmier-Geschwindigkeit. Aber sie war ein wirklich großer Vogel. Als Martin, der immer noch neben ihr flog, im Landeanflug ihren Schatten über den Sand huschen sah, wurde ihm klar, wie schnell sie noch immer waren. So schnell konnte mit so großen Schwimmfüßen niemand laufen. Der Schatten und Alba kamen sich immer näher, als sie - so langsam sie konnte - immer und immer niedriger über den Strand flog. Martin konnte sehen, wie Alba schluckte, bevor sie mit dem Hacken am hinteren Ende ihrer Füße den Boden zuerst berührte. Ihre Füße gruben sich tief in den weichen Sand, und das bremste sie unter ihre Abschmier-Geschwindigkeit. Wäre sie nicht schon am Boden gewesen, wäre sie gefallen. So fiel nur ihr ganzes Gewicht auf ihre Füße. Sie versuchte zu laufen, so schnell sie konnte, aber das Gewicht ihres Körpers bewegte sich weiter nach vorn und überholte ihre Füße, die einfach nicht hinterherkamen. Alba kippte im Laufen nach vorne, versuchte sich mit den Flügeln zu fangen, aber stolperte doch, landete schließlich unsanft auf ihrer Brust und grub sich mit ihren Schnabel tief in den Sand, bevor sie endlich zum Stehen gekommen war.
Martin landete neben ihr, als sie sich gerade den Sand vom Kopf schüttelte. Sie kicherte „Miese Landung, was?“ Aber Martin grinste sie nur an und sagte dann „Danke, dass du es trotzdem für mich getan hast ...“ Alba lachte und sagte „Ich habe es doch nicht für dich getan. Ich lande jedes Jahr um diese Zeit hier … du weißt doch, Martin, es verläuft alles in großen und kleinen Kreisen. Ich komme immer wegen der netten Albatros-Herren, die zu dieser Jahreszeit hier Urlaub machen! Du wolltest doch nach Hause, und von hier aus ist es ganz einfach. Du folgst der Küste immer in nördlicher Richtung. Sie verläuft irgendwann nach Westen, aber du folgst ihr einfach an der ersten Meerenge vorbei und in die zweite Meerenge hinein, dann müsstest du dich langsam wieder auskennen und allein nach Hause finden. Ich wünsche dir noch eine gute Reise, Martin. Du bist die außergewöhnlichste Möwe, die

ich je kennengelernt habe.“ Martin drückte sich noch einmal an sie und sie drückte ihn mit ihren Schwingen fest an ihre Brust. Martin sagte leise „Albatros Albertina, du bist der einzige Albatros, den ich je kennengelernt habe und ich habe so viel von dir gelernt. Wie könnte ich dich je vergessen. Vielen Dank für Alles!“ Dann hob Martin ab, rief „Leb Wohl, Alba!“ und folgte der Küste nach Norden. Er kannte die Insel, an der er entlang flog. Es roch bekannt. Irgendwo östlich von ihm musste das Winterquartier der Störche sein und irgendwo westlich von ihm kreiste Carlos sicher in so großer Höhe, dass er vielleicht von dort oben Martin bei seinem Flug nach Hause sehen konnte.
Er fand die erste Meerenge, flog daran vorbei, dann fand er die zweite Meerenge und folgte der Küste. Es roch wie in seiner Jugend und bald tauchten Inseln vor der Küste auf, die wie die aussahen, auf der Eugen lebte. Er überflog eine Insel nach der anderen und als er an der letzten angekommen war, landete er unter dem Baum, der die erste Station seiner Reise gewesen war. Er schaute hoch in die Äste des Baums und rief „Eule Eugen … bist du da?“ Es kam keine Antwort. Martin wartete bis zum nächsten Morgen, aber als Eugen bis dahin nicht aufgetaucht war, flog er das letzte kurze Stück nach Norden.
Schließlich kamen die rot-braunen Felsen der Hauptinsel seiner Heimat in Sichtweite. Obwohl er wusste, dass er dort Niemanden mehr kannte und alle Möwen sicher viel jünger waren, war Martin auf seiner ganzen Reise noch nie so aufgeregt gewesen. Sein Herz schlug wie wild und er atmete schwer, als er auf die Klippen zuflog. Er drehte eine schnelle Runde über seine alte Wohnklippe und sah die Möwen grimmig zu ihm aufschauen. Martin wunderte sich einen Moment und überlegte, ob sie ihn doch erkannten, aber dann wurde ihm klar, dass er für sie einfach nur ein Fremder war. Wenn die alten Regeln hier noch galten, dann war er unerwünscht. Er drehte ab und segelte um die Insel herum, an der Mittags-Schicht des Schwarms vorbei und zur Sandinsel, zu der er vor über dreißig Jahren verbannt worden war. Er landete müde, aber zufrieden in der Bucht, in der er sich damals von der alten Möwe verabschiedet hatte. Nachdem er zwei Mal die Weltkugel umrundet hatte, stand er wieder an dem Strand, von dem aus er losgeflogen war. Martin schloss die Augen und atmete die kühle und salzige Luft tief ein. Es war schön, wieder zu Hause zu sein – zu Hause in der Verbannung.



Möwe Martins Reise um die Welt

Martin überlegte, ob er den Möwen seines alten Schwarms einige seiner Erkenntnisse zeigen sollte. Etwas von dem Neuen, Aufregenden und Gefährlichen, das ihnen solche Angst machte ... damit sie es sehen und dann selbst entscheiden konnten, ob sie mehr erfahren wollten.

Am nächsten Morgen flog Martin zur Hauptinsel und segelte einfach im Wind über den Klippen. Wenn junge Möwen wütend zu ihm herauf flogen, stieg er mühelos und ohne einen Flügelschlag solange höher, bis sie aufgaben. Er verabschiedete sich am Nachmittag mit einigen Kunststücken, fing ein paar Fische und wartete in der Verbannung. Am nächsten Morgen waren die ersten jungen Möwen in seiner Bucht. Sie erzählten, der Rat der Ältesten habe jedem mit der Verbannung gedroht, der mit Martin sprechen würde. Trotzdem waren die jungen Möwen nun bei ihm … sie hatten ihn fliegen sehen und wollten nun herausfinden, erfahren und lernen, was er konnte.

In den nächsten Wochen brachte Meisterflieger Martin der täglich größer werdenden Schar junger Möwen alles bei, was er über das Fliegen wusste. Den Sturzflug und das Rütteln der Falken, den lautlosen Flug der Eulen und den blinden Flug nach Gehör, die Selbstverteidigungs-Techniken der Schwäne, die Adler-Landung, Formationsflug nach Art der Störche, das Tauchen nach Fischen wie die Pelikane es taten und natürlich das Schlörfen, Luft-Akrobatik und Luft-Kampf im Stil der Fregattvögel, das Höhenfliegen der Kondore und das völlig flatterfreie Segeln, wie es sonst nur Albatrosse beherrschten.
Als die ersten jungen Möwen schließlich in allen Arten des Fliegens besser waren als der alte Martin selbst, erzählte er ihnen die ganze Geschichte … wie er wann von welchem Vogel was genau gelernt hatte. Die jungen Möwen lauschten gebannt seinen Erzählungen. Als sie von der letzten Erkenntnis hörten und wie Alba ihm erklärt hatte, dass die Welt eine Kugel sei, wollten sie alle sofort losfliegen und die Welt selbst entdecken.
Sie flehten und bettelten, Martin möge sie begleiten, aber Martin sagte nur, dass sie ihn nun nicht mehr brauchten und alles andere auch allein herausfinden konnten.
Wie die alte Möwe - zu Beginn seiner eigenen Reise - stand Martin, der nun selbst eine sehr alte Möwe war, unten am Strand in der kleinen Bucht und verabschiedete sie, rief „Lebt wohl!“ und „Gute Reise!“, dann winkte er den jungen Möwen nach, bis sie alle am südlichen Horizont verschwunden waren. Er schaute noch lange in den leeren Himmel und fühlte sich zufrieden. Er war glücklich, im Hier und Jetzt. Er war allein – Alles Eins.
Am nächsten Tag flog er wieder zur Hauptinsel. Nur wenige Möwen waren noch da. Martin sah den Rat der Ältesten und die zornigen Blicke, die sie ihm zuwarfen. Sie steckten die Köpfe zusammen und Martin nahm an, sie würden sich nun gegenseitig beraten, wie sie noch zorniger, ängstlicher und gelangweilter sein konnten und dann würden sie schimpfen, dass dies alles die Schuld dieses Fremden sei und dass er den Schwarm zerstört habe. Aber Martin wusste aus tiefstem Herzen, dass es nicht seine Schuld war und der Schwarm war auch nicht zerstört … er verteilte sich gerade über die ganze Welt und würde größer, schöner und besser als je zuvor sein.

Martin blieb, aber als er vor dem nächsten Winter merkte, dass sein alter Körper bald zu alt zum Fliegen sein würde, da schwang er sich noch ein letztes Mal in die Lüfte und flog aufs Meer hinaus.
Müde aber zufrieden sah er sich in seinem geliebten Himmel um, als plötzlich zwei Möwen rechts und links neben ihm auftauchten. Sie waren schneeweiß und flogen in perfekter Formation zu Martin. Er verlangsamte seinen Flug und mühelos flogen sie genauso langsam neben ihm her, immer noch in perfekter Kontrolle. Martin lächelte sie an. Sie kannten das Geheimnis des langsamen Fliegens.
Martin räusperte sich und krächzte müde „Seid mir gegrüßt, ihr zwei wunderschönen Möwen. Was wollt ihr von der alten Möwe, wenn ihr doch schon so gut fliegen könnt?“ Die weißen Möwen flogen nicht nur in perfekter Formation, sie sprachen auch genau gleichzeitig, als sie ihm antworteten.
„Wir wollen dich zu deinem Schwarm begleiten.“ sagten sie. Martin schüttelte mit dem Kopf und sagte leise „Das muss eine Verwechslung sein. Ich habe keinen Schwarm, ich habe keine Familie und keine Heimat. Ich bin ganz und gar allein!“ Die Möwen nickten und sagten im Chor „Richtig, du bist wirklich mit allem eins und deshalb sind wir gekommen, um dich zu begleiten. Wir bringen dich zu deinem neuen Schwarm!“ Martin lächelte, aber er schüttelte wieder den Kopf und sagte „Ich kann euch nirgends mehr hin folgen. Ich bin alt und schwach und mein schmerzender Körper kann nicht mehr so fliegen wie früher.“ Die Vögel nickten nur und sagten zusammen „Aber sicher kannst du noch fliegen, alter Martin … erinnere Dich, was du alles gelernt hast! Flieg einfach in die Wolke dort oben – wir werden dich begleiten.“
Martin nickte nun auch, lächelte sie an und fragte leise „Ihr bringt mich in den Möwen-Himmel, nicht wahr?“ Nun schüttelten die weißen Möwen ihre Köpfe zeitgleich und sagten freundlich „So etwas gibt es nicht, Martin. Es gibt diese Welt und in dieser Welt hast du nun alles gelernt, was es hier zu lernen gibt. Es ist wie eine Schule, die du nun abgeschlossen hast. Du hast mit Bravour alle Prüfungen bestanden und nun bringen wir dich in die nächste Welt, auf die nächste Schule … die Schule für fortgeschrittene Möwen, wo du noch mehr lernen kannst. Alles, was du tun musst, ist in die Wolke zu fliegen!“

Martin fragte „Wird es wehtun?“ und die Möwen schüttelten lachend ihre Köpfe „Nein Martin … wir versprechen dir, es wird sein, als würdest du nach einem langen, langen Sturm endlich aus den Wolken herausfliegen und plötzlich durch ruhigen, blauen Himmel segeln. Wir sind ja bei dir.“ Martin nickte und segelte ganz langsam höher – der Wolke entgegen. Er fühlte sich bereit.
Als er auf die Wolke zuflog, sah er plötzlich wieder die Bilder seiner langen Reise. Seine Mutter, die ihn gütig ansah, als er seinen Kopf aus dem Ei gesteckt hatte und seinen Vater, wie er über der Wohnklippe flog. Seine Geschwister, wie sie ihm den Rücken zudrehten. Die alte Möwe, die ihm am Anfang seiner Reise nachgewunken hatte und die alte Eule, die am ersten Morgen ihre großen Augen öffnete. Den Schwan auf seinem Teich und den Adler mit seinem Fleisch. Die Störche in ihrem Winterquartier, die kreisenden Geier und die Marabus mit ihren ernsten Gesichtern. Die Pelikane, die von Piet verscheucht wurden, Maria und seine beiden Küken, Pia und ihre Küken. Er sah die Fregattvögel im Luft-Kampf und die Papageien, die einen Fregattvogel nachmachten. Er sah den Kondor über seinem Gebirge und den Albatross, der ihn freundlich anlächelte. Aber er sah auch Bilder von vielen anderen, die er schon fast wieder vergessen hatte. Der Eisvogel, mit dem er fischen war. Die Taube, die er nach dem Weg gefragt hatte. Der winzige Kolibri, den er für ein großes Insekt gehalten und der ihn mit seiner piepsigen Stimme angemotzt hatte, er solle sich in der Luft nicht so breit machen.
Er fragte sich noch, ob er in der anderen Welt seine Kinder, Maria und Piet wiedersehen würde, oder sogar seine Eltern und Geschwister.
Er freute sich darauf, als er in die Wolke flog und verschwand.

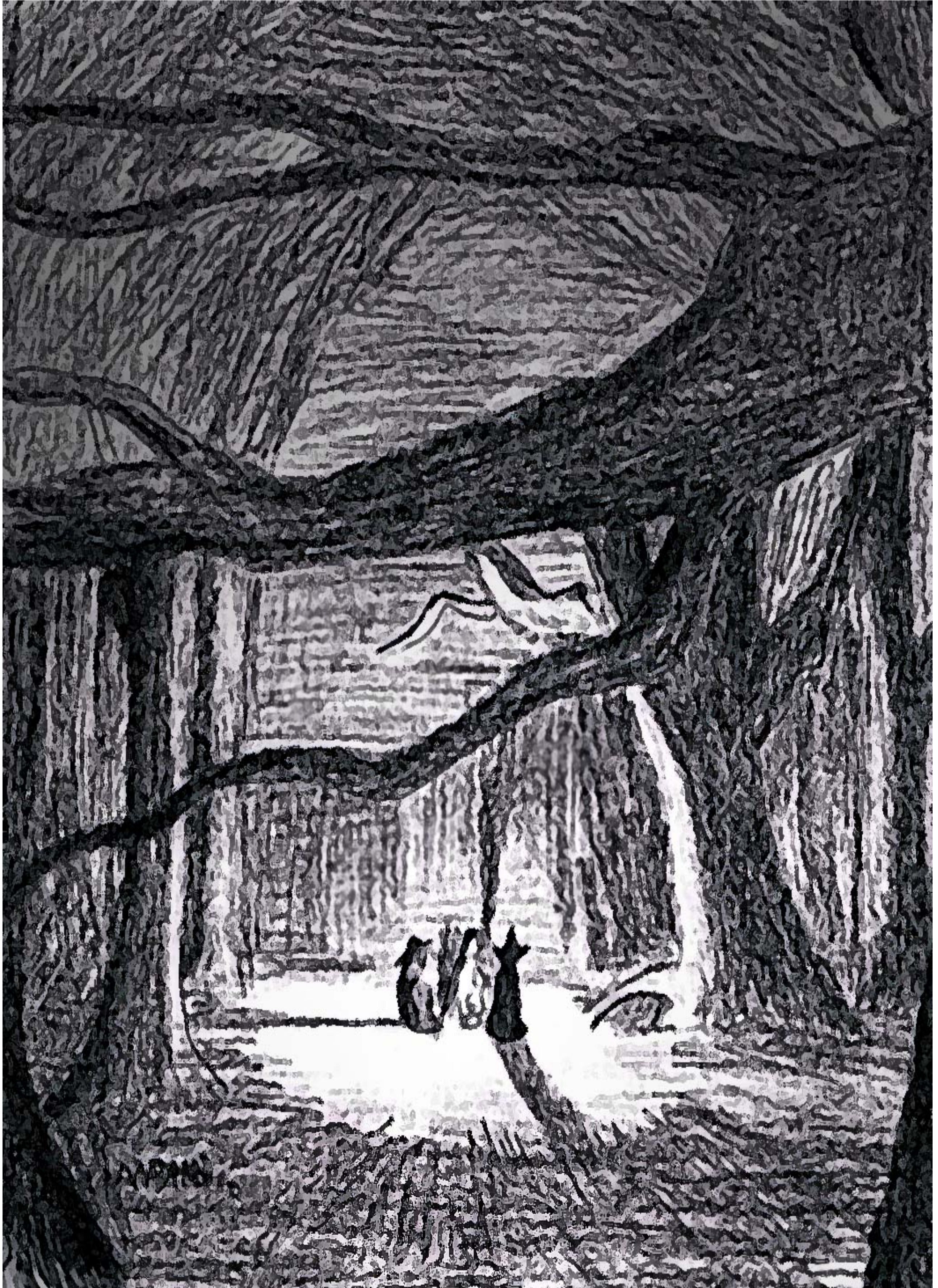
Heute sieht man immer noch Möwen kreischend hinter den Booten der Fischer her flattern, aber immer häufiger gibt es welche, die ganz langsam dahingleiten und dabei einen sehr zufriedenen Eindruck machen. Das sind die Martins-Möwen. Sie nennen sich selbst die kosmopolitischen Möwen, denn es gibt sie heute überall auf der Welt. Ich habe sie selbst gesehen:
Mit Dir zusammen in Köln am Rhein und an der Nordsee. Fast vierzig Jahre vorher traf ich meine ersten Möwen auf Norderney, genau da, wo Du auch Deine ersten Möwen gesehen hast.
Ich habe sie überall beobachtet, wo ich sie sehen konnte. Ich sah sie in Mexiko bei Nacht fliegen und in Florida mit Pelikanen im Sturzflug fischen. Ich beobachtete sie beim Schlörfen an der Pazifikküste Costa Ricas und beim Höhenfliegen über den Kanaren. Ich habe sie im Formationsflug in Thailand gesehen und beim Fleisch und Aas fressen am Roten Meer erwischt. Dort habe ich auch auf einem Tauchboot gestanden, als tausend Störche wie an einer Perlenschnur tief über das Wasser angeflogen kamen und einer nach dem anderen dicht über unsere Köpfe hinweg rauschten. Ich habe sogar, als ich auf Helgoland tagelang auf besseres Tauch-Wetter warten musste, eine Möwe mit einer Kegelrobbe spielen sehen. Aber das sind andere Geschichten, die ich Dir in anderen Büchern erzählen werde …
Ich habe die Idee für die Geschichte von der Möwe Martin aus einem großartigen Buch, das nur zehntausend Worte zählt, trotzdem war es eine Sensation, als ich so alt war wie Du jetzt bist, und es wurde viele Millionen Male verkauft. Es ist von einem Piloten namens Richard Bach und sein Buch heißt 'Jonathan Livingston Seagull' oder auf deutsch 'Die Möwe Jonathan'.
Mein Vater, Dein Großvater Walter, der auch schon in die nächste Welt gegangen ist, konnte ganz toll vorlesen. Ich war etwa neun Jahre alt. Meine kleine Stiefschwester Ami, mein noch kleinerer Halbbruder Jo, meine ganz kleine Halbschwester Michi und ich lagen auf ganz vielen Decken und Kissen auf dem Boden. Das Haus meines Vaters war damals im Hunsrück und wir lagen direkt an dem riesigen Fenster im Giebel und sahen raus auf den dunklen Wald. Mein Vater hatte nur eine Kerze zum Vorlesen angemacht und einen Kassetten-Rekorder mitgebracht. Er las immer einen Absatz und dann drehte er kurz die Musik lauter. Die Musik hatte jemand extra dafür komponiert.

'Die Möwe Jonathan' und 'Der kleine Prinz' von Antoine de Saint-Exupéry - der auch ein Pilot war - und vor allem 'Die unendliche Geschichte' von Michael Ende hat unser Vater uns damals so vorgelesen und diese drei Bücher erinnern mich bis heute an die glücklichsten Momente meiner Kindheit: Als mein Vater uns allen am großen Fenster unterm Dach vorlas. Wahrscheinlich habe ich Dir deshalb so gerne Geschichten erzählt, wenn Du und ich an dem großen Fenster lagen, hinter dem wir damals wohnten – das Fenster, das auf der Titelseite dieses Buches ist.

Und deshalb hätte ich Dir sicher noch die Geschichte von Möwe Martin - so oder so ähnlich - erzählt, wenn ich noch die Zeit dafür bekommen hätte.

'Die unendliche Geschichte' hat mir damals von diesen drei Büchern am Besten gefallen. Sie und viele andere Geschichten haben mich zur nächsten Erzählung, die ich mir für Dich ausgedacht habe, inspiriert. Ich nenne sie ...

Tumult im Geschichten-Land



Alle Tiere im Wald versteckten sich in ihren Höhlen, Nestern und Schlupflöchern. Es war Neumond, und in den Wipfeln der riesigen uralten Bäume brauste der Wind. Die dicken Baumstämme ächzten und knarrten.
Plötzlich rasten zwei Schatten durchs Gehölz. Sie waren so schnell, dass niemand hätte erkennen können, wer oder was diese Schatten waren. Aber es war ohnehin niemand dort, um zu sehen, wie die beiden Schatten langsamer wurden und sich dann auf einen Lichtschein zubewegten.
Die Schatten waren zwei Hexen, die auf ihren Besen durch den Wald ritten. Eigentlich ritt nur eine von beiden auf einem Besen, die andere flog einen schicken Staubsauger. Das Licht, auf das sie zusteuerten, kam von einem kleinen Lagerfeuer auf einer Lichtung, um das drei Gestalten in dunklen Mänteln hockten, die aufschauten als sie den Staubsauger kommen hörten.
Die Hexen hielten neben dem Lager und stiegen ab. „'n Abend!“ grummelte eine der dunklen Gestalten und wandte sich wieder dem Feuer zu. „Hallo!“ trällerte die eine Hexe „Ich bin die B.B. und das ist meine beste Freundin Schi-Schi. Können wir uns kurz bei euch aufwärmen?“ Alle grummelten und nickten, aber niemand sagte etwas. Die Hexen setzten sich ans Feuer, das heißt B.B. holte erst noch ein Tuch aus ihrem Staubsauger, das sie sorgfältig auf dem Waldboden ausbreitete und sich erst dann darauf setzte. „Wegen der Käfer!“ flüsterte sie und lächelte in die Runde.
Eine der Gestalten - ein dicker Mann mit einem dunklen Vollbart im Gesicht und einem großen Schlapphut auf dem Kopf - drehte den Kopf zu den Hexen und brummte „Du heißt wirklich Schi-Schi?“ Die Hexe schüttelte energisch den Kopf „Ich bin die kleine Hexe Schrumpeldei!“ sagte sie freundlich und streckte dem Bärtigen ihre Hand entgegen. Der lächelte sie an, griff mit seiner riesigen Hand zu, schüttelte die Ihre und sagte „Angenehm! Hotzenplotz … Räuber! Wieso nennt sie dich Schi-Schi?“ Die kleine Hexe flüsterte „Das ist so ein Ding von ihr … Ich war vor ihr eine kleine Hexe, aber sie ist der Star. Ich war in 11 Geschichten und sie in 110. Ich flieg meinen alten Besen und sie jedes Jahr den neusten Staubsauger. Sie will mir jetzt helfen und nennt mich nur noch Schi-Schi. Sie sagt es hätte alles mit dem Namen zu tun - aber sie sagt nicht Name - sie sagt Produkt. Außerdem passt es besser zu ihrem Namen, sagt

sie – B.B. und Schi-Schi … hat mir aber noch nicht weitergeholfen." Hotzenplotz schüttelte den Kopf und flüsterte zurück „Kommst du auch immer seltener in Geschichten vor?" Die kleine Hexe nickte traurig und sagte „Ja. Die Menschen scheinen sich alle nur noch die gleichen Geschichten vorzustellen. Millionen und Millionen Menschen, die sich alle für die gleichen Geschichten entscheiden." Er nickte und dann brummte Hotzenplotz, der alte Räuber „Es ist wie verhext!"

Er sah die Beiden erschreckt an „Entschuldigt. Ihr versteht schon, dass ich nichts gegen Hexen habe … wie verhext ist nur so eine Redensart!" Die beiden Hexen nickten „Da gewöhnt man sich als Hexe dran!" kicherte Schrumpeldei. Hotzenplotz nickte freundlich und fuhr fort. „Es ist, als würden die Leute nicht mehr selbst entscheiden, sondern nur noch ein paar wenige ausgewählte Menschen entscheiden lassen, was alle anderen sich vorzustellen haben." Alle außer B.B. nickten zustimmend. Der Räuber sagte „Wie viele wir früher waren und alle kamen in den Vorstellungen der Menschen vor. Ich war jahrelang ausgebucht und täglich in den Köpfen der Leute zu Gast … und heute? Wenn ich ein oder zwei Mal im Monat was zu tun habe, bin ich schon froh!"

Die Gestalt neben Hotzenplotz nahm die große Kapuze ihres Mantels herunter. Es war eine ältere Dame mit teuer aussehendem Schmuck und viel zu viel Schminke im Gesicht. Sie beugte sich an dem Räuber vorbei zu der kleinen Hexe herüber, dann legte sie ihre Hand auf die des Räubers „Entschuldigt, wenn ich mich einmische, aber es liegt wirklich an euren Namen!" Die kleine Hexe und der Räuber sagten nichts, sahen sie an und Hotzenplotz zog langsam, als wolle er sie nicht wecken, seine Hand unter der Hand der Frau heraus. Die sagte mit einem bösen Kichern „Es liegt daran, dass ihr überhaupt Namen habt!" Die beiden starrten sie nur weiter verwundert an und als sie nichts sagen, fuhr die Frau fort „Ich zum Beispiel..." dann stockte sie, streckte ihnen die Hand entgegen und lachte „Wo sind nur meine Manieren? Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt … ich bin die böse Stiefmutter!" Sie schüttelten sich die Hände, dann überlegte sie kurz und sagte „Also ich zum Beispiel trage keinen Namen. Ich bin einfach die böse Stiefmutter. So hatte ich immer gleich viele Auftritte, denn ich kann in den Köpfen der Leute einen Namen bekommen, den sie selbst auswählen!" Schrumpeldei und Hotzenplotz nickten sich an und er knurrte „Hört

sich gut an … ich bin einfach der Räuber. Räuber werden in Geschichten immer wieder gebraucht!“ - „Sie hat Recht!“ sagte der Mann auf der anderen Seite des Lagerfeuers. Er war ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart und einem Schlapphut, der dem des Räubers sehr ähnlich war, nur dass sein grauer, alter Hut oben viel länger und spitzer war und er die Spitze keck nach hinten abgeknickt hatte. „Sie hat wirklich Recht!“ sagte er noch einmal, nachdem er an seiner langen, dünnen Pfeife gesogen hatte. „Ich bin auch einfach nur der Zauberer und ich habe auch regelmäßig Aufträge, in Geschichten aufzutauchen.“ Schrumpeldei lachte und klatschte in die Hände „Ich bin die kleine Hexe. Punkt!“, dann wandte sie sich zu ihrer Freundin und kicherte „B.B.! Du sagst ja gar nichts!“

Die Stiefmutter schüttelte den Kopf und legte wieder ihre Hand auf die des Räubers. „Wartet mal … das ist nicht ohne Risiko, keinen Namen zu haben. Ich tauche in den Geschichten nun auch als die Chef-Redakteurin oder die Schul-Direktorin auf. Eine böse Stiefmutter kann in sehr, sehr vielen Geschichten einfach nur als die Böse auftauchen …“ Die kleine Hexe und der Räuber sahen sie verwundert an und er grollte „Und was daran ist jetzt das Risiko?“ Die Stiefmutter ließ ihre Schultern sinken und seufzte „Ich bin immer nur die böse, gemeine und strenge alte Frau. Als die Stiefkinder endlich erwachsen waren, dachte ich, ich sei ...“ sie sah den Räuber lächelnd an „...ich sei letztendlich einfach nur eine Dame im besten Alter, die ihren Ruhestand genießen kann. Ich will nicht mehr die böse, gemeine und strenge Frau sein. Ich könnte euch Geschichten über die Stiefväter erzählen … aber lassen wir das!“

Der alte Zauberer sog an seiner Pfeife und nickte „Ich weiß, was sie meint. Ich komme auch in anderen Geschichten vor als früher ...“ er lachte in seinen Bart und seine Schultern wippten lustig auf und ab. „Ich war kürzlich in einer Geschichte der verrückte Wissenschaftler, der mit Dingen herumspielt, die er nicht annähernd versteht! Es war wie in der guten alten Zeit“ kicherte er. Die Stiefmutter lächelte den Räuber noch einmal an, dann nahm sie ihre Hand von seiner und fuhr herum, um den Zauber anzuraunen „Schön, wenn dich das amüsiert, alter Narr, aber manche von uns sind in der Blüte ihrer Jahre und …“ - „Warum seid ihr alle hier?“ fragte B.B. plötzlich laut in die Runde.

Die Stiefmutter verstummte sofort und alle Köpfe drehten sich stumm und staunend zu der jungen Hexe. Die wiederholte ihre Frage „Warum seid ihr hier … im Wald … mitten in der Nacht?“ Alle sahen sie für einen langen Moment nur an. Die Stiefmutter sprach als erste und sagte mit hochgezogenen Augenbrauen. „Das fragt ja die Richtige? Darf ich als ehemalige Erziehungsberechtigte mal fragen, was du um diese Uhrzeit hier machst und ob deine Mutter davon weiß?“ B.B. kicherte nur und sah die Dame fragend an. Die Stiefmutter atmete tief ein und sagte dann „Also gut … der böse Wolf hat mir von einem Buch erzählt, in dem er vorkommt. Er hat gesagt, es sei seit langer Zeit sein bester Auftritt gewesen, denn er war nicht als böser Wolf angeheuert, sondern … und jetzt haltet euch fest!“ sagte sie und griff wieder nach der Hand des Räubers. Sie flüsterte aufgeregt, als sie weiter berichtete „Er war als guter und stolzer Wolf in dem Buch und spielte sogar eine der Titelrollen! Er hat eine eigene Illustration bekommen – eine die ihm gut gefiel!“ Der Zauberer und die beiden Hexen sahen sie weiter an und warteten, ob noch etwas käme.

Nur Hotzenplotz hatte die Stiefmutter schon verstanden. Er ergriff ihre Hand mit beiden Händen, beugte sich vor und fragte leise „... und so was gibt´s wirklich? Könnte ich dann mal einen guten und stolzen Räuber spielen?“ - „Den gibt es schon.“ unterbrach der Zauberer „Er heißt Robin und kommt aus dem guten alten England – netter Bursche! Ich traf ihn mal in einem kleinen ...“ Nun unterbrach die Stiefmutter und sagte zu dem Räuber, der immer noch ihre Hand hielt „Deshalb will ich ja in das Zentrum des Geschichten-Landes, um zu sehen, ob ich nicht eine Möglichkeit finde, auch in dieses Buch zu kommen – als gute Stiefmutter. Es wäre die Krönung meines Lebenswerkes.“

B.B. stöhnte „Das Buch! Das Buch! Das ist nur ein Märchen, das man kleinen Hexen erzählt, damit sie sich mehr Mühe in der Hexenschule geben!“ Schrumpeldei beugte sich vor und fragte leise „Ihr seid alle wegen des Buches hier?“ Der Räuber schüttelte den Kopf und sagte leise „Ich wohne hier!“ und der Zauber stotterte „Ich … nun … ich … eigentlich … muss ich sagen … ja – ich bin auch wegen des Buches hier!“ Die kleine Hexe funkelte ihn aus ihren kleinen Augen an und fragte dann flüsternd „... und das Buch wird wirklich nur für den Einen geschrieben?“ B.B. stöhnte wieder „Das ist ein Märchen, Schi-Schi!“, aber der Zauberer schüttelte energisch

den Kopf und sagte dann nachdenklich „Ich glaube nicht, dass es ein Märchen ist. Wäre ich sonst unterwegs ins Zentrum des Landes?“ Schrumpeldei strahlte ihn an und fragte „Warum bist du unterwegs?“ Er schüttelte den Kopf und sagte „Wegen des Buches natürlich … alle reden davon!“ Die kleine Hexe strahlte ihn weiter an und fragte „Wer sind alle?“ Der Zauberer setzte sich auf und räusperte sich, dann fischte er nach einem Zweig, der aus dem Lagerfeuer ragte und entzündete sich mit dem brennenden Ende zunächst kurz den Bart, fluchte leise und steckte sich dann seine Pfeife wieder an. Schließlich sagte er ganz leise „Die Prinzessinnen!“

Die Stiefmutter fuhr wieder zu ihm herum und fragte schrill „Wie bitte?“ Der Zauberer sah nach unten und sagte leise „Die Prinzessinnen reden davon. Sie kommen mich oft besuchen, weil … ihr wisst schon. Sie sitzen in einem fremden Land auf einem fremden Schloss mit einem fremden Prinzen … sie brauchen einfach jemanden zum Reden, und weil die guten Feen immer sofort wieder abschwirren und ich in meinem eigenen Haus nicht weglaufen kann, kommen sie mich besuchen und klagen mir ihr Leid. Stundenlang!“

Die Stiefmutter lachte böse und fragte „Nennen sie dich liebevoll 'Großvater'? Und was soll das für ein Leiden sein, das die armen Prinzessinnen erdulden müssen“ Der Zauberer beachtete sie nicht und sagte „Sie reden von nichts anderem mehr, als von dem Buch, in dem sie und ihre Prinzen nicht vorkommen, in das sie aber unbedingt reinwollen, weil es eben dieses legendäre Buch sein soll, das von nur einem Menschen für nur einen anderen Menschen geschrieben wird. Jetzt gerade, wo wir hier sprechen, soll irgendwo dieses Buch mit vielen, vielen Geschichten geschrieben werden und wir kommen nicht darin vor! Keiner von uns … das würde mich persönlich nicht weiter stören, aber die Prinzessinnen haben sich weiter beschwert, ihr Name und Titel seien nur als Kosenamen eines Vaters für seine Tochter in diesem Buch vorgekommen. Und ich möchte nicht, dass 'Der Zauberer' als Schmusewort eingesetzt wird … ich habe auch meinen Stolz. Also gehe ich ins Zentrum des Landes, um das zu verhindern!“ B.B. stöhnte „So viel Theater wegen eines einzigen Lesers! Ihr spinnt alle … aber wenn ihr glaubt, dass es euren Karrieren hilft!“ Der Räuber raunzte „Ich wohne hier!“ und der Zauberer sagte „Es geht doch nicht um

Karriere …!“ Schrumpeldei gab ihm Recht „Genau!“ sagte sie und kicherte dann „Es geht ja nicht um ein Produkt!“ Der Zauberer nickte und sagte „Sehr richtig! Wenn man mit einer Geschichte nur Einen erreicht und der etwas daraus lernen kann, hat man die Welt schon etwas verbessert – so heißt es zumindest!“

Die Stiefmutter sprang auf, ohne die Hand des Räubers loszulassen und fragte schrill „Was machen wir dann noch hier und vergeuden Zeit?“ Hotzenplotz ließ ihre Hand los und bemerkte zum dritten Mal „Ich wohne hier!“ B.B. sagte gelangweilt „Jetzt bleibt doch mal geschmeidig … es ist noch genug Zeit!“ Sie griff in ihre Tasche und holte etwas heraus. Es sah aus wie eine Glaskugel, aus der ein großes Stück herausgebissen war. „Was ist das?“ fragte der Zauberer misstrauisch und B.B. antwortete noch gelangweilter „Die neue Ei-Kugel! So etwas hat man heute … du warst wohl schon lange nicht mehr im Zentrum des Landes?!“ Der Zauberer schüttelte den Kopf und flüsterte „Teufelszeug!“

B.B. setzte sich hin und begann in ihre Kugel zu starren. Die anderen sahen sie noch einen Moment an, dann standen alle nach und nach auf, streckten sich und zogen ihre Mäntel zu. B.B. setzte sich auf, aber blieb weiter sitzen und während sie zwischen ihrer Kugel und den Anderen hin und hersah, sagte sie genervt „Jetzt wartet doch einen Moment … ich hab´s ja gleich!“ Die Vier standen um das Feuer und sahen hinab auf die junge Hexe, die nach einem Moment auch aufstand und sagte „Vielleicht sollten wir uns doch beeilen. Meine Friseuse hat hervorragende Kontakte im ganzen Land und sie sagt, es ginge das Gerücht um, das Buch habe kein Ende … es würde einfach irgendwann plötzlich aufhören, geschrieben zu werden!“ Alle sahen sie wie gebannt an. Schrumpeldei griff irgendwann ihren Arm, schüttelte sie ein wenig, als wolle sie ihre Freundin wecken und fragte ungeduldig „ ...und dann was?“ Die andere Hexe sah Schrumpeldei mit großen Augen an und sagte leise „Sie sagt, dann würde das Buch einfach darauf warten, gelesen zu werden.“ Sie zuckte mit den Schultern und sagte – wieder gelangweilt „... wenn es überhaupt jemand liest!“ Der Zauberer verbeugte sich und marschierte los.

Über seine Schulter rief er „Da mach dir mal keine Sorgen. Ein Buch voller Geschichten von nur einem Menschen für nur einen Menschen, das wird ganz sicher mindestens ein Mal gelesen. „Ich komme mit!“ rief die Stiefmutter und sah Hotzenplotz an „Ich wohne

hier!“ sagte er, aber sie sah ihn einfach weiter an „Ich komme natürlich auch mit!“ sagte der Räuber und sie nahm seine Hand und zog ihn mit sich … hinter dem Zauberer her. „Warte“ rief Hotzenplotz „… das Lagerfeuer!“ B.B. antwortete „Ich kümmere mich drum …!“ und im nächsten Moment war es dunkel. Es war ganz still - auch der Wind hatte aufgehört zu brausen - dann ertönte kurz das laute Summen eines Staubsaugers, das sich aber sehr schnell wieder entfernte. Übrig blieben nur die knackenden Äste unter den Schritten der drei Wanderer und das leise Flüstern einer älteren Dame in der Blüte ihrer Jahre.

An einer ganz anderen Stelle im Geschichten-Land, die so weit weg war, dass dort bereits wieder die Sonne aufging, führten drei andere Wanderer ein ähnliches Gespräch und waren auf einem ähnlichen Weg. Ein Drache, ein geflügeltes Pferd und eine Elfe flogen im goldenen Licht des Sonnenaufgangs und diskutierten aufgeregt „Es ist nicht fair!“ rief die Elfe wütend und der Drache nickte. Er versuchte sie zu beruhigen „Ich hab doch schon gesagt, dass ich bei dir bleibe … sei froh, dass wir nicht laufen müssen, wie viele andere!“ - „Ich versteh dich ja“ wieherte das Pferd hinter ihnen „...aber dieses langsame Fliegen ist … es ist … zu langsam! Wenn wir zu spät im Zentrum des Landes ankommen, dann schaffen wir es sicher nicht mehr in das Buch – die Wartelisten werden sehr lang sein!“
Der Drache schaute sich um, sah das Pferd wütend an, schüttelte kurz und schnell den Kopf und zischte „Pegasus! Bitte ...“ Das Pferd flog eine Runde um die beiden anderen herum, schüttelte seine weiße Mähne und rief laut „Ich bin es so satt, immer der edle, weiße Hengst zu sein. Ich will auch mal rücksichtslos, skrupellos und gedankenlos sein und immer nur an mich denken!“ Die Elfe fing an zu weinen und schluchzte „Ich kann doch nichts dafür, dass ich Insektenflügel habe, statt so toller weißer Schwanen-Schwingen!“ Der Drache schaute sich wieder zu dem Pferd um und blickte es noch wütender an.
Pegasus verdrehte die Augen und stöhnte „Willst du vielleicht auf mir reiten?“ Die Elfe hörte von einer Sekunde auf die andere auf zu weinen und strahlte ihn an „Du würdest mich wirklich auf dir reiten lassen?“ - „Nööhöhö!“ wieherte der Hengst, der Drache brüllte „Pegasus!“ und im gleichen Moment fing die Elfe wieder an

bitterlich zu weinen. „Willst du auf mir reiten?“ fragte der Drache, aber sie schüttelte nur den Kopf, ohne dabei mit dem Schluchzen aufzuhören. Der Drache nickte und sagte „Meine Schuppen sind zu glatt zum Festhalten, stimmt´s?“ Die Elfe nickte und weinte.
Der Hengst sah schuldbewusst auf seine Hufe „Entschuldige, Elfe! Ich wollte nur mal ausprobieren, wie das ist, gemein zu sein!“ Nun verdrehte der Drache die Augen und stöhnte „Und? Wie war es für dich?“ Pegasus zuckte mit den Flügeln. „Ich fühle mich überhaupt nicht besser … eher schlechter!“ Der Drache schloss die Augen, schüttelte den Kopf und seufzte „Ich hab´s dir gesagt. Ich hab´s gesagt!“ Das Pferd flog ganz nah an die Elfe heran und flüsterte „Steig schon auf und halt dich gut fest!“
Sofort hörte sie auf zu weinen und im nächsten Moment flogen sie alle zusammen in den Sonnenaufgang.

Überall im Geschichten-Land spielten sich ähnliche Szenen ab, denn überall hatte man von dem einen Buch für den einen Leser gehört und sehr viele der Leute, Wesen und Kreaturen machten sich auf den Weg ins Zentrum des Landes. Sie wollten alle einen Weg zu finden, irgendwie auch in dieses Buch zu gelangen.
Über die Meere segelten Piraten aus allen sieben Weltmeeren heran und Seeungeheuer und Meerjungfrauen begleiteten sie. Geister und Gespenster stiegen aus ihren Gräbern und machten sich schwebend auf den Weg. Durch die Luft flogen riesige Vögel, viele Engel, ein Teufel und ein älterer Herr in einem Rentier-Schlitten. Überall verabschiedeten sich Ritter von ihren Burgfräuleins und galoppierten aus ihren Ritterburgen. Aus dem Morgenland kam eine Karawane, die aus eintausend und einem Kamel bestand und die eintausend und eine Geschichte geladen hatte. Ägyptische Gottheiten und vorgeschichtliche Fabelwesen kamen durch einen Ozean aus Zeit angereist. Helden und Bösewichte, Riesen und Zwerge, Kobolde und Trolle, Monster und Einhörner, Dämonen und gute Feen – alle wanderten einträchtig nebeneinander her.
Im Gegensatz zur landläufigen Meinung vertragen sich im Geschichten-Land normalerweise alle sehr gut miteinander. Feinde waren die meisten nur in den Geschichten und den Köpfen der Leute. Außerdem hatten sie das gleiche Ziel: Das mehr oder weniger weit entfernte Zentrum des Landes und das geheimnisvolle

Buch, von dem alle sprachen, über das aber niemand etwas Genaues wusste …

Je näher sie dem Zentrum des Landes kamen, desto schöner und heller wurde das Geschichten-Land. Der Himmel strahlte über dem Zentrum in schönsten Schneeweiß, und vereinzelte Wolken-Linien aus dünnen, grauen Buchstaben zogen sich von einer Seite des Horizonts über die leuchtende Himmelskuppel, bis sie auf der anderen Seite wieder verschwanden. Je näher sie dem Zentrum aber kamen, desto schlimmer wurde der Verkehr. Immer mehr und immer größere Baustellen versperrten die Wege und Straßen. Im Geschichten-Land wurde ständig gearbeitet und es gab viele Staus. Hier aber wurde gerade wieder an sehr großen Geschichten gearbeitet, das konnte jeder sehen. Trotzdem war niemand auf den riesigen Baustellen – alle waren schon auf dem Weg zur Kuppel.
Im Zentrum des Zentrums war gerade eine riesige Halle fertiggestellt worden. Es war eine gläserne Kuppel und sie hatte genug Platz für fast alle Bewohner des Landes – mit Ausnahme einiger besonders großer Riesen und Ungeheuer … ihretwegen war die Kuppel aus Glas, damit sie von draußen hineinschauen konnten. Die Halle war außerdem so entworfen, dass darin jeder jeden hören konnte, egal wie weit die Entfernung in der Kuppel zwischen dem Sprecher und dem Hörer war.
Viele Bewohner des Landes hatten sich schon versammelt, aber die gigantische Halle war noch immer nicht einmal zur Hälfte gefüllt. Ziemlich genau in der Mitte auf dem grauen Teppichboden saßen - neben ihren Fluggeräten, dem Besen und dem Staubsauger - die beiden kleinen Hexen und starrten in ihre Glaskugeln. Viele Andere hatten auch ihre Reittiere, Fluggefährte oder Fahrzeuge mit in die Halle genommen, denn es ging das Gerücht um, vor der Halle würde enorm viel geklaut – das war natürlich nur ein Gerücht, denn es wurde ganz genau so viel gestohlen, wie sonst auch im Geschichten-Land.

„Wie kann ich noch mal die Hintergrundfarbe von meiner Ei-Kugel ändern?“ fragte Schrumpeldei gerade ihre Freundin, als eine tiefe Stimme hinter ihr sagte „Da seid ihr ja …!“ Die kleinen Hexen schauten sich um und Schrumpeldei rief „Hotzenplotz! Zauberer! Gnädige Frau!“

Sie sprang auf und fiel dem Räuber und dem Zauberer um den Hals, dann gab sie der Stiefmutter die Hand. „Wen habt ihr da mitgebracht?“ fragte sie, als sie den kleinen, dunkelhaarigen Jungen mit der runden Brille sah, der neben den Dreien stand. „Den hat der Zauberer draußen gefunden – er lief ganz allein vor der Halle herum … er spricht unsere Sprache nicht. Ich glaube, er heißt Harald, oder so!“ Der Junge lächelte sie verlegen an.
Die ältere Dame flüsterte „Habt ihr schon etwas Neues gehört mit euren Ei-..., Ei- … mit euren Eiern?“ B.B. sah kurz auf und sagte „Ei-Kugeln!“ und Schrumpeldei schüttelte den Kopf „Alles nur Hören-Sagen!“ sagte sie aufgeregt zur Stiefmutter „… die meisten sind nur zu dieser Versammlung gekommen wegen des Buches, aber es steht nicht mal auf irgendeiner Liste! Trotzdem sprechen alle davon! Es ist total verrückt!“ Die Stiefmutter sah sie enttäuscht an und fragte „Was steht denn auf den Listen für die Versammlung?“ Schrumpeldei zuckte mit den Schultern und stöhnte „Irgendwelches Zeug und jede Menge davon. Ich hab mir das nicht gemerkt. Moment...“ sie starrte in ihre Kugel und nur aufmerksame Beobachter mit guten Augen hätten bemerkt, wie sich ihre Augen schnell und fast unmerklich hin und herbewegen, als würde sie einen Text lesen – einen sehr kleinen Text mit extrem kurzen Zeilen.
Schließlich sagte sie „Hier...!“ und der Räuber fragte „Wo?“ Schrumpeldei hielt ihm ihre Kugel hin. Hotzenplotz schüttelte den Kopf „Ich fasse so etwas nicht an!“ Sie zuckte wieder mit den Schultern und schaute selbst in die Kugel und sagte wieder „Hier ... Hilfs-Fantasien für Langzeit-Geschichtenlose …“ Die Stiefmutter stöhnte auf „Na, da will wirklich keiner drin gesehen werden ... das ist doch nur eine Beschäftigung mit lustlosen und sinnlosen Geschichten, die wirklich keiner lesen will.“ Schrumpeldei und der Räuber nickten zustimmend und die kleine Hexe sagte „Da stehen auch noch andere Sachen auf der Liste … Haltungs-Bedingungen für Hausdrachen …“ Die Stiefmutter stöhnte direkt wieder auf „Das interessiert ja nun wirklich keinen von uns …“ dann lächelte sie den Räuber an und fragte kichernd „ ...oder hast du einen Hausdrachen, HotziPlotzi!“ Der schüttelte den Kopf, lächelte sie auch an und kicherte „Noch nicht …!“ Der Zauberer beugte sich vor und flüsterte „Aber ich …!“ Er öffnete seine Ledertasche. Ein ganz kleiner, feuerroter Drache schaute mit großen Augen heraus und fauchte

ein paar kleine Rauchwölkchen. Schrumpeldei klatschte in die Hände und rief „Wie süüüß! B.B. sieh dir das an, ein kleiner Handtaschen-Drache … was ist denn das für einer?“ Der Zauberer nahm den kleinen Drachen auf den Arm und streichelte ihm mit der anderen Hand über den Kopf „Es ist ein echter Trihuahua!“ sagte der Zauberer stolz und zeigte auf die drei kleinen Hörnchen auf der Stirn des Drachen, die bestätigten, dass er reinrassig war. „B.B., ein echter Trihuahua! Das wäre doch was für dich!“ Ihre Freundin sah nur kurz von ihrer Kugel auf und rief gereizt „Ach, die sind doch total überzüchtet!“ Der Zauberer schüttelte nur ganz leicht den Kopf, aber beachtete den Einwand nicht weiter. Er hielt Schrumpeldei den Drachen hin, damit sie ihn streicheln konnte, dann fragte er sie leise: „Was steht noch auf der Liste?“

„Punkt Eins auf der Liste der diesjährigen Versammlung …“ rief der glatzköpfige Vorsitzende, als die Halle beinahe voll war „...ist eine Anfrage der Titel-Drachen zur freien Geschichten-Auswahl!“ Alle in der Halle schauten sich verwundert an – nur an einer Stelle, dort wo die Drachen zusammenstanden, wurde gejubelt.
Ein grüner Drache mit rosarotem Haar auf dem Kopf und einem freundlichen Gesicht sprach zuerst „Buuubuubu!“ Ein zweiter grüner Drache daneben sagte „Ich bin das Urmel!“ Die ganze Halle antwortete im Chor „Hallo Urmel!“ Urmel sagte „Ich übersetze euch mal, was Pink-Locke sagt ...“ Der Drache mit dem rosa Haarschopf schmunzelte, nickte und sagte wieder „Buuubuubu!“ und Urmel übersetzte „Ich bin Elliot!“ und wieder antworteten alle im Chor „Hallo Elliot!“
Elliot verbeugte sich tief und sagte etwas in seiner lustigen Sprache, was Urmel dann übersetzte „Elliot möchte für sich und alle Drachen, die eine tragende Rolle spielen, beantragen, dass wir unsere Geschichten frei auswählen dürfen!“ Ein junger Drache kam zwischen Urmel und Elliot hervor und rief laut „Genau! Ich will Feuerwehr-Drache ...“ Urmel beugte sich blitzschnell zu dem Kleinen runter und zischte „Nicht jetzt, Grisu!“, dann richtete sich Urmel wieder auf und sagte „Wir beantragen die freie Wahl unserer Geschichten!“ Der Vorsitzende fragte „Hat jemand Gründe, die gegen diesen Antrag sprechen?“ Hier und da wurde ein wenig getuschelt, aber niemand sagte etwas.
„Dann viel Spaß in euren Geschichten, ihr Drachen! Habt ihr schon

Ideen, in welchen Geschichten ihr nun mitspielen wollt?“ Urmel flatterte aufgeregt mit seinen kleinen Flügelchen und rief „Wir wollen zuerst in 'Das Buch'!“

Sofort brach Unruhe aus, alle redeten wild durcheinander und weil in der Kuppel jeder jeden hören konnte, war es ein einziges Tohuwabohu. Die beiden jungen Hexen sahen sich an und zuckten mit den Schultern und sahen wieder in ihre Kugeln. Die Stiefmutter ergriff die Hand von Hotzenplotz und der Zauberer sagte nur „Ein geschickter Schachzug!“ Der Räuber beugte sich vor und rief gegen das Stimmengewirr „Was?“ und die Stiefmutter stieß ihn an und berichtigte „'Wie bitte?' heißt das …!“ - “Ein geschickter Schachzug!“ wiederholte der Zauberer und als Hotzenplotz ihn weiter nur fragend ansah, sagte der Alte „Schach ist ein ganz hervorragendes Spiel. Eigentlich ein Geschicklichkeitsspiel für den Kopf. Es ist ...“ Der Räuber unterbrach ihn „Ich weiß was Schach ist … auch wenn ich es nie gelernt habe...“ - „Das solltest du unbedingt.“ sagte der Zauberer und strahlte Hotzenplotz an. „Es ist wie Kraft-Training für das Gehirn!“ Der Räuber verdrehte die Augen „Was hat es mit den Drachen und dem Buch zu tun?“ Der Zauberer schüttelte den Kopf und sagte „Das war nur eine Redensart, wenn jemand etwas im Kopf geschickt vorbereitet und dann planmäßig ausgeführt hat. Wie beim Schach oder wie die Drachen gerade eben!“ Hotzenplotz sah den Zauberer immer noch verständnislos an und fragte „Das ist ein Spiel? Helfen mir dann vielleicht Kraft und List?“

Der Vorsitzende versuchte, die gewaltige Menge zu beruhigen. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis wieder Ruhe in der Halle eingekehrt war. Schließlich rief der Vorsitzende „Ich weiß nicht, von welchem Buch ihr redet, Drachen!“ und sofort brach wieder Unruhe aus, sogar noch mehr als vorher. „Lügner!“ rief jemand laut und ein anderer brüllte „Betrug!“ Es dauerte noch länger, bevor sich die Aufregung gelegt hatte und der Vorsitzende hatte so oft um Ruhe bitten müssen, dass er heiser war.
Er wurde von einem jungen Mann ersetzt, der einen eigenartigen Haarschnitt hatte und rief „Ich bin Prinz Eisenherz!“ - „Hallo Prinz Eisenherz!“ antwortete die Halle und irgendwo rief einer „Noch ein Prinz!“

Der Prinz machte ein sehr freundliches Gesicht und sagte dann: „Ich schlage vor, wir machen einfach mit der Liste weiter – der nächste Punkt ...“ aber weiter kam er nicht. Wieder geriet die ganze Halle in Aufregung und diesmal dauerte es fast bis zum Sonnenuntergang, bevor wieder Ruhe eingekehrt war. Als der weiße Himmel dunkelgrau wurde und die Buchstaben-Wolken kaum noch zu lesen waren, schlug eine Raupe, die Wasserpfeife rauchend auf einem Pilz saß, schließlich vor, nach einer ganz alten Tradition zu verfahren und den Zufall entscheiden zu lassen, wer Fragen stellen oder Antworten geben darf.

Ein Irrlicht wurde in der fast dunklen Halle losgeschickt. Irrlichter, die sonst wegen ihrer völlig sinnlosen Richtungsänderungen bei Wanderern in dunklen Wäldern gefürchtet sind, werden häufig eingesetzt, wenn der Zufall gefragt ist. Im Geschichten-Land benutzt man natürlich manchmal auch eine Münze - wenn es nur zwei Möglichkeiten zur Auswahl gibt - oder einen Würfel – der zufällig aus sechs möglichen Ergebnissen auswählt. Wenn es aber um sehr, sehr viel mehr Zufall gehen soll, ist ein Irrlicht genau das Richtige.

Die kleine, leuchtende Kugel huschte in Zickzack-Linien durch die Halle, eilte immer und immer weiter, hin und her, an Allen vorbei und Alle sahen dem Licht nach. Schließlich, es hatte für den Weg nicht länger als ein paar Sekunden gebraucht, blieb es plötzlich vor einem Jungen stehen, der es erschreckt ansah, weil ihn in der leuchtenden Kugel eine kleine Gestalt angrinste. Das Licht kam dem Jungen etwas näher und der wich erschreckt zurück. Das Licht bewegte sich auch wieder etwas zurück. Es beleuchtete dann den Mann, der direkt neben dem Jungen stand und der sein Vater zu sein schien. Auch er trug hellbraune Leder-Kleidung, lange dunkle Haare und sah aus wie jemand aus längst vergangenen Zeiten.
Der Mann sah den Jungen an, dann sah er das Irrlicht an und sagte schließlich „Ich bin Winnetou und das ist Atreju!“ Die ganze Halle antwortete „Hallo Winnetou und Atreju!“ Die beiden verbeugten sich kurz, dann sagte Winnetou „Wir kommen von weit her. Wir hören, dass es dieses Buch gibt und wollen nun wissen: Was ist das für ein Buch? Wie können wir auch darin unsere Geschichten erzählen?“ Atreju sah zu ihm auf und stieß ihn an. Winnetou nickte

und fügte noch hinzu, „Oder wie können wir bei anderen Geschichten helfen?“
Ein Tuscheln ging durch die Menge und das Irrlicht machte sich wieder auf den Weg. Nach mehreren zufälligen Richtungsänderungen kam es wieder vor jemandem zum Stehen. Es war ein Mann in einem eleganten Anzug und mit einem schwarzen Hut, der an eine halbe Melone erinnerte. Er stellte sich als Herr Tau vor - oder Pan Tau in seiner Sprache - und entschuldigte sich für seine holprige Ausdrucksweise „Iich haabe leeiideer eerst seehr späät spreechen geeleernt ...“ sagte er langsam und erklärte dann, dass er die Fragen von Winnetou und Atreju auch nicht beantworten könne, sondern selbst die gleichen Fragen habe.
Das Irrlicht flitzte kurz durch die Halle und blieb vor dem Nächsten stehen. Es war ein kleiner Junge aus Holz, der wie eine Puppe aussah und sich als Pinocchio vorstellte. Er holte tief Luft und sagte „Also ich habe eine Freundin ...“ seine Nase schien ein wenig länger zu werden „ … ihr Name ist Heidi …“ seine Nase wurde wirklich länger „ … und die ...“ seine Nase wurde jetzt so lang, dass alle, die um ihn herumstanden es deutlich sehen konnten und das Irrlicht eilte einfach weiter, bevor er noch etwas sagen konnte.
Nach einem Moment blieb das Licht wieder stehen. Ein dicker Junge war als Nächster dran. Er kaute beim Sprechen auf Schokoladen-Kuchen herum, den er sich in regelmäßigen Abständen in den Mund stopfte, kaum hatte er den vorangegangen Bissen geschluckt. Den Kuchen nahm er von einem Tablett, das ein etwas kleinerer Junge mit beiden Händen für ihn festhielt. Der Dicke hatte einen Propeller auf dem Rücken und stellte sich als Karlsson vor. Kauend und spuckend sagte er, er habe keine Fragen und die Fragen der anderen würden keinen großen Geist interessieren und wichtig sei nur, dass sich die Geschichte in 'dem Buch' auf jeden Fall um eines drehen sollte: um Karlsson selbst!. In diesem Moment warf der andere Junge das Tablett mit dem Kuchen auf den Boden und brüllte wütend „Immer muss sich alles nur um dich drehen! Ich will dir mal was sagen, Karlsson … das Einzige, was sich um dich dreht, ist dein Propeller und der ist auch das Einzige an dir, um das ich dich beneide!“ Der Dicke leckte sich seine Schokoladen-Finger ab und murmelte „Das stört keinen großen Geist!“ und jemand aus der Menge rief „Weiter!“

Das Licht sauste los und blieb kurz darauf wieder stehen und beleuchtete eine Stelle zwischen den Pfoten eines jungen, weißen Löwen „Ich bin Kimba!“ sagte der Löwe und die Halle antwortete „Hallo Kimba!“ Eine junge Stimme rief wütend „Hey! Das Irrlicht meint mich!“ und der weiße Löwe schaute nach unten zwischen seine Pfoten, wo zwei kleine, runde Bienen saßen. „Okee! Du zuerst!“ Die eine Biene stand auf, die andere blieb sitzen und starrte mit offenem Mund und großen Augen auf das Irrlicht. Die Biene, die aufgestanden war, sagte „Ich bin die Maja und das ist der Willi!“ - „Hallo Maja und Willi!“ - Maja kicherte kurz, Willi starrte immer noch auf das Licht. „Wir wissen auch nicht mehr, als die, die vor uns Fragen gestellt haben“ sagte Maja leise und lauter „ ...aber wir finden, es sollte einfach abgestimmt werden. Stimmt doch, Willi? …Willi!“ Die andere Biene fragte ohne den Blick vom Irrlicht zu nehmen „Was stimmt?“ und Maja wiederholte „Wir finden, dass abgestimmt werden sollte, stimmt´s?“ Willi sah weiter auf das Irrlicht und murmelte „Ja, ja ...“, dann sah er dem Licht nach, das im nächsten Moment wieder davon eilte.

„Genau!“ sagte B.B. viel zu laut und nickte. „Was 'genau'?“ fragte Schrumpeldei und stieß ihre Freundin an. Die schaute sie erstaunt an, dann nahm sie einen Kopfhörer aus ihrem Ohr und sagte – diesmal weniger laut „Nochmal, bitte!“ - „Was 'genau'?“ wiederholte die andere Hexe und B.B. zuckte mit den Schultern und fragte „Was 'genau' was?“ Schrumpeldei stöhnte „Du hast eben laut 'Genau!' gesagt und ich wollte wissen, was du meinst!“ - „Ach so“ sagte B.B., steckte den Kopfhörer wieder ins Ohr und sagte dann wieder zu laut „Jemand hat gesagt, es soll abgestimmt werden. Ich bin auch für eine Abstimmung!“ Schrumpeldei stieß sie wieder an, wartete, die ihre Freundin sie wieder hören konnte und fragte „Hörst du Musik? Wie kannst du dann hören, was die hier sagen?“ B.B. zuckte mit den Schultern und sagte „Ich höre es nicht, ich lese es in meiner Kugel … dann kann ich dabei Musik hören!“ Der Zauber lachte, als er das hörte und die Stiefmutter seufzte – mehr aus Gewohnheit „Diese Jugend!“

Das Irrlicht war mittlerweile vor einem kleinen Mädchen mit dunklen Haaren stehengeblieben. „Ich bin die Heidi!“ - „Hallo Heidi!“ Leise sagte Heidi „Ich muss nicht in das Buch …“ dann holte sie tief Luft

und rief laut „Ich muss aber mal was anderes sagen: Ich bin gar nicht die Freundin von Pinocchio, sondern einfach nur eine Freundin!“
Das Irrlicht huschte immer weiter, von Einem zum Anderen und blieb immer wieder zufällig stehen. Jeder stellte sich vor, stellte eine Frage und stellte fest, auch nicht mehr zu wissen. Sie hießen Pipi Langstrumpf, Pumuckl und Peter Pan. Sie waren Kinder, Alte oder Geister. Sie waren groß oder klein, Tiere oder Fabelwesen. Sie glichen sich nur darin, dass sie alle aus Geschichten kamen und alle in das Buch wollten. Aber niemand hatte den blassesten Schimmer, wie sie das anstellen sollten.
Kapitän Nemo wusste auch nichts Genaueres, sprach sich aber im Namen alle Kapitäne – Larsen, Hook, Sparrow, Ahab, Flint, Haddock, Solo, Kirk und vieler mehr - dafür aus, aus ihrer Mitte einen Admiral zu bestimmen, der die Entscheidungen für alle treffen sollte.
Die Prinzen und Prinzessinnen schienen alle zu meinen, dass ihnen ganz von selbst ein Platz im Buch zustünde, konnten aber auch nicht mehr zum Wissen über das Buch beitragen.
Der Teufel, Rumpelstilzchen und eine alte Hexe wollten den Zugang in das Buch vertraglich regeln, obwohl sie selbst nicht die geringste Ahnung hatten, wie das funktionieren sollte. Aber sie wollten trotzdem jeden überzeugen, dass es immer besser sei, alles nur mit Anwälten und durch Verträge zu regeln.
Aladin, Sindbad und Ali Baba wussten auch nichts, baten aber um eine ehrliche und faire Geschichte über das Morgenland.
Als das Licht vor einem großen, grünen Oger stehenblieb, platzte dem der Kragen und er brüllte – so laut, dass es alle auch ohne die Kuppel gehört hätten. Unter der Kuppel hörte jeder sein Brüllen, als würde er direkt neben dem Oger stehen. Er brüllte „Hat denn wirklich niemand hier etwas darüber gehört?“

Niemand sagte etwas. Das Licht hatte sich vor dem Brüllen des Ogers geflüchtet und beleuchtete nun den Jungen mit der runden Brille. Alle Köpfe wandten sich ihm zu. Der Junge schaute das Licht nur mit großen Augen an und sagte nichts. Hotzenplotz beugte sich zu ihm herunter, bis sein Kopf auch im Lichtschein des Irrlichts war und sagte dann „Er heißt Harald, oder so!“, dann stellte sich der Räuber wieder gerade hin und klopfte dem Jungen ermunternd auf

die Schulter. Der sah sich um und bemerkte, dass alle ihn anstarrten, dann schaute er nach unten und blieb still. Die Stiefmutter beugte sich zu ihm herunter und fragte fürsorglich „Hast du denn gar nichts zu sagen?“ Alle beugten sich gespannt etwas vor oder kamen einen Schritt näher – obwohl das unter der Kuppel gar nicht nötig gewesen wäre. Der Junge sagte lange nichts, dann schüttelte er den Kopf. „Hätte mich auch gewundert!“ flüsterte der Zauberer und die Stiefmutter nickte und flüsterte „Ist mir auch ein Rätsel …!“

Langsam wurde klar, dass alle die gleichen Fragen stellten und niemand wirklich Antworten hatte. Die ganze Nacht hastete das Irrlicht weiter von einem zum anderen. Als es spät wurde, zogen sich viele müde zurück – die meisten in ihre, eigens dafür mitgebrachten, Taschenbuch-Ausgaben. Für die, die sich keinen Schlafplatz mitgebracht hatten, waren inhaltsleere Manuskripte ausgelegt worden, aber viele gingen gar nicht schlafen.
Sie wollten wissen, ob nicht irgendwo irgendjemandem irgendetwas einfiele. Kurz vor der Morgen-Dämmerung, als die Nacht am dunkelsten war, stellte ein Einhorn eine ganz andere Frage: „Wer fehlt?“ Viele, die sich auf den Boden gesetzt und müde die Augen zugemacht hatten, sahen wieder auf. „Wer ist heute nicht hier oder von niemandem gesehen worden?“ fragte das Einhorn noch einmal. Ein paar der weniger müden Anwesenden nickten und steckten die Köpfe zusammen, um zu tuscheln. Das Irrlicht ließ sich erschöpft zu Boden sinken und schaltete das Licht aus, während alle auf eine Antwort warteten. Wer fehlte?
Die Kapitäne schüttelten ihre Köpfe und Nemo sagte „Wir sind vollzählig hier. Niemand von uns fehlt, zumindest niemand, den wir kennen!“ - „Überhaupt niemand von uns fehlt!“ gaben die Prinzen und Prinzessinnen zu. Auch die Ungeheuer, die Trolle, Riesen und Zwerge schüttelten nur die Köpfe. „Ein paar alte Ägypter und Griechen fehlen, aber das muss nach so langer Zeit nichts heißen“ sagte ein Vertreter der alten Legenden.
Erst bei den Tieren gab es eine größere Menge von Abwesenden. Eine große Anzahl an Pferden fehlte, was noch niemanden verwunderte, denn die waren nur selten einzeln unterwegs. Es fehlten aber auch viele Vögel, verschiedene Büffel und Wildtiere, einige Raubkatzen und Hunde, an paar Frösche, zwei Elefanten

und der böse Wolf. Als der Wolf am Schluss erwähnt wurde, standen einige auf und ein Raunen ging durch die Menge derer, die noch oder schon wieder wach waren. Alle im Geschichten-Land kannten den bösen Wolf, der einer der Ältesten von ihnen war. Sogar älter als die Drachen, die Hexen und Zauberer, oder die Dämonen. Lange bevor Geschichten in Bücher oder überhaupt irgendwo aufgeschrieben worden waren, war der Wolf einer der Ersten, der an den Lagerfeuern der Urzeit in den Erzählungen der Menschen immer und immer wieder eine große Rolle spielte. Der Wolf … wo war der böse Wolf?

Bis zum Sonnenaufgang hatten sie herausgefunden, dass sich das ganze Gerücht über das Buch auf dem einen oder anderen Weg auf den bösen Wolf zurückführen ließ. Jeder, der von dem Buch wusste, hatte mit jemandem gesprochen, der mit jemandem gesprochen hatte, der mit dem Wolf gesprochen hatte. Da niemand wusste, wo der Wolf war und weil keiner eine bessere Idee hatte, wurde darüber abgestimmt, ob sie eine Gruppe von ihnen schicken sollten, um den Wolf zu suchen. Alle waren dafür.
„Aber wer soll gehen?“ fragte eine uralte Schildkröte, die sich so langsam bewegte, dass sie gerade erst eingetroffen war. Ein Narr, der sich als Till Eulenspiegel vorstellte, sagte „Wir schicken nur einen einzelnen Zwerg mit möglichst kurzen Beinen und viel zu großen, behaarten Füßen! Der soll dann selbst gucken, wer mitkommt!“ Die Meisten lachten und hielten es für einen Scherz, aber dort wo die Zwerge standen, brach Unruhe aus. Die Zwerge berieten sich, lehnten dann doch lieber ab und wieder lachten Einige.
Andere sahen nun Atreju an, aber der winkte sofort ab „Ich bin doch kein Zwerg, ich bin nur noch nicht ganz ausgewachsen und meine Füße sind normal...“ Die Schildkröte erinnerte ihn daran, dass er doch schon einmal etwas Ähnliches ganz gut gelöst habe, aber Atreju sagte nur „Nicht noch mal! Vergiss es!“

Schrumpeldei stieß ihre Freundin an, die sich vor einer Stunde erst zum Schlafen auf ihrem Tuch zusammengerollt hatte. „Was denn?“ sagte sie müde und Schrumpeldei flüsterte aufgeregt „ B.B., sie suchen Leute, die den Wolf suchen gehen … das wäre doch was für uns!“

B.B. richtete sich plötzlich auf und fragte „Habe ich die Abstimmung verschlafen?“ Ihre Freundin nickte und sagte „ist aber nicht so schlimm. War einstimmig. Alle sind dafür den Wolf zu suchen … sollen wir?“

Die Versammlung einigte sich noch vor der Mittagspause darauf, von denen die sich bereit erklärten den Wolf zu suchen, nur die zehn Schnellsten zu schicken – und die Schnellsten konnten alle fliegen. Es waren die beiden kleinen Hexen, ein älterer Herr in einem Rentierschlitten und eine gute Fee, ein weißer Glücksdrache und ein ganz schwarzer, kleinerer Drache, an dem nur die Augen leuchteten, ein großer Vogel namens Greif, Pagasus – das fliegende Pferd, der dicke Junge mit Namen Karlsson und ein Mann im Anzug mit einem Hut und einer Brille.
„Wer sind sie und können sie überhaupt fliegen?“ fragte der Vorsitzende, dessen Stimme sich wieder erholt hatte, den Mann mit dem Hut. Der stotterte „Ich bin … ich …heiße...“, der Mann sah sich um, zog den Hut tiefer ins Gesicht und sagte „Nennen sie mich Kent ... Clark Kent!“ - „Hallo Clark Kent!“ antwortete die Halle im Chor. Der Vorsitzende sah ihn weiter fragend an und Herr Kent sagte nach einem kurzen Augenblick „Ach so … ja, – ja, ich kann ziemlich schnell fliegen - keine Sorge!“ Der Vorsitzende wandte sich den anderen zu und alle stellten sich vor. Die gute Fee hieß Joana und der ältere Herr Klaus. Der Glücksdrache sagte, sein Name sei Fuchur und dass er nicht genau verstehen und übersetzen könne, wie der schwarze Drache sich nannte. „Er meint, er hieße Zahnlos, oder so ähnlich ...“ sagte Fuchur.
„Gut!“ sagte der Vorsitzende feierlich „Zehn Gefährten sollt ihr sein ...“ Die Auserwählten erhoben sich nur ein kleines Stück in die Luft, gerade bis über die Köpfe der Anderen. Dann schauten die Zehn stolz zum Dach-Ausgang, der für die fliegenden Bewohner des Landes ganz oben in der Kuppel eingebaut war. Ganz plötzlich stotterte, spuckte und rauchte der Propeller von Karlsson und er fiel unsanft zurück auf seinen Hintern. Der Junge, der neben ihm stand, lachte und rief „Das stört keinen großen Geist!“ Der Vorsitzende sagte „Gut! Neun Gefährten sollt ihr sein ...“, aber da waren die Neun bereits durch den Ausgang oben in der Kuppel davongeflogen und machten sich auf die Suche nach dem Bösen Wolf …

Es dauerte bis zum nächsten Abend, dann kam die kleine Hexe Schrumpeldei allein zurück zur Halle. Sie schoss auf B.B.s Staubsauger durch den Dach-Eingang in die Kuppel und landete neben der Stiefmutter, dem Räuber und dem Zauberer. Alle, die noch in der Halle waren, und das waren immer noch ziemlich viele, lauschten gespannt, was die kleine Hexe zu berichten hatte.
Als der Staubsauger endlich abgestellt war, erzählte sie, dass die beiden Hexen den Wolf gefunden hatten. Er hatte weit im Süden, am Meer der Entspannung auf einem Sonnenstuhl am Strand gesessen und einfach Urlaub gemacht! Die kleinen Hexen hatten es geschafft, ihn zu überreden, ins Zentrum zu kommen und zu berichten, aber er hatte sich geweigert, mit ihnen zu fliegen. B.B. begleitete ihn auf dem langsameren Besen und hatte Schrumpeldei ihren schnellen Staubsauger gegeben, um ins Zentrum zu fliegen und zu berichten.

Alle warteten weitere zwei Tage, dann kam der Wolf. Er flog auf dem Glücksdrachen und wurde von dem schwarzen Drachen, der guten Fee, dem älteren Herrn und der anderen Hexe, dem fliegenden Pferd, dem großen Vogel und auch von dem Mann im Anzug begleitet. Alle landeten in der Mitte der Halle, der Wolf sprang vom Rücken des Glücksdrachens und bedankte sich. Dann setzte er sich hin und sagte „Hallo! Ich bin der Wolf!“ „Hallo Wolf!“ brüllte die ganze Halle erleichtert. „Ihr habt Fragen an mich?“

Das Irrlicht wurde wieder losgeschickt und blieb als erstes bei vier Schweinen stehen. Das größte Schwein stand auf und sagte „Ich bin Dick und das die drei kleinen Schweinchen! Wir wüssten eigentlich gerne erst einmal, was der Wolf gegen uns hat!“ Sofort entstand große Aufregung in der Halle „Frag nach dem Buch!“ rief einer und „Klärt das doch später!“ schrie eine andere.
Der Wolf bat um Ruhe, und weil alle hören wollten, was er zu sagen hatte, war es im Nu wieder ganz still „Ich hab gar nichts gegen euch“ sagte der Wolf „… ich konnte nicht zu deiner Geburtstagsfeier kommen, Dick, weil ich gearbeitet habe. Es hat nichts mit dir zu tun, oder damit, dass du ein Schwein bist und in einem Saustall wohnst!“ Aus der Menge rief jemand „Nächste Frage!“ und das Irrlicht raste wieder los und blieb bei drei Gespenstern stehen. „Wir sind Hui Buh, Casper und Spuki und wir wüssten gern, warum du

solche Gerüchte verbreitest?“ sagte einer der Geister und wieder wurde es unruhig in der Halle – aber nur kurz. Der Wolf schüttelte den Kopf und sagte „Ich habe überhaupt keine Gerüchte verbreitet – das habt ihr selbst erledigt. Ich habe nur hier und da von meinem letzten Job erzählt und damit habt ihr dann 'Stille Post' gespielt ...“
In der Menge wurde wieder getuschelt und geflüstert, während das Irrlicht zum Nächsten huschte. „Frag nach dem Buch!“ rief jemand, als das Licht vor einem rosaroten Panther stehenblieb, der sich kurz verbeugte und dann sagte „Für die, die mich nicht kennen – ihr könnt mich Paulchen nennen! Ich für meinen Teil würde sagen, Alle hier wollen das Gleiche fragen: Und unser aller Gesuch betrifft allein das Buch!“
„Also ...“ sagte der Wolf „damit es keine Gerüchte mehr gibt und ihr es alle direkt von mir selbst hört, erzähle ich euch, was ich weiß. Ich wurde für die alte Geschichte vom Wolf und dem Hund verpflichtet – was für mich als Wolf natürlich eine meiner Lieblings-Geschichten ist. Ich hatte mich schon auf einen kurzen Arbeitstag eingestellt, denn wenn diese Geschichte heute noch auftaucht, dann nur als kurze Erwähnung oder Andeutung in anderen Geschichten, die eigentlich nichts mit Wölfen zu tun haben. Aber in diesem Buch war es anders. Meine Geschichte bekam einen eigenen Titel und ich bekam eine Menge Text … die von euch, die schon in verschiedenen Geschichten waren, wissen ja, dass wir immer eine mehr oder weniger gute Verbindung mit denen eingehen, die sich die Geschichte gerade ausdenken. Das war hier nur einer …!“
Ein kurzes Raunen ging durch die Menge. Der Wolf nickte und sprach weiter „ … und als der Selbe mich dann auch noch gebeten hat, für eine Zeichnung zu bleiben, war ich natürlich neugierig. Während er mich gezeichnet hat, habe ich ihm Fragen stellen können. Er war sehr freundlich zu mir, denn er sagte, er hatte sein ganzes Leben eine besondere Beziehung zu Wölfen und Hunden. Er erzählte mir, er habe das Buch einzig und allein für seinen Sohn geschrieben, damit der die Geschichten lesen kann, wenn sein Vater nicht mehr da sein kann, um sie ihm selbst zu erzählen!“
Wieder war ein Raunen zu hören, aber diesmal hielt es an. Es wurde getuschelt und geflüstert, geschluchzt und geschimpft. „Das Buch ist schon fertig?“ fragte einer und „Wie rührend!“ seufzte eine andere.

Dann brüllte irgendwo jemand „WIR WOLLEN INS BUCH!“ und ein Anderer schrie zurück „WIR SIND DAS BUCH!“ dann riefen beide zusammen „WIR SIND DAS BUCH!“ und wieder „WIR SIND DAS BUCH!“. Sie riefen es wieder und wieder und immer mehr fielen mit ein und riefen auch.

B.B. stand auch nach einer Weile auf. Es hatte einen Moment gedauert, bis die Nachricht von dem, was um sie herum bereits geschah, auch in ihrer Kugel aufgetaucht war. Sie nahm sich die Kopfhörer aus ihren Ohren und rief mit.
Schrumpeldei und die Stiefmutter blieben auf dem Boden sitzen und sahen sich verständnislos an „Was soll das jetzt bringen?“ fragte Schrumpeldei und der Zauberer antwortete „Die wollen sicher nur kurz Dampf ablassen.“

Der Tumult legte sich so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Wolf war kopfschüttelnd aufgestanden und langsam in Richtung des südlichen Ausgangs gegangen.
„Warte noch, Wolf“ rief ein junger, abgemagerter Mann, der nur ein schmutziges, gelb-oranges Tuch gekleidet war. Der Wolf blieb stehen, drehte sich dann zu ihm um und fragte „Wer bist du?“ Der jungen Mann lächelte und sagte „Es spielt zwar keine Rolle, aber mein Name ist Siddhartha … bitte: was weißt du über das Buch, weiser alter Wolf?“ Der Wolf setzte sich wieder und sagte „Ihr habt mir nicht zugehört, oder mich nicht verstanden. Es gibt Dinge, die könnt ihr nicht mit einem Aufstand lösen. Es gibt Dinge, da helfen keine Adelstitel und keine bevorzugten Positionen. Es gibt sogar Dinge, da können nicht mal Familie oder Freunde helfen. Es sind Dinge, die jeder von uns selbst tun muss …“
Der Wolf sah den jungen Mann an und sagte leise „Wir beide kennen uns noch nicht, wenn ich mich recht erinnere …!“, dann drehte er sich um und warf einen langen Blick in die Runde, die um ihn herumstand, bevor er lauter sagte „ … aber ich kenne viele von Euch. Es gibt viele von Euch, deren Karrieren in den Geschichten der Menschen gar nicht möglich gewesen wären ohne mich – den bösen, bösen Wolf!“ Er sah sich um und fragte „Wo sind die sieben Geißlein?“ Von weit her trug die Kuppel die Antworten zu allen Ohren: sieben Mal „Hier!“ Der Wolf fragte „Würde sich heute noch jemand an Euch Geißlein erinnern, wenn ihr einfach nur gewartet

hättet, bis Mama von Einkaufen gekommen wäre …?“ Die Kuppel blieb still. Irgendwo kicherte jemand. Der Wolf nickte und sagte „Eben! Oder du ...“ knurrte der Wolf ein junges Mädchen mit einer roten Mütze an „Rotkäppchen! Du verkaufst bis heute die Geschichte, dass du ja nur mal schnell zu Oma wolltest. Mal abgesehen davon, dass sich ohne mich, den bösen Wolf, niemand außer dir selbst je an diesen Ausflug erinnert hätte, weißt du ja am Besten, wie es wirklich war!“ Das Mädchen schaute beschämt auf ihre Schuhe. Der Wolf kicherte und sagte „Ich mach dir doch keinen Vorwurf. Du hast dir diese Geschichte doch nicht ausgedacht, du hast ja nur darin mitgespielt. Du warst jung und ich brauchte das Geld!

Aber Rotkäppchen und jeder andere hier weiß auch, warum er, sie oder es ausgewählt wurde, um in einer bestimmten Geschichte mitzumachen – es liegt nur an dem, was wir tun … was wir sind! Und zwar an dem, was jeder einzelne von uns selbst tut. Wir können es zusammen tun oder allein tun, können es sofort tun oder später, wichtig ist nur, dass wir etwas tun! Etwas, das erzählt oder aufgeschrieben wird und das sich die Leute dann vorstellen können.“

Eine kleine, gelbe Ente watschelte auf den Wolf zu und weil sie ja in der großen Versammlungs-Halle waren, schien sie keine Angst zu haben. Als sie vor dem Wolf stand und zu ihm aufsah, sagte sie mit einem leicht holländischen Akzent, der vom Dach der Halle widerhallte „Aaber wir ssinnd doch allle schon in Chäschichten cheweijssen, die auch auf-cheschrieben woaden sin … wir habe allle etwas chetaan!“

Der Wolf lächelte die Ente an und sagte „Das stimmt schon, kleine Ente … irgendwas haben wir alle getan! Und ihr Enten habt es einfach … ihr müsst nur niedlich sein, oder niedlich sprechen und wenn ihr nicht niedlich genug seid, dann zieht ihr einfach einen Matrosen-Anzug an und schon kommt ihr in hunderte Geschichten und in Millionen Köpfe. Aber das bedeutet eigentlich nichts … überhaupt nichts!“ Die Ente sah den Wolf traurig an und der Wolf sah genauso traurig zurück. Er nickte langsam und sagte leise „Das gilt sogar für mich!“ Wieder ging ein leises und kurzes Raunen durch die Halle. „Glaubt mir ...“ sagte der Wolf wieder lauter „wenn ich euch versichere, dass ich in mehr Geschichten mitgespielt habe als die Allermeisten hier. Ich bin im Laufe der Zeit in mehr Köpfen

und Vorstellungen gewesen als alle Anwesenden. Könnt ihr euch vorstellen, dass ich früher einmal der gute Wolf war und weltweit Erfolg damit hatte?“ Kein Raunen, kein Flüstern war zu hören - nur hier und da hustete jemand. Der Wolf setzte sich hin und rief „Ja, so war das früher … die Menschen der Urzeit haben uns bewundert, haben uns nachgeeifert, manche wollten sogar sein wie wir und nannten sich selbst nicht mehr 'Menschen' sondern 'Wölfe'. Das waren goldene Zeiten für mich … ich war der listige Jäger, der stolze Held oder das gute Beispiel für ein Leben mit der Natur.“ Der Wolf seufzte: „Aber diese Zeiten sind lange vorbei. Heute bin ich fast nur noch der böse Wolf, manchmal auch der arme Wolf oder sogar der verblödete Wolf, aber niemand sieht mich mehr als das, was ich bin …“

Er sah traurig auf den Boden. Die holländische Ente machte zwei Schritte zwischen seine Pfoten und sah von unten in seine Augen, in denen Tränen standen. Mit ihrem lustigen Dialekt sagte sie leise „Aaber wass bisst du dänn würklijch?“ Der Wolf lächelte die Ente an, dann hob er den Kopf und sagte „Ich bin der freie Wolf!“

Wieder tuschelten einige und andere kicherten. Der Wolf sprach einfach weiter „Der Wolf ist früher ein Zeichen der Freiheit für die Menschen gewesen. Von mir haben die Jäger in der Urzeit gelernt, den Wild-Herden mit den Jahreszeiten zu folgen und ihr Jagdgebiet ganz frei zu verändern. Die Menschen verdanken mir so viel, aber sie haben es irgendwann einfach vergessen. Heute bin ich für sie nur ein Zeichen für das Böse. Der Teufel versteht wahrscheinlich, was ich meine...“ Von irgendwo antwortete eine tiefe Stimme „Ich bin auch ein gefallener Engel!“ Der Wolf nickte und fuhr fort „Seid also gewarnt. Wenn ihr die tollen Helden in den Köpfen der meisten Menschen seid und von ihnen abgöttisch geliebt und bewundert werdet, dann genießt es, solange es dauert! Die Menschen vergessen und verändern ständig alles. Was in der letzten Generation noch wahr gewesen ist, muss für ihre Kinder schon nicht mehr stimmen und deren Kinder glauben vielleicht schon wieder etwas ganz anderes. Und seid auch gewarnt, dass es den Menschen nicht einfach nur reicht, euch aus ihren Köpfen zu verbannen! Nein, meistens denken sie sich auch noch Geschichten als Begründung aus, warum der Held von Gestern nun doch der ganz böse Feind von Heute und das bemitleidenswerte Opfer von Morgen sein müsse. So sind sie eben!“

Betretenes Schweigen herrschte, nachdem der Wolf nichts mehr sagte. Ein kleines, dunkelhaariges Mädchen in einem roten Kleid drückte sich zwischen denen durch, die direkt um den Wolf herumstanden. Er war aufrecht sitzend ein Stück größer als sie. Das Mädchen stellte sich hinter die holländische Ente und als niemand etwas sagte, leuchteten ihre roten Bäckchen auf und sie fragte leise „Darf ich bitte auch etwas fragen!“ Die Ente ging ein paar Schritte zur Seite, das Irrlicht kam herbeigeeilt, der Wolf lächelte das Mädchen freundlich an und fragte „Was möchtest du wissen, Kleine?“

Das Mädchen sah zu ihm auf und fragte mit großen Augen „Wie hast du es denn geschafft, dass sich doch jemand an den guten Wolf erinnert?“ Der Wolf lächelte noch mehr, hob eine Vorderpfote und sagte „Das ist eine sehr kluge Frage! Wie heißt du denn, mein Kind?“ Das kleine Mädchen griff nach der erhobenen Pfote, schüttelte sie leicht und sagte fröhlich “Ich bin die Heidi!“ dann überlegte sie kurz und sagte ernst „ ...aber nicht die Freundin vom Pinocchio.“ dann überlegte sie wieder und sagte - wieder fröhlich „... dann bin ich eher die Freundin vom Peter!“

Der Wolf nickte und legte sich hin, damit sie nicht die ganze Zeit zu ihm heraufschauen musste, dann fragte er „Gut. Heidi! Darf ich dich bitte auch etwas fragen, bevor ich dir antworte?“ Heide nickte und lachte. Der Wolf sah zu Rotkäppchen und ließ sie nicht aus seinen wachen Augen, als er Heidi fragte „Gehst du manchmal allein in den Wald?“ Heidi überlegte und schüttelte den Kopf „Nicht ohne den Peter!“ sagte sie schließlich. Der Wolf zwinkerte Rotkäppchen zu und fragte wieder Heidi, wobei er aber Rotkäppchen ansah „Und was würde dieser Peter machen, wenn ihr im Wald dem Wolf begegnet? Würde der sich mit dem Wolf unterhalten?“ Heidi lachte wieder „Nein, der Peter ist Ziegen-Hirte, der würde sicher weglaufen!“ - „Und was würdest du machen?“ Heidi hörte plötzlich auf zu lachen und sah den Wolf mit großen Augen an, dann sagte sie leise „Ich würde bestimmt auch weglaufen!“

Rotkäppchen, die immer noch vom Wolf angesehen wurde, sagte nichts, sie wackelte nur leicht mit dem Kopf und streckte dem Wolf die Zunge raus. Der lächelte einfach weiter und sah wieder zu Heidi, dann sagte er laut „Ein gute Antwort! Du bist ein kluges Mädchen!“ Heidi lachte wieder und Rotkäppchen verdrehte die Augen.

„Um deine Frage zu beantworten, Heidi … und auch deine Frage, Rotkäppchen …“ alle sahen Rotkäppchen an. Jeder wusste, dass Heidi wissen wollte, wie der Wolf es geschafft hatte, als guter Wolf in das Buch zu kommen. Aber niemand wusste, dass Rotkäppchen ihn überhaupt etwas gefragt hatte. Die schüttelte nur den Kopf und sagte noch immer keinen Ton! Alle wandten sich wieder dem Wolf zu und der sagte „Also, um eure Fragen zu beantworten: „Ich weiß es nicht, aber es ist sicher lohnend, es zu versuchen! Heidi, wenn du wissen willst, was du selbst tun kannst, dann würde ich sagen, mach so weiter, wie bisher und sei so, wie du bist: Freundlich und neugierig, aber in gewissen Momenten auch entschieden oder vorsichtig. Du machst das alles schon sehr gut. Um dich muss ich mir nicht so viele Sorgen machen!“ Heidi verbeugte sich und lächelte verlegen.
„Aber um euch anderen mache ich mir wirklich große Sorgen!“ rief der Wolf und sah in die Runde um ihn herum. „Die Tatsache, dass alle auf die Gerüchte gehört haben, statt mich einfach selbst zu fragen, was los ist … das macht mir Sorgen. Mit dem was ihr hier tut, kommt ihr vielleicht gerade noch in eine Geschichte dieses einen besonderen Buches, das von einem Vater eigens für seinen Sohn geschrieben wurde … aber selbst das bedeutet nichts … überhaupt nichts!“
Die Kuppel blieb völlig still – es war nicht einmal mehr ein Husten zu hören. Der Wolf machte eine kurze Pause und sagte dann „Es kommt doch nicht darauf an in ein Buch hineingeschrieben zu werden, sondern wieder daraus herausgelesen werden!“ Immer noch Stille. Der Wolf schüttelte den Kopf und sein dichtes Fell im Nacken schlackerte hin und her „Versteht ihr denn nicht ?“ fragte der Wolf und dann sagte er nach einer kurzen Pause „Ich habe es auch erst verstanden, als ich den Vater, der das Buch schrieb, wiedergetroffen habe. Er wollte noch eine zweite Zeichnung von mir machen. Eine Illustration von einem Hund, der sich im Wasser spiegelt und weil ich einem Hund, den er kannte, so ähnlich sehe, sollte ich diesen Hund spielen. Ich habe natürlich gern zugesagt … und ja – ich habe auch noch versucht, mehr über das Buch herauszufinden. Zumindest dachte ich, ich könne mehr über das Buch herausfinden. Er hat mich gezeichnet und in der Zwischenzeit habe ich ihn über das Buch ausgefragt.

Als Wolf wollte ich natürlich wissen, warum er einen so positiven Eindruck von Wölfen und Hunden hatte. Ich werde jetzt nicht angeben und euch mit dem langweilen, was er gesagt hat … ich sage euch nur, was ich wirklich herausgefunden habe: Es ist die Wahrheit: Wenn man von hier im Geschichten-Land nur Einem etwas Gutes beibringt, dann hat man die Welt schon verbessert! Jeder hat es selbst in der Hand. Wenn ihr wirklich einzig seid, einen eigenen Weg geht und wirklich etwas zu sagen habt, dann werden die Menschen das nicht vergessen! Nicht mal nach den Tausenden von Jahren, in denen fast alle das Märchen vom bösen Wolf glaubten – die Wahrheit überlebt auch so etwas!“
Es war immer noch still in der Halle. Der Wolf setzte sich wieder aufrecht hin, sah hoch in die Glaskuppel, als wolle er zu Allen gleichzeitig sprechen, dann sagte er leise „Seht ihr diesen schönen, weißen Himmel da draußen und die Buchstaben-Wölkchen, die in langen Zeilen darüber ziehen?“ Fast alle in der Halle, zumindest die, deren Hälse und Augen das zuließen, sahen nach oben in die Wolken. „Ich glaube ganz fest daran,“ sagte der Wolf „und niemand wird mich je vom Gegenteil überzeugen können: Irgendwo da oben in diesem fantastischen, weißen Himmel ist der Eine! Der Leser, für den das eine Buch - das ihr alle so wichtig findet - geschrieben wurde. Er liest es vielleicht irgendwann! Er liest es vielleicht schon jetzt gerade. Oder jemand liest es ihm und anderen vor. Vielleicht liest oder hört er, was wir gerade machen und vielleicht liest oder hört er genau jetzt, was ich sage ...“
Nun war wieder ein aufgeregtes Murmeln zu hören.
„Ich empfehle euch,“ sagte der Wolf und sofort kehrte wieder völlige Ruhe ein „ich empfehle euch allen, einfach zu sein, wie ihr eben gerade seid. Bei mir hat es geholfen und bei der kleinen Heidi hier hilft es wahrscheinlich auch. Seid einfach echt! Seid einfach euer eigenes Selbst! Wenn der Leser dann über eure Geschichten stolpert, und sie ihn gut unterhalten und er Spaß daran hat, dann bleibt er vielleicht sogar bis zum Ende eurer Unterhaltung. Wenn euch das reicht, dann könnt ihr dabei bleiben – dann seid ihr eben Unterhaltung. Aber in hundert oder tausend Jahren seid ihr dann vielleicht nicht mehr so unterhaltsam, weil die Mode sich wieder geändert hat und dann verbrennen sie euch in ihren Geschichten oder direkt eure Bücher in ihrer Welt.“

Als der Wolf das gesagt hatte, war die Aufregung groß. „Beruhigt euch!“ sagte der Wolf „Bücherverbrennungen sind schon eine Weile nicht mehr in größeren Mengen vorgekommen und vielleicht tun sie es diesmal wirklich nicht mehr! Aber als alter Wolf, der schon lange in der Geschichte der Menschen seine Rollen spielt, sage ich: Ich mache mir Sorgen um Euch. Der Leser wird euch nur dann nicht vergessen, wenn ihr wirklich etwas zu sagen hattet. Die Wahrheit funktioniert am Besten … deshalb rate ich euch nur: Seid einfach ehrlich, denn ihr könnt nie wissen, wann euer Zeitpunkt gekommen ist, eurem Leser zu begegnen. Dann wollt ihr wahrscheinlich nicht nur unterhaltsam sein, sondern auch etwas Echtes zu sagen haben oder euch anders in die Erinnerung bringen, deren positives Bild auch tausend Jahre überdauert!“
Wieder war es ganz still.
Die kleine gelbe Ente fluchte auf holländisch „Lezerverdomme!“ und fragte den Wolf dann „Waass ssolllen wür dänn jetz maache?“ Der lächelte und sagte „Geht nach Hause und lebt so, als könntet ihr jeden Moment eurem Leser begegnen, der euch vielleicht schon heute Abend neugierig über die Schulter schaut und wissen will, was ihr zu sagen habt … wartet einfach auf euren großen Moment – er wird schon kommen und wenn ihr aufmerksam genug seid, dann bekommt ihr es vielleicht sogar mit.“
Der Wolf stand auf und streckte sich ausgiebig. „Ich geh jetzt nach Hause und schlafe etwas, denn der Flug auf dem Drachen hat mich müde gemacht. Ihr könnt euch ja weiter versammeln, aber für mich ist es genug heute. Mach's gut kleine Ente, und du auch, Heidi!“
Der Wolf ging langsam durch die Halle zum südlichen Ausgang und niemand sagte auch nur ein Wort, bis er verschwunden war …

Wie diese Geschichte und überhaupt alle Geschichten in deinem Kopf weitergehen, kannst Du ganz allein entscheiden … mit deiner Fantasie, Deiner Vorstellungskraft oder in Gedanken-Experimenten.

Viel Spaß ...

ANHANG / APPENDIX

Bücher, die ich Dir schenkte, ... :

<u>6-8 Jahre</u>

Einen (Bild-) Atlas

Wie der Elefant die Freiheit fand – Jorge Bucai

Urmel aus dem Eis, … – Max Kruse

Der Mondmann / Otto-Autobiografie eines Teddybären – Tomi Ungerer

Das Dschungelbuch – Rudyard Kipling

Immer dieser Michel (Lönneberga), Ronja Räubertochter – Astrid Lindgren

Pu der Bär – A.A. Milne

Die kleine Raupe Nimmersatt – Eric Carle

Die Abenteuer des Pinocchio – Carlo Collodi

Das Schulgespenst – Peter Abraham

Peter Pan – J.M. Barrie

Geschichten aus 1001 Nacht

Robbi, Tobbi und das FliWaTüt – Roy Lornsen

Ivanhoe / Der Pirat – Walter Scott

Robin Hood, Pfeile gegen Barone – Geoffrey Trease

Timm Thaler und das verkaufte Lachen – James Krüss

Drachenzähmen leicht gemacht / Handbuch für Helden – Cressida Cowell

Der Löwe ist los – Max Kruse

Oh, wie schön ist Panama / Komm, wir finden einen Schatz – Janosch

8-10 Jahre

Emil und die Detektive / Das fliegende Klassenzimmer – Erich Kästner

Der Wind in den Weiden – Kenneth Grahams

Die Schatzinsel – Robert Louis Stevenson

Die Abenteuer-Serie ... – Enid Blyton

Bei der Feuerwehr wird er Kaffee kalt – Hannes Hüttner

Standhafter Zinnsoldat / Kleine Meerjungfrau – Hans-Christian Andersen

Gullivers Reisen – Jonathan Swift

Die rote Zora und ihre Bande – Kurt Held (Kläber)

Weihnachtsgeschichte / Oliver Twist / Zwei Städte – Charles Dickens

Reise um die Welt / Tom Sawyer ... / Huckleberry Finn … – Mark Twain

Der Ruf der Wildnis / Wolfsblut – Jack London

Robinson Crusoe – Daniel Defoe

Der letzte Mohikaner / Lederstrumpf-Serie … – James F. Cooper

Die kleine Hexe / Das kleine Gespenst / Krabat – Otfried Preußler

Märchenmond – Wolfgang Hohlbein

Unten am Fluss – Richard Adams

Drachenreiter – Cornelia Funke

Alle Bücher – Karl May

Alle Bücher – Michael Ende

10 - 12 Jahre

Die Möwe Jonathan – Richard Bach

Alice im Wunderland – Lewis Carroll

Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson – Selma Lagerlöf

Die Farm der Tiere – George Orwell

Die Vorstadtkrokodile – Max von der Grün

Tarzan – Edgar Rice Burroughs

Die drei Musketiere – Alexandre Dumas

Krambambuli – Marie von Ebner-Eschenbach

Rosa Riedl, Schutzgespenst – Christine Nöstlinger

Dr. Doolittle und seine Tiere – Hugh Lofting

Der Zauberer von Oz – L.Frank Baum

Die Artus-Sage

Die Nibelungen-Sage

Alle Bücher – Jules Verne

Alle Werke – Äsop

Alle 'Bücher' Asterix & Obelix / Tim & Struppi

NACHWORT / EPILOG

Ich wollte Dir noch so viele Geschichten schreiben. Die über den kleinen Nagel, der immer vorwitzig herausstand, weil er etwas mehr sehen und erleben wollte, aber immer wieder vom Hammer eingeschlagen wurde. Oder die Geschichte von dem kleinen Knappen, der zum jüngsten Ritter aller Zeiten geschlagen wurde und dann in 80 Jahren um die Welt reiste, um als erster Europäer Amerika von Asien aus zu entdecken und am Ende von Neufundland mit Leif Erikson wieder nach Hause segelte. Die Geschichte von dem König, der etwas wollte, das ihn glücklich machte, wenn er traurig war und traurig machte, wenn er glücklich war und der dann nur einen Ring bekam, in dem eingraviert war „Auch dies wird vorübergehen!“. Die Geschichte von dem Streit der beiden Jungs auf dem Spielplatz und wie dieser Streit nach und nach in einen Krieg eskaliert. Die Geschichte von dem friedlichen Stier, der eines Tages von einer Biene gestochen wild über das Feld rennt und deshalb von Talentsuchern zum Stierkampf gebracht wird. Die Geschichte von dem Alchemisten, der einem Traum einmal um die Welt folgt, um seinen Schatz dann genau da zu finden, wo er losgegangen war. Und die Geschichte des Universums, die uns erzählt, dass nichts für die Ewigkeit ist.
Viele, viele Geschichten, die ich Dir alle am liebsten selbst erzählt hätte, wenn ich die Gelegenheit dazu bekommen hätte.
Alles ist immer in Bewegung und Veränderung und wer weiß, wenn wir nur genügend Abstand zu dem großen und ganzen Bild hätten, vielleicht könnten wir dann sehen, warum es möglicherweise doch ein Segen war.
Weil ich aber schon etwas von dem großen Bild gesehen hatte und wusste, dass mir nicht genügend Zeit gegeben wird, um Dir alle

Geschichten selbst zu erzählen oder die vielen guten Bücher der mehr oder weniger berühmten Autoren vorzulesen, habe ich die Zeit, die ich noch hatte, genutzt, um Dir vier Bücher zu schreiben. Dieses hier war Dein erstes Buch und ich hoffe, es hilft Dir in den kommenden sechs Jahren, bis Du Dein nächstes Buch bekommst. Zum Beispiel kann es Dir beim Lesen lernen helfen, wenn Du Dir dazu meine Hörbuch-Version anhörst und mitliest – oder lass es Dir von Deiner Mama vorlesen, denn das ist gut für Euch beide. Deiner Mama hat nämlich mal jemand aus eigenem Interesse eingeredet, dass sie nicht so gut lesen kann – aber dann hat sie angefangen, Dir abends Geschichten vorzulesen und nach ein oder zwei Jahren las sie so gut wie eine Deutsch-Lehrerin.
Mit Deinem zweiten Buch bekommst Du auch eine englische Übersetzung Deines ersten Buches, die Dir dann hoffentlich beim Englisch-Lernen behilflich ist und meine Interpretationen der Geschichten, die Du dann auch vielleicht bald gebrauchen kannst. Ich kann eben in der Zeit, die mir noch bleibt, an kaum etwas anderes denken … wie kann ich Dir noch helfen? Dabei will ich Dir nur helfen und nicht sagen, wie Du etwas machen sollst. Wenn also in der dritten Geschichte der Elefant zum ersten Mal beim Namen genannt wird, habe ich kurz vorher das Wort 'wach' eingebaut, damit du eine Idee bekommst, wie man das Wort Wiecho oder eben auch Viejo ausspricht. Aber ich habe nicht in Klammern dahinter geschrieben, wie man es aussprechen muss. Das bleibt Dir überlassen. Ich versuche nur eine Hilfe zu bieten. So wie in der letzten Geschichte, kurz bevor die kleine gelbe Ente mit niederländischem Akzent spricht, habe ich kurz vorher das Wort 'Dach' einfließen lassen. So klappt das mit der Hilfe am besten … wenn niemand bemerkt, dass überhaupt geholfen wurde. Du wirst also in meinen Büchern keine klugen Ratschläge finden, in denen steht, was Du tun und lassen solltest. Ich schreibe nur auf, was ich selbst gefunden habe und wovon ich denke, dass es mir in Deinem Alter geholfen hätte.
Bei den vielen, vielen Buchstaben und Worten, aus denen ich für Dich Sätze gemacht und den vielen Sätzen mit denen ich für Dich Geschichten geformt habe, haben sich bestimmt hier und da kleine Fehler eingeschlichen, die ich beim besten Willen nicht finden kann. Weil ich die Geschichten selbst geschrieben habe, korrigiert mein

Gehirn Fehler beim Lesen oft automatisch und ich bemerke die kleinen Fehler gar nicht. Weil es aber mein Buch für Dich ist, habe ich versucht, was ich nur konnte, um alles genau zu prüfen, was ich Dir schreibe – auch die Fakten: Entweder habe ich es selbst gesehen, wie den Formations-Zug der Störche über dem Roten Meer. Oder ich habe es nachgeprüft, wie die wirkliche die Herkunft der Schildbürger. Oder ich habe es selbst erst für Dein Buch gelernt, wie die Worte der Nemenee.
Nun gibt es aber immer Leute, die das, was sie zu wissen glauben, für unbedingt richtig halten. Zum Beispiel glauben viele Menschen, sie würden sich genau in der Nomenklatur (dem Namens-Verzeichnis) der Tiere auskennen und es sei ganz einfach: Krokodile lebten am Nil, Alligatoren in Florida und Kaimane im Amazonas … was aber so nicht ganz richtig ist. Der Kaiman aus der Panther-Geschichte gehört zur Familie der Alligatoren und die gehören, wie alle Alligatoren zur Ordnung der Krokodile und die sind alle Reptilien und so weiter. Der Kaiman ist also auch ein Alligator und ist auch ein Krokodil. So wie Du ein Kölner bist, aber auch ein Rheinländer, ein Deutscher, ein Europäer und ein Erdenbürger. Wenn Du Dich also irgendwann einem netten Außerirdischen vorstellst, dann sagst Du ihm wahrscheinlich nicht als erstes, dass Du Kölner oder Rheinländer bist. Ich erinnere mich gut an den besser-wissenden Herrn, der mich fachmännisch korrigierte, dies sei kein Kamel, sondern ein Dromedar. Etwas fachmännischer musste ich ihm dann erklären, warum nicht jedes Kamel ein Dromedar, jedes Dromedar aber immer auch unbedingt ein Kamel ist, weil es eben zur Familie der Kamele gehört. Aber das sind andere Geschichten, die in Deinen anderen Büchern erzählt werden. Ich habe jedenfalls sehr viele Besserwisser getroffen, aber nur wenige, die es wirklich besser wussten.
Es kann auch sein, dass Du Menschen triffst, die aus irgendeinem modischen Grund glauben, gerade bestimmte Worte, die in diesem Buch vorkommen, nicht benutzen zu dürfen. Meist, weil bestimmte Menschen anderen Menschen etwas besonders Schlimmes antun, wird dann nicht dieses Verbrechen wiedergutgemacht, sondern einfach das 'böse' Wort nicht mehr gesagt. Das soll dann auch irgendwie den Opfern helfen, solange sie weiter auf eine faire, respektvolle und gleiche Behandlung warten müssen. 'Araber' ist so

ein Beispiel, aber auch 'Indianer'. Das geht schon so weit, dass ich als weißer Mensch nicht schreiben sollte, dass der Sklave, den die Texaner aus Ghana entführt haben, schwarze Haut hatte. Ich kann als Deutscher eigentlich auch nur sehr schwer einen Menschen jüdischen Glaubens einen Juden nennen. Und als männlicher Mensch soll man sogar nicht mehr 'man' schreiben … in Deinem Buch habe ich die Ureinwohner Nord-und Süd-Amerikas auch manchmal Indianer genannt, habe sie aber mit Fairness, Respekt und Gleichheit behandelt und daher denke ich, dass sie das genauso in Ordnung finden wie die Araber. Mein Freund Faiz, ein Beduine des El-Mesena-Stamms im südlichen Sinai, sagte einmal täglich „Gott sei Dank bin ich Araber! Al Hamdul ill Allah anna Arab!“ Die Indianer sprechen zu Recht voller Stolz von den Indianischen Nationen und nicht von Eingeborenen oder Ureinwohnern.
Viele schwarze Menschen nennen sich selbst ebenso stolz Neger, sogar, wen sie nicht wie die ersten Neger-Sklaven aus dem Niger-Delta geraubt wurden. Seit ich Dich auf dem Blücher-Park-Spielplatz in Köln mit Kindern aus allen Kulturen habe spielen sehen, habe ich Hoffnung für Dich und auch für die Kinder der Araber und Indianer, dass ihr Euch irgendwann gemeinsam lachend Bleichgesichter, Kameltreiber und Rothäute nennen könnt und dabei doch fair, respektvoll und gleich seid … eben die besten Freunde.
Genauso, wie ich die Hoffnung habe, dass Du irgendwann selbst herausfindest, was wahr und richtig ist und was nicht und dass ich Dir - meinem allerliebsten Menschen - niemals absichtlich oder fahrlässig etwas Unwahres oder Falsches geschrieben habe … nicht mal in den Geschichten, die in diesem ersten Buch noch alle mit Hilfe der Vorstellungskraft ausgedacht sind. Wenn ich etwas nicht so genau weiß, dann schreib ich das auch nicht so genau hin. Ungefähr zwanzig Jahre, bevor ich mich hingesetzt habe, um Dir Deine Bücher zu schreiben, hatten an nur einem Abend über sechs Millionen Menschen gehört, was ich geschrieben hatte und seither war ich immer ziemlich aufgeregt, wenn meine Beiträge über die Fernseh-Sender liefen. In den zwanzig Jahren darauf kamen noch viele Millionen Menschen und viele Stunden Text dazu, aber ich war nie so aufgeregt, so bestrebt und so hingebungsvoll, wie in dem, was ich nur für Dich geschrieben habe – Du gibst mir mein größtes

Lampenfieber. Ich habe Herzklopfen und feuchte Hände, wenn ich schreibe und daran denke, dass Du meine Zeilen irgendwann liest.
Es ist, wie an den Abenden des 05. April der Jahre 2009, 2010 und 2011 - wenn ich spät am Abend vor Deinen Geburtstagen schon Deine Geschenke aufgebaut habe und dann selbst die ganze Nacht so aufgeregt war, dass ich nicht schlafen konnte, weil ich mich so darauf gefreut habe, wie Du Dich am Morgen darüber freuen wirst.
Ich wünschte wirklich ich hätte mehr Zeit gehabt, um mir mit diesem Buch noch mehr Mühe für Dich zu geben … vor allem mit den Illustrationen und in der Länge der Geschichten – aber ich hoffe, Du lernst schnell an den richtigen Stellen in den Geschichten eine Pause einzulegen und Deine Vorstellungskraft zu nutzten, um Dir selbst mehr Einzelheiten zu erzählen, oder vielleicht entwickelst Du sogar eigene Gedanken-Experimente daraus. Was haben die drei Panther noch alles auf dem Schiff Esperanza erlebt, als sie es für drei Wochen gekapert hatten? Wie hätten die Menschen auf seiner Majestät Schiff Erde doch noch sich, das Schiff und den Schatz retten können? Was treiben wohl Bea, Dellon, El-Wie-Jächo und die Komantschen heute?
In meiner Fantasie und in Deiner Vorstellungskraft können sogar wir uns immer besuchen, wann immer wir das wollen und ich verspreche, ich werde dort immer auf Dich warten und soweit mir das möglich ist, über Dich wachen. Wenn Du dann vor irgend etwas ein ganz besonders gutes oder besonders ungutes Gefühl hast, dann bin ich das vielleicht, der versucht, Dir etwas mitzuteilen … meist wird es wahrscheinlich nur bedeuten: 'Denk lieber noch mal drüber nach' oder 'Das wird toll, ich wünsche Dir viel Spaß!', aber ich werde mit allem immer nur meinen:
Ich liebe Dich mehr als alles Andere!
Deshalb bin ich sehr traurig, dass ich Dir nicht mehr hinterlassen kann, als Deine vier Bücher … auch wenn ich hoffe, dass es letztendlich eine ganze Menge mehr bedeuten wird, als ich hineingeschrieben habe und sogar mehr als was Du herauslesen kannst.
Darüber hinaus - wenn auch noch nicht sehr weit darüber hinaus - gehört nun alles, was einmal mir gehört hat, Dir ganz allein.
Alles.
Von meinem Globus und den Bild-Atlanten, über alle anderen

Bücher und alles, was ich zurücklassen musste bis hin zu dem, was ich gemacht habe.
Dir allein gehören alle meine Texte, Ideen, Zeichnungen, Bilder, Fotos, Filme und Videos, die ich im Laufe meines Lebens gemacht habe, von denen ich Dir in Deinen nächsten drei Büchern mehr erzählen werde und die liebe Menschen hoffentlich bis dahin in Deinem Interesse sorgfältig für Dich bewahren werden.

Allein für dieses erste Buch habe ich über eine Million Tasten gedrückt (Diese Original-Ausgabe hat ganz genau eine Million und zweiundzwanzigtausendundachtundneunzig Stellen) und auch wenn Dich das irgendwie zum Millionär macht, wollte ich damit eigentlich nur sagen „Ich liebe Dich mehr als alles Andere !“
